





Gustav-Adolf-Stunden.

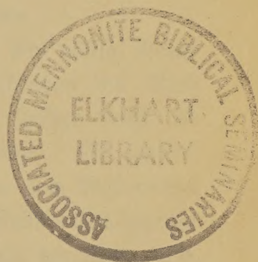
Sammlung
von Vorträgen über das Gustav-Adolf-Werk.

Ein Handbuch für die Freunde desselben.

Herausgegeben

von

Franz Blanckmeister,
Pastor in Dresden,
Herausgeber des „Sächsischen Gustav-Adolf-Boten“.



Leipzig.
Druck und Verlag von Fr. Richter.
1894.

Zur Einführung.

Zur dreihundertsten Wiederkehr des Geburtstags Gustav Adolfs bietet der Unterzeichnete den Freunden des Gustav-Adolf-Werks, namentlich den Geistlichen, ein kleines litterarisches Gustav-Adolf-Denkmal, einen Band „Gustav-Adolf-Stunden“ dar, zu welchem namhafte Theologen ganz Deutschlands Beiträge gespendet haben.

Der Herausgeber hat mit vorliegendem Werk ein völlig Neues gepflügt und für den Bedarf des praktischen Geistlichen ein Buch geliefert, wie es ähnlich in der litterarischen Welt bisher wohl oft genug gesucht worden ist, aber nicht zu erlangen war. Er glaubt, daß die Herausgabe eines solchen Buches nachgerade eine Notwendigkeit geworden ist, von den Freunden der Sache mit Wohlwollen begrüßt werden wird und dem Gustav-Adolf-Verein zum Segen gereichen kann.

Zur Förderung der Heidenmission werden in den meisten Kirchen der evangelischen Christenheit Missionsstunden gehalten, welche die heilige Sache, der sie gelten, zur Sache des Volkes zu machen wußten; es gilt mit Recht für ein Armutszeugnis, wenn eine Gemeinde noch keine Missionsstunden hat. Zur Förderung der Gustav-Adolf-Sache hat man noch nicht daran gedacht, ähnliche Vorträge einzurichten. Man hält nur höchstens in geringeren oder größeren Zwischenräumen einmal ein Gustav-Adolf-Fest; das aber genügt nicht entfernt zur Weckung und Pflege des Gustav-Adolf-Sinnes in unsern Gemeinden.

Längst hat der Unterzeichnete in dem von ihm herausgegebenen „Sächsischen Gustav-Adolf-Boten“ auf den berührten Uebelstand hingewiesen und die Frage aufgeworfen: „Warum keine regelmäßigen Gustav-Adolf-Stunden?“

Wenn Gustav-Adolf-Stunden bis heute in den allermeisten Gemeinden noch nicht bekannt sind, so beruht dies im wesentlichen auf dem Umstande, daß dieselben in der Litteratur bisher noch unvertreten

waren. Vielfache Anfragen an den Unterzeichneten, mannigfaltige Bitten um Nachweis von Stoff zu Predigten und Vorträgen über die Gustav-Adolf-Sache haben den Herausgeber und den Verleger veranlaßt, die offenbare Lücke in der Litteratur auszufüllen und den Freunden der Sache einen Band kirchlicher Vorträge über das Gustav-Adolf-Werk, sämtlich im Anschluß an einen Bibeltext, vorzulegen.

Daß Gustav-Adolf-Stunden in allen Gemeinden möglich sind, ist keine Frage. Man klagt so oft, daß man nicht wisse, wie man die Nachmittags- oder Abendgottesdienste abwechselungsreich und für die Gemeinde fruchtbar machen könne. Hier ist ein Weg, den man längst hätte betreten sollen. Man bestimme etwa vier oder sechs Sonntagnachmittage im Kirchenjahre zu Gustav-Adolf-Stunden, kündige dieselben jedesmal vorher ab, halte sie frisch und frei vom Lesepult oder von der Kanzel aus, lasse ein paar kernige Kirchenlieder singen, schließe mit einem kräftigen Gebet, verteile am Ausgang der Kirche geeignete Gustav-Adolf-Blätter — und man wird an dem Besuche dieser Stunden und an dem Ertrage der kleinen Gustav-Adolf-Kollekten, die man jedesmal sammelt, merken, welche Zugkraft diese Gottesdienste haben.

Daß Gustav-Adolf-Stunden nötig und segensreich sind, bedarf gleichfalls keines Beweises. Es ist hohe, ja es ist höchste Zeit, daß man das evangelische Volk mit den Leiden und Kämpfen unsrer evangelischen Brüder in Vergangenheit und Gegenwart bekannt macht und dadurch das geringe kirchliche Bewußtsein, das dürftig entwickelte evangelische Ehrgefühl stärkt. Vom Gustav-Adolf-Verein, seinen Zielen, Arbeiten und Segnungen wissen die Leute, bis in die höchsten Schichten hinauf, noch immer blutwenig. Hören sie etwas davon, so wird ihr Interesse geweckt, es wächst ihr kirchlicher Sinn, ihre Dankbarkeit gegen die eigne Kirche, ihre Freude am Evangelium und seiner Herrlichkeit, ihre Bekenntnistreue, ihre Opferwilligkeit gegen die darbenden Glaubensbrüder. Bei den Römischen läuft alles darauf hinaus, im Volk die Liebe und Pietät vor der Kirche zu pflegen; die Kirche ist dort alles. Wir Protestanten thun darin wenig oder nichts. Hierin Wandel zu schaffen, dazu sind Gustav-Adolf-Stunden wahrlich in hohem Maße dienlich.

Ein Blick in das vorliegende Buch wird den Leser hoffentlich überzeugen, daß es reichhaltig und praktisch ist. Die Reihenfolge der Vorträge schreitet vom Allgemeinen zum Besondern vorwärts und kann bei einem Cyklus von Gustav-Adolf-Stunden, den sich der Geist-

liche zu halten vornimmt, mit Nutzen festgehalten werden. In der Auswahl des Stoffes kommen alle Seiten und Gebiete der Gustav-Adolf-Sache zu ihrem Rechte. Was die Behandlung betrifft, so herrscht allerdings je nach der Eigenart der Verfasser eine ziemliche Mannigfaltigkeit, der eine liefert mehr eine Bibelstunde, der andre mehr einen historischen Vortrag, der eine redet mehr im Predigtton, der andre mehr im Tone des schlichten Berichtes — aber jeder versteht in seiner Weise zu fesseln, einzelne Beiträge nähern sich geradezu dem Ideal einer Gustav-Adolf-Stunde, und vielleicht dürfte gerade in seiner Mannigfaltigkeit der Reiz des Buches liegen.

Nichts wünschten wir lieber, als daß dies Ehrenbuch des Gustav-Adolf-Vereins, welches vom Herausgeber mit Liebe und Sorgfalt vorbereitet worden ist und vom Verleger im Verhältnis zu seiner Reichhaltigkeit zu außerordentlich billigem Preise und in schönster Ausstattung dargereicht wird, in den Händen vieler Freunde der Gustav-Adolf-Sache reichen Segen stiften möchte. Finden die Gustav-Adolf-Stunden dieses Bandes Anklang, so soll ihnen binnen kurzem ein zweiter Band folgen.

Des Herrn Gnade sei mit unsrer guten, heiligen Sache und auch mit diesem Buche, das ihr dienen will!

Dresden, am Tage der Schlacht bei Breitenfeld 1894.

Franz Blanckmeister.

Inhaltsverzeichnis.

1.

Gustav Adolf, der Retter des Evangeliums.

Von Pfarrer **Eduard Lamparter** in Nattheim, Württemberg.

---

1. Samuelis 25, 28: Du führest des Herrn Kriege; und laß kein Böses an dir gefunden werden dein Leben lang.

Das evangelische Deutschland hat im Jahre 1832 den zweihundertjährigen Gedächtnistag des Todes Gustav Adolfs in erhebender Weise gefeiert. Damals wurde dem großen Könige an der Stätte, an welcher einst sein Leichnam gefunden worden war, ein Denkmal errichtet. Aber mehr noch als das Denkmal von Erz legt der Bund der Bruderliebe, zu dem in jenen Tagen eine Schar evangelischer Christen sich die Hand gereicht und welcher den Namen Gustav Adolfs auf seine Fahne geschrieben hat, Zeugnis ab von der Dankbarkeit unsrer Kirche für das, was der Schwedenkönig einst an ihr gethan hat. Wieder rüstet sich die evangelische Christenheit, zu Ehren Gustav Adolfs einen Gedächtnistag festlich zu begehen, den 9. Dezember 1894, die dreihundertste Wiederkehr seines Geburtstags. Soll diese Feier zu einer unser evangelisches Volk wahrhaft durchdringenden und erhebenden sich gestalten, so muß ihm das Lebensbild des Königs und das Rettungswerk, das er an unsrer Kirche vollbracht hat, wieder vor Augen geführt werden, damit Gustav Adolfs Name, wie er längst in die Geschichte des protestantischen Deutschlands mit Flammenschrift geschrieben ist, so auch den Herzen unsers Volkes wieder eingeprägt werde. Daß wir seinem Gedächtnis solchen Dank und solche Verehrung schuldig sind, soll auch in dem folgenden Lebensbilde dargethan werden.

Aber dürfen wir jenes Wort, mit welchem einst eine edle Israelitin David für einen Helden und Streiter Gottes erklärt hat, auch für Gustav Adolf in Anspruch nehmen? Ist es in Wahrheit ein Krieg des Herrn, ein Krieg für die Sache und Ehre Gottes gewesen, welchen Gustav Adolf geführt hat? Oder haben vielleicht diejenigen recht, welche sagen, er habe ohne allen Grund, nur von Ehrgeiz und Eroberungssucht getrieben, die Brandfackel des Kriegs bis in das Herz Deutschlands getragen und Deutschland in eine Wüste verwandelt? Hat er für Gottes Reich und den Bestand unsrer Kirche gestritten,

dann ist er der größte evangelische Kriegsheld gewesen, der je gelebt hat; hätte er aber bei seinem Feldzuge nach Deutschland nur das Seinige gesucht, dann trüge der Gustav-Adolf-Verein mit Unrecht seinen Namen, und wir hätten keine Ursache, das Gedächtnis seiner Geburt und seines Todes dankbar zu feiern. Wenn es ein Krieg des Herrn war, den Gustav Adolf geführt hat, dann muß ihm sein Glaube und seine Liebe zu seinen Glaubensgenossen ein Hauptgrund zum Kriege gewesen sein, dann muß ihm auch auf der Höhe seiner Siegeslaufbahn der Schutz und die Erhaltung der evangelischen Kirche oberstes Ziel gewesen sein, dann muß er endlich auch in seinem ganzen Leben und bei seinem Kriegführen als ein wahrhaft frommer und gottesfürchtiger Fürst und Kriegsmann sich bewiesen haben. So zerlegen wir die uns gestellte Aufgabe in folgende drei Fragen:

1. Was hat Gustav Adolf zu seinem deutschen Feldzug veranlaßt?
2. Welches Ziel hat er dabei verfolgt?
3. Welchen Eindruck macht auf uns seine Persönlichkeit?

1.

Vielverbreitet ist die Meinung, Gustav Adolf habe in den ersten zwei Jahrzehnten seiner Regierung sich nur mit den Angelegenheiten seines Reichs und den Kriegen, die er zur Sicherung der schwedischen Grenzen gegen feindliche Nachbarn führen mußte, beschäftigt und den Vorgängen in Deutschland wenig Aufmerksamkeit geschenkt; dann als die Hilferufe seiner Glaubensgenossen aus Deutschland immer dringender an ihn ergingen, als er die ungeheure Gefahr, die dem Bestande der evangelischen Kirche in Deutschland drohte, erkannte und die verheerende Kriegsflut seinem Reiche sich näher und näher wälzte, habe er den heldenmütigen Entschluß zu seinem Feldzuge gefaßt. In Wahrheit aber hat Gustav Adolf vom Antritt seiner Regierung, welcher in das Jahr 1611 fällt, die politischen Ereignisse in Deutschland aufmerksam verfolgt. Er stand auch zu einer Reihe deutscher evangelischer Fürstenhäuser in verwandtschaftlichen Beziehungen. In seinen Adern floß das Blut eines edlen deutschen Fürstengeschlechts: seine Mutter Christine, die Tochter des Herzogs Adolf von Schleswig-Holstein, war eine Enkelin des Landgrafen Philipp von Hessen, des mutigen Vorkämpfers der Reformation. Deutschland selbst kannte Gustav Adolf von einer Reise, welche er im Jahre 1620 unter dem Namen eines Kapitäns Gars angetreten und auf welcher er besonders den Höfen zu Berlin, Dresden und Heidelberg Besuche abgestattet hatte. Wie bezeichnend ist es für den künftigen Retter des deutschen Protestantismus, daß er schon damals seiner Verwunderung und seinem Aerger über die reichen Städte und ausgedehnten Ländereien der katholischen Bischöfe im Herzen und im schönsten Teile Deutschlands Ausdruck gab: „Mein Herr," sagte der angebliche schwedische Kapitän zu einem pfälzischen Hofbeamten, „hätte diese Zügel und Kappzäume längst abgeworfen und die Opferkönige zum Gehorsam gebracht."

Ein neues Band zwischen ihm und dem evangelischen Deutschland wurde durch seine Verheiratung mit Marie Eleonore, der Tochter des Kurfürsten Hans Sigismund von Brandenburg, geknüpft. Aber mehr noch als durch alle verwandtschaftlichen Beziehungen fühlte er durch die gemeinsamen religiösen und politischen Lebensinteressen mit den Evangelischen in Deutschland sich verbunden. Ihm war es klar, daß es ein und dieselbe Gefahr sei, welche diesen von der habsburgisch-spanischen Dynastie und ihm von seinem Vetter Sigismund, dem Polenkönige, dem eifrigen Verfechter des Katholicismus im Norden Europas, drohe. Wiederholt trat er schon vor dem Ausbruch des großen Kriegs in Unterhandlungen mit den Fürsten der Union, und diese bemühten sich, die Bundesgenossenschaft des jungen Königs, dessen Kriegsruhm bald durch ganz Deutschland erscholl, sich zu sichern. Als dann der angehäufte Zündstoff in Böhmen zum Ausbruch kam, erkannte er sofort den Ernst der Lage. Er empfahl die deutschen Glaubensgenossen der Fürbitte seiner Unterthanen, er forderte die protestantischen Fürsten zur Einigkeit und zu thatkräftigem Handeln auf und erklärte sich bereit, mit dem Könige Friedrich von Böhmen in ein engeres Bündnis zu treten, „dieweil wir nunmehr eine Sache verteidigen und einen Feind bekommen werden“. Auch unterstützte er Friedrich mit Kanonen und Kriegsmaterial. Erstere sind bei der Schlacht am weißen Berg in die Hände des Baiernherzogs gefallen, aber Gustav Adolf holte sie sich zwölf Jahre später in München wieder. Die charakterlose Schwäche der Fürsten der Union und die Unentschlossenheit und Saumseligkeit Friedrichs machten Gustav Adolf jedes Eingreifen in den Kampf unmöglich.

Dennoch ließen das Unglück des Böhmenkönigs, die traurige Lage seiner Glaubensgenossen in Deutschland, die Hilferufe, die von diesen an ihn ergingen, im Jahre 1624 in ihm den Entschluß zur Reife kommen, seine Waffen nach Deutschland zu tragen. Er hat schon damals dem Könige von England und andern protestantischen Fürsten einen kühnen Feldzugsplan vorgelegt, welcher aber an der Abneigung Jakobs von England gegen Schweden und an der Eifersucht Dänemarks auf die heranwachsende Macht des benachbarten Reichs scheiterte. Jakob verweigerte dem Schwedenkönig die notwendigste Unterstützung; Dänemark sollte die Lorbeeren und Früchte eines deutschen Feldzugs einernten. Ohne Groll und Bitterkeit zog sich Gustav Adolf zurück, er konnte warten, bis seine Zeit gekommen war. In dem Kampfe mit seinem hartnäckigen polnischen Gegner bot sich seinem Thatendrange noch Gelegenheit genug.

Aber Christian von Dänemark wurde schmählich geschlagen, und trüber und verzweiflungsvoller denn je mußte nun der deutsche Protestantismus in die Zukunft blicken. Eine Hoffnung nach der andern war fehlgeschlagen, eine Stütze nach der andern dahingesunken. Der ganze Norden Deutschlands bis zur Ostsee war von kaiserlichen Truppen überschwemmt, überall herrschte Verzagtheit und Mutlosigkeit, und aus den Briefen der edelsten Männer jener Zeit spricht in ergreifender Weise der Schmerz, daß Deutschlands politische und religiöse Freiheit

nun bald zu Grabe getragen werden solle. Der pfälzische Geheimrat Joachim Kamerarius, der mit seinem Herrn Flucht und Verbannung geteilt hatte, bis er als schwedischer Gesandter im Haag in Gustav Adolfs Dienste trat, schrieb nach Christians IV. Niederlage: „Was soll ich von Deutschland sagen? Es ist dahin, dahin! Alle Welt verwünscht den König Englands, der das gegebene Wort brach und den Dänen so schändlich verließ," ein andermal: „Ich will lieber andre weiter berichten lassen. Ich kann es nicht vor Entrüstung, Schmerz und Angst betreffs der Zukunft."

Die katholische Welt gab sich den hochfliegendsten Plänen und Hoffnungen hin. Durch das Restitutionsedikt sollte gegen den Protestantismus im Norden des Reichs der vernichtende Schlag geführt werden. Dann war es auf die Beherrschung der Ostsee abgesehen, die baltischen Hafenstädte sollten kaiserliche Besatzungen erhalten, und wenn eine genügende Seemacht gesammelt wäre, dann sollte nicht bloß Dänemark und Schweden, sondern auch England und den Niederlanden zu Leibe gerückt werden, um auch diese letzten Bollwerke des Protestantismus vollends zu zertrümmern. Nirgends ist das jesuitisch-habsburgische Programm für die geplante Vernichtung der evangelischen Kirche klarer ausgesprochen als in dem Schreiben des kaiserlichen Beichtvaters Lämmermann an einen Jesuiten in Hildesheim, dessen Veröffentlichung im Jahre 1628 die Gemüter in Deutschland tief bewegte. Hier war für alle bedeutenderen evangelischen Fürsten Deutschlands das Rezept, nach welchem sie zum Uebertritt in die katholische Kirche verleitet oder gezwungen werden sollten, vorgeschrieben.

Es gab nur noch einen Namen, an welchen Deutschlands Hoffnung sich anklammerte. Mansfeld, Christian von Braunschweig, Bethlen Gabor und Christian IV. von Dänemark, alle hatten sich als trügerische Gestirne erwiesen; nun war nach einem Worte Richelieus Gustav Adolf „die neuaufgehende Sonne, zu welcher Deutschlands beschimpfte oder vertriebene Fürsten den Blick in ihrer Not erhoben wie der Schiffer zum Nordstern". Wallenstein schreibt in einem Briefe vom Jahre 1629 über die damalige Stimmung der Evangelischen: „Die Erbitterung ist so groß, daß sie alle sagen, der Schwede solle nur kommen, kann er ihnen nicht helfen, so wollen sie sich gerne mit ihm präcipitieren, d. h. untergehen." Die thatkräftige und erfolgreiche Hilfe, welche Gustav Adolf dem von Wallenstein bedrängten Stralsund zu teil werden ließ, versetzte das evangelische Deutschland in freudige Erregung. Es war der erste Lichtblick nach Jahren voll trauriger Ereignisse. Schon damals wurde der König als „der streitbare Held und Gideon begrüßt, den Gott den Evangelischen zur Seite gesetzt und gleichsam mit Fingern gezeigt habe".

Durch das Bündnis, das Gustav Adolf mit Stralsund geschlossen hatte, sah er sich die Brücke nach Deutschland geschlagen. Am Ende des Jahres 1628 war er trotz der Bedenken seines Reichskanzlers entschlossen, den Kampf auf deutschem Boden weiter zu führen. Aber

ein letztes Aufflackern des polnischen Kriegs, der durch ein von Wallenstein den Polen zugesandtes Hilfskorps von 10000 Mann neue Nahrung erhielt, verzögerte die Ausführung des Entschlusses um ein weiteres Jahr. Auch die Wallensteinsche Hilfe vermochte dem Kriege keine andre Wendung zu geben, und die Polen wurden ihrer Verbündeten bald überdrüssig. Jetzt war Sigismunds Hartnäckigkeit endlich gebrochen, er willigte in einen zehnjährigen Waffenstillstand. Nun aber war es an Gustav Adolf, das Versprechen einzulösen, das er seinen Glaubensgenossen gegeben: sobald er gegen Polen freie Hand bekommen, seinen Arm der bedrängten evangelischen Sache in Deutschland zu leihen.

War es nicht ein tollkühner Entschluß, mit einem von Natur armen und durch jahrelange Kriege erschöpften Volke, dessen Seelenzahl nicht einmal zwei Millionen betrug, den Kaiser, an dem, wie einer der schwedischen Räte warnte, der Däne und die andern alle zerschellt seien, bekriegen zu wollen? Aber Gustav Adolf hat keinen Augenblick geschwankt, gegenüber allen Bedenken und Warnungen, die selbst sein gewichtigster Ratgeber und treuester Freund, der Kanzler Oxenstierna, ihm entgegenhielt, beharrte er auf seinem Entschlusse. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Sicherheit seines Reichs und die Treue gegen seine Glaubensgenossen das Große von ihm fordern. Es galt, den Feind von der Ostseeküste zu vertreiben. Denn mit der Rettung Stralsunds war es nicht gethan: „Hat jener eine ansehnliche Flotte gesammelt,“ erklärte Gustav Adolf dem Kanzler, „so kann seine Landung in Schweden nur schwer verhindert werden, denn wir sind nirgends schwächer als in Schweden. Ihr wißt selbst, wie weitläufige Küsten und wieviel Häfen wir zu verteidigen haben.“ Er verhehlte sich nicht die Gründe, die gegen einen Angriffskrieg sprachen: Die Sehnsucht seines Volkes nach Frieden, der durch langjährige Aushebungen verursachte Mangel an schwedischen Truppen, die Notwendigkeit, fremde Truppen in Sold zu nehmen, die Unzuverlässigkeit Dänemarks, Englands und Frankreichs, die Uebermacht der Kaiserlichen. Dennoch beteuerte er in der Sitzung der Reichsräte im Oktober 1629, daß er zur Sicherheit, Ehre und endlichem Frieden Schwedens nichts dienlicher befinde als einen kühnen Angriff auf den Feind.

War er überzeugt, daß die Sicherheit des Vaterlandes den Krieg dringend gebiete, so wußte er auch, daß er mit Gott in den Kampf ziehen werde; und hierin, in seinem Gottvertrauen, ist die Quelle des freudigen Heldenmuts zu suchen, der ihn nach Deutschland geführt hat. Was hätte ihn aber in diesem Gottvertrauen mehr bestärken können, als die Gewißheit, daß es sich in diesem Kampfe um die höchsten Güter, die ein Volk sein eigen nennen kann, um Glaubens- und Gewissensfreiheit handle. Es ist ein heiliger Krieg, zu welchem er in einem Schreiben vom 30. Mai 1629 mit begeisterten Worten sein Volk aufruft: „Nicht bloß Hab und Gut, nicht bloß die nationale Selbständigkeit Schwedens stehen auf dem Spiel, höher als diese zeitlichen Güter muß jedem gelten das Kleinod des evangelischen Glaubens. Den

Glauben gilt es zu verteidigen, wenn es gilt, gegen diesen Feind das Vaterland zu verteidigen. Denn die Absicht der Katholischen ist allgemein kundig und offenbar. Seit lange wollen sie nichts andres als Ausrottung und Untergang der rechtgläubigen Evangelischen. Aber in früheren Zeiten waren die Religionsverfolgungen nur partikular, betrafen nur einzelne Reiche, Länder, Städte und dehnten sich nicht über andre aus. Jetzt aber ist es so weit gekommen, daß die Verfolgung allgemein ist. Und zwar nicht bloß in der Intention: in Deutschland ist alles unterdrückt, in Dänemark viel verloren, in Polen weiß man kaum mehr vom Evangelium zu reden, wenig besser geht es anderorts. Summa: unsre Gegner und Feinde grünen, unsre Freunde und alle Gegner des Papsttums schmachten in Not und Elend; der größte Teil von ihnen ist so jämmerlich umgekommen, von seiner Religionsübung, von Haus und Heimat, von Freiheit und Recht verjagt, daß die, welche dem Schwert haben entweichen wollen, dadurch in große Not geraten sind und ihren Freunden zur Last, ihren Feinden zum Spott durch die weite Welt irren und leiden müssen, daß Weib und Kind zu einem andern Glauben und Gottesdienst gezogen werden in Güte oder mit Gewalt, so daß sie in Sorge und Verzweiflung ihr Leben enden und glücklich die geschätzt werden, die durch das Schwert gefallen sind. Predigt oder schreibt einer gegen das Papsttum, so wird er gefänglich eingezogen, des Majestäts- und Staatsverbrechens angeklagt, mit dem Tode oder ewiger Gefangenschaft bestraft. Und davor schützt weder Alter, noch Stand, noch Geschlecht, so daß einem treuen Herzen, das an seinem Gott, seinem Glauben und der Freiheit seines Landes hängt, bei solchem Jammer und Elend der Freunde und Glaubensverwandten Augen und Herz bluten."

Nimmermehr können wir in diesen Worten nur die Sprache des klug berechnenden Staatsmannes erkennen, der jedes Mittel, auch das religiöser Begeisterung, zur Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne sich dienstbar zu machen versteht, und wir müssen Droysens Urteil: „nicht einen Grund, nicht einmal einen Anlaß zum Krieg erblickte er in der Pflicht, für das bedrängte Evangelium im Reich aufzutreten, aber ein Mittel, in diesem Kriege leichtere und sicherere Siege davonzutragen," mit aller Entschiedenheit als ungerecht zurückweisen. Der Bischof Botwidi hat an Gustav Adolfs Grab von ihm gerühmt, daß er mit Heuchelei nie etwas zu schaffen gehabt habe: wann sollte dieses Wort sich mehr bewahrheiten, als wenn Gustav Adolf von den religiösen Beweggründen zu seinem deutschen Feldzuge redet? Für ihn hatten die religiösen Lebensinteressen niemals nur insoweit Bedeutung, als er sie politisch verwerten konnte. Hatte Heinrich IV. die Königskrone von Frankreich mit der Verleugnung seines Glaubens erkauft, so war für Gustav Adolf seine evangelische Ueberzeugung ein mindestens ebenso wertvolles Gut als seine Krone. Selbst wenn seinem Volke keine Gefahr gedroht hätte, wenn es innerhalb der Grenzen seines Landes in seinem Hab und Gut, seiner Freiheit und seinem Glauben sich hätte sicher fühlen

können, so wäre es ihm unmöglich gewesen, den Bitten und Hilferufen der deutschen Glaubensgenossen sein Ohr länger zu verschließen: „es wäre vor Gott und Menschen unverantwortlich," erklärte er dem Reichsrat, „wenn Schweden seine Bundes- und Religionsverwandten verließe."

Am ergreifendsten ist es bei seinem Abschied von den Ständen seines Volkes zu Tage getreten, wie sehr er von dem Bewußtsein durchdrungen war, der Ehre und dem Reiche Gottes vielleicht mit Hingabe seines eignen Lebens zu dienen. Es sind jene Worte, die heute noch ähnlich wie Luthers Bekenntnis auf dem Reichstag zu Worms jedem Evangelischen das Herz bewegen müssen: „Da aber vielleicht mancher sich einbilden möchte, daß ich diesen Krieg ohne Ursache unternehme, so rufe ich Gott, den Allerhöchsten, in dessen Angesicht ich hier sitze, zum Zeugen an, daß ich das nicht aus eignem Gefallen oder Kriegslust thue, sondern daß ich dazu seit Jahren gereizt und gezwungen wurde. Denn die Kaiserlichen haben uns auf jede Weise beleidigt. Unsre hochbedrängten Nachbarn haben uns angerufen, weit abgelegene Könige haben uns zu diesem Kriege aufgefordert, vor allem die unterdrückten Religionsverwandten von dem päpstlichen Joch zu befreien. Wir hoffen, daß es mit Gottes Gnade geschehen kann. Und da es gewöhnlich geschieht, daß der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht, so wird es auch mir endlich ergehen, daß ich, der ich bei so manchen Gelegenheiten und Gefahren für Schwedens Wohlfahrt mein Blut vergossen habe, bisher aber durch Gottes gnädigen Beistand am Leben geblieben bin, es zuletzt doch lassen muß. Deshalb will ich vor meiner Abreise dieses Mal euch alle, anwesende und abwesende Unterthanen und Stände Schwedens, dem allerhöchsten Gott anbefohlen haben, wünschend, daß wir uns nach diesem elenden und mühseligen Leben, wenn es Gott gefällt, bei ihm wiederfinden und begegnen möchten im himmlischen und unvergänglichen Leben."

Nachdem er jeden Stand an seine besondern Pflichten erinnert und jedem die innigsten Wünsche für die Zukunft ausgesprochen hatte, schloß er mit dem Gebete: „Herr, wende dich zu uns und sei deinem Diener gnädig! Erfülle uns beizeiten mit deiner Gnade, auf daß wir uns freuen mögen in allen unsern Lebenstagen! Ja, erfreue uns wieder, nachdem wir so lange im Unglück gelitten haben, und offenbare deinen Dienern deine Macht! Deine Ehre sei ihr Erbe! Gott, unser Gott, sei uns gnädig und gewogen! Fördre unsrer Hände Werk! Unsrer Hände Werk fördre der Herr! Amen!"

Nicht Ruhmsucht und Ehrgeiz, sondern die Treue gegen sein Volk, für dessen Schutz und Sicherheit er das Kühnste wagen wollte, und die Treue gegen das Evangelium und seine evangelischen Glaubensgenossen haben Gustav Adolf nach Deutschland geführt.

2.

Mögen bei dem Entschlusse Gustav Adolfs immerhin die religiösen Beweggründe eine gewichtige Rolle gespielt haben, — hat er nicht vielleicht

im Verlauf des Kriegs das Ziel der Befreiung der unterdrückten Evangelischen mehr und mehr aus dem Auge verloren, ist nicht auch er wie schon so mancher große Mann seinem wahren Berufe untreu geworden, weil er fand, daß es auf der Bahn, die er betreten, Ehren und Erfolge zu erringen gebe, wie er sie vorher nicht geahnt und erwartet hatte? Man hat Gustav Adolf beschuldigt, daß er seine Hand nach der deutschen Kaiserkrone ausgestreckt habe; und selbst viele Protestanten glauben, den Ergebnissen der neueren Geschichtsforschung durch das Zugeständnis gerecht werden zu müssen, daß die lockende Aussicht auf den Besitz deutschen Landes und auf eine Machtstellung innerhalb des deutschen Reichs auf Gustav Adolfs Kriegsführung und Politik wesentlich eingewirkt habe.

Lassen wir dies zunächst dahingestellt, so kann doch niemand die Thatsache bestreiten, daß Gustav Adolf das Versprechen, den Unterdrückten zur Freiheit ihres Glaubens zu verhelfen, soweit es innerhalb der kurzen ihm vergönnten Spanne Zeit möglich war, voll und ganz eingelöst hat. Leuchtend hebt sich sein Bild als das eines von evangelischem Glaubensmut und evangelischer Bruderliebe durchdrungenen Christen von den traurigen Gestalten der meisten damaligen protestantischen Fürsten ab. Zu seinem Martyrium für die evangelische Sache gehört vor allem auch die Mühe und Not, welche die beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen mit ihrer feigen, selbstsüchtigen Politik ihm bereitet haben. Die schmerzlichste Erfahrung damit hat er bei seinem vergeblichen Versuche, Magdeburg zu retten, machen müssen. Niemand ist durch den Untergang der Stadt schwerer betroffen worden als er. Auf ihn hatte sie gebaut, als sie sich vom Kaiser lossagte, von ihm hatte sie noch bis zur letzten Stunde Hilfe und Rettung erhofft. Die Begeisterung des protestantischen Deutschlands für ihn mußte durch Magdeburgs Fall einen schweren Stoß erleiden; er mußte es erleben, daß seine Glaubensgenossen, durch jesuitische Flugschriften irregeführt, die Lauterkeit seiner Absichten verdächtigten. Aber sein Gewissen sprach ihn frei von aller Schuld. Welches Mittel hatte er unversucht gelassen, um jene beiden Fürsten zu bewegen, daß sie ihm ihre Länder öffnen, mit ihm sich vereinigen und dem bedrängten Magdeburg zu Hilfe kommen! Es war vergeblich, daß er Johann Georg von Sachsen an das Vorbild seines Vorfahren Moriz, der gegen einen großen und mächtigen Kaiser dem römischen Reich das Kleinod des Religionsfriedens errungen habe, erinnerte, vergebens beteuerte er immer und immer wieder, daß ihn „nicht Ehrgeiz, nicht Begierde nach Vergrößerung seines Reichs, sondern allein die Ehre Gottes, seine eigne Sicherheit und vieler tausend Christen Wohlfahrt zu diesem Werke gebracht habe," „wir bezeugen vor Gott," schrieb er am 6. Mai, „daß wir solch hohes Werk zu keinem andern Zweck als nächst seiner göttlichen Ehre zur Rettung der bedrängten evangelischen Kirche und um den unterdrückten Freunden die Freiheit zu bringen, auf uns genommen haben," vergebens hatte er Boten auf Boten an den Kurfürsten gesandt mit immer

dringenderen Bitten, ihm den Durchzug zu gestatten und ihn mit Lebensmitteln, Munition und Truppen zu Magdeburgs Rettung zu unterstützen. Kein Wunder, daß er dem Kurfürsten von Brandenburg vor Berlin die Worte entgegenschleuderte: „Am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelische angeklagt werden, daß ihr nichts bei dem Evangelium habt thun wollen.“

Nach der Schlacht von Leipzig am 7. Sept. 1631, in welcher die schwedische Kavallerie und zwei schwedische Infanteriebrigaden, nachdem der aus den verbündeten sächsischen Truppen bestehende linke Flügel schon zersprengt war, die ganze kriegsgeübte und sieggewohnte kaiserliche Armee aufs Haupt schlugen, trat Gustav Adolf seinen Sieges- und Befreiungszug durch die Teile Deutschlands an, die am schwersten unter dem Religionsdruck gelitten hatten. Die geistlichen Fürstentümer am Rhein und Main waren der eigentliche Herd der Verfolgung gewesen. Es läßt sich denken, mit welchem Jubel der König hier willkommen geheißen wurde. In der Nähe Schweinfurts begrüßte ihn eine Anzahl evangelischer Geistlichen, die von dem vorigen Bischofe von Würzburg aus ihren Gemeinden vertrieben worden waren und in Schweinfurt ein kümmerliches Dasein führten. Der König erwiderte ihnen: „Weil mich der allmächtige Gott zum Werkzeuge gebrauchen will, der bedrängten evangelischen Kirche zu Hilfe zu eilen, so will ich denn auch meinerseits nichts daran mangeln lassen.“ Die evangelischen Kirchen des fränkischen Kreises haben ihm zwei poetische Willkommgrüße gewidmet, aus welchen in rührender Weise die Klagen über den unsäglichen Jammer, welchen jesuitischer Fanatismus über diese Lande gebracht hatte, und die Freude über des Königs Ankunft spricht.

Greifen wir von all den Rettungswerken evangelischer Bruderliebe, welche den Triumphzug Gustav Adolfs durch das südöstliche Deutschland bezeichnen, nur zwei heraus: das an Donauwörth und das an Augsburg vollbrachte. Am 26. März 1632 zog er als Befreier in die einstige Reichsstadt Donauwörth ein. 25 Jahre früher war die Stadt von dem übermütigen Baiernherzog Maximilian I. ihrer Reichs- und Glaubensfreiheit beraubt worden. Daß damals von dem Pöbel der Stadt eine Frohnleichnamsprozession, welche der Abt des Klosters wider alle Vereinbarung durch die Straßen der Stadt veranstaltete, auseinandergesprengt worden war, hatte dem Kaiser genügt, die Stadt in die Acht zu erklären. Maximilian benützte die Vollstreckung der Acht, mit welcher er ungerechterweise beauftragt worden war, die Stadt mit Gewalt seinem Herzogtum einzuverleiben und die evangelische Lehre zu unterdrücken. Immer und immer wieder sah sich die Bürgerschaft in der Hoffnung getäuscht, mit ihren Beschwerden und Bitten bei Kaiser und Reich Gehör zu finden. Als beinahe das ganze protestantische Deutschland von den kaiserlichen Heeren besiegt am Boden lag, mußten die Donauwörther an aller Rettung verzweifeln. Da leuchtete auch ihnen im fernen Norden ein neuer Stern auf. Mit welcher Spannung mögen sie Gustav Adolfs Fortschritte verfolgt, wie mögen ihre Herzen ihm

entgegengeschlagen haben, als er ihrer Stadt näher und näher rückte! Nun zog der heiß Ersehnte zu ihren Thoren ein. Das war ein schönes Osterfest für die Bewohner Donauwörths, als sie zum erstenmal wieder in ihren Kirchen evangelische Predigt hören und unter beiderlei Gestalt das h. Abendmahl genießen durften.

Elf Tage nachher sollte auch für die Stadt, welche mit Donauwörth zu den um ihres Glaubens willen am schwersten angefochtenen gehört hatte, für Augsburg, die Befreiungsstunde schlagen. Ein Schrei der Entrüstung war im Jahre 1629 durch das evangelische Deutschland gegangen auf die Kunde, daß diese Stadt, deren Name die Evangelischen an eines der wichtigsten Ereignisse der Reformation erinnerte und die der evangelischen Kirche Augapfel genannt wurde, treuloserweise durch kaiserliches Kriegsvolk überfallen worden sei und in eine katholische umgewandelt werden solle. Den Bürgern wurde die Wahl gelassen, entweder zu beichten und beim „verstümmelten“ Abendmahl auf die Karwoche sich einzufinden oder die Stadt „mit dem Rücken anzusehen“. Am 11. April 1632 hielt Gustav Adolf seinen Einzug in Augsburg. Erst unmittelbar vor dem Gotteshause stieg er vom Pferde; das erste, was er thun wollte, sollte die Wiedereinführung evangelischer Predigt sein. In Gegenwart zahlreicher fürstlicher Begleiter, vieler Adligen und Gesandten, des neu eingesetzten Rates und einer großen Volksmenge wohnte er dem Gottesdienste bei, der zum Dank für die Befreiung der Stadt gehalten wurde und von dem der Chronist erzählt: „Nach einer schönen Musik wurde der 103. Psalm gesungen, auf welches Herr D. Fabricius eine schöne Predigt gethan. Der Text ist gewesen aus dem 12. Psalm, nämlich diese Worte: ‚Weil die Elenden verstöret werden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr. Ich will eine Hilfe schaffen, daß man getrost lehren soll,‘ und alles auf gegenwärtigen statum applizieret, da dann von hohen und niedern Standespersonen eine solch geistliche Freude und Frohlocken gewesen, daß auch vor Freuden viel Thränen vergossen wurden. Nach vollendeter Predigt hat man das Te Deum deutsch gesungen und mit einer schönen Musik und dem Segen diesen geistlichen actum beschlossen.“

Die Nachricht von Augsburgs Befreiung hat die Gemüter im evangelischen Deutschland mächtig ergriffen. Von überallher trafen Glückwunschschreiben ein und in vielen Städten wurden Dankgottesdienste gehalten. „Ist also,“ heißt es in einer Flugschrift, „die hochbetrübte, ins Elend verjagte und trostlose Wittib, die Augsburgische Konfession genannt, von der Tyrannei dero babylonischen Huren und antichristlichem Wüten und Toben dero letzten Brut der Esauiten (Jesuiten) durch Gottes Kraft von Ihrer Königl. Majestät erledigt und allhier wieder eingeführt, auch dero betrübte und im Gewissen hart beängstigte Kinder, die evangelische Bürgerschaft, erquickt und der beraubten Seelenspeis von dem allerhöchsten Gott wieder benadigt. Der wolle solch heilig Werk gnädig propagieren und Ihrer Königl. Majestät zu Schweden ferneren Sieg verleihen, damit andre Länder und Städte, so in gleicher

Trübsal stecken, dermaleins auch erlöset und die Verfolger gestürzt und wir sämtlich im römischen Reich in edlen Frieden gesetzt werden möchten."

Ist es jedoch denkbar, daß Gustav Adolf bei seinem deutschen Feldzug nichts andres als die Befreiung seiner Glaubensgenossen vom römischen Joch gesucht habe, daß er nach vollbrachtem Rettungswerk, zufrieden mit dem geernteten Ruhme und dem Danke der Befreiten, nach Schweden zurückgekehrt wäre? Solche Uneigennützigkeit stünde gewiß einem Staatsmanne und Regenten übel an. Wenn Gustav Adolf als Lohn für seine Siege und als Ersatz für seine Opfer deutsches Land gefordert hat, so darf ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden. Denn er that damit doch nur, wozu er das vollste Recht hatte und was jeder andre an seiner Stelle auch und wohl noch in ganz andrer Weise gethan hätte als er. Was ihn aber in dem Entschlusse bestärkte, festen Fuß in Deutschland zu fassen, das war nicht bloß das Verlangen nach Entschädigung für seine und seines Volkes Opfer, sondern auch die Ueberzeugung, daß dem evangelischen Deutschland die so teuer errungene Freiheit nur gesichert und erhalten werde könnte, wenn er in die Zahl der deutschen Reichsfürsten sich aufnehmen ließe.

Gustav Adolf hat sein Friedensprogramm und seine politischen Zukunftspläne am offensten bei der Unterredung dargelegt, die er nach seiner Rückkehr von seinem bairischen Siegeszug und vor seinem Zusammentreffen mit Wallenstein in Nürnberg mit zwei Abgeordneten des Rates dieser Stadt hatte. Hier versicherte er aufs bestimmteste, daß es ihm nicht um weitere Eroberungen, sondern um einen sichern und beständigen Frieden zu thun sei. Doch sei die rechte Zeit zum Friedensschluß jetzt noch nicht gekommen, den Versprechungen des Hauses Habsburg dürfe man keinen Glauben schenken, durch sie sollten die Evangelischen nur entwaffnet und entzweit werden, und dann würde das letzte ärger denn das erste. Er wolle lieber glauben, daß ein bloßes Blatt Papier wider eine Karthaune helfen sollte, als daß man den Evangelischen solche Friedensversprechungen hielte. Um Eindruck auf die Katholiken zu machen und ihnen fest und bestimmt entgegentreten zu können, sei es durchaus notwendig, daß die Evangelischen ein corpus formatum bellicum bilden, sonst wisse er nicht, „wie so viel tausend Seelen in Deutschland vor der papistischen Tyrannei zu retten seien". Dieser Bund evangelischer Staaten sollte auch nach dem Frieden zu dessen Sicherung bestehen bleiben.

Dann warf er auch die Frage auf, wer das Oberhaupt dieses Bundes sein solle, und er gab deutlich zu verstehen, daß er sich diese Stellung nicht gern entgehen ließe. Deswegen wollte er deutscher Reichsfürst werden, und dies konnte er nur dadurch, daß er deutsches Land erhielt. Seine ursprüngliche Absicht war, Pommern und Mecklenburg als seinen Siegespreis zu fordern. Aber diese Länder gehörten protestantischen Fürsten, und seinem Edelmut widerstrebte es, Gebietsteile, die er ihren rechtmäßigen Besitzern zurückerobert hatte, für sich in Anspruch zu nehmen. Wenn er aber seine Entschädigung in katho-

lischem, dem besiegten Feinde abgenommenen Lande suchte, was doch am nächsten lag, dann mußten seine Augen auf die reichen Besitzungen der geistlichen Fürsten am Rhein und Main fallen, jene „Kappzäume", über deren Dasein er schon zehn Jahre früher seine Verwunderung ausgedrückt hatte.

So seltsam der Gedanke scheinen mag, so weitab von der schwedischen Heimat im Innern des deutschen Reichs ein Stück Land zu annektieren, er fügte sich doch als ein geschicktes Mittelglied in den großartigen Entwurf, mit welchem der König für die politische Neugestaltung Deutschlands sich trug. Er erkannte, daß das alte römische Reich sich überlebt habe, daß es vor allem infolge des Gegensatzes der Konfessionen in seiner damaligen Form und Gestalt nicht mehr zu halten sei, jedenfalls aber mit seinem habsburgischen, dem Papste ergebenen Kaisertume, mit seiner unduldsamen katholischen Mehrheit im Kurfürstenkollegium, im Fürstenrat und Reichstag für die politischen und religiösen Rechte und Freiheiten der Evangelischen die größten Gefahren in sich trage. Deshalb wollte er innerhalb des alten, in sich gespaltenen römischen Reichs ein neues einheitliches evangelisches Deutschland mit eignem Oberhaupte und eignem Parlamente bilden. Von Pommern und Mecklenburg und den Ufern der Nordsee über ganz Mittel- und Westdeutschland, Franken und Schwaben bis an die Ufer des Rheins, des Bodensees und der Donau sollte dieses evangelische Deutschland sich ausdehnen, stark und mächtig in sich selbst, mächtiger noch durch den Rückhalt an benachbarten protestantischen Staaten. Jene geistlichen Fürstentümer aber, die bisher wie ein Keil zwischen den protestantischen Norden und Süden sich geschoben hatten, sollten dem Haupte dieses evangelischen Staatenbundes, Gustav Adolf, oder wenigstens einem seiner Getreuen zugesprochen werden. Wäre es ein Unglück für Deutschland gewesen, wenn es Gustav Adolf vergönnt gewesen wäre, diesen großartigen Gedanken zur Ausführung zu bringen, wenn er dann vielleicht seine Residenz von den Ufern des Mälar an die Ufer des Rheins oder Mains verlegt und gar zu dem Titel eines Königs von Schweden den eines Kaisers des evangelischen Deutschland gefügt hätte? Wir Evangelischen werden sagen müssen, daß dann nach menschlichem Urteil Deutschland und der evangelischen Kirche im besondern viel Schmach und Demütigung der folgenden Jahrzehnte erspart geblieben wäre. Aber die Erfahrungen, die er mit deutschen Fürsten, ihrer selbstsüchtigen Politik, ihrem Mangel an protestantischem Bewußtsein gemacht hatte, mögen in ihm selbst Zweifel erweckt haben, ob er dazu berufen sei, die zersplitterten Glieder zusammenzuschließen. Mußte dies nicht einem deutschen Fürsten leichter gelingen? Aus solcher Erwägung ist wohl der Wunsch des Königs entsprungen, seine Tochter dem Sohne des Kurfürsten von Brandenburg zu vermählen. Ob er in den Zügen und im Auge des jungen Prinzen dessen künftige Größe gelesen hat? Das Herz jedes Protestanten schlägt höher bei dem Gedanken, daß das Werk und Erbe Gustav Adolfs hätte übergehen sollen auf jenen kraft-

und mutvollen Hohenzoller, der in trauriger Zeit die Ehre des Protestantismus in Deutschland gerettet und den ersten Grund zu einem protestantischen deutschen Kaisertum gelegt hat.

Gustav Adolfs Pläne sind nur ein schöner Traum geblieben; aber daß er ein romfreies einiges Deutschland als die sicherste Friedensbürgschaft angestrebt hat, giebt uns ein Recht, ihn für einen Helden, der Gottes Kriege geführt und für die Ehre Gottes gestritten hat, zu erklären.

3.

Katholische Fürsten, die in den Dienst des Papsttums sich gestellt und für dessen Ziele und Zwecke kein Opfer gescheut haben, werden von ihrer Kirche als treue Söhne und Vorbilder echter Frömmigkeit gefeiert, auch wenn ihr Charakter und Leben dunkle Schattenseiten aufweisen. Wir Evangelischen werden nie einem Fürsten, auch wenn er noch so Großes für seine Kirche gethan hätte, den Namen eines lebendigen evangelischen Christen zuerkennen, wenn sein evangelischer Glaube sich nicht an seiner ganzen Persönlichkeit und seinem Wandel als eine heiligende und läuternde Kraft bewährt hat. Hat Gustav Adolf seinen deutschen Feldzug in Wahrheit um der Freiheit des Evangeliums willen und aus Liebe zu seinen Glaubensgenossen unternommen, ist es der evangelische Glaube gewesen, der ihn auf die Bahn eines Helden und Märtyrers geführt hat, dann erwarten wir, daß über seine ganze Persönlichkeit das Lichtvolle evangelischer Frömmigkeit ausgegossen sei, daß, wenn auch jenes Wort: „Laß kein Böses an dir gefunden werden dein Leben lang,“ nicht buchstäblich bei ihm zutrifft, er doch als ein edler und reiner Charakter vor uns stehe. Und gewiß von Gustav Adolf können wir wie von wenigen Fürsten behaupten, daß in ihm das echt Menschliche mit dem tief Religiösen harmonisch vereinigt gewesen sei.

Alle Berichte von solchen, die mit ihm in nähere Berührung traten, stimmen darin überein, daß er in seiner äußeren Erscheinung nicht bloß, sondern auch in seinem Benehmen und Auftreten etwas ungemein Anziehendes hatte. Der Gesandte des jungen mutigen Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel schilderte den Eindruck, den der König auf ihn machte, seinem Herrn in folgenden Worten: „Also kann Ew. Fürstlichen Gnaden ich unterthänigst versichern, daß alle Vollkommenheiten bei J. Majestät so zusammenlaufen, daß ein jeder, welcher mit J. Majestät zu reden und ihr aufzuwarten die Gnade hat, an ihr einen ganz perfekten Menschen befindet.“ Sein Aeußeres hatte etwas Königliches, es war eine echte Heldengestalt, an Größe fast alle seine Volksgenossen überragend, seine blonden Haare haben ihm den Namen „der Goldkönig aus dem Norden“ eingetragen. Er ging gewöhnlich ganz einfach und schmucklos gekleidet einher, sich kaum von andern Kriegern unterscheidend. „Selten trug er einen Ring am Finger, eine Kette über der Brust oder eine Feder am Hut.“ Nur bei feierlichen Gelegenheiten liebte er es, im Glanze königlicher Pracht aufzutreten.

So einfach für gewöhnlich seine Kleidung war, so einfach auch seine Lebensweise. Er war kein Freund von Trinkgelagen. Auch bei Tafel pflegte er nur Wasser zu trinken. Als ihm einmal hiervon abgeraten wurde, antwortete er: „Das muß ich bei dieser Sommerhitze, damit ich mich besser besinnen kann, wie die Kriegssachen zu ordnen sind." Für Jagen, Spielen, Rennen und andre fürstliche Liebhabereien hatte er zu wenig Zeit. Die Kriegs- und Regierungsgeschäfte nahmen ihn zu sehr in Anspruch. Friedensjahre waren ihm nur wenige vergönnt, aber wenn er zu Hause war, so arbeitete er unermüdlich vom Morgen bis in die Nacht gewöhnlich zusammen mit seinem Kanzler. In der Zeit, die er nicht im Felde zubrachte, diente er seinem Volke durch Werke des Friedens und er hat durch wichtige und segensreiche Neuerungen im Handel und Gewerbe, im Bergbau und Gerichtswesen den Wohlstand und das Glück seiner Unterthanen zu fördern gesucht. Wenig zufrieden mit seiner rastlosen Thätigkeit war seine Gemahlin. Sie hing mit zärtlicher Liebe an ihm, aber sie stellte Anforderungen an seine Zeit, die er nur zum kleinsten Teile zu befriedigen vermochte. Er war nicht der Mann, seine Zeit in Schäferstunden zu vertändeln.

Im Felde unterzog er sich gleich dem gemeinen Mann allen Strapazen und Entbehrungen. Wenn es galt, in Eile einen Laufgraben zu ziehen oder eine Schanze aufzuwerfen, dann konnte er allen voran zur Hacke oder Schaufel greifen, um durch sein Beispiel die andern anzuspornen. Todesfurcht kannte er nicht, und die Narben an seinem Leibe zeugten von der Tollkühnheit, mit welcher er wiederholt im Handgemenge sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Als einmal Oxenstierna in ihn drang, sein Leben nicht blindlings in Gefahr zu begeben, antwortete er kurz: „Gott, der Allmächtige, lebt."

Damit kommen wir auf die schönste Blume im Kranze der Tugenden, die diesen Heldenkönig zierten, zu sprechen, seine Gottesfurcht und Frömmigkeit. Ein unerschütterlicher Glaube an die göttliche Allmacht und Vorsehung hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Von ihm wird gerühmt, „daß er keine Schlacht oder sonst Namhaftes unternommen habe, ohne daß er sich zuvor im Gebet zu Gott gewendet, daß er keinen Sieg erhalten habe, ohne daß er dem gewaltigen Arme Gottes die Ehre gegeben und solchen als Gnadengeschenk Gottes angesehen habe." Der Bischof Botwidi rühmt von ihm: „Er beging gerne das Sakrament des h. Abendmahls und bereitete sich in der Regel drei Tage darauf vor. Im Gebet suchte er Nahrung für seinen Glauben und wenn er krank oder mißmutig war, ließ er sich ein Stück aus der Bibel und dem Psalmbuch vorlesen."

Als zu Beginn des deutschen Feldzugs eine Zeitlang alles verloren schien und selbst sein Kanzler ihm den Rat gab, nach Schweden zurückzukehren, hielt ihn sein Gottvertrauen aufrecht; er schrieb damals nach Haus: „Der liebe Gott, der oft durch geringe Mittel geholfen hat, der lebet noch, der kann und wird wohl Rat schaffen." In dem Brief an Oxenstierna, in welchem er diesem die Gründe darlegt, die ihn zu

einem Angriffskrieg in Deutschland bestimmten, schreibt er: „Was sonsten gethan oder nicht gethan werden kann, weiß Gott allein, der den Willen zum Beginne, die Kraft zur Ausführung und das Glück zum guten Ende mildreich verleihen wird, wenn es zur Ehre seines heiligen Namens und zu unsrer Seligkeit gedeihen kann.“

Bekannt ist, daß er Gottesfurcht auch in die Herzen seiner Truppen zu pflanzen suchte. Sein Heer stand im Rufe der Frömmigkeit wie der Tapferkeit. Jeden Morgen und Abend sammelten sich die Regimenter zur Andacht um ihre Prediger. Die Gebete, die dabei gesprochen wurden, sind teilweise von ihm selbst verfaßt; auch gab er seinen Truppen ein Liederbuch, Militärgesangbuch, in die Hand. Ob das bekannte Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein,“ Gustav Adolfs Schwanengesang gewesen ist, d. h. vor der Schlacht bei Lützen im Lager zu Naumburg von ihm gedichtet wurde, ist zweifelhaft.

Zu den schmerzlichsten Erfahrungen, die er in Deutschland machen mußte, gehörte, daß auch in seinem Heere wenigstens unter den deutschen Soldtruppen Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit einrissen. Wiederholt hat er sich darüber aufs beweglichste beklagt. Den Nürnberger Gesandten sagte er, er mache sich's oft zur Gewissensfrage, ob er länger bei solchen Leuten bleiben könne, und er wisse nicht, wie er es vor Gott verantworten könne. Wenn er gewußt hätte, daß es so zugehen und er solche Leute antreffen würde, so hätte er keinen Degen für sie gezogen — er meinte deutsche Heerführer, die in den eroberten Ländern übel hausten. Die Haltung seiner schwedischen Truppen war zu seinen Lebzeiten eine musterhafte und erregte selbst die Bewunderung des Feindes. Das Lob, welches die Jesuiten dem König und seinen Generalen über ihr Verhalten in München spendeten, war so überschwenglich, daß ihnen von Rom bedeutet wurde, „sich da, wo man von Ketzern Gutes zu sagen habe, kälter und kürzer zu fassen“. Die Kapuziner in München rühmten, daß sich der König „gegen ihr Kloster sehr wohlthätig und gnädig erwiesen habe“.

Gustav Adolfs Frömmigkeit hat einen tiefernsten Zug. Nicht selten stoßen wir in seinen Briefen und Reden auf Todesgedanken und die Sehnsucht, diesem Weltgetümmel zu entfliehen. Seine Abschiedsrede an den Reichsrat schloß er mit den Worten: „Für mich selbst ist keine andre Ruhe zu erwarten, es sei denn die ewige Ruhe.“ Die Ahnung, daß er den Kampf für seine deutschen Glaubensbrüder mit dem Leben bezahlen müsse, spricht besonders deutlich aus den Abschiedsworten, die er an die schwedischen Stände gerichtet hat. Aus Anlaß eines Todesfalls schrieb er an seine Schwester: „Doch ist es in dieser Welt gar eine kurze Spanne Zeit, daß wir uns mit Beschwer und Sorgen quälen, und das Beste ist, daß es mit uns ein Ende nimmt. Gott verleihe ein selig Ende, daß wir mit Christo ewig leben mögen.“

Seine Ahnung hat ihn nicht betrogen: auf Lützens Feld hat er seinen evangelischen Heldenmut und seine Bruderliebe mit seinem Blute

besiegelt. Die katholische Welt jubelte und triumphierte, das evangelische Deutschland fühlte sich wie verwaist, und die Klage um den Gefallenen wollte nicht verstummen. Möge unser Geschlecht wahr machen, was damals Paul Flemming von ihm gesungen:

„Die Zeit, die noch wird kommen,
So anders noch in ihr,
Wird leben was von Frommen,
Die wird auch dankbar sein.
Er hat es recht verdient,
Daß seines Namens Lob
Zu allen Zeiten grünt."

Amen.

2.

Der Schwedenstein bei Lützen und seine Geschichte.

Von F. **Begrich**, Superintendent und Oberpfarrer in Lützen.

1. Samuelis 7, 12: Da nahm Samuel einen Stein und setzte ihn zwischen Mizpa und Sen und hieß ihn Ebenezer und sprach: Bis hieher hat uns der Herr geholfen.

Der Erbfeind des auserwählten Volkes Gottes, die Philister, zogen herauf gen Mizpa, wo das Volk Israel versammelt war, sich mit dem Herrn zu versöhnen, gegen welchen es sich versündigt hatte. Ihrer waren wohl mehr, auch waren sie kriegsgeübter und besser gerüstet als das Volk Israel, so daß dieses sich fürchtete, um so mehr, da es kein gutes Gewissen gegen Gott hatte. Aber er, der dem Demütigen Gnade giebt und des Bußfertigen sich erbarmt, ließ das Gebet seines Knechtes Samuel vor sich kommen und sah gnädiglich an das Brandopfer, das dieser für das Volk darbrachte, und schreckte die Feinde durch seine Stimme im Donner vom Himmel also, daß sie vor Israel flohen und weithin von Mizpa verfolgt wurden. Da nahm Samuel einen Stein und setzte ihn zwischen Mizpa und Sen und hieß ihn Ebenezer und sprach: „Bis hieher hat uns der Herr geholfen."

Seitdem ist manch ein Denkstein gesetzt für die Hilfe, die der Herr gewährt hat nicht bloß in Kriegen, die um weltliche Dinge geführt worden sind, sondern auch in solchen, in denen es sich um die ewige Wahrheit gehandelt hat. Ihrer mancher ist vergessen und verfallen, wie der Stein, welchen Samuel bei Mizpa gesetzt, längst verfallen ist, — und wer unter dem Volk, dem der Herr einst geholfen, mag noch viel daran denken? Andre stehen noch, einfach oder kunstvoll ausgestattet, gering geachtet oder viel besucht, von der Gleichgültigkeit vernachlässigt oder von der Pietät gepflegt, von leichtfertigen Touristen mit Neugier angestaunt oder vom ernsten Wandrer mit Andacht betrachtet, erinnernd an die Vergangenheit, erweckend für die Gegenwart, mahnend für die

Zukunft. Unter allen diesen Denksteinen aber wird sich kaum, wenigstens für die Freunde und Mitarbeiter des Gustav-Adolf-Werkes, ein wichtigeres und ähnlicheres Nachbild und Abbild finden, als

der Schwedenstein bei Lützen.

Das wird eine kurze Geschichte desselben zeigen.

Wie die Philister, die in unaufhörlicher Feindschaft auf das Verderben und den Untergang Israels sannen, gegen das zu Mizpa versammelte Volk einen vernichtenden Streich zu führen im Begriffe standen, so hatte die römische Kirche, die es von Anbeginn der Reformation in unversöhnlicher Feindschaft gegen die evangelische Kirche nie an Versuchen fehlen ließ, sie zu vertilgen, es in dem blutigen Kriege, der in Böhmen seinen Anfang nahm im Jahre 1618, auf ihren gänzlichen Untergang abgesehen. Fast zwölf Jahre hatte er schon gedauert. Der Sieg neigte sich immer mehr zu Gunsten der Römischen. Das Restitutionsedikt war 1629 gegeben, jene von dem Kaiser Ferdinand II. erlassene schreckliche Verordnung, nach welcher die Protestanten alle seit dem Passauer Vertrag, also seit 77 Jahren, eingezogenen Stiftungen herausgeben und den katholischen Ständen in deren Erblanden zur Unterdrückung preisgegeben werden sollten, d. h. der Untergang der evangelischen Kirche bereits ausgemachte Sache war. Da erweckte der barmherzige Gott dieser einen Helfer in der Not. Gustav Adolf, der König von Schweden, war es. Als er die Gefahr der evangelischen Kirche und die Not der Glaubensbrüder in Deutschland sah, bebte ihm das Herz in der Brust und der Boden unter den Füßen, es trieb ihn, Weib und Kind und Vaterland zu verlassen.

Am 25. Juni 1630, hundert Jahre nachdem die evangelischen Fürsten und Stände ihr Bekenntnis vor Kaiser und Reich auf dem Reichstag zu Augsburg abgelegt, landete er mit seinem Heer auf der Insel Rügen, dem Herrn der Heerscharen dankend, daß er ihm eine glückliche Fahrt geschenkt, und mit Inbrunst ihn bittend um Gnade und Segen, sein heiliges Werk fortzusetzen. Siegreich rückt er in Pommern und in der Mark ein. Der Glaube an die Unüberwindlichkeit des kaiserlichen Feldherrn, des sieggewohnten Tilly, ist durch den Sieg bei Breitenfeld, unweit Leipzigs, zu Schanden gemacht. Dieser Sieg öffnet ihm die Thüren zum evangelischen Deutschland, daß nun sein Zug durch Sachsen und Baiern einem Triumphzuge gleicht und ihm überall die Evangelischen als ihrem Befreier zujauchzen. Aber ein andrer nicht minder gefährlicher Gegner ist in Wallenstein erstanden. Dieser weicht ihm in Baiern aus und zieht nach Sachsen, um den Kurfürsten vom Bündnis, das er mit Gustav Adolf geschlossen, zu trennen. „Ehe ich Kursachsen lasse, will ich mein Leben lassen," spricht dieser und zieht jenem in Eilmärschen nach.

In der Nähe von Lützen, eine Stunde südöstlich zwischen zwei Dörfern, kommt es bereits zu kleinen Scharmützeln am 5. November 1632, denen aber der Einbruch der Nacht ein Ende macht. Der 6. November bricht an. Die beiden feindlichen Heere stehen seit dem

frühen Morgen einander gegenüber: 20000 Katholische unter Wallenstein, 15000 Schweden und Deutsche unter Gustav Adolf, die Hand an den Waffen, auf den Schlachtruf wartend. Aber noch deckt dichter Nebel das Feld. Während Wallensteins Soldaten Greuel auf Greuel verüben und schrecklich den Allerhöchsten lästern, „sie wollten ihn mit Knitteln aus dem Himmel jagen, wenn sie diese Schlacht nicht gewönnen," hält Gustav Adolf knieend vor der Front seiner Mannen seine Feldandacht, und das ganze Heer liegt gleich ihm auf den Knieen. Unter den Klängen der Feldmusik braust es gewaltig zum Himmel empor, das alte Luthersche Kriegs- und Sieglied: „Ein feste Burg ist unser Gott," und das andre: „Es wolle Gott uns gnädig sein und seinen Segen geben," und das fromme Kampfeslied der Schweden: „Verzage nicht, du Häuflein klein." Dann reitet der König durch die Glieder seiner Schweden und dann der Deutschen und richtet an sie Worte der Mahnung und Ermutigung.

Da bricht nach 10 Uhr die Sonne durch den Nebel und giebt das Zeichen zum Angriff, und nun geht's mit dem Ruf: „Drauf, drauf, Kameraden; nun wollen wir dran. Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu deines heilgen Namens Ehre" den Feinden entgegen. Schon sind diese auf dem linken Flügel geschlagen, da kommt die Kunde, daß sie auf der andern Seite siegreich vordringen. Schnell entschlossen überläßt Gustav Adolf sein Kommando einem andern und sprengt selbst mit einer Truppe den Bedrängten zu Hilfe. Pfeilschnell trägt ihn sein Roß über die Fluren dahin; nur wenige können ihm folgen. Doch wehe! er gerät zu weit. Bald ist er mitten unter den vorgedrungenen feindlichen Reitern. Mitten im Kugelregen, dem er sich aussetzt wie der gemeine Soldat, trifft ihn die erste, bald darauf, während er blutend weiter kämpft, die zweite Kugel. Mit dem Ruf: „Ich habe genug," sinkt er vom Roß, das ihn eine Strecke weit im Bügel mitschleift und dann leer zu den Seinen zurückkehrt. Mit dem Seufzer: „Mein Gott, mein Gott!" haucht er seine fromme Heldenseele aus. Bald durcheilt die Kunde das Heer: „Der König ist gefallen." Der Schmerz um den geliebten Führer facht der Kämpfenden Todesmut von neuem an, und als es Abend wird, ist ihnen der Sieg. Des Königs Leichnam wird beraubt, entstellt und mit Wunden bedeckt aufgefunden, neben ihm einer seiner treuen Sattelknechte. Der andre, Jacob Erikson, wird schwer verwundet gerettet und mit dem Leichnam seines Herrn nach dem nächsten Dörflein, Meuchen, gebracht. Als er hier nach langer Zeit genesen, vermochte er dreizehn Bauern des Ortes, mit ihm einen großen Feldstein an die Stelle zu wälzen, wo sein König gefallen. Dort liegt er heute noch. So einfach er selbst, so einfach seine Inschrift: G. A. 1632, doch ein Ebenezer der evangelischen Kirche Deutschlands. Denn wer weiß, ob wir jetzt so ruhig unsers Glaubens leben und seiner Güter und Segnungen uns so ungestört erfreuen dürften, wenn, woran er erinnert, das königliche Blut dort nicht geflossen und der Sieg dort nicht errungen worden wäre?

Jahr um Jahr verging. In Lützen wurde wohl anfangs beschlossen, den 6. November alle Jahre mit einer Gedächtnis- und Leichenpredigt zu feiern, und der dortige erste Geistliche, Senior Magister Paul Stockmann, ehemals selbst Gustav Adolfs Feld- und Schiffsprediger zu Stockholm, hat im folgenden Jahre den Anfang damit gemacht; und wir werden nicht irre gehen, wenn wir meinen, manch einer, wenn nicht die ganze feiernde Gemeinde wird sich nach dem Gottesdienst an den Schwedenstein (so nennt man den Denkstein) begeben und dort noch eine stille Andacht gehalten haben. Aber ob der Beschluß längere Zeit ausgeführt oder schon mit dem Tode Stockmanns im Jahre 1636 hinfällig geworden ist, zumal in diesen Jahren die Gegend von der Pest entsetzlich heimgesucht wurde, und in späterer Zeit die Schweden in den Orten, wo sie erschienen, auch in Lützen, vielmehr Schrecken verbreiteten als Freude bereiteten und Hilfe brachten, wissen wir nicht.

Aber das wissen wir, daß, als jener so bekannte König Karl XII., einer der Nachfolger Gustav Adolfs auf Schwedens Thron, im Jahre 1706 in der Nähe von Lützen, im Dorfe Altranstädt, sein Hauptquartier aufschlug, er im September des Jahres das Schlachtfeld bei Lützen besuchte und beim Anblick des Schwedensteines zu seinen Begleitern sprach: „Ich habe gestrebt, wie Gustav Adolf zu leben; Gott gebe, daß ich auch so ehrenvoll sterbe.“ Und das können wir uns denken, daß manch einer, der an dieser Stätte vorüberwanderte, angesichts des Steines still gestanden und es ihm ähnlich ergangen sein mag, wie einem Dichter am Ende des vorigen Jahrhunderts, der den Eindruck in den Worten ausspricht: „Auch ich, das fühl' ich, gehe besser weg von diesem Steine, als ich kam.“ Noch mehr freilich mögen achtlos daran vorübergegangen sein. Zu unscheinbar war der Stein, auch war noch nicht die Zeit weder der Jubiläen noch der Denkmäler. Sonst hätte das Jahr 1732 nicht spurlos an dem Schwedenstein vorübergehen dürfen ohne eine hundertjährige Jubelfeier, zumal die in diesem Jahre durch den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen den mit unmenschlicher Härte von Haus und Hof vertriebenen 30000 evangelischen Salzburgern gewährte Aufnahme wohl das Andenken des für die evangelische Sache gefallenen Schwedenkönigs hätte lebendig erneuern können. Sonst wäre der Stein auch von denen, deren Stadt und Gegend dadurch weltberühmt geworden, besser gepflegt und geachtet worden und nicht, wie jener Dichter klagt, halb in die Erde gesunken. Erst am Anfang dieses Jahrhunderts oder schon am Ende des vorigen wurde dafür gesorgt, daß er mehr in die Augen fiel. Der Platz um ihn her wurde von Unkraut gesäubert, ringsherum Bänke von Stein angebracht und vier italienische Pappeln im Viereck gepflanzt. Eine hölzerne Tafel, dicht an der Straße, die vorüberführt, führte die Inschrift: „Gustav Adolf, König der Schweden, fiel hier im Kampfe für Geistesfreiheit am 6 November 1632.“

Es war, als ob man ahnte, daß bald um diese Stätte her eine nicht minder gewaltige Schlacht geschlagen werden sollte, wie vor fast

200 Jahren, und man sie vor völliger Verwüstung schützen müsse. Und nicht umsonst. Als Napoleon I. anfangs Mai 1813 bei Großgörschen kämpfte, stellte er an dieser nun wohl kenntlichen Stätte Wachen aus, die ihre Entweihung hindern sollten, wenn die Schlacht, was wohl möglich war, sich bis hieher ausbreiten sollte. Und sie blieb unversehrt und unentweiht und ging einer Zeit größerer Verherrlichung entgegen, als ihr bisher zu teil geworden war.

Das Jahrhundert der Jubiläen und der Denkmäler war angebrochen, ein Hauch neuen Glaubens und frischen, geistlichen Lebens wehte durch die deutschen Lande; es wich die Gleichgültigkeit, die wie ein Bann auf dem evangelischen Volk gelegen gegen das teure Gut lauterer Lehre, in der man, wenn überhaupt, so doch einen gar geringen Wert gelegt hatte auf den Unterschied zwischen katholischem und evangelischem Glauben, ja, gar das Verslein sang: „Christ, Jude, Türke, Hottentott glauben all an einen Gott.“ Da konnte der 6. November 1832, der zweihundertjährige Gedächtnistag der Schlacht bei Lützen und des Todes Gustav Adolfs, nicht ungefeiert vorübergehen. Von nah und fern strömte denn auch die feiernde Menge herbei, an 12000 Menschen, die unter dem Geläut der Glocken aller umliegenden Ortschaften um die Stunde, wo vor 200 Jahren die Schlacht begonnen, nach dem Schwedenstein hinauszogen, um dort mit Festgesang und Festgebet und Festrede an ihm als einem Ebenezer dem Herrn zu danken, daß er, als sein Volk „rief und seufzte: Wer, ach, wer ist meiner Kirche Hüter?“ „sandte sein Rüstzeug her, den Hort der Glaubensbrüder,“ und zu bitten: „O du, der ist und war und sein wird immerdar, erhalt' uns, Gott, dein Wort, sei gnädig hier und dort durch Jesum Christum. Amen.“

Bei dieser Feier war auch ein Platz geweiht: „daß auf ihm sich im treuen Bunde mit jenem uns immer heilig bleibenden Schwedensteine ein neues Denkmal zur Erinnerung an diese festliche Feier und zum Zeugnis erhebe, daß auch unser Zeitalter die unsterblichen Verdienste des großen Retters und Beschützers der Freiheit unsrer Kirche dankbar anerkenne.“ Man dachte an einen großen Würfel von Granit. Aber bald ließ man diesen Gedanken fallen und beschloß, über dem alten Schwedenstein, der an seiner denkwürdigen Stelle bleiben sollte, ein gußeisernes Denkmal zu errichten. Die Gaben dazu flossen von allen Seiten, von Fürst und Volk, aus Stadt und Dorf; und als fünf Jahre verflossen waren, stand es zur Weihe fertig da. Auf einem steinernen Unterbau, der sich um den Schwedenstein her auf einem kleinen Hügel erhebt und von einem eisernen Gitter umgeben ist, stehen vier starke, in kleinen Türmchen auslaufende Säulen, die einen Baldachin tragen, dessen Wölbung mit Sternen durchbrochen ist. Ueber der Mitte der Wölbung befindet sich als höchste Spitze ein Türmchen, welches mit den vier Säulentürmchen durch Bogen verbunden ist, mit einem stehenden Kreuz. Die Front des Denkmals zeigt in goldnen Buchstaben die Inschrift: „Hier fiel Gustav Adolf den 6. November 1632;“ die West-

seite: „Er führte des Herrn Kriege. 1. Sam. 25 v. 28;“ die Rückseite: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht. 2. Tim. 1 v. 7;“ und die Ostseite: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1. Joh. 5 v. 4.“ So wurde aus dem Schwedenstein das Gustav-Adolf-Denkmal. Und noch glänzender als die zweihundertjährige Gedächtnisfeier vor fünf Jahren war die Feier der Weihe dieses Denkmals am 6. November 1837. An 30000 Menschen, unter denen auch die Vertreter des Schwedenvolkes dieses Mal nicht fehlten, sammelten sich um dasselbe. Der Tag war, wie einst der Tag der Schlacht vor 205 Jahren, im Nebel angebrochen, aber als der zur Weihe berufene letzte evangelische Bischof der Provinz Sachsen, D. Dräseke, die bei dem Denkmal errichtete Kanzel bestieg, brach auch wie damals um dieselbe Stunde die Sonne durch die Wolken und leuchtete zu dem Fest.

Seitdem ist diese Stätte erst recht eigentlich zu einer Feierstätte geworden. Alljährlich kehrt der 6. November nicht wieder, ohne daß dort an dem jedesmal festlich geschmückten Denkmal eine Gedächtnisfeier gehalten wird. Da fehlt denn auch das Kriegs- und Siegslied der Evangelischen nimmer: „Ein feste Burg ist unser Gott,“ das vor Jahrhunderten an derselben Stelle gesungen worden ist, und doch nun gar anders klingt. Da fehlt dann auch nicht das geistliche Wort, das erinnert an den an dieser Stätte um der evangelischen Freiheit willen gestorbenen König, dem am tiefsten bewegt lauscht die Zahl der herbeigekommenen Schweden, die an keinem 6. November dort vermißt werden, das aber auch nicht vergißt den dort gebornen Königssohn.

Welches Königs Sohn? Eben des Königs, der dort verblutet. Sprichst du staunend: Ich weiß wohl von einer Tochter, die, dem Vater sehr unähnlich, zur Verräterin an ihrem Glauben wurde und ihn dahingab um den Ruhm, ein Kind der „allein seligmachenden“ Kirche zu heißen, aber von einem Sohn weiß ich nichts, — so höre des Rätsels Lösung.

Als am 6. November 1832 bei der vorhin erwähnten Jubelfeier der Gedanke die Herzen bewegte: ein würdigeres Denkmal für den alten, grauen Schwedenstein, — da trug ihn ein edler Gottesmann aus Leipzig mit heim. Es war der Superintendent D. Großmann. Er hatte gerade damals den Auftrag, eine evangelische Gemeinde auf den Höhen des böhmischen Erzgebirges, Fleißen, welche bisher nach Sachsen in den kleinen Ort Brambach eingepfarrt gewesen war, von der Mutterkirche loszutrennen und in eine eigne, selbständige Gemeinde zu verwandeln. Aber wie sollte das geschehen? Da war weder Kirche noch Schule, weder Pfarrer noch Lehrer, und die Gemeinde aller Mittel bar, auch nur ein hölzernes Kirchlein zu bauen, die Behörden nicht imstande, der armen Gemeinde aufzuhelfen. Da lernte er so recht die Not kennen, in welcher solche dürftige Gemeinden unter Andersgläubigen sich befinden. Und der Gedanke, den er von der Gustav-Adolf-Gedächtnisfeier heimtrug, erhielt hier die feste Gestalt: Ein

Verein, der wie einst Gustav Adolf seinen Glaubensbrüdern zu Hilfe kam, so den evangelischen Glaubensbrüdern durch Erbauung von Kirchen und Schulen und Sendung von Pfarrern und Lehrern helfe, daß sie ihrem Glauben erhalten und in demselben gestärkt werden, ist ein würdiges Denkmal Gustav Adolfs. Das ist der Königssohn, der am Schwedenstein geboren, der seines Vaters Namen trägt: der Gustav-Adolf-Verein. Wie er sich entwickelt hat und gewachsen ist, zu erzählen, gehört nicht zur Aufgabe dieser Zeilen. Aber das soll nicht unerwähnt bleiben: Als er 50 Jahre alt wurde, 1882, konnte er seine Geburtstagsfeier nicht besser beschließen als da, wo er geboren und sein Vater vor 250 Jahren gestorben war, und Fürsten irdischer Reiche und Große im Reiche Gottes haben feiern helfen. Und wo er genannt wird, und wo seine Hilfe erfahren wird, da soll man des Gustav-Adolf-Denkmals bei Lützen nicht vergessen als der Stätte seiner Geburt.

Ein Ebenezer ist der Schwedenstein geworden, der nicht bloß erinnert an die Hilfe, die Gott der evangelischen Kirche hat zu teil werden lassen durch das von ihm von Norden her gesandte Werkzeug, sondern der auch mahnt an die Hilfe, die Gott den evangelischen Glaubensbrüdern gebracht wissen will, der wirbt für den Gustav-Adolf-Verein. Laß dich werben und wirb selbst dann weiter.

Seit 1837 steht neben dem Gustav-Adolf-Denkmal ein Häuslein; das wird bewohnt von einem, der das Denkmal hüten soll. Hüte du es auch, indem du in Liebe und Treue im Herzen bewegst, was das Denkmal dir erzählt, und thust, wozu es dich mahnt, als ein Glied des Gustav-Adolf-Vereins. Wo nicht, wird dieser Stein dich verklagen samt dem Blut des Königs, das geflossen ist an der Stätte, da er liegt.

Wehe, dreimal wehe, wenn niemand weinte mehr
Und um der Brüder Wehe gern litt und stritt wie er!
Der Stein, der kalte, tote, der würde uns verschrei'n,
Die toter als der Tote, die kälter als der Stein.

Amen.

3.

Kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen!

Von **Robert Lieschke**, Superintendent und Pastor primarius zu Plauen i. V.

Nehemia 2, 17—18: Nehemia sprach zu ihnen: Ihr sehet das Unglück, darinnen wir sind, daß Jerusalem wüste liegt, und ihre Thore sind mit Feuer verbrannt; kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen, daß wir nicht mehr eine Schmach seien. Und sagte ihnen an die Hand meines Gottes, die

gut über mir war, dazu die Worte des Königs, die er mir geredet hatte. Und sie sprachen: So laßt uns auf sein! Und wir baueten, und ihre Hände wurden gestärkt zum Guten.

Brich herfür, Zion, brich herfür in Kraft,
Weil die Bruderliebe brennet!
Zeige, was der in dir schafft,
Der als seine Braut dich kennet!
Zion, durch die dir gegebne Thür
Brich herfür, brich herfür!

Gnade, Barmherzigkeit, Friede von Gott dem Vater und unserm Herrn Jesu Christo sei mit euch, ihr lieben Freunde der Gustav-Adolf-Sache. Amen.

Zu den Trümmern des alten Jerusalems führt uns unser Gotteswort. Eine schwere Zeit war hereingebrochen über die Kinder Israel. In die Gefangenschaft geführt, hatten sie 48 Jahre lang an den Wassern Babylons getrauert und geweint über die verlorne Herrlichkeit und das zerstörte Heiligtum. Da macht sich Nehemia auf mit einer kleinen Schar. In stiller, mondheller Nacht durchwandert er die verwüstete Gottesstadt und schaut die Trümmer der einst gewaltigen Mauern. Er spricht: „Es that mir wehe, daß die Mauern Jerusalems zerrissen waren, und die Thore mit Feuer verzehret.“ Aber wie es nicht Mannesart ist, zu seufzen und klagend die Hände in den Schoß zu legen, sondern voll frischen Mutes die Hand ans Werk zu legen, so ruft auch er am Morgen „die Obersten, die Priester, die Ratsherren und die andern“ zusammen und fordert sie auf: „kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen!“ Und im Namen Gottes gehen sie getrost ans Werk.

Wie einst dort über Jerusalem, so brach auch über den Bau unsrer teuern evangelischen Kirche der Feind herein, sie zu zerstören. Ganze Länder und Provinzen wurden ihr wieder entrissen, und wohin zuletzt das Auge sah, erblickte es auch, wie dort in Jerusalem, nur Trümmerstätten. Aber der Herr vom Himmel sah erbarmend darein und erweckte auch uns einen Nehemia, der dort vom Schwedenstein bei Lützen aus den Ruf erschallen ließ: „kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen!“ Ihr kennt diesen Nehemia — es ist unser Gustav-Adolf-Verein! So laßt uns jetzt in dieser stillen Stunde einmal aus der Geschichte unsers Gustav-Adolf-Vereins heraus verstehen, wie Nehemias Ruf: „kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen“ auch die Losung unsers Gustav-Adolf-Vereins ist.

(Gebet.)

1.

Es war am 6. November 1632, als der tapfre Schwedenkönig Gustav Adolf in der Schlacht von Lützen zu Tode getroffen niedersank. Aus der Ferne war er mit seinen Mannen herbeigeeilt, den armen, schwerbedrängten Protestanten, seinen Glaubensgenossen, die ersehnte

Hilfe zu bringen; zwei Jahre lang hatte er für sie gestritten. Sein herrliches Panier mit der Mitternachtssonne und der Inschrift in goldnen Buchstaben: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ hatte er von Sieg zu Sieg geführt, bis er hier auf Lützens Felde nach Gottes Ratschluß sein teures Leben ausgehaucht. Der treue Reitknecht Erikson wälzte bald nach der Schlacht mit Hilfe von dreizehn Landleuten einen großen Steinblock auf die Stelle, wo sein König gefallen war. Dieser Stein trägt die schlichte Inschrift: G. A. 1632.

Und wieder war ein 6. November gekommen, zweihundert Jahre später, da zogen 1832 große Scharen evangelischer Christen unter Glockengeläut zu diesem Stein heraus und begingen eine einfache, tiefergreifende Gedächtnisfeier. Der Leipziger Superintendent Großmann war auch dabei, und ihm gab Gott der Herr den Gedanken in die Seele, dem Helfer und Retter der deutschen Protestanten noch ein andres Denkmal, als das von Stein und Erz zu errichten. Was Gustav Adolf um des Evangeliums willen mit dem Schwert versucht, das sollte, zur Sicherung unsrer Glaubensgenossen, mit den Waffen des Glaubens und der Liebe geschehn durch einen Verein „zu brüderlicher Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen und zur Erleichterung der Not, in welche durch die Erschütterungen der Zeit und durch andre Umstände protestantische Gemeinden in und außerhalb Deutschlands mit ihren kirchlichen Zuständen geraten“. Ein Kreis wackrer Männer nahm freudig diesen Gedanken auf, und bereits am 9. Dezember 1832 erging ein Aufruf von Leipzig aus: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!“ So ward uns der Nehemia gegeben: unser Gustav-Adolf-Verein!

„Und Nehemia sprach: Ihr sehet das Unglück, darinnen wir sind, daß Jerusalem wüste liegt, und ihre Thore sind mit Feuer verbrannt!“ Gilt das auch von dem Zion unsrer evangelischen Kirche? Als D. Luther seine 95 Sätze angeschlagen hatte an die Schloßkirche zu Wittenberg, da war es, als ob 95 Blitze hineingeleuchtet hätten in die Nacht jener Zeit, als ob 95 Schwertesschläge die Fesseln jahrhundertelangen Wahns durchschnitten. Wie aus einem dumpfen Schlaf erwacht, stand unser deutsches Volk auf zu neuem Glaubens- und Geistesleben. Als unser D. Luther nach heißen Seelenkämpfen die bestäubte, an die Kette gelegte Bibel fand mit dem Pauluswort: „aus Gnaden wird der Mensch gerecht durch den Glauben an Jesum Christum,“ da thaten sich die verschlossenen Thore wieder auf, und aus dem finstern Reich des Antichrist ward er und alle Gläubigen hineingeführt in das lichte Reich seines lieben Sohnes. Als Luther die ganze Seligkeit eines gottversöhnten und erlösten Herzens in der gewaltigen Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen“ hinausjubelte in die Welt, da war über der ganzen, falschen Mittlerschaft, die sich zwischen die Christenseele und den Heiland gedrängt, der Stab gebrochen und Jesus Christus wieder eingesetzt als das Haupt der Gemeinde, als der einige Mittler und ewige Hohepriester, da war für

die Gläubigen der Zugang zum Herzen des Vaters wieder frei. Als Luther in Worms vor Kaiser und Reich an seine Brust schlug und rief: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir,“ da waren Millionen von der Obrigkeit der Finsternis mit ihm und durch ihn errettet, da hatte er den großen evangelischen Grundsatz ausgesprochen, daß keine Kirchen- und Staatsgewalt ein Recht hat, den Menschen in Glaubenssachen zu zwingen. Als Luther seinem Volk die deutsche Bibel und den Katechismus gab, da wurden dem Herrn wieder Kinder geboren, wie der Tau aus der Morgenröte, da war es Frühling geworden in den Landen! Wir wissen heute, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts $^7/_{10}$, vielleicht $^8/_{10}$ von ganz Deutschland evangelisch geworden war. In Ermland und Köln hatten die Erzbischöfe selbst die Reformation eingeführt, im Straßburger Münster ward das Evangelium verkündet. In Frankreich allein blühten 4000 evangelische Gemeinden, und der Präsident des französischen Parlaments schrieb 1560 an den König von Frankreich, daß die Mehrzahl der Mitglieder des Parlaments Lutheraner seien. In Oesterreich war die Mehrzahl der Einwohner von Wien protestantisch, und fast keins der bekanntesten Adelsgeschlechter war katholisch geblieben, ganz Böhmen war evangelisch. In Ungarn kam auf 32 Einwohner nur noch ein Katholik. Auch in Spanien, ja unter den Augen des Papstes, in Italien, blühten evangelische Gemeinden auf.

Und heute? Nehemia zieht durch die Lande und seufzt: „ihr sehet das Unglück, darinnen wir sind, daß Jerusalem wüste liegt, und ihre Thore sind mit Feuer zerstört.“ Der Feind hatte sich aufgemacht. Rom hatte seine Sturmkolonnen geistlicher und weltlicher Gewalt ausgeschickt. Mit Kerker und Schaffot, mit Feuer und Schwert, mit Folter und Scheiterhaufen wurde die Reformation bekämpft, den Evangelischen wurden die Kirchen genommen, die Bibeln verbrannt, die Prediger und Lehrer vertrieben und die Standhaften eingekerkert und zu Tode gepeinigt oder erbarmungslos, oft mitten im Winter, von Haus und Heimat gejagt. Schneller, als die Reformation, hat die Gegenreformation gearbeitet! Fünf Königsgeschlechter, drei Kurfürsten, 32 Herzöge, 54 regierende Fürsten, Markgrafen und Grafen, sowie viele Tausende von Gemeinden sind dadurch unsrer evangelischen Kirche verloren gegangen. Jerusalem ward verwüstet und ihre Thore mit Feuer zerstört. Wie das geschehen, mögen euch ein paar Beispiele zeigen:

„Ihr sehet das Unglück, darinnen wir sind“ — so tönt der Klageruf aus Schlesien. Um das Jahr 1600 war es fast ganz evangelisch, neben mehr als 1500 evangelischen Gotteshäusern hatte es kaum noch 400 katholische, und ein schlesischer Bischof mußte 1609 durch seine zum Fürstentag reisenden Abgeordneten sagen lassen: „Die Augsburgische Konfession ist in Schlesien so ausgebreitet, daß keine Stadt noch Dorf wäre, vier ausgenommen, da nicht die Kirchen mit der Augsburgischen Konfession verwandten Predigern besetzt sind.“ Da erteilte Kaiser Ferdinand II., von den Jesuiten aufgestachelt, dem Grafen

Hannibal von Dohna den Befehl, mit seinen Lichtensteiner Dragonern „die Ketzer zu strafen". In der Stadt Glogau fingen sie an, mit gezogenen Säbeln gings von Haus zu Haus, man schleppte die Unglücklichen an den Haaren zur römischen Messe, peitschte sie mit Ruten, daß ihnen das Fleisch vom Leibe fiel, schnitt ihnen Riemen aus der Haut, schraubte ihnen die Daumen in die Hähne ihrer Pistolen, zerrte sie zum Galgen u. s. w. „Die heidnischen Mongolen haben nicht unmenschlicher gehaust, als diese katholischen Lichtensteiner Dragoner," sagt ein Geschichtsschreiber jener Tage. Unter ähnlichen Greueln wurden 1300 Kirchen Schlesiens den Evangelischen weggenommen! So ward hier der Gottesbau unsrer evangelischen Kirche in Trümmer geschlagen! Und wer von euch, ihr lieben Gustav-Adolf-Freunde, einmal durch die schlesischen Kolonieen Zillerthal bei Erdmannsdorf gewandert ist, der weiß es, daß die Verfolgungszeit nicht aufgehört hat; denn diese drei Kolonieen sind von evangelischen Glaubensgenossen gegründet worden, die erst 1837 der Bischof von Brixen in Tirol aus ihrer Heimat verjagt und die Friedrich Wilhelm IV. hier angesiedelt hat. Ja, wie sieht es jetzt in dem einst fast durchweg evangelischen Schlesien aus — Trümmer, wie in Jerusalem! —

„Ihr sehet das Unglück, darinnen wir sind" — so tönt die Klage auch aus Preußen und Posen, aus Westfalen und den Rheinlanden, aus Hessen und Elsaß-Lothringen, vor allem aber aus Oesterreich heraus, dessen evangelische Kirche von jeher „das Schmerzenskind des Gustav-Adolf-Vereins" heißt. Laßt mich schweigen davon, mit welchen Mitteln hier es Rom verstanden hat, die Mauern der evangelischen Kirche zu zerstören. Wie ein Wunder Gottes muß es einem erscheinen, daß in diesen Ländern evangelische Gemeinden jene furchtbaren Stürme überstehen, jene entsetzlichen Verfolgungen überdauern konnten. Jahrhundertelang haben sie allen Nachstellungen bis aufs Blut widerstanden und eher sterben wollen, als den Glauben wechseln. Heimlich haben Hausväter und Hausmütter ihren evangelischen Glauben und ihre evangelische Erkenntnis fortgepflanzt auf Kind und Kindeskind und ihre Bibel, ihr Gesangbuch, ihren Katechismus als ihre teuersten Kleinodien und als ihre heiligsten Schätze unter der Diele ihrer Häuser verborgen. In einsame Höhlen, ins nächtliche Dunkel der Wälder haben sie sich geflüchtet, um sich an Gottes Wort zu erbauen und das Sakrament lauter und rein zu empfangen. Ueber 400 evangelische Gemeinden der österreichischen Monarchie strecken heute bittend ihre Hände aus und rufen: „unser Heiligtum liegt wüste, unsre Thore sind mit Feuer zerstört, kommt, helft uns bauen, daß wir nicht mehr eine Schmach seien."

„Ihr sehet das Unglück, darinnen wir sind" — so klingt es aus Italien, wo noch evangelische Gemeinden in Florenz, Livorno, Mailand, Rom, Siena, Udine, Venedig, Genua, Messina und Pisa bestehen, und dazu kommen noch die Waldensergemeinden. Hindert auf der einen Seite die namenlose Gleichgültigkeit gegen alles, was Religion

heißt, bei einem großen Teil des italienischen Volkes den Wiederaufbau der zerstörten Mauern, so unterläßt auch der Papst mit seinem Anhang nichts, um der Ausbreitung in den Weg zu treten und die Sache des Evangeliums zu beschimpfen. In seiner Ansprache an die Kardinäle am Weihnachtsfest hat er gesagt: „Es zieht uns das Herz zusammen, wenn wir sehen, wie unter dem Schutz der öffentlichen Gesetze die Kirchen der Ketzer sich mehren, und wie es erlaubt ist, hier in Rom die schönste Einheit Italiens, die der katholischen Religion, anzugreifen, dank den wahnwitzigen Anstrengungen jener, welche die gottlose Mission zu haben wähnen, in Italien eine neue Religion, die protestantische, zu gründen.“ So redet der sogenannte „Friedenspapst“ von uns, und dementsprechend handeln seine Leute. Die Umtriebe der Klerikalen, evangelische Eltern zu verhindern ihre Kinder in evangelische Schulen zu schicken und selbst in ein evangelisches Gotteshaus zu gehen, sind oft unglaublicher Art, wie die Berichte aus Italien es verkünden. — Vom Bau der evangelischen Kirche: Trümmer, nichts als Trümmer, wie dort in Jerusalem! —

Ein blühendes evangelisches Leben gab es einst auch in Frankreich. Der Friede von St. Germain 1570 hatte den Hugenotten Sicherheit für Person und Eigentum, Gewissens- und Kultusfreiheit, wenn auch in beschränktem Umfang, gebracht. Da tönte am 24. August 1572, am Bartholomäustag, die Glocke der Kirche von St. Germain, und ihr gellender Ton zeigte den Beginn des furchtbarsten Blutbades an, das je die Straßen von Paris befleckt: die Pariser Bluthochzeit. Das erste Opfer war der fromme Admiral v. Coligny, der Ahnherr des größten evangelischen Herrschers unsrer Tage, des deutschen Kaisers. Dann wälzte sich der Mord durch alle Straßen von Paris. Die Häuser wurden erstürmt, die wehrlosen Evangelischen niedergehauen und namenlose Greuel verübt. Nicht Alter, nicht Geschlecht ward geschont. Bis in die königlichen Gemächer hinein drang der Mord. Neben der neuvermählten Margarethe wurde ein Hugenott niedergestoßen, so daß sein Blut ihr Nachtgewand bespritzte, und der König Karl IX. soll vom Fenster des Louvre aus selbst auf fliehende Hugenotten geschossen haben. Königliche Blut-Befehle gingen in die Provinzen und fanden überall ein entsetzliches Echo. Es währte Monate, bis das Würgen der Hugenotten durch die Städte Frankreichs seinen Umzug gehalten hatte. Wieviel Tausende von Evangelischen niedergemetzelt worden sind, wird wohl nie mehr zu Tage kommen. Die einen zählen 50000, die andern gar 100000! In Rom aber war große Freude! Gregor XIII. ließ ein Tedeum anstimmen und eine Siegesmünze schlagen mit der Umschrift „der Hugenotten Niederlage“. Aber noch war damit nicht alles evangelische Leben ausgerottet! Die Bartholomäusnacht zeigte den Weg zu den furchtbaren Dragonaden Ludwigs XIV. bis zur Aufhebung des Ediktes von Nantes. Ein Geschichtsschreiber sagt: „Schlimmere Tage hat das Evangelium in Frankreich nie gehabt als nach der Aufhebung des Edikts von Nantes. Die blutigen Verfolgungen, Ein-

kerkerungen, Hinrichtungen, die grauenvollen Kamisardenkriege hatten die evangelische Kirche Frankreichs an den Rand des Verderbens gebracht, es drohte allgemeine Auflösung und Verwilderung." Frankreich ist seitdem, statt ein Land der Reformation, das Land der Revolution geworden und geblieben! Und der Bau der evangelischen Kirche? Trümmer, nichts als Trümmer, wie in Jerusalem.

„Ihr sehet das Unglück, darinnen wir sind" — das gilt auch von Spanien. Vor Jahren sollte in Madrid eine neue Straße angelegt werden. Die Absteckung derselben führte durch jenen wüsten Platz, auf welchem einst die Inquisition ihre Scheiterhaufen errichtet hatte. Der aufgegrabene Schutt gewährte ein trauriges Schauspiel: man fand erst eine Schicht Erde, dann eine Schicht verbrannter Menschenknochen, dann wieder Erde und aufs neue eine Schicht verbrannter Menschenknochen und so fünffach übereinander! Dazwischen lagen verrostete Eisenstücke, Reste von Marterwerkzeugen, sogar verkohlte Haarflechten und dann wieder zu Kalk gebrannte Gebeine. Das alles redete mit stummer Sprache wider die furchtbaren Thaten der Inquisition, die alle Ketzerei zu vertilgen gelobt hatte. In der spanischen Ständeversammlung erhob sich damals ein Deputierter, wies hin auf jene verbrannten Gebeine und rief die traurigen Reliquien, mit denen die Kinder auf dem Schutte spielten, zu Zeugen für sich an und schloß seine erschütternde Rede mit den Worten: „Jenes verrostete Eisen hatte mehr Mitleid mit den verbrannten evangelischen Opfern, als die Henker Roms, die sie gemordet haben." Erst in den letzten Jahren hat man die Protokollbücher der spanischen Inquisition wieder aufgefunden. Daraus ergiebt sich: unter dem Großinquisitor Ximenes wurden in Spanien 3564 Personen verbrannt und 52855 mit zumeist lebenslänglichen Kerkerstrafen belegt. Während der Regierung Philipps II. wurden 1564 Personen lebendig verbrannt und 41730 in andrer Weise bestraft. Im ganzen fielen in Spanien bis in unser Jahrhundert hinein 34658 Ketzer der Inquisition auf dem Scheiterhaufen zum Opfer, während 288914 lebenslänglich eingekerkert oder auf die Galeeren geschickt wurden! Welche furchtbaren Opfer die Inquisition in den übrigen einst evangelischen Ländern gefordert hat, davon laßt mich in dieser Stunde schweigen. Aber es bleibt dabei: von dem einst schönen Bau der evangelischen Kirche blieben nur Trümmer, nichts als Trümmer, wie dort zu Jerusalem.

Wenn der Gustav-Adolf-Verein also durch die Lande zieht, dann muß auch er klagen, wie es Nehemia gethan: „Ihr sehet das Unglück, darinnen wir sind, daß Jerusalem wüste liegt, und ihre Thore sind mit Feuer verbrannt; kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen, daß wir nicht mehr eine Schmach seien."

2.

„Und sagte ihnen an die Hand meines Gottes, die gut über mir war, dazu die Worte des Königs, die er mir geredet

hatte. Und sie sprachen: So laßt uns auf sein. Und wir baueten, und ihre Hände wurden gestärkt zum Guten."

Nehemia weist auf zwei Könige hin, die das große Werk fördern wollen, auf den himmlischen König, „dessen Hand gut über mir war," und auf den irdischen König, der zu ihm geredet und den Aufbau der Mauern genehmigt hat. Sind's denn nicht auch zwei Könige, an die uns schon der Name unsers Vereins: „Evangelische Gustav-Adolf-Stiftung" gemahnt? „Gustav-Adolf"-Stiftung heißt sie, weil das, was dieser königliche Held dereinst für uns gewollt und gethan, die nach seinem Namen genannte Stiftung an unsern Glaubensgenossen in der Diaspora thut, und kann es denn etwas Königlicheres geben unter der Sonne, als helfende, rettende, dienende Liebe? Laßt mich aber auch an „Worte" dieses Königs euch erinnern. Als Gustav Adolf in Erfurt seinen Einzug hielt, da sagte er zu dem ihn begrüßenden Magistrat: „Es ist jetzt also mit uns Evangelischen beschaffen, als wenn wir alle miteinander auf dem wilden Meer in einem großen Schiff führen, das von ungestümen, grausamen Winden umhergetrieben wird und gar versinken will. Da will sich's nun nicht schicken, daß nur etliche fleißig arbeiten und den Schiffbruch abzuwenden bemüht sind, die andern aber dem Ungewitter zusehen und die Hände in den Schoß legen, sondern es gebührt uns, einem jeden unter uns Evangelischen, daß er das Werk mit Freuden angreife, damit das notleidende Schiff in den Hafen gebracht werde, wenn er jetzt zur Ausbreitung seiner Ehre und seines heiligen, seligmachenden Wortes etwas von seinem zeitlichen Gute waget und einsetzet." Hört ihr, meine Lieben? Muß es uns nicht sein, als ob Gustav Adolf hier durch unsre Reihen gänge, uns in die Augen schaute und uns früge, ob wir denn solche königlichen Worte beherzigt, ob wir solche königliche Gesinnung bethätigt auch für das heilige Werk, das seinen königlichen Namen trägt? Hand aufs Herz, lieber Bruder, liebe Schwester, ist das geschehn? „So laßt uns auf sein!"

Aber ich sage: zwei Königsnamen trägt unser Verein an seiner Stirn. Erinnert Gustav Adolf an einen irdischen König, so weist „Evangelisch" hin auf den König aller Könige, auf ihn, der alles Evangeliums Kern und Stern, auf Jesum Christum, unsern Heiland und Erlöser! Das Evangelium ist ja die frohe Botschaft von dem himmlischen König, auf welchen die ganze Menschheit gewartet, von welchem die ganze Bibel Zeugnis giebt, in welchem das ganze Heil der Menschheit, ihr Friede und ihre Gerechtigkeit, ihre Erlösung und Versöhnung, ihre Hoffnung und Herrlichkeit gegeben ist. Wie der Menschengeist nichts Höheres denken, wie die Menschenseele nichts Trostreicheres glauben, wie die Weltgeschichte nichts Herrlicheres aufweisen kann, als das Evangelium von Christo Jesu — so kann auch unser Verein keinen köstlicheren, königlicheren Namen führen, als „evangelisch". Der Name sagt alles, was wir sind und wollen. Auf dem Evangelium von Christo Jesu stehen wir, und nur darum verneinen wir Evangelischen ein sichtbares Haupt der Kirche auf dem Stuhle Petri,

um uns ausschließlich zu halten an das unsichtbare Haupt der Kirche auf dem Stuhle Gottes. Darum verwerfen wir alle überschüssigen Verdienste der Heiligen, um desto unbedingter unsre Zuversicht zu setzen allein auf das Verdienst unsers Herrn Jesu Christi. Darum wollen wir nichts wissen von einem menschlichen Priester- und Mittlertum, das sich zwischen uns und unsern Gott drängt, um allein dem die Ehre zu geben, der als der rechte Hohepriester höher ist, denn der Himmel. Jesus allein! Das ist evangelisch.

Und solch evangelischer Verein ist der Gustav-Adolf-Verein; denn was will er weiter, als daß verlassene Gemeinden um das Evangelium gesammelt, daß ihnen der Segen evangelischen Gottesdienstes gewährt, daß ihren Kindern evangelischer Jugendunterricht gesichert, daß Kranke und Sterbende mit dem Trost des Evangeliums versorgt, daß durch das Evangelium Schwaches gestärkt, Verirrtes zurechtgeführt, Totes belebt werde. Also unsre Sache ist nicht Menschensache, sondern des Herrn Sache, das macht uns getrost und froh! Was der Verein thut, das will er nur zur Ehre Gottes thun und zum Heil der Kirche Christi. Darum kann er es aber nicht anders thun, als nur durch das Evangelium! Für das Evangelium arbeitet er, ihm dient er, auf seinem Grunde steht er — darum heißt er mit Recht „evangelisch". „So laßt uns auf sein!" haben sie dort gerufen in Jerusalem, solcher Ruf soll auch durch unsre Reihen gehn; denn auch wir Evangelischen haben sie gespürt, „die Hand Gottes, die gut über uns war".

Darf ich euch, lieben Freunde der Gustav-Adolf-Sache, ein paar Zahlen zum Beweise dafür nennen? In den ersten neun Jahren hatte es unser Verein nur zu einem Kapital von 12000 Thaler gebracht, dessen Zinsen man verteilte. Als aber durch Hofprediger Zimmermann zu Darmstadt dort 1841 ein zweiter, ähnlicher Verein begründet worden war und beide 1842 in Leipzig sich verbanden, da konnten schon 22 Gemeinden mit 12000 Mark unterstützt werden, und seitdem hat er, also seit seinem Bestehen, gegen 30 Millionen Mark zur Unterstützung unsrer evangelischen Glaubensgenossen verwenden können! Ist nicht die Hand des Herrn dabei, die auch das Scherflein der Witwe gesegnet, die gut über uns war?

Im Anfang waren es nur sieben Männer, die sich zum guten Zweck verbanden, und heute zählt unser Verein 45 Hauptvereine und 1837 Zweigvereine mit vielen Tausenden von Mitgliedern, und neben Männern teilen auch edle Frauen und Jünglinge seine Arbeit. Im Anfang hat man nur eine Handvoll evangelische Gemeinden wie Fleißen bei Brambach im Vogtland unterstützt, daß sie's zu einem Kirchlein brächten, und jetzt hat man bereits 3911 evangelische Kirchengemeinden im Ausland mit Geldmitteln unterstützt, hat nicht nicht weniger als 1734 Kirchen, gegen 800 Schulen erbaut, 445 Pfarrhäuser errichtet, 53 Seminare begründet, 344 Waisen-, Diakonissen- und Konfirmandenanstalten unterstützt, 20 Reiseprediger angestellt, 59 Friedhöfe errichtet

und 19 Witwenkassen ins Leben gerufen. Ist das nicht die Hand des Herrn, die gut über uns war?

Aber wer vermöchte erst all den geistlichen Segen in himmlischen Gütern durch Christum Jesum zu nennen, zu welchem diese Zahlen für tausend und abertausend Seelen nur den Anstoß gaben und zwar ebenso draußen in der Diaspora, wie hier bei uns? Doch von diesem Segen will ich ein andermal zu euch reden. Heute ruf ich: „Laßt uns auf sein!“

Ja, „auch wir bauen, und unsre Hände werden gestärkt zum Guten“. Und wahrlich, wir bedürfen der Stärkung! Noch sind wir nicht am Ziel. Noch strecken 1600 Gemeinden aus der Ferne bittend ihre Hände aus: kommt herüber und helft uns! Und grade jetzt, wo der alte böse Feind eifriger denn je auf die Vernichtung des reinen Evangeliums ausgeht mit Macht und viel List, darf unsre Liebe nicht erkalten, unser Eifer nicht erlahmen. Es ist eine heilige Gewissens- und Ehrenpflicht der evangelischen Christenheit, das, was noch lebt, was schon gerettet ist, am Leben zu erhalten, und das, was sterben will, zu retten. Die Gefahr ist groß!

Sehet, in Rom, in der Hauptkirche der Jesuiten, der sogenannten „Jesukirche“, befindet sich rechter Hand vom Grabmal des heiligen Ignatius eine große, aus weißem Marmor gemeißelte Gruppe, welche die „Religion“ darstellen soll. Es ist eine aufrecht stehende Frauenfigur, die ein Kreuz in der Hand hält, und zu ihren Füßen krümmen sich schmerzvoll zwei Gestalten, die von Höllenflammen umzüngelt werden. Die eine dieser Schmerzgestalten sucht vergeblich auf sie einstürzende Schlangen abzuwehren und die andre zerrauft sich die Haare. In den Gesichtern beider aber spiegelt sich jene wilde Verzweiflung, die am Ort der Qual das Los der Verdammten ist. Die Gesichtszüge jener beiden Unglücklichen sind uns allen wohlbekannt: es sind unsre teuern Gottesmänner Luther und Calvin. Damit auch nicht der geringste Zweifel über die Person dieser Höllengestalten herrsche, umklammert jede von ihnen ein Buch, von denen das eine die Aufschrift „Luther“, das andre die Inschrift „Calvin“ trägt. In den kalten Marmor dieser Gruppe ist mit unglaublicher Offenheit Geist und Ziel des Jesuitenordens zum Ausdruck gebracht, dem unser deutscher Reichstag wieder den Zugang in unser evangelisches Deutschland erschließen will! Dieser Orden darf nicht ruhen, bis das Werk der Reformation, das er „eine Ausgeburt der Hölle“ nennt, niedergetreten ist. Sein Schwert darf er nicht niederlegen, „bis auch der letzte Protestant als reuiges Kind zur allein seligmachenden Kirche zurückgekehrt ist“. 11000 Männer haben dieser Aufgabe ihr Leben gewidmet. Wenn auch, gottlob, Jesuitismus und Katholicismus noch nicht gleichbedeutend sind, so ist es doch keinem, der offne Augen hat, verborgen, wie die gesamte katholische Kirche immer mehr ein Werkzeug in den Händen der Jesuiten wird, und was dann erst unsre evangelischen Glaubensgenossen in der Diaspora zu gewärtigen haben, wer will das sagen? So „laßt uns auf sein“!

Sagt an, ihr lieben Brüder und Schwestern, habt ihr wirklich kein Herz für eure Glaubensgenossen, die wie Herden ohne Hirten sind, für die Alten und Schwachen, die auf den Trost der evangelischen Predigt verzichten müssen, weil sie nicht mehr die Kraft haben, zu ihrem vielleicht viele Stunden weit entlegnen Kirchlein zu pilgern? Habt ihr kein Herz für den Kummer der Eltern, die ihre Kinder nicht evangelisch taufen, nicht in evangelischen Schulen unterrichten lassen können und zusehen müssen, wie sie im andern Glauben unterwiesen oder wegen ihres evangelischen Bekenntnisses mit Spott und Hohn übergossen werden? Habt ihr kein Herz für die Brautleute, denen am Hochzeitstag und für die Sterbenden, denen am Todestag im letzten Kampf das Wort und Sakrament des evangelischen Seelsorgers fehlt?

Noch giebt es so viele evangelische Christen, die der Gustav-Adolf-Sache fremd und kühl gegenüberstehn. Noch giebt es Hunderttausende, die erst zu gewinnen sind zu hilfreicher That gläubiger Liebe. „So laßt uns auf sein! Kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen, daß wir nicht mehr eine Schmach seien!“

Es ist doch recht beschämend, wenn man liest, daß in den zwei sächsischen Hauptvereinen zwei, im württembergischen nicht ganz fünf, im rheinischen nicht ganz sechs Pfennige Beiträge auf den evangelischen Kopf kommen, während im armen Galizien 70 Pfennige auf jeden Kopf zu rechnen sind. Wenn im Gesamtverein nur drittehalb Pfennige auf jeden Evangelischen in Deutschland kommen, heißt das auf sein und freudig an den Mauern bauen? — Ist das ein Zeichen rechter Liebe zum Herrn und brüderlicher Liebe zu unsern armen Glaubensgenossen? Wahre Liebe trägt einen andern Charakter. Sie rechnet nicht, sie vergißt sich selbst, sie verzehrt sich selbst, und das Beste dabei ist: sie weiß es nicht! Sie thut alles für den Herrn! Haben wir unsre Gaben so dargebracht? Haben wir unser Herz in unsre Gaben hineingelegt? Konnte der Herr immer sagen: „Das habt ihr mir gethan?“ So laßt uns auf sein!

Man hat zwar jüngst geraten, wir möchten es thun, wie die Xaver-, Vincenz-, Borromäus- und Bonifaziusvereine der römischen Kirche und jedem Gliede der evangelischen Kirche durch die Obrigkeit eine bestimmte Jahressteuer auflegen. Aber das sei ferne! Unser Werk ist aus der Liebe geboren, und darum läßt es dem Einzelnen die Gabe seiner Liebe frei. Unsre Liebe aber ist aus dem Glauben geboren, und der sagt uns, wer segnend auch an unserm Gotteskasten sitzt.

Er, der einst das Scherflein der Witwe als eine der reichsten Gaben bezeichnet hat, er nimmt die drei Pfennige, die einst ein Kind seinem Lehrer brachte mit den Worten: „Hier hast du, du sollst damit eine Gustav-Adolf-Kirche bauen.“ Er nimmt und segnet die 30000 Mark, die ein vogtländischer Mann als seine Gustav-Adolf-Gabe nach Ulm getragen hat. Er nimmt und segnet den Pfennig, den einst der Prediger Polke in Schlesien sich für seine Pfennigkirche in Rosenberg erbeten. Er nimmt die goldne Kette, die in edler Frauen Hand Louisendorf zu

seinem Gotteshaus verholfen. Er nimmt die große Summe, die eine edle Katholikin, eine geborne Gräfin Firmian, dem Gustav-Adolf-Verein gespendet hat, weil einst durch ihren Vorfahren, den Erzbischof Firmian von Salzburg, 30000 arme evangelische Salzburger von Haus und Hof vertrieben worden seien, um doch in etwas diese Schmach zu sühnen. Er nimmt auch euer Scherflein, ihr Armen, eure Gaben, ihr Reichen, und macht sie zu Bausteinen, die er verbaut, macht sie zu Heilmitteln, die er verbraucht. „Auf, laßt uns auf sein! Kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen!"

Aber eins dürfen wir nicht vergessen: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan!" Aus dem Glauben heraus ist unser Liebeswerk geboren, und bei dem Glauben muß es bleiben. Was der unvergeßliche Superintendent Großmann zu Leipzig dem Verein von seinem Sterbebette aus hat sagen lassen, „daß er vor allen Dingen stehen möge im Glauben und nicht wanken vom festen Grunde der Kirche, der er dient und durch die ihm sein Segen zuwächst," das muß ihm ein unverbrüchliches Testamentswort bleiben, soll er anders die Mauern Jerusalems bauen. Unser Herr hat einmal gesagt: „alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt," wollte Gott, alle Freunde der Gustav-Adolf-Sache könnten auch von sich sagen, was unser D. Luther schreibt: „In meinem Herzen herrscht nur dieser eine Artikel, nämlich der Glaube, von welchem, durch welchen und aus welchem alle meine Gedanken bei Tag und Nacht ein- und ausgehen." Im Glauben reichen wir uns und unsern Glaubensbrüdern draußen die Hand und singen, was Gustav Adolf im Nebelgrauen des 6. November 1632 mit seinem Heer gesungen:

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort'
Und was dem thut anhangen
Endlich werden zu Hohn und Spott;
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg wollen wir erlangen!

Oder könnten wir zagen, könnten wir klagen, wenn wir wissen, wer mit und für uns ist? Sehen wir nicht an unsrer Spitze den rechten Mann, den Gott selbst hat erkoren und der das Feld behalten muß? Gehen wir nicht an unser Werk, wie Gustav Adolf zu seinem letzten Kampf mit dem Gebet: „Jesu, Jesu, hilf mir streiten zu deines Namens Ehre"? Vernehmen wir nicht die Antwort des Herrn Zebaoth an seine Getreuen: Verzage nicht, du Häuflein klein! Fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn es ist deines Vaters Wille, dir das Reich zu geben!

Es steckt so viel Kleinglaube, so viel Verzagtheit, so viel Angst vor Roms Macht in der evangelischen Christenheit. Aber warum? Man meint, Rom sei auf einem Siegeszuge über die Erde begriffen und risse doch zuletzt alles an sich! In Wahrheit aber, meine Lieben, ist die katholische Kirche seit einer Reihe von Jahren bereits im thatsächlichen Rückgang begriffen. In dreizehn Jahren sind jetzt allein aus den neun alten Provinzen Preußens 22764 Katholiken evangelisch

geworden, während in derselben Zeit Rom nur 2441 Personen gewonnen hat, und so ist es, Baiern ausgenommen, in allen deutschen Ländern. In England hat Rom zwar eine ziemliche Anzahl reicher Leute in seine Schlingen gezogen, aber nachweisbar hat sich die römisch-katholische Bevölkerung selbst innerhalb der letzten 40 Jahre um fast zwei Millionen vermindert, während die Zahl der Protestanten um fast zehn Millionen zugenommen hat. Also warum vor Rom zittern? Wir haben den Herrn, wir haben das Evangelium, und wir wissen's: „Gottes Wort und Luthers Lehr' vergehet nun und nimmermehr!" Darum: „Laßt uns auf sein!" Ihr Männer und Frauen, ihr Jünglinge und Jungfrauen, die ihr wisset, wie die Mauern noch wüste liegen, wie unendlich viel Bausteine noch herbeizutragen sind, wie gewaltig der Abstand ist zwischen dem Bedürfnis und unsern Mitteln — tretet mit hinein als lebendige Werkzeuge der gläubigen Liebe, mit der Kelle in der einen, dem Schwert in der andern Hand, helft mit bauen an den Mauern Jerusalems, helft aber auch andre erwärmen und werben für unser Liebeswerk, helft vorbereiten den Tag der Wiederkunft, da der Herr erscheinen wird in seinem Zion!

In einem gelt' allein kein Zweifel,
Das ist der Liebe Machtgebot.
Sie binde, wenn auch Welt und Teufel
Die Kette zu zersprengen droht.
Heran, heran, schart euch zusammen!
Von jeglichem Panier heran,
Und schaut: So schlagen Liebesflammen
In einer Lohe himmelan!

Amen.

4.

Werk und Wert des Gustav-Adolf-Vereins.

Von D. **Schuster**, Generalsuperintendent in Hannover.

Joh. 12, 1—8: Sechs Tage vor den Ostern kam Jesus gen Bethanien, da Lazarus war, der Verstorbene, welchen Jesus auferweckt hatte von den Toten. Daselbst machten sie ihm ein Abendmahl, und Martha diente, Lazarus aber war deren einer, die mit ihm zu Tische saßen. Da nahm Maria ein Pfund Salbe von ungefälschter köstlicher Narde und salbte die Füße Jesu und trocknete mit ihrem Haar seine Füße; das Haus aber ward voll vom Geruch der Salbe. Da sprach seiner Jünger einer, Judas, Simonis Sohn, Ischariotes, der ihn hernach verriet: Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen und den Armen gegeben? Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte, sondern er war ein Dieb, und hatte den Beutel,

und trug, was gegeben ward. Da sprach Jesus: Laßt sie mit Frieden, solches hat sie behalten zum Tage meines Begräbnisses. Denn Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.

Das ist ein ergreifendes Bild der tiefsinnigsten Liebe und Hingebung zum Herrn, welches die Schriftworte im Evangelium Johannis 12, 1—8 zu unsrer Erbauung und Nacheiferung heute vor unsern Augen entfalten. Wir sehen hier Maria, die Schwester des Lazarus, wie sie in tiefster Erregung und Bewegung um den Herrn beschäftigt ist, um ihm zu dienen, ihm eine Ehre zu erzeigen, groß vor allen andern. Jetzt wo der geliebte Meister noch in ihrer Mitte weilt und ehe denn es zu spät ist, möchte sie ihm eine zarte Aufmerksamkeit erweisen, in welche sie ihr ganzes Herz hineinlegt. Was sie zu dieser Stunde so tief bewegt, wo Abschiedsgedanken still und wehmütig durch ihre Seele ziehen, das ist die innigste Dankbarkeit, welche sie für Jesus empfindet um alles dessen willen, was er in seiner erbarmenden Sünderliebe je und je für sie selbst und auch für ihre Geschwister, ja auch für alle bekümmerten Seelen des Volkes ringsumher gethan hat. Dieses Gefühl der tiefsten Dankbarkeit treibt sie, die erfahrene Liebe mit Liebe zu lohnen; sie sucht das Teuerste, das Kostbarste aus, was sie in ihrem geringen Besitze ihr eigen nennt und bestimmt es, daß es ein Opfer des Dankes werde für den, welcher ihr mehr gewesen ist in seiner Liebe und Treue, unendlich mehr als Vater und Mutter. In ihrer innigen Einfalt achtet sie auch nicht darauf, was andre Menschen jetzt über sie denken und sagen mögen. Ob sie den Beifall der Anwesenden zu ihrer Handlungsweise findet, aller derer, die im Kreise umherstehen, oder ob ihr Tadel sie trifft, das gilt ihr gleich; nur darauf kommt es einzig ihr an, daß sie in dem Herzen ihres Wohlthäters Freude und Wohlgefallen erwecken möge. — So sehen wir Maria nun demütig zu Jesu Füßen herabgebeugt. Den wertvollsten Schatz ihres Hauses, den lang gehegten und hoch geschätzten, das Glas, welches ein Pfund Salbe enthielt von ungefälschter, köstlicher Narde, 300 Groschen wert, etwa 80 Thaler nach unserm Gelde, dies gießt sie aus über die Füße ihres Heilandes zu seiner Salbung, trocknet mit ihrem Haar seine Füße und das ganze Haus wird erfüllt von dem Wohlgeruche dieses köstlichen Salböls.

Verehrte Anwesende, wo dem Herrn zu Ehren ein Werk geschieht, da redet die Welt gern darein, macht allerlei Einwendungen, erklärt es für überflüssig und setzt es herab; es ist solch ein Werk der Liebe den Kindern der Welt geradezu ärgerlich und verdrießlich. So war es damals zu Jesu Zeiten und geradeso ist es noch heute, denn das bleibt allezeit die böse Art der Menschen, welche in ihrer alten Natur von Neid und Mißgunst, von Geiz und Selbstsucht so greulich erfüllt sind. Diese sündige Art redet hier aus Judas, dem Verräter. Nutzlose, thörichte Verschwendung macht er der Maria zum Vorwurf; ihre edle That verkleinert er und erklärt sie für übel angebracht. So denkt er nicht bloß im stillen, sondern er spricht die argen Gedanken seines

Herzens voll Habsucht und Mißgunst auch öffentlich aus. Vor allen Versammelten im Kreise wagt er im Angesichte des Herrn selbst das schnöde, trotzige Wort: „Warum ist die Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen und den Armen gegeben?“ Welch eine rohe Gefühllosigkeit spricht doch aus diesem harten Vorwurfe! Während sonst ein feineres Gefühl allemal dem zarten Weibe mit Achtung begegnet und dann zumal, wenn das bewegte Herz in guter Absicht handelt, scheut jener Jünger sich nicht, alle solche menschliche Rücksichten hintenan zu setzen und thut das möglichste, um dem einen wie dem andern auf der Stelle jegliche Freude zu verderben. Und käme der Tadel des Mannes nur aus einem aufrichtigen Herzen, welches es mit den Armen wirklich gut meint! Aber das gerade Gegenteil ist der Fall, heuchlerisch werden die armen Leute und das Mitgefühl für diese nur vorgeschoben! Klar und bestimmt hebt der Evangelist diesen Umstand als das Aergste hervor, indem er unzweideutig es ausspricht, nicht als eine Vermutung, einen Argwohn, sondern als eine leidige Thatsache: „Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte, sondern er war ein Dieb und hatte den Beutel und trug, was gegeben ward.“

Da erfährt Judas mit Recht eine deutliche Zurückweisung von seiten des Herrn. Aber beachtet es wohl, in welch wunderbar ergreifender Weise seine Entgegnung erfolgt. In seinen sanften, duldsamen Worten liegt nichts von Erregung, von Zorn und Erbitterung. Mit dem ernsten, tadelnden Vorwurfe, welcher dem fehlenden Jünger nicht zu ersparen war, weiß Jesus in unvergleichlicher Art zugleich die nachsichtsvoll vergebende Milde zu vereinigen. Zu dem rücksichtslos undankbaren, hochfahrenden Jünger spricht er nur die sanften Worte: „Laßt sie mit Frieden, solches hat sie behalten zum Tage meines Begräbnisses. Denn Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.“ So weist Jesus den übermütigen Heuchler gebührend in seine Schranken zurück und erhebt und tröstet zugleich das arme, erschrockene Weib, daß sie erleichtert und gehoben wieder aufatmet.

Meine Lieben, Gott sei Dank ist jener opferwillige Mariensinn in der Kirche Jesu Christi trotz aller Judasstimmen nicht erdrückt, denn sie ist eine heilige Kirche, und der Geist Gottes ist in ihr. Noch heute erfüllt der Geist der Pfingsten ihre wahrhaftigen Glieder, und nach Jesu untrüglicher Verheißung wird dieser auch in ihnen bleiben in Ewigkeit, so sehr auch sonderlich in unsern Tagen eine feindselige, gottvergessene Welt dagegen angehen und toben mag. — Zum Beweise dessen lassen Sie mich heute zu Ihnen reden von einem Vereine, welcher dem Vorbilde der Maria nachgehen möchte, wenn auch in aller Schwachheit und Unvollkommenheit. Dieser Verein treibt ein Werk, auf welches nicht einmal der Vorwurf zutreffen würde, welchen Judas hier dem ehrenden Werke der Maria macht, denn nach seiner Art ist es die hohe Aufgabe dieses Vereins in seinem Werke beides zu ver-

einigen, die Ehre unsers Gottes und die Rücksicht auf die Not der Armen. Die Ehre Gottes möchte er fördern, die Not der Armen möchte er lindern und heben. Es ist der Gustav-Adolf-Verein, welcher die Ehre unsers Gottes zu fördern sucht, indem er der geistlichen Not unsrer armen evangelischen Glaubensgenossen brüderlich helfend sich annimmt. Ob er dieses sein Werk bei allem, was er thut und unterläßt, auch in viel Schwachheit treibt, die innerste Triebfeder seiner Arbeit bleibt doch eine vom Herrn geweckte, von seinem heiligen Geiste geförderte innige Liebe, welche nach oben und nach unten schaut und beide umfassen möchte, Gott und die Brüder.

In diesem Sinne reden wir heute vom Werke und Werte des Gustav-Adolf-Vereins.

1.

Zunächst beantworten wir also die Frage: welches ist das Werk des Gustav-Adolf-Vereins? Will man eine Sache fördern und für sie thätig werden, so muß man sie vor allem möglichst gründlich kennen lernen. Aus solch eingehender Kenntnis ergiebt sich von selbst die Liebe zur Sache, und es wird dann immer mehr unsre Freude, für sie zu arbeiten und zu beten. — Von dieser Erfahrung ausgehend, möchte ich heute vor allem einen Ueberblick geben über das gesamte Werk des Gustav-Adolf-Vereins. In sein Arbeitsfeld möchte ich Sie hineinführen, in das ganze weite Gebiet, wo er seine Arbeit treibt und zwar so, daß ich Ihnen die armen Gemeinden vorführe, welche von dem Gustav-Adolf-Verein unterstützt werden und sodann die Arbeiter, welche dieses Unterstützungswerk treiben.

Es ist bekannt, daß unser Verein sich der armen evangelischen Gemeinden unter Andersgläubigen annimmt, namentlich derer, welche in katholischer Umgebung leben, um mithelfend für deren kirchliche Bedürfnisse zu sorgen. Wie Maria in unserm Texte mit ihrer Salbung den Herrn ehrte und ihm diente, so möchten auch wir den Herrn ehren und sein Reich fördern, indem wir ihm selbst dienen in seinen und unsern notleidenden Brüdern nach seinem verheißungsvollen Worte: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, die an mich glauben, das habt ihr mir gethan.“ — Nach dem Geschäftsberichte, welcher im September 1893 auf der Hauptversammlung zu Bremen erstattet ward, haben sich nun im letzten Jahre 1604 Gemeinden mit Unterstützungsgesuchen an den Vorstand des Gustav-Adolf-Vereins, den Centralvorstand in Leipzig, gewandt. Die einen bitten um Beihilfe zum Kirchenbau, andre für Schulbauten, wieder andre für Pfarrhäuser, für Reparaturen, zur Erwerbung von Grundstücken für Friedhöfe, für Gehälter von Pfarrern und Lehrern, um Unterstützungen für Witwen und Waisen jener, um Beiträge für den Kirchen- oder Pfarrfonds, um Abtragung der auf der Gemeinde ruhenden Schulden, für Konfirmandenanstalten, Waisen- und Krankenhäuser und dergl. Das alles

sind dann sehr mannigfaltige Bedürfnisse; sie alle aber kommen darauf hinaus, daß diese Gemeinden in ausreichender Weise kirchlich versorgt werden, daß Gottes Wort bei ihnen im Schwange gehe und sie eine geistliche Salbung empfangen für Kind und Kindeskind. Zu dem Zwecke müssen Parochien gegründet werden, die zerstreuten Glaubensgenossen müssen zu Gemeinden geeinigt werden, und als solche müssen sie ein ordentliches Pfarrsystem mit Kirche, Pfarre, Schule und Kirchhof erhalten, welches auch für die Zukunft Bestand hält. — Was könnte es helfen, wenn solche Gemeinden nur eine Zeit lang kirchlich versorgt würden, nachher aber ließe man sie wieder im Stich? Es wäre das Geld zu ihrer Unterstützung dann beinahe weggeworfen; die Kirche, Schule oder was es sonst sein mag, könnte nicht vollendet werden, würde bald verfallen und die mit Schulden überlastete Gemeinde würde wieder auseinander gehen, ihre Glieder würden sicher über kurz oder lang meistens der katholischen Kirche zufallen. Darum thut der Gustav-Adolf-Verein regelmäßig keine halbe Arbeit, sondern eine ganze. Wenn er einmal eine Gemeinde in seinen Unterstützungsplan aufgenommen hat, so entläßt er sie erst dann wieder, indem er seine Beiträge aufhören läßt, wenn ihre kirchlichen Verhältnisse so geordnet und befestigt sind, daß die Gemeinde sich in Zukunft selbst helfen kann. Sie sehen, er treibt sein Werk nach dem Vorbilde des barmherzigen Samariters im Evangelium.

Wundern Sie sich nun nicht, daß die Zahl solcher armen Gemeinden — man nennt sie Diasporagemeinden, weil sie in der Zerstreuung leben, getrennt von ihren Glaubensgenossen, denn das griechische Wort diaspora heißt „Zerstreuung" — eine so große ist, 1604 wie bemerkt. Es hängt das mit den eigentümlichen Lebens- und Verkehrsverhältnissen zusammen, unter denen wir in der Gegenwart leben. Seitdem wir im 19. Jahrhundert die Eisenbahnen in allen Ländern erhalten haben, mittelst deren man von Ort zu Ort kommen kann und seitdem das Freizügigkeitsgesetz in Geltung gekommen ist, welches die Landesbewohner nicht mehr an den Ort ihrer Geburt irgendwie bindet, sondern ihnen verstattet, den Wohnsitz zu nehmen, wo sie wollen, und eine neue Heimat zu gründen: seit diesen gewaltigen Veränderungen im Volksleben vermischen sich die Konfessionen schneller und mehr als je zuvor in früheren Zeiten. Es tauchen kleine Ansiedelungen von Evangelischen auf in Gegenden, wo vordem nur Katholiken wohnten, und umgekehrt, es ziehen Katholiken in Gegenden, welche früher nur evangelische Bevölkerung hatten, bald in kleinerer bald in größerer Zahl. So entstehen kleine, immer mehr wachsende Diasporagemeinden mit der Zeit an Orten, wo man dies gar nicht vermuten konnte. Es ist deshalb erklärlich, daß von Jahr zu Jahr mehr Bittgesuche an den Centralvorstand in Leipzig herantreten. Von ihm sind im letzten Jahre 50 solcher Gemeinden neu aufgenommen in seinen Unterstützungsplan, zwei mehr als im vorigen Jahre, während nur zwölf Gemeinden als genügend versorgt ausschieden.

Lassen Sie mich diesen Vorgang, dieses Wachsen der Diaspora noch an zwei Beispielen deutlich machen. — Manche von Ihnen kennen gewiß die Stadt Brunnen, in der Schweiz so schön gelegen am Vierwaldstädter See. Sie wird nicht bloß von den Dampfschiffen berührt, welche auf dem See fahren, sondern auch von der weltbekannten Gotthardbahn, welche Deutschland und die Schweiz mit Italien verbindet, und ist eine Hauptstation derselben. Diese Stadt liegt in dem alten, urkatholischen Kanton Schwyz, und Evangelische gab es dort vor Jahren so gut wie gar nicht. Als aber jene Eisenbahn eröffnet wurde, kamen bald evangelische Bahnbeamte dorthin und auch andre Evangelische siedelten sich dort an. Zunächst wurden diese durch Reiseprediger kirchlich versorgt; dann aber stellte die „Evangelisch-kirchliche Hilfsgesellschaft“ in Zürich, welche für die Schweiz ein ähnliches Werk treibt wie der Gustav-Adolf-Verein, in Brunnen einen eignen Geistlichen an, welcher auch die Evangelischen an den übrigen Stationen der Gotthardbahn mit zu versorgen hat. Freundlicherweise räumten die Katholiken ihm Sonntags ihre Schule ein, so daß er in derselben für seine kleine Gemeinde jahrelang evangelischen Gottesdienst halten konnte. Mit der Zeit aber, als die Gemeinde wuchs, wurde ihm ein eignes Pfarrhaus mit einem großen Betsaal erbaut, und in diesem geräumigen und würdigen Gotteshause hält nun der evangelische Pastor in Brunnen seine Gottesdienste, so daß dort auch die vielen, im Sommer durchreisenden Evangelischen alle Sonntage sehr bequem ihre Erbauung finden können, welche in den nahe gelegenen Gasthöfen wohnen.

Neben dieses Beispiel aus der Ferne stelle ich ein näheres, die hannoversche Gemeinde Twistringen, unweit Bremen an der Eisenbahn nach Osnabrück als eine der nächsten Stationen belegen. Das große katholische Kirchspiel Twistringen ist in der Gegend von Bremen, wo fast die gesamte Bevölkerung evangelisch ist, eine ganz eigentümliche Erscheinung. Die Bewohner desselben sind zur Reformationszeit von den Bischöfen zu Münster mit Gewalt zum Katholicismus zurückgeführt und seitdem katholisch geblieben. Erst seit dem Jahre 1815, wo Twistringen hannoverisch wurde, siedelten sich dort und in den Nachbardörfern einzelne Lutheraner an; aber sie waren stundenweit von lutherischen Schulen und Kirchen entfernt, und jahrzehntelang hat sich das Konsistorium vergebens bemüht, diese Zerstreuten irgendwo einzupfarren, und unter solchen Umständen gingen viele der lutherischen Kirche verloren. Jetzt sind lutherische Schulen in Twistringen und Köbbinghausen erbaut, und eine eigne Kapelle ist im Rohbau vollendet, welche in diesem Sommer am 1. Juli eingeweiht worden ist. Die Gemeinde zählt 260 Seelen; aber sie besteht nur aus kleinen Ackersleuten, Tagelöhnern, Handwerkern, Post- und Eisenbahnbeamten, welche zu wenig Mittel haben und von ihren Schullasten schon stark gedrückt werden. So haben sie denn auch die Kosten der kleinen Kirche nicht allein tragen können, sondern der Gustav-Adolf-Verein und eine allgemeine Kirchenkollekte im Hannoverschen haben wesentlich geholfen. Die Baukosten

betragen im ganzen 31600 Mk. und von diesen sind 13600 Mk. noch ungedeckt. Außerdem fehlt aber noch das Gehalt des Geistlichen und ein Pfarrhaus. Die Gemeinde wird jetzt nur sehr notdürftig kirchlich bedient von den zwei Geistlichen am Damenstift Bassum, welches $1^1/_4$ Stunde entfernt liegt. Sie sehen also, die Not ist groß, und um so greller tritt sie hervor, umsomehr erfordert sie die Abhilfe der brüderlichen Liebe, als die Katholiken am Orte eine prachtvolle gotische Kirche haben, so schön und groß, wie sie sonst in der ganzen Gegend nicht zu finden ist.

Von jenen kleinen hannoverschen Dörfern lassen Sie mich nun Ihren Blick weiter führen auf das Werk des Gustav-Adolf-Vereins in der ganzen weiten Welt. Er trägt in der That einen ökumenischen, d. h. einen weltumfassenden Charakter in seiner Arbeit. Sie finden die Spuren seiner Wirksamkeit überall in der Nähe und in der Ferne. Die freundlichen Kirchen, welche der Gustav-Adolf-Verein erbaut, klein aber doch würdig, seine Schulen und Pfarrhäuser grüßen Sie eins nach dem andern in dem katholischen Rheinlande und Westfalen von Ort zu Ort, nicht minder in Nassau, Ost- und Westpreußen, in Baiern, Württemberg und ganz Oestreich, besonders in Böhmen und Mähren bis hin nach dem fernen Siebenbürgen. In allen fünf Erdteilen, namentlich im Osten Europas, in Rumänien, Serbien, Bulgarien, Griechenland und der Türkei; auf der andern Seite in Italien, Frankreich, Spanien, Belgien, Niederlanden finden Sie Kirchen und Gemeinden, welche der Gustav-Adolf-Verein gegründet oder unterstützt hat. Sie begegnen ihnen auf Reisen im Osten in Jerusalem, Bethlehem, Alexandrien, Kairo, Smyrna bis hin nach Persien, und nicht minder in Nord- und Südamerika, wo immer bedürftige Evangelische unter Katholiken zerstreut wohnen. Ach, was wäre aus allen diesen versprengten Scharen unsrer Glaubensgenossen geworden, wenn der Gustav-Adolf-Verein sich ihrer nicht hilfereich angenommen hätte! — Auf diesem großen, weiten Arbeitsfelde hat der Gustav-Adolf-Verein bisher etwa 3400 Gemeinden unterstützt und auf deren kirchliche Versorgung hat er insgesamt über 27 Millionen Mark verwandt. Es hat die Einnahme allein im Jahre 1892 insgesamt 1123956 Mark betragen. So sind die Gaben der Reichen und der Armen zu einem erheblichen Betrage zusammengeflossen, für den wir Gott von Herzen zu danken haben.

Fragen wir nun weiter nach den Arbeitern und Wohlthätern, so mache ich hier vor allem darauf aufmerksam, daß wir in dem Gustav-Adolf-Verein mit seinen Einrichtungen und Bestimmungen hinsichtlich der Sammlung und der Verteilung seiner Gaben eine wohl durchdachte, fest ineinandergreifende, großartige Organisation vor uns haben, welche als Verein ihresgleichen sucht. Jeder Staatsmann weiß es, wieviel in dem Leben des Staates darauf ankommt, daß alle Behörden und Gemeinden mit ihren Aufgaben und Arbeiten wohl geordnet sind, wie auf einem derartigen Zusammenhange und solchem

Zusammenwirken aller Kräfte geradezu das Wohl des Staates beruht. Jede Hausfrau weiß es nicht minder, wieviel in ihrem Haushalte auf die rechte Leitung ankommt, daß jede Arbeit im Hause, in Küche und Keller zu rechter Zeit und ordentlich geschieht, damit nichts versäumt wird und nichts verkommt. In allen diesen Beziehungen ist der Gustav-Adolf-Verein ein Muster und Vorbild; er ist es selbst für seine Gegner. Als die römische Kirche es inne ward, welche großen Erfolge der Gustav-Adolf-Verein im Laufe der Zeit davontrug, da hat sie nach seinem Muster rasch einen ähnlichen Verein gegründet, das ist der Bonifaciusverein, welcher umgekehrt wie wir die zerstreuten Katholiken in evangelischer Umgebung unterstützt. — Nun jene ausgezeichnete Organisation des Gustav-Adolf-Vereins mit allen ihren zweckmäßigen Einrichtungen ist nicht von gestern her, sondern sie ist erwachsen aus einer 62jährigen Geschichte mit allen ihren Erfahrungen. Seit der Entstehung des Gustav-Adolf-Vereins am Gedächtnistage der Schlacht bei Lützen am Schwedensteine, wo Gustav Adolf fiel, seit 1832 sind nicht bloß seine unvergeßlichen Gründer, Superintendent Großmann und Prälat Zimmermann, sondern auch viele andre kirchlichen Würdenträger emsig darauf bedacht gewesen, im Gustav-Adolf-Verein alles so zweckmäßig wie möglich einzurichten, das Große und auch das Kleine. Wenn nun die Erfolge ihrer Bemühungen vor aller Augen vorliegen, so hat dies umsomehr das Gute, daß wir mit dem größten Vertrauen unsre Gaben ihm zuwenden können; wir sind dessen sicher, daß sie nicht verschleudert, sondern zweckmäßig angewandt werden, und dies ist außerordentlich viel wert für unsre ganze Sache.

Der Vorzug unsrer Organisation ist aber der, daß unser ganzes, so viel umfassendes Liebeswerk in wohlgeordneter Stufenfolge getrieben wird. Die erste Stufe bilden die Orts- oder Lokalvereine mit allen den einzelnen Mitgliedern, den vielen Hunderten und Tausenden, welche diesen angehören und zwar der Männer- und der Frauenvereine. Die zweite Stufe bilden die Hauptvereine oder Provinzialvereine in den einzelnen Ländern und Provinzen. Die dritte Stufe, welche das Ganze krönt, findet sich im Centralvorstande zu Leipzig, indem dieser das Ganze leitet. — Gegenwärtig beträgt die Zahl der Ortsvereine 1837 und die der Frauenvereine 502. Man begegnet ihnen in fast allen größeren Städten Deutschlands mit Ausnahme von Mecklenburg. Die Zahl der Hauptvereine ist 45. — Beide, die 1837 Zweig- und 502 Frauenvereine fördern ihr gemeinsames Liebeswerk durch Versammlungen des Vorstandes, durch Versammlungen in einem größeren Kreise, durch Gottesdienste und Feste, ferner durch Berichte über ihre Thätigkeit an ihre Mitglieder, durch Mitteilungen an die Presse, Artikel und Aufsätze, welche in den Zeitungen und Anzeigen von Zeit zu Zeit erscheinen, endlich, was sehr wichtig ist, durch Verteilung von Flugblättern in den Gemeinden und insbesondre an die Konfirmanden. So gilt es, auf den verschiedensten Wegen bei jung und alt den Gustav-Adolf-Verein bekannt zu machen,

Lust und Liebe zu seinem Werke zu erwecken. Und Gott sei Dank gelingt das auch in unserm evangelischen Volke. Wir empfangen die Gaben der Reichen wie der Armen, und gleich willkommen sind uns die Scherflein der Witwen, die Sparpfennige der Dienstmädchen, der Konfirmanden wie die Legate der Begüterten. Dankbar gedenken wir z. B. in Hannover eines Wohlthäters, des Rentiers G. F. Heine, welcher vor einigen Jahren dem Hauptvereine zu Hannover 20000 Mk. vermachte, und im letzten Jahre erfreute sich der Hauptverein zu Hamburg eines Legates von 50000 Mk. von einem Herrn Gaiser. Ehre sei dem Andenken solcher wohlwollenden Geber, welche dem Vorbilde der Maria von Bethanien nacheifern und ihre Schätze dem Heilande zu Füßen legen. Vielleicht ist auch in dieser Versammlung der eine oder die andre, welche zur Ehre Gottes in ihrem Testamente den Gustav-Adolf-Verein bedenkt.

Aus der gesegneten Wirksamkeit des Gustav-Adolf-Vereins möchte ich hier aber noch ein besonderes Stück herausgreifen, ich meine die Hauptversammlungen, wie sie alljährlich im Herbste in einer gastlich einladenden Stadt abgehalten zu werden pflegen und eine solche im September 1893 zu Bremen in höchst befriedigender Weise stattfand. Zu einer solchen Hauptversammlung kommen zusammen die Mitglieder des Centralvorstandes, die Abgeordneten der 45 Hauptvereine, die Diasporaprediger, viele Mitglieder und Freunde des Vereins, eine große Schar von vielen Hunderten Einheimischer und Fremder. Festlich geschmückt ist die ganze Stadt, denn die gesamte Bevölkerung möchte auch sichtlich ihre Teilnahme für die gute Sache beweisen. Schon lange vorher ist ein edler Wetteifer erwachsen unter den verschiedenen Schulen und Bildungsanstalten der Stadt und Umgegend, den Frauenvereinen und andern Genossenschaften; sie alle möchten in sinniger Weise durch Festgeschenke den armen Gemeinden bei der Ausschmückung ihrer bescheidenen Kirchlein zu Hilfe kommen. Reiche Festgeschenke finden sich auf dem Altare der Kirche und ringsumher aufgestellt, in welcher die Hauptversammlung stattfindet: schöne Altargeräte, Taufbecken, Bibeln, Kruzifixe und dergleichen, welche zur Verteilung kommen sollen als Ertrag der verschiedenen Sammlungen. Das ist ein erquickender Genuß für alle Beschauer. Wie dort in Bethanien das Haus erfüllt ward von dem Geruche der Salbe, welche Maria über den geliebten Meister ausgeschüttet hatte, so ist es hier ein Gold- und Silberblick der brüderlichen Liebe, welcher vom Altare aus in die Augen und Herzen aller Festgenossen so herrlich und erhebend hineinleuchtet. So treten denn die Festgäste aus allen Ländern hier zusammen zu feierlichen Gottesdiensten, zu ernsten Beratungen, und sie verleben miteinander unvergeßliche Stunden, die Vorboten einer besseren Welt, in denen sie die Erfahrung machen dürfen: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen.“ Psalm 133, 1. Eine tiefe Herzenserquickung und Stärkung bietet solch eine Versammlung insbesondere den armen Predigern aus fernen Landen,

welche da draußen mit ihren vereinsamten Häuflein immer im Kampfe und in der Bedrängnis leben. Hier erfahren sie es einmal handgreiflich, daß sie doch nicht einsam, nicht verlassen stehen, daß sie an dem Gustav-Adolf-Verein einen Schutz und Schirm haben, bei dem sie nicht vergebens um Hilfe und Beistand flehen. Hier erleben sie es thatsächlich, und wir erleben es mit ihnen, daß unsre evangelische Kirche bei aller sonstigen Verschiedenheit doch auch eine Einheit in der werkthätigen brüderlichen Liebe hat, daß sie in solcher Liebe einen ökumenischen Charakter trägt und ein Volk Gottes ist, ein großes, allgemeines, gesammelt aus aller Welt Völkern und Zungen. Will man um deswillen diese Versammlung einer hilfsbereiten, opferfreudigen Bruderliebe ein Generalkonzil der evangelischen Kirche nennen — nun, ich meine, Gott der Herr hat an solch einträchtigem, friedfertigem Raten und Thaten mehr Freude als an gar manchem Konzil der alten Kirche! —

Die zusammenfassende Kraft und die Leitung des Ganzen liegt aber bei unserm Vereine in dem Centralvorstande zu Leipzig, einem Kreise von Geistlichen und Weltlichen, welche zum Teil in Leipzig ihren Wohnsitz haben, zum Teil auswärts, indem von Zeit zu Zeit ein Teil ausscheidet und andern Platz macht, welche von der Hauptversammlung zu solchem Zwecke erwählt werden. Man kann diesen Centralvorstand geradezu eine Behörde nennen, denn er hat eine Geschäftsführung wie sie königlichen Behörden eigen ist, er hat das entsprechende Ansehen und er verfügt dabei über bedeutende Mittel und über ein eignes Sekretariat, das Centralbureau, welches die schriftlichen Verhandlungen, namentlich auch die Rechnungsführung besorgt. Von ihm gehen die meisten Druckschriften aus, die alljährlichen Berichte, die Rechnungsablagen, die Flugblätter, welche es ermöglichen, daß man sich über jede einzelne Diasporagemeinde rasch und sicher orientieren kann. Der Centralvorstand bearbeitet auch den gesamten Unterstützungsplan für jedes Jahr neu, und dieser ist stets wohl durchdacht und musterhaft geordnet. Wenn eine einzelne Gemeinde an den Centralvorstand bittend sich wendet, so hat sie zunächst eine „tabellarische Berichterstattung“ einzusenden, in welcher sie ihre gesamten Verhältnisse darzustellen hat, um ihre Bitte genügend zu begründen, ihr Bedürfnis klar nachzuweisen. Sie hat dabei ihren gesamten Bestand an Gemeindegliedern, Vermögen und Besitz, insbesondere ihre Belastung an Abgaben für Staat, Schule, Gemeinde und kirchliche Zwecke mit Zahlen genau anzugeben. Stellt sich bei solcher Berichterstattung heraus, daß die Gemeinde wirklich bedürftig ist, dann wird dieselbe einzelnen Hauptvereinen, 3, 4 oder 5 je nach der Größe ihrer Not ausdrücklich zur Unterstützung zugewiesen, damit sie je nach Bedürfnis in diesem einzelnen Jahre 1000, 1500, 2000 Mark erhalte. Wird solche Summe auf solchem Wege, nämlich durch Bewilligung der einzelnen Hauptvereine, nicht erreicht, so pflegt der Centralvorstand aus seinen Mitteln das Fehlende zu ergänzen, denn ein Drittel aller, von den einzelnen Vereinen aufgebrachten Geldmittel fließen ihm zu und zwar in die von

ihm verwaltete Centralkasse. — Die Herren des Centralvorstandes, welche gegenwärtig und schon seit langen Jahren die laufenden Geschäfte im Centralvorstande besorgen, sind als Vorsitzender der Geheime Kirchenrat Domherr Professor Dr. theol. Fricke, als Schriftführer Schulrat Dr. ph. Hempel, als juristisches Mitglied Justizrat Dr. jur. Zenker. Wir können es nicht dankbar genug anerkennen, mit welchem Geschick, mit welcher Hingebung und Aufopferung namentlich diese drei Leiter ihr unbesoldetes Ehrenamt immer wieder ausführen. Die größeste und schwerste Aufgabe erwächst ihnen alljährlich aus der Vorbereitung und Abhaltung der erwähnten Hauptversammlungen, indem bei dieser Gelegenheit soviel als möglich auch die auswärtigen Mitglieder des Centralvorstandes mit diesem zusammenkommen zur Feststellung des Unterstützungsplanes und zu allen Beratungen und Beschlußfassungen, welche im Interesse der Sache sonst noch erforderlich sind.

2.

Ergiebt sich aus allem Bisherigen, was über das Werk des Gustav-Adolf-Vereins gesagt ist, schon von selbst seine große Bedeutung, so müssen wir doch über den Wert des Gustav-Adolf-Vereins noch ein weiteres zu dessen Würdigung hinzufügen.

Daß die edelsten Werke der Liebe hier auf Erden eine Mißdeutung erfahren können, sehen wir recht augenscheinlich aus unserm Texte, aus dem so schnöden Auftreten des Judas gegen die tiefbewegende Huldigung, welche Maria unserm Heilande erweist. Es kann uns deshalb nicht verwundern, daß auch der Gustav-Adolf-Verein hier und da Verkennung erfährt und Vorurteilen begegnet. Auch für ihn gilt es in mancherlei Weise: durch Kampf zum Siege! Wir dürfen die laut gewordenen Bedenken gegen seine Thätigkeit um so weniger übersehen, als sie von einer Seite kommen, die wir in keinerlei Weise mit Judas, dem Verräter, auf eine Stufe stellen möchten.

Es giebt einzelne Stimmen, welche es dem Gustav-Adolf-Verein zum Vorwurfe machen, daß er Union treibe und aus diesem Grunde ihm abgeneigt sind. Ich bedauere, daß jene Gegner den Gustav-Adolf-Verein nicht genügend kennen; sie würden sonst ihr Mißtrauen als völlig unbegründet erkennen. Der Gustav-Adolf-Verein treibt überhaupt keine Kirchenpolitik und deshalb auch keine unionistische; er ist und will nichts weiter sein als ein Verein der Liebe zu gegenseitiger Hilfsleistung. Es ist dies namentlich vom Centralvorstande auf das bestimmteste bezeugt und wiederholt mit allem Nachdrucke betont. Auch ich habe als entschiedener Lutheraner schon viele Hauptversammlungen besucht und an mancher Sitzung des Centralvorstandes habe ich teilgenommen; aber dies muß ich öffentlich bezeugen, daß mir niemals irgend etwas dort entgegengetreten ist, was der Konfession als solcher schaden könnte. Die Sache steht vielmehr so: der Gustav-Adolf-Verein umfaßt Lutheraner, Reformierte und Unierte ohne Unterschied, und jede dieser Konfessionen läßt er in ihrem Glaubens- und

Bekenntnisstande völlig unangetastet. Er ist auch nicht gleichgültig gegen diese Unterschiede, also daß er sie zu verwischen und zu vernichten strebte. In allen seinen Verzeichnissen können Sie es sehen, insbesondere in dem Druckhefte über die eingegangenen Unterstützungsanträge, daß er die einzelnen Gemeinden ausdrücklich nach ihrem Bekenntnisstande als lutherisch, reformiert oder uniert bezeichnet.

Wieder andre machen es dem Gustav-Adolf-Verein zum Vorwurf, daß er so viele Richtungen in sich vereinige, Gläubige und Ungläubige, wie sie sagen, ohne Unterschied. Aber wer giebt denn dem Gustav-Adolf-Verein das Recht, über Glauben oder Unglauben seiner Mitglieder und gar über den Glaubensstand ganzer evangelischer Gemeinden und ihrer Prediger abzusprechen und abzuurteilen? Das erste ist Sache Gottes, des Herzenskündigers, und das andre soweit es nötig Sache des Kirchenregiments. Er würde damit in ein fremdes Amt eingreifen und unter das Gericht von 1. Petri 4, 15 fallen, sich zum allotriepiscopus aufwerfen, und das thut er nicht mit weisem Vorbedacht. Das Urteil über die Lehre von Predigern und Lehrern, sowohl derer in der eignen Mitte als auch derer in der weiten Ferne, maßt er sich nicht an, das überläßt er ruhig und getrost den einzelnen Kirchenregimentern, welche als solche dies Wächteramt haben. Er ist ein Verein des Friedens und der Eintracht und in seinem versöhnlichen, milden Sinne treibt er keine Ketzerriecherei und Ketzerrichterei. Wie könnten wir es auch wagen über den Glaubensstandpunkt der Geistlichen in Insbruck oder wo es sonst sein mag abzuurteilen? Nein, das alles gebührt dem geordneten Kirchenregiment, und dies ist überhaupt die wohlbewährte Art und das anerkannte Verfahren des Gustav-Adolf-Vereins, daß er das Kirchenregiment in den einzelnen Ländern nicht verdrängen noch beeinflussen, sondern nur es unterstützen und ihm Handreichung thun will.

Nein, nicht Union, auch nicht Separation hat der Gustav-Adolf-Verein auf seine Fahne geschrieben, sondern Konföderation, ein Bündnis der Gleichberechtigten zu gemeinsamem Liebeswerk, und ich meine, damit steht er ganz und voll auf dem Grunde der heil. Schrift und wird gehorsam dem Worte und Befehle des Herrn, welcher spricht: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.“ Joh. 13, 35. — Soll denn die Mahnung St. Pauli umsonst geschrieben sein: „So ihr euch aber untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht untereinander verzehret werdet“? Gal. 5, 15. Geht nicht durch unser aller Herzen die bittere Klage über die Uneinigkeit und Zerrissenheit, welche in unsrer evangelischen Kirche herrscht? Ist diese Uneinigkeit und Spaltung in allerlei kleine und große Teile, in Landeskirchen, welche fast gar keine Gemeinschaft untereinander haben, nicht der Gegenstand unsrer tiefen Trauer gerade in einer so entscheidungsvollen Zeit wie der unsrigen, wo wir es so handgreiflich vor Augen haben, wie die römische Kirche eine ungeahnte Machtfülle nicht bloß auf kirchlichem, sondern auch auf

politischem Gebiete vor aller Welt Augen entfaltet, allein deshalb, weil sie in sich einig und geschlossen sich darzustellen und wirksam zu werden weiß? Wahrlich, dies ist vor allem der hohe, der ideale Wert des Gustav-Adolf-Vereins, daß er eine Verbrüderung und Vereinigung aller Evangelischen in dem Werke der erbarmenden Bruderliebe in der That und Wahrheit darzustellen und zu bethätigen weiß. Schon jetzt erfüllt er, soviel an ihm ist, das berechtigte Sehnen, welches unauslöschlich, ganz unaustilgbar in unser aller Herzen lebt, das heiße Verlangen, daß endlich das hohepriesterliche Gebet des Herrn zur Erfüllung komme, da er spricht: „Ich bitte aber nicht allein für sie sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben, auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir.“ Joh. 17, 20f. Wohl ist diese Erfüllung im Gustav-Adolf-Verein noch eine unvollkommene und eine geringe; aber trotz aller ihrer Mängel und Schwächen, welche jedem menschlichen Werke noch anhaften, ist sie ein hoffnungerweckendes, weithin leuchtendes Morgenrot, welches den nahenden Tag verkündigt, den Tag, wo das Wort und der Wille und das tiefste Sehnen des Herrn nach Vereinigung der Seinen eine noch weit herrlichere Erfüllung dort droben finden wird, wo auf den Glauben das Schauen folgt. Darum lassen wir uns den Gustav-Adolf-Verein nicht nehmen, darum wollen wir ihn fördern und pflegen einmütig und einhellig, weil er vor unsern Augen so handgreiflich den ökumenischen Charakter der evangelischen Kirche darstellt, wie sie kein kleiner versprengter Haufe nur ist, sondern vielmehr auch an ihrem Teile die große eine allgemeine christliche Kirche, welche alle Länder und Nationen umfaßt auf dem ganzen Erdenrund, die unsichtbare eine christliche Kirche, welche wir bekennen mit fröhlichem Hoffen und welche wir glauben.

Hat man wohl den Gustav-Adolf-Verein mit einer gewissen Geringschätzung einen „Bauverein“ genannt, weil er so viel mit Bauten sich zu thun macht, nun wohl, er ist nicht mehr und nicht minder ein Bauverein als der Staat, die Kirche und andre Genossenschaften, welche der Bauten nicht entbehren können, er hat also zugestandenermaßen neben dem idealen auch einen sehr realen Wert. — Und weiter, dies ist ferner der reale Wert des Gustav-Adolf-Vereins, dies ist seine unvergleichliche kirchengeschichtliche, welthistorische Bedeutung, daß er dem unablässigen Vordringen der römischen Kirche, wie es zumeist von dem Jesuitenorden angeregt und bis auf den heutigen Tag rastlos und mit allen Mitteln betrieben wird, einen festen, unüberwindlichen Damm entgegenstellt und der gesamten römischen Propaganda ein lautes: Bis hierher und nicht weiter! zuruft. Reumütig gedenkt der Gustav-Adolf-Verein jener traurigen Zeiten im 16. Jahrhundert, wo die Evangelischen es vergaßen und versäumten, welche Liebe, welche Treue sie ihren versprengten Glaubensbrüdern schuldig waren. Nun steht der Gustav-Adolf-Verein da als der treue Grenzwart unsrer ganzen

evangelischen Kirche, als der Wächter auf der Zinne, welcher überall da sein lautes „Helft, helft!“ hineinruft in die evangelischen Lande, wo immer eine große oder kleine Schar der Unsrigen in Gefahr ist vom Glauben der Väter abzufallen. Nicht also, daß die römische Kirche die Angriffe des Gustav-Adolf-Vereins zu gewärtigen hätte, auf derartige Kämpfe läßt er sich überhaupt nicht ein, denn nur die Verteidigung innerhalb der eignen Grenzen, das ist seine zielbewußte Aufgabe. — Ja, der Gustav-Adolf-Verein ist der unschätzbare Grenzwart unsrer Kirche; er hat es verhindert und verhütet, daß der Abfall von der evangelischen Kirche in früheren Jahrhunderten sich nicht wiederholt hat im 19. Jahrhundert. Noch heute schützt er unsre Grenzen mit starker Hand unentwegt. Die römische Kirche fürchtet sich nicht vor den evangelischen Kirchenbehörden, auch nicht vor dem evangelischen Oberkirchenrate in Berlin und dem königlichen Staatsministerium; was sie aber fürchtet und scheut und was ihr in Wirklichkeit Abbruch thut, ihr Vordringen mehr aufhält als alles andre, das ist die unabläßige, zielbewußte Thätigkeit, mit welcher der Gustav-Adolf-Verein in Liebe seiner versprengten Glaubensgenossen sich annimmt, es ist die Selbsthilfe unsrer Kirche. Darum sage ich, wer es mit seiner Kirche und seiner eignen Seele treu meint, der stehe fest und treu zum Gustav-Adolf-Verein! —

Dies ist aber schließlich der höchste Wert des Gustav-Adolf-Vereins, daß wir in ihm und mit ihm das höchste Gebot der Liebe erfüllen, das Testamentswort unsers Heilandes, welches ihm am Herzen liegt wie kein andres. Damit treten wir auf die höchste Höhe; wir treten unmittelbar vor das Angesicht unsers Heilandes, der uns sein Wort zuruft, beides als eine Mahnung und eine überaus große Verheißung: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Vor seinem heiligen Angesichte, vor den Augen dessen, der uns überschwenglich gesegnet hat in himmlischen Gütern und vor dem wir einst Rechenschaft zu geben haben über alles, was wir gethan und gelassen haben bei Leibes Leben, versetzen wir uns in die Not, in die bedauernswerte Lage unsrer armen Glaubensgenossen, welche zu vielen Tausenden aus den 1604 Gemeinden zu uns rufen. — Ist es nicht betrübend und kläglich, wenn wir aus ihrer Mitte wieder und wieder es hören müssen, wie so viele unter ihnen Gottes Wort lieb haben als ihren einigen Trost im Leben und im Sterben; aber sie können das Evangelium gar nicht oder doch nur selten hören, weil die nächste Kirche von ihrem Wohnorte zu weit, oft 10 und 20 Meilen weit entfernt liegt? Sie können den Weg dorthin nicht machen, weder zu Wagen noch zu Fuß, am wenigsten die Frauen, die Kinder, die Alten und Schwachen, er ist zu beschwerlich, zu kostspielig. Monate und Jahre vergehen, ohne daß sie Gelegenheit haben, auch nur eine einzige Predigt vom Evangelium zu hören. Ihnen ertönen keine Weihnachtsglocken, keine Weihnachtslieder aus der vollen Gemeinde! Welche

Entbehrungen sind das für sie alle Festtage, alle Sonntage, wenn alle den gläubigen, den sehnsuchtsvollen Christen niemals die Thüren von Gotteshäusern sich aufthun oder aber nur elende Hütten, zerfallene, gefährliche Räume zum Gottesdienste ihnen dienen müssen! Welche Nöte und Sorgen immer wieder, wenn die armen Eltern ihre Kinder in der Verlassenheit so lange ungetauft liegen sehen und sie können es doch nicht helfen! Welche Nöte und Sorgen sonderlich zur Zeit der Konfirmation ihrer Kinder und sie wissen nicht, wohin sie dieselben zum Unterricht schicken sollen! Welche Kümmernisse und Entbehrungen ferner für sie selbst in allen Krankheitstagen und Sterbensnöten, wenn kein Trostwort eines evangelischen Predigers sie erreichen kann und sie vergebens nach dem Sakrament sich sehnen! —

Verehrte Anwesende! Lassen Sie uns doch nicht undankbar sein im Angesichte des Gottes, dem wir alles, aber auch alles verdanken, was wir sind und was wir haben. Der fromme Sinn der Väter hat uns die schönen Kirchen, die herrlichen Dome gebaut so groß und hehr ohne all unser Verdienst und Würdigkeit. Sie alle die schönen Gotteshäuser liegen so unmittelbar vor unsrer Thür, es wird uns so leicht und bequem gemacht, sie zu besuchen und täglich können wir uns ihrer freuen. Wohlan, lassen Sie uns für das alles unserm Heilande die schuldige Dankbarkeit erweisen, indem wir, getrieben von der Liebe zu unserm Gott, die Not der Brüder dort in der Ferne ansehen als unsre eigne Not; lassen Sie uns mit vereinten Kräften — denn Einheit macht stark — solcher Not Abhilfe schaffen in dem barmherzigen Werke des Gustav-Adolf-Vereins. Dann wird er selbst, unser Heiland, welcher wiederkommt in der Herrlichkeit, zu uns als den Seinen sich bekennen und wird solch erbarmende Liebe um seinetwillen uns lohnen in Ewigkeit. Amen.

5.

Das Werk des Gustav-Adolf-Vereins ein Werk des Aufbaues.

Von Oberkonsistorialrat D. **Burger** in München.

Nehemia 4, 19—21: Und ich sprach zu den Ratsherren und Obersten und zum andern Volk: Das Werk ist groß und weit, und wir sind zerstreuet auf der Mauer ferne von einander. An welchem Ort ihr nun die Posaune lauten höret, dahin versammelt euch zu uns. Unser Gott wird für uns streiten; so wollen wir am Werk arbeiten.

Unsrer Gemeinde ist es nichts Ungewohntes, daß hin und wieder für eine der großen Aufgaben, die das kirchliche Leben und die Entwicklung des Reiches Gottes der Gegenwart stellt, ihre Aufmerksamkeit

und Teilnahme sonderlich in Anspruch genommen und daß sie eingeladen wird, ein anregendes und ermunterndes Wort darüber zu hören. Sie pflegt auch solchen Einladungen gern zu folgen. Vor einiger Zeit haben wir denn hier uns von dem erzählen lassen, was in der Hauptstadt des deutschen Reiches für die kirchliche Versorgung der rasch anwachsenden Bevölkerung geschieht. Ein andermal erschien in unsrer Mitte ein schon bekannter werter Gast und berichtete von seinen Erlebnissen auf dem westafrikanischen Missionsgebiet. So ist die innere und die äußere Mission hier zum Worte gekommen, und die Hilferufe, die Bitten um kräftige Förderung ihrer wichtigen Unternehmungen haben gewiß nicht nur eure Ohren, sondern auch eure Herzen erreicht.

Heute nun wage ich es, mich in einer Sache an euch zu wenden, die mir persönlich seit Jahren ein ernstes Anliegen ist, die aber auch euch, ja der hiesigen Gemeinde vornehmlich bedeutsam und lieb sein sollte: ich meine die Sache des Gustav-Adolf-Vereins. Hat sie doch für unsre bairische Landeskirche gerade von München ihren Ausgang und ersten Antrieb empfangen. Denn nachdem das frühere strenge Verbot, an diesem Verein gebend oder nehmend sich zu beteiligen, aufgehoben worden war, entstand 1850 der hiesige Zweigverein, und den unablässigen Bemühungen des damaligen Münchener Dekans, meines seligen Vaters, gelang es, die Wirksamkeit des Vereins bei uns einzuführen und zu verbreiten.

Die evangelische Gemeinde unsrer Stadt hatte die Zeit ihrer geringen Anfänge und ihres kümmerlichen Bestandes mit Gottes Hilfe hinter sich. Aber rings um sie im Kreise gab es kleine Häuflein von Glaubensgenossen, die recht mühselig um ihre kirchliche Existenz ringen mußten, und wer anders sollte ihnen zum Ziele verhelfen, als eben die im Gustav-Adolf-Verein verbündeten evangelischen Mitchristen. Wie nötig war es auch, den zerstreuten Brüdern die Zuversicht einzuflößen, daß sie in ihrer Not und Bedrängnis nicht verlassen seien, daß die evangelische Kirche keine Stiefmutter sei, die sich um ihre Kinder nicht bekümmere, sondern daß sie ein mütterliches Herz für sie habe und sich ihrer annehme!

In den 44 Jahren, welche seitdem verflossen, hat das Vereinswerk stetige Fortschritte gemacht und viel Segen gestiftet; aber auch die Anforderungen, denen es genügen soll, haben sich in einem gar nicht geahnten Maße gesteigert, und wenn wir nicht allzusehr hinter ihnen zurückbleiben wollen, müssen wir unsre Kräfte anspannen, unser Eifer muß wachsen, auch hier in München. Ich weiß ja sehr wohl, daß alle unsre christlichen Vereine sich wetteifernd um eure thätige Hilfe bewerben. Allein es ist uns einmal gesagt: „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden," und gelingt es mir, euch zu zeigen, daß auch der Gustav-Adolf-Verein sich auf dies Wort berufen darf, so zweifle ich nicht, daß ihm zu den alten und schon bewährten Freunden neue aus eurer Mitte erstehen, und darauf eben habe ich es heute abgesehen.

Im Anschluß an unser Textwort möchte ich darlegen: Das Werk des Gustav-Adolf-Vereins ist ein Werk des Aufbaues, und euch die Ausdehnung, die Schwierigkeit und die Hoffnung dieses Werkes zeigen.

1.

Von einem Werk des Wiederaufbauens ist in unserm Text die Rede, dessen Gegenstand die Mauern Jerusalems waren. Seit der Zerstörung durch Nebukadnezar lagen sie in Trümmern, und die aus der babylonischen Gefangenschaft heimgekehrten Juden wohnten in einer allen Angriffen ihrer Feinde offenen Stadt. Der König, der sie schützen sollte, war ferne, die Widersacher, die Samariter, waren ihre nächsten Nachbarn und hinderten die Befestigung des jüdischen Gemeinwesens, nachdem sie von demselben ausgeschlossen worden, auf alle Weise, durch Drohungen und offene Gewalt. Dazu herrschte unter den Heimgekehrten selbst Mutlosigkeit und Zwiespalt. So traf Nehemia eine in jeder Hinsicht traurige und schier verzweifelte Lage der Dinge. Aber mit starkem Gottvertrauen und in enger Gemeinschaft mit dem Schriftgelehrten Esra ging er sofort daran, die innern Schäden zu heilen und die äußere Sicherheit herzustellen. Er opferte alle Zeit und Kraft und einen großen Teil seiner Habe dem Unternehmen und führte es glücklich durch. Weil die an den Mauern Arbeitenden von feindlichen Ueberfällen beunruhigt wurden, ordnete er insbesondere an, daß die eine Hälfte der Mannschaft baute, die andre Wache hielt, aber auch die Arbeiter bewaffnet ans Werk gingen, und daß auf ein mit der Posaune gegebenes Zeichen alle an dem zumeist gefährdeten Punkt sich sammelten.

So viel zum Verständnis unsers Textes. Seine Anwendung auf das Werk des Gustav-Adolf-Vereins ergiebt sich von selbst. Wenn Nehemia sagt: „Das Werk ist groß und weit," so trifft dies bei ihm vollkommen zu. Große und weite Gebiete Deutschlands waren durch die Gegenreformation dem Protestantismus entrissen worden, und alle Versuche, ihn wieder aufzurichten, wurden mit eiserner Härte niedergehalten. Als etwa vor hundert Jahren die spärlichen Ueberreste der Evangelischen in Oesterreich ein wenig freier atmen durften, als in den katholischen Landesteilen Baierns, Württembergs, Badens, Hessens, am Rhein, in Westfalen sich kleine Gemeinden unsrer Konfession aufthaten, mangelte ihnen so ziemlich alles, was zu einem kirchlichen Leben nötig ist: Gotteshäuser, Schulen, Pfarrer, Lehrer. Da begann 1832 vor jetzt 62 Jahren, unser Verein sein Hilfswerk, sehr im kleinen, mit schwachen Mitteln. Doch glaubte man in absehbarer Zeit fertig werden zu können. Eine merkwürdige Selbsttäuschung! Jetzt, da der Verein jährlich eine Million Mark aufbringt und austeilt, denkt kein Mensch daran, daß man je zu Ende kommen und das Werk beschließen könnte. Nicht einmal in Deutschland zeigt sich dafür eine Aussicht, denn die Mischung der Bekenntnisse greift immer weiter um sich, und unsre Glaubensgenossen wissen zu gut, wohin sie ihre Bitten zu richten haben. Aber mittler-

weile hat sich die Vereinsfürsorge weit über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus erstreckt und auf die evangelische Diaspora in vier Erdteilen ausgedehnt. Ja, „das Werk ist groß und weit!“

Sollten wir etwa darüber klagen? Das sei ferne! Wir müßten allen Glauben an unsre Kirche, an ihren göttlichen Beruf, an ihren innern Wert eingebüßt haben, wenn wir uns nicht vielmehr freuten, daß sie allenthalben auf Erden vertreten ist von solchen Angehörigen, die ihrer Konfession treu zu bleiben, gemäß den Grundsätzen derselben Gott zu dienen und ihre Kinder zu erziehen begehren. Nach Hunderttausenden zählen die Protestanten, welche ohne den kräftigen Beistand unsers Vereins, soweit Menschenaugen sehen, unsrer Kirche verloren gegangen, dem Katholicismus, den Sekten, dem baren Unglauben anheimgefallen wären, nun aber ihr erhalten geblieben sind und zum guten Teil selbst wieder mitarbeiten, auf daß die von ihnen erfahrene Hilfe auch andern zu gute komme. Wir danken Gott dem Herrn, daß er unser Werk hat wachsen, groß und weit werden lassen.

2.

Wir vergegenwärtigen uns aber zum andern die Schwierigkeiten, welche das Werk des Aufbaues zu überwinden hat. Die folgenden Worte unsers Textes weisen auf sie hin: „Wir sind zerstreut auf der Mauer, ferne voneinander.“

Nicht die Ausdehnung des Werkes macht es so schwierig; wie denn auch Nehemia nicht etwa wünscht, daß der Umfang der Stadt Jerusalem kleiner wäre. Seine Maßnahmen und Anstalten hätten bei einem friedlichen, von außen und innen ungestörten Fortgang des Werkes vollkommen hingereicht. So hat die Einrichtung des Gustav-Adolf-Vereins sich trefflich bewährt und der Ausdehnung seiner Thätigkeit sich durchaus gewachsen gezeigt; man kann sie geradezu musterhaft nennen. Sie verbindet mit der notwendigen Einheitlichkeit der obersten Leitung die ebenso unerläßliche Freiheit der Bewegung für die Landes- und Zweigvereine. Sie gestattet, daß die letzteren ihr nächstliegendes Gebiet, das sie am genauesten kennen, besonders pflegen, während der Gesamtvorstand ergänzend und ausgleichend wirkt und die entlegeneren Bedürfnisse im Auge behält.

Auch das bildet nicht die Hauptschwierigkeit unsers Werkes, daß es von außen vielfach angefeindet wird. Wir sind doch nicht so recht- und schutzlos, wie die arme Exulantengemeinde in Jerusalem zu Nehemias Zeit den frechen und ränkesüchtigen Samaritern gegenüberstand. Daß unser Verein von Andersgläubigen mit Ungunst und Mißtrauen betrachtet, daß er gelegentlich geschmäht und verleumdet wird, ist ein Schicksal, welches er mit der evangelischen Kirche teilt und über welches er mit ihr sich trösten kann. Er muß nur darauf bedacht sein, ein gutes Gewissen zu behalten, indem er nicht selbst angriffsweise vorgeht, sondern ruhig am Bauen bleibt, einen Stein zum andern fügt, hier eine Kirche, dort eine Schule, hier ein Pfarrhaus, dort einen Betsaal zu stande bringt,

hier einen Prediger, dort einen Schullehrer bestellt, hier zur Tilgung von Schulden, dort zur Unterbringung von Konfirmanden die Mittel gewährt, hier eine Orgel oder Glocken, dort eine Altarbekleidung oder heilige Gefäße stiftet. Verdrießt dies jemand, so ist ihm nicht zu helfen; schaden kann diese Arbeit der Liebe keinem.

Die Schwierigkeit liegt darin, daß „wir zerstreuet sind, ferne von einander"; unsre leidige innere Spaltung thut dem Werke weh. Wie viele evangelische Christen, wohl auch in dieser Stadt, halten sich gänzlich ferne von demselben! Nicht, daß sie etwas gegen den Verein hätten, aber sie haben kein Herz für ihn, kein Herz für die Not der Brüder, kein Herz für die Ehre unsrer Kirche. Der Name des Gustav-Adolf-Vereins ist ihnen kaum unbekannt, aber dieser Name bedeutet ihnen nichts, und sie finden es nicht der Mühe wert, ihn näher kennen zu lernen. Sie sind froh, wenn nur kein Sammler sie heimsucht; klopft er doch bei ihnen an, so weisen sie ihn kalt ab. Das ist ein Schade. Dazu kommt der andre, daß unser Verein immer noch, nach 62jährigem Bestand und gesegnetem Wirken, gegen eingewurzelte Vorurteile zu kämpfen hat, die zumal auch in unsrer Landeskirche sich fort und fort behaupten. So manche eifrige und fromme Mitchristen setzen an ihm aus, daß er nicht bloß Lutheraner, sondern auch Reformierte und Unierte unterstützt, und berufen sich auf ihr Gewissen, welches ihnen deshalb verbiete ihm beizutreten. Sie haben ihm den lutherischen Gotteskasten entgegengestellt, wider den ich ja hier nichts sagen will außer dem einen, daß es mir schmerzlich ist, gerade diese treu- und ernstgesinnten Brüder nicht als Mithelfer und Gefährten in unserm Werk zu wissen. Immerhin bauen sie doch mit an der Mauer, nur daß sie der Stadt Jerusalem engere Grenzen stecken. Es liegt darin eine Schwierigkeit, aber eine unerträgliche ist's gottlob nicht.

3.

Getrost sprechen wir endlich von der Hoffnung unsers Werkes. Wir drücken auch sie mit Worten unsers Textes aus: „An welchem Ort ihr nun die Posaune lauten höret, dahin versammelt euch zu uns; unser Gott wird für uns streiten." Nehemia, der selbst Tag und Nacht an der Mauer sich aufhielt, die Bauleute anzutreiben, zu ermutigen, zu überwachen, hatte stets bei sich einen Posaunenbläser, und wenn irgendwo Gefahr von auswärts drohte, ließ er durch diesen das weithin schallende Lärmzeichen geben, auf welches hin alle streitbaren Männer sich um ihn scharen und dem Feind mit vereinten Kräften begegnen sollten. Sie waren unter seiner Führung bereit, ihr Leben im Kampf für die Stadt Gottes zu wagen. Darum hoffte er auch, daß der Herr mit ihnen sein und wie vor alters für sein Volk streiten werde. Als jedoch die Feinde sahen, wie entschlossen die Juden waren und wie wachsam sie ihr Werk betrieben, unterließen sie jeden gewaltsamen Angriff, und die Mauern samt Thoren und Riegeln wurden fertig in 52 Tagen.

Hier müssen wir denn schon ganz zur geistlichen Deutung greifen. Die Hoffnung unsers Werkes geht dahin, daß es mehr und mehr ein Sammelpunkt werde, wohin alle aufrichtigen Freunde der evangelischen Kirche sich vereinigen zu gemeinschaftlicher Arbeit an ihrem Aufbau in den Ländern und Gegenden, wo evangelische Christen in der Zerstreuung leben und an kirchlicher Versorgung Mangel leiden. Zu solcher Sammlung ruft die Posaune des Gustav-Adolf-Vereins; aber eben hier setzen seine gewissensstrengen Gegner mit ihrem Haupteinwand ein und erklären: Wir folgen keiner andern Posaune als derjenigen des lutherischen Bekenntnisses, und solange der Verein nicht dieses ausschließlich annimmt, thun wir nicht mit. „So die Posaune," sagen sie, „einen undeutlichen Ton giebt, wer will sich zum Streit rüsten?" — Wem unter uns wäre es nicht weit lieber, daß die lutherische Reformation allein überall das Feld behalten hätte? Wie vieler Not würden wir damit entgangen sein! Nun ist's eben anders geworden, und wir müssen's uns gefallen lassen. Aber es giebt doch außer der Posaune des Bekenntnisses auch die Posaune der Liebe und des Erbarmens: dürfen wir sie überhören? In der innern Mission arbeiten wir, unbeschadet unsers Bekenntnisses, mit andern Evangelischen Hand in Hand. Ich hege die Hoffnung, daß auch das Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins diese Bedenken noch überwinden wird, wenn nur seine Posaune den deutlichen Ton fernerhin giebt, daß der Verein im Namen und zur Ehre Jesu Christi, des eingebornen Sohnes Gottes, sein Gnadenreich auf Erden bauen will; und diesen deutlichen Ton wird sie um so heller von sich geben, wenn wir Lutheraner kräftig mit hineinblasen, anstatt ein Feldgeschrei wider sie zu erheben.

Dahin geht unsre Hoffnung. Sie ruht und steht aber ganz und gar darauf, daß Gott, unser Gott, mit uns streitet. Wir streiten ja nicht gegen Menschen; wir wünschen und suchen den Frieden; wir streiten nur gegen Jammer und Elend, gegen Schmach und Verachtung, die unsre evangelischen Mitchristen erdulden, weil sie aus bitterer Armut Gottes Wort und Sakrament für sich und ihre Kinder entbehren müssen. Ihnen zur Erlangung dieser Gnadenmittel behilflich zu sein, achten wir für einen Dienst der christlichen Bruderliebe, also für ein Gott wohlgefälliges Werk, und daß Gott diese Arbeit segne, daß er in diesem Kampf mit uns und für uns streite, das dürfen wir zuversichtlich hoffen.

„So wollen wir am Werk arbeiten," schließe ich mit unserm Texte. Gott stärke diesen Vorsatz in allen, die bisher schon mitarbeiteten, und erwecke ihn in vielen andern, die noch nicht Herz und Hand dazu hergaben! Auch heute wollen wir nicht auseinander gehen, ohne einen kleinen Baustein zu dem Werke beizutragen. In dem benachbarten Starnberg haben unsre Mitchristen ihr Kirchlein ausgebessert und erweitert und sollen eine Schuldenlast von über 20000 Mark, die ihnen geblieben ist, verzinsen und tilgen. Wie viele von uns sind für leibliche Erquickung, die sie dort gefunden, Dank schuldig! Wohlan, laßt uns den Brüdern, die sich in ihrer Kirche geistlich erquicken möchten,

die schwere Sorge mindern durch ein willig gespendetes Scherflein der Liebe und ihnen damit zugleich den Trost gewähren, daß ihre kleine Schar an unsrer großen Gemeinde einen Rückhalt und eine Gemeinschaft hat, darauf sie sich verlassen dürfen! Gott wird's ihnen segnen und euch vergelten. „So wollen wir am Werk arbeiten." Amen.

6.

Das Gustav=Adolf=Werk ein Friedenswerk.

Von Diak. **Joh. Püschmann** in Dresden.

Röm. 14, 19: Darum laßt uns dem nachstreben, das zum Frieden dienet, und was zur Besserung untereinander dienet.

Gustav Adolf, ein Name, der uns an einen König im Kriegskoller erinnert, was will er in deiner Friedenskirche, du liebe Gemeinde von Löbtau? Sind wir etwa hier an der Friedensstätte zusammengekommen, um einen Kriegshelden zu feiern, der auf blutigem Gefilde den Lorbeer pflückte? Wollen wir etwa in dieser Abendstunde an kriegerische Erfolge uns erinnern und nun selber den Heroldsruf zum Kampfe erschallen lassen? Nein, wir, die wir Gustav Adolfs Namen in unserm Wappenschilde führen, wir haben gerade diese Friedenskirche zu unsrer Versammlung erwählen dürfen, dieweil wir ein Friedenswerk treiben. Wohl hat Gustav Adolf dereinst das scharfe Schwert geführt; er hat wacker gestritten in der Ebene von Breitenfeld, am Ufer des Lech, bei dem Steine von Lützen. Aber da er des Herrn Kriege führte, kämpfte er um des Friedens willen. Mochte er auch noch andre Beweggründe haben — der Hauptgrund, der ihn auf den Kampfplatz trieb, war doch immer der, seinen bedrängten evangelischen Glaubensgenossen den Frieden zurückzugeben, der ihnen mit den Uebergriffen der mächtigen Widersacher geraubt worden war, ihnen dazu zu helfen, daß sie in Ruhe und Frieden wieder ihres Glaubens leben könnten, wie sie ihn, nach dem Vorgange der Reformatoren, aus dem lauteren Gottesworte geschöpft hatten. Er wollte nicht zertreten, sondern das Zertretene wieder aufrichten. Er wollte nicht einäschern, sondern den unter der Asche glimmenden Glaubensfunken aufs neue anfachen. Und so ist denn auch der nach dem frommen Könige benannte Gustav=Adolf=Verein, dessen Dresdner Zweigverein dich heute unter Danken und Bitten begrüßt, nicht dazu gestiftet worden, daß er angreife, sondern daß er verteidige und bewahre. Wir sind in diese Friedenskirche von Löbtau gekommen im Namen des Gottes, der da ist ein Gott der Liebe und des Friedens. Wir wollen nicht die Andersgläubigen befehden, wohl aber heischen,

daß sie an ihrem Teile das Gewissen und die Ueberzeugung unsrer evangelischen Brüder und Schwestern ehren. Wir wollen helfend und fördernd eintreten, wenn unsre lieben Glaubensgenossen, mögen sie nun innerhalb oder außerhalb der deutschen Grenzpfähle wohnen, der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren und deshalb in Gefahr geraten, draußen in der Zerstreuung ihrer Mutterkirche verloren zu gehen. Es ist heute vormittag in den Kirchen unsers Landes über den guten Hirten gepredigt worden, der hinausgeht in die Wüste, das Verlorne zu suchen und vor dem Verschmachten zu bewahren. Ja, auch wir Gustav-Adolf-Männer wollen solche Hirten werden, wollen in Liebe hinausgehen mit freundlichem Lockruf und helfender Hand, damit die da draußen es merken: Noch sind wir nicht verlassen; noch brauchen wir nicht zu verzweifeln, ob wir auch auf Dornen gebettet liegen. Die in Christo, dem Erzhirten, erschienene Liebe hat auch für uns noch Herzen erweckt, die unsrer Not sich erbarmen. — Und so laß mich denn, du liebe Gemeinde der Friedenskirche, auch an dich die herzliche Bitte richten, an solchem Friedenswerke des Gustav-Adolf-Vereins mit teilnehmen zu wollen, und laß mich zu diesem Zwecke dich erinnern an jenes Wort, das einst Paulus, der Vorläufer aller Gustav-Adolf-Männer, der auch täglich angelaufen wurde und Sorge trug für alle Gemeinden, an seine Römer schrieb.

Zum Frieden und zur Besserung untereinander will auch der Gustav-Adolf-Verein mit seiner Arbeit dienen. Zum Frieden. Ich denke da zunächst daran, wie er mit seinem Liebesfeuer die Scheidewände durchbrochen hat, welche die einzelnen Landeskirchen mehr oder minder voneinander trennten, wie er viele Tausende, die auf dem einzigen Grunde der Anbetung Jesu Christi stehen, unter die gemeinsame Losung gebracht hat: „Wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann!“ Und ob auch unsre Zeit von den Wogen der Zwietracht durchrauscht ist, ob sich so vieles, was doch eins sein könnte, aneinander reibt, hier im Gustav-Adolf-Verein haben wir eine Brücke, die sich über die Wogen hinüberspannt. Beim Friedenswerke reichen sich auch diejenigen ihre Hände, die sonst in mancher Beziehung auseinander gehen, und über ihnen allen klingt von oben her der Ostergruß: „Friede sei mit euch!“

Aber nun erscheint der Gustav-Adolf-Verein auch den Evangelischen draußen wie ein Friedensengel und richtet sie auf mit dem holdseligen Zurufe: „Fürchtet euch nicht! Eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden!“ Er will sie ja stärken in ihrer Treue gegen den Friedefürsten, der als unser einiger Mittler und Versöhner am Kreuz gestorben ist, auf daß wir Frieden hätten; er will sie heben und tragen, daß sie nicht in ihrer Bedrängnis an die Nothelfer Roms sich verlieren und damit in jenen Unfrieden des Herzens verfallen, unter dem einst unser Luther in der Klosterzelle und noch auf der Pilatustreppe so schmerzlich geseufzt hat; er will ihnen nun auch zum Frieden verhelfen, wenn sie angesichts der dringlichen, unabweisbaren Aufgaben, die ihrer

warten und zu deren Lösung doch die eignen Kräfte und Mittel nicht ausreichen, klagen müssen, daß ihre Seele unruhig sei in ihnen. Ein früherer Präsident der Vereinigten Staaten, James Garfield, hat einmal gesagt: „Ungelöste Fragen haben kein Erbarmen mit dem Frieden der Nationen,“ und wir müssen fortfahren: „Sie haben auch keines mit dem Frieden der Kirchengemeinden.“ Es kann nicht Ruhe werden, bis der Vogel sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest. Und sagt selber, meine Lieben, ist's nicht eine Trübung auch unsers Friedens, wenn wir das drückende Bewußtsein in uns tragen müssen, daß noch Tausende unsrer Glaubensgenossen an allem Mangel leiden, was zu einem erbaulichen Gottesdienste gehört? Wohl wissen wir, das Aeußerliche ist nicht die Hauptsache. Man kann auch im unscheinbarsten Raume und mit den geringsten Mitteln seinem Gotte dienen. Das rechte Herz ist der rechte Tempel. Aber der Psalmist sagt doch auch und wir fühlen es ihm nach: „Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn.“ Und dieses Verlangen und Sehnen — das will der Gustav-Adolf-Verein in erster Linie stillen, und wir dürfen es unter demütigem Danke gegen Gott bekennen: Unser Verein hat schon viele Vorhöfe des Herrn gegründet, viel verzagte Gemüter gestärkt, viel gefährdete Seelen zum himmlischen Frieden geführt. Schon hat der Verein sein diamantnes Jubiläum gefeiert. Der Gott alles Friedens hat zu dem auf dem Kriegsschauplatze von Lützen entsprossenen Friedenswerke sich bekannt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt.

Und vom Segen des Allerhöchsten begleitet, wenn auch manchmal in ernste Bußstunden hineingeführt, wirkt der Verein auch heute noch in der Nähe und Ferne. Aus allen Volksschichten sind ihm treue Helfer und willige Geber erwachsen. Da kommen die Männer zusammen zu ernstem Rat und opferfreudiger That; da gründen die Frauen ihre Vereine, um für Konfirmandenanstalten und Waisenhäuser in der Diaspora zu sorgen und die Liebe zur guten Sache auch in die heranwachsende Jugend zu verpflanzen; da reichen sich die Studenten aller Fakultäten die Hand, um sich gegenseitig für die so notwendige Hilfsarbeit zu erwärmen; da öffnen die Konfirmanden ihre Sparbüchsen, um den Altersgenossen draußen ihre teilnehmende Liebe zu bezeugen; da nehmen auch schon die jüngeren Kinder an der Liebesarbeit mit teil, indem sie alte Briefmarken zum Verkaufen sammeln oder Kupfer, Zinn und Messing zum Glockengusse. Sehet da, ein großer Friedens- und Liebesbund von alt und jung, reich und arm, der bis jetzt gegen 3850 evangelische Kirchgemeinden mit Geldmitteln unterstützt hat, der da mitgewirkt hat am Baue von ungefähr 1850 Kirchen und Bethäusern, von 800 Schulen, von 650 Pfarrhäusern, der die notleidenden Witwen und Waisen von Geistlichen und Lehrern nicht aus dem Auge verliert, der die ganz vereinzelt wohnenden Glaubensgenossen durch Reiseprediger und Reiselehrer besuchen läßt, der zahlreichen Versuchungen zum Abfall gesteuert und viel Mattes und Sterbendes zu neuer Kraftentfaltung gebracht hat. Fürwahr, welch ein Strom der Liebe, der durch die

45 Hauptvereine, durch die 1837 Zweigvereine, durch die 502 Frauenvereine hindurchgeht! Soll an euch, meine Lieben, dieser mächtige Strom vorüberrauschen, ohne daß er euch mitfaßt? Wollt ihr ruhig zusehen, ohne selber Herz und Hand mit in den Dienst der großen Sache zu stellen? Nein, du Gemeinde der Friedenskirche, nimm mit teil am Friedenswerke des Gustav-Adolf-Vereins! Strebe auch du mit dem nach, was zum Frieden dient und — wie der Apostel weiter sagt — was zur Besserung untereinander dient.

Seht, noch giebt's so viel, so viel zu bessern und zu bauen. Mit jedem Jahre dehnt sich das Arbeitsfeld weiter aus. Aus den verschiedensten Gegenden erklingen die Notsignale: „Kommt hernieder und helft uns!“ Sie klingen vom Mittelmeer bis zur Nordsee, von der Seine bis zur Weichsel und noch weit darüber hinaus, und es ist herzbewegend, in welch traurige Zustände die einlaufenden Bittgesuche, die nach dem letzten Jahresberichte an die 1600 betrugen, uns blicken lassen. Je mächtiger Rom dasteht, desto gieriger heftet es seine Blicke auf die Evangelischen in der Zerstreuung und sucht sie mit Locken und List, mit Spotten und Drohen in seine Fangarme zu treiben. Und überdies geht der Unglaube umher und sucht, wen er verschlinge. Ist es zu verwundern, wenn er auch in den exponierten Orten seine Opfer sucht und schließlich findet? Wollen wir es denn immer schlimmer werden lassen? Ach, wer da weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde. O, so laßt uns denn solche Sünde von uns abschütteln! Laßt uns helfen und bessern, wo es der Besserung bedarf! Wollt ihr einige Notstandsbilder von da draußen sehen? Da hat die eine Gemeinde im südlichen Nachbarlande — und sie ist ein Abbild von vielen andern Gemeinden — ein kleines, scheunenähnliches Bethaus. Das geflickte Dach, das bereits keine Reparatur mehr verträgt, ist dermaßen verfault, daß Regen und Schnee bis in das Innere dringen. Die notdürftig hergestellten, nicht einmal angestrichenen Fenster klaffen auseinander und können Wind und Wetter nicht mehr abhalten. Die Farbe der glatten Bretterdecke ist gänzlich verblichen. Der Mörtel an den Wänden ist vielfach herabgefallen. Ein grüner Ueberzug, der infolge der Feuchtigkeit entstandene Moder, bedeckt den unteren Teil des Mauerwerks. Wiederholt schon hat der Pfarrer vom Fenster seiner schlichten Wohnung aus wahrnehmen müssen, wie die vorübergehenden Katholiken, die dicht daneben ihre stattliche, reichgeschmückte Kirche haben, über das baufällige Gebäude lachen. Schon lange hat die Gemeinde zu einem Neubau gesammelt, und an Opferwilligkeit hat es wahrlich nicht gefehlt, wie überhaupt ein Geistlicher, der einmal ein solches Gebiet bereiste, in Bezug auf die Opferfreudigkeit dieser Gemeinden sich dahin geäußert hat, daß wir den Hut ziehen müßten, wenn wir einen Vergleich mit unsern Verhältnissen anstellen wollten. Aber, wie es meist der Fall ist, die äußeren Verhältnisse der Gemeinde sind derart, daß sie auch beim besten Willen nicht mehr zu leisten vermag. Oder da ist eine Gemeinde im Norden, in Westpreußen, die hat sich

einen Eisenbahngüterschuppen notdürftig zum Gotteshause hergerichtet, an dem die Lokomotive vorübersaust und der jederzeit wieder gekündigt werden kann, worauf binnen vierzehn Tagen die Räumung erfolgen muß. Und ich erinnere an jene Gemeinde in Galizien, von deren Bethaus es heißt: „Die von Holz und Lehm zusammengeklebte Hütte dürfte beim nächsten großen Sturm zusammenstürzen," und wer weiß, vielleicht ist sie inzwischen schon eingestürzt. Oder hört die Klage von einer Gemeinde in Ungarn: „Arm sind die Hütten, in denen wir wohnen; arm ist auch die Hütte, in der wir unserm Gotte dienen. Der Altar ist eine blaugestrichene Bretterwand, vor der ein Tisch steht, auf den statt des Kruzifixes ein Blumensträußchen gestellt ist; aus einem einfachen Teller werden die Kinder getauft." Und wie viele solcher Jammerbilder ließen sich noch aneinander reihen! Nicht wahr, du liebe Gemeinde der Friedenskirche, die du nun seit Jahresfrist in solch schönem, auch durch die Liebe sinnig geschmücktem Gotteshause dich versammeln darfst, du weißt es aus eigner Erfahrung, was es heißt, ein Gotteshaus entbehren und ein Gotteshaus haben; du kannst es darum auch, angesichts der Kirchennot da draußen, ermessen, wie notwendig und segensreich das Gustav-Adolf-Vereins-Werk ist. Oder geht dir's nicht zu Herzen, wenn so viele Glaubensgenossen erst einen Weg von mehreren Stunden bis zum Andachtshause zurücklegen müssen, oft hart bedrängt von Regen und Sturm und Kälte; wenn die Eltern mit der Versuchung zu kämpfen haben, ob es nicht besser sei, ihre Kinder von dem nahen katholischen Geistlichen taufen zu lassen, statt sie so weit und so mühsam zur evangelischen Kirche zu tragen, und wenn darum unsre Kirche, namentlich in Mischehen, schwere Verluste erleidet? Geht dir's nicht zu Herzen, wenn die Kinder ohne geordnete Unterweisung heranwachsen, wenn die Alten und Schwachen, die doch gerade des Trostes aus Gottes Wort doppelt bedürfen, oft jahrelang das Gotteshaus nicht sehen können, wenn die Sterbenden vergeblich nach der letzten Wegzehrung, nach dem heiligen Abendmahle, verlangen, wenn die Abgeschiedenen schließlich in einem Winkel des katholischen Friedhofs beerdigt werden? Wahrlich, viel Besserung thut not, und immer größer muß die Zahl derer werden, die da mit eintreten in die Reihen der friedlichen Streiter und der ausbessernden Bauleute. Nun so komm denn, du Gemeinde der Friedenskirche, und rüste dich zum Friedenswerke! Wir haben vorhin miteinander gesungen:

„Wachet auf, erhebt die Blicke!
Laut mahnen uns die Weltgeschicke,
Es dränget hart der Brüder Not."

O, hebt auch ihr eure Blicke empor und sehet das Feld, weiß zur Ernte; stimmt auch ihr mit ein in Gebet und Fürbitte, daß der Seufzer da draußen immer weniger werden; beweist aber eure Teilnahme an der Brüder Not auch durch die That, indem ihr gerne eure Opfergaben niederlegt, wie heute nach dem Schlusse dieser Versammlung, so auch weiterhin, wenn an eure Liebe appelliert wird. Gustav Adolf

hat sein Herzblut hingegeben; wolltet ihr da zaudern, von eurer Habe einen Bruchteil zu opfern und damit zu beweisen, daß etwas von seinem Geiste auch in euch lebt? Sage niemand, ich bin zu arm dazu. Arm war auch jener Tagelöhner, von dem der letzte Jahresbericht erzählt, und doch überreichte er dem Sammler zehn Mark, indem er sprach: „Ich bin krank gewesen und bin gesund geworden; das soll mein Dankopfer sein.“ Arm war auch jene Witwe, zu der ich einmal in Chemnitz mit dem Sammelbogen kam, und die mir fünfzig Pfennige überreichte mit den Worten: „Ich habe in meinem Leben viel schwere Zeiten durchgemacht, aber Gott hat mich nicht versinken lassen; so will auch ich gerne mit dahin wirken, daß auch andre in ihrer Not es erkennen, wie Gott immer wieder hilft.“ Und wollt ihr, meine Lieben, euch noch weiterhin über die Arbeit unsers Vereins orientieren, so lest nur unsern „Sächsischen Gustav-Adolf-Boten“, wie er Monat für Monat in unserm Dresden erscheint, lest auch die kleinen „Heftchen für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“, dann werden eure Augen immer offener werden für die Not der Brüder und eure Herzen immer wärmer für die Zwecke und Ziele unsers Vereins. Auf denn, meine Lieben, laßt alles Wenn und Aber dahinten! Die Sache ist erprobt. Schließt euch dem Zuge der Gustav-Adolf-Streiter an! Als Gustav Adolf auf deutschem Boden landete und seine Fahnen entrollte, da sah man im Sonnenglanze die goldene Inschrift glitzern: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Gott ist für ihn gewesen, auch dann noch, als sein Leib bereits dem Staube verfallen war. Denn aus seiner Asche ist neues Leben erblüht, und gerade in seiner Geschichte sehen wir herrlich erfüllt, was wenige Schritte von hier, an der Säulenhalle des Friedhofs, geschrieben steht: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.“ Eine Thränensaat war es, als am 6. November 1632 die Blutstropfen Gustav Adolfs die Erde netzten; bei der Kunde von seinem Opfertode wurde manches Auge naß. Aber siehe da, aus der Thränensaat hat Gott der Herr eine herrliche Freudenernte erwachsen lassen, so daß die Traurigkeit von Tausenden gehoben werden konnte. Nun denn, so helft auch ihr — Gott will es — nach besten Kräften mit dazu, daß aus dem heutigen Tage, der euch den sterbenden und doch immer noch lebenden Gustav Adolf gezeigt hat, eine Freudenernte erwachse, den bedrängten Evangelischen draußen in der Zerstreuung zu herzlicher Freude, euch selber aber zum Segen für Zeit und Ewigkeit! Amen.

7.

Das Werk des Gustav-Adolf-Verins ein Werk der ausgleichenden Liebe.

Von Oberkonsistorialrat D. **Burger** in München.

Eingangsgebet: Laß deine Liebe, o Gott, der du die Liebe bist, in uns reichlich wohnen, uns kräftig treiben, durch uns viele Frucht schaffen, zum Preis deines Namens, zum Frommen unsrer Brüder, zur Erbauung deines Reiches. Mache uns eifrig und willig zu jedem Werk der Liebe, das uns auf Grund deines Wortes vorgestellt und ans Herz gelegt wird. Verleihe insbesondere auch dem Werk des Gustav-Adolf-Vereins, zu welchem du dich schon so lange und so klar mit deinem Schutz und Beistand bekannt hast, in allen unsern Gemeinden immer mehr Eingang und laß seine Arbeit unsern Glaubensgenossen in der Zerstreuung Trost und Hilfe bringen, damit unser gutes Bekenntnis allenthalben hoch und wert gehalten werde und wider alle Anfechtung sich behaupte. Segne, o Herr, unsre heutige Feier, daß von ihr auch ein Segen ausgehe. Amen.

2. Kor. 8, 14: So diene euer Ueberfluß ihrem Mangel diese Zeit lang, auf daß auch ihr Ueberfluß hernach diene eurem Mangel, und geschehe, das gleich ist.

Nicht anders als mit lebhafter Freude kann ich es begrüßen, daß in unsrer Landeskirche neuerdings die Sache des Gustav-Adolf-Vereins aus der Verborgenheit etwas mehr hervortritt und durch öffentliche Veranstaltungen unsern Gemeinden näher gebracht wird. Seit vielen Jahren haben wir ein allgemeines Missionsfest, ein Fest des Bibelvereins; der deutsche Kongreß für innere Mission hat kürzlich in Nürnberg stattgefunden. Zum erstenmal nach langer Zeit wurde heuer auch ein Landesfest des Gustav-Adolf-Vereins in Erlangen, und zwar mit recht befriedigendem Erfolg, begangen. Heute nun ist dies ehrwürdige Gotteshaus der Sache dieses Vereins freundlich geöffnet, und ich bin ersucht worden, der Gemeinde dies evangelische Liebeswerk zu erläutern und zu empfehlen.

Bei den Protestanten Augsburgs sollte es freilich solcher Empfehlung nicht bedürfen. Haben doch eure Väter selbst erfahren, wie bitter die Notstände sind, denen unser Verein steuern möchte, als sie, ihrer sämtlichen Kirchen und Prediger beraubt, Jahre hindurch unter freiem Himmel im St. Annahof sich zur Predigt des Evangeliums versammeln mußten, und nicht minder erprobt, wie süß die brüderliche Hilfe ist, die jetzt unser Verein gewährt, als aus freiwilligen Gaben des ganzen evangelischen Deutschlands und des Auslandes der Heilig-Kreuz-Gemeinde

ihre heute noch stehende Kirche erbaut wurde. Auch was in letzter Zeit unser Verein zur kirchlichen Versorgung eurer Vororte Hettenbach und Pfersee beigetragen hat, wird vielen von euch wohlbekannt sein. Allein auch das ist wahr, daß die Ansprüche, welche an den bürgerlichen und den christlichen Gemeinsinn erhoben werden, in eurer Stadt wie überall sich beständig mehren. Wenn daher bei stärkerem Anklopfen eines Bittenden hin und wieder Unmut, oder gar Ungeduld, oder doch ein nur halb unterdrücktes Seufzen sich vernehmen läßt, so kann diesen Regungen kaum besser als dadurch begegnet werden, daß einmal die Notwendigkeit und Heilsamkeit unsers Werkes aus der heiligen Schrift dargethan und so seine Unterstützung als Christenpflicht erwiesen wird. Denn hätte der Gustav-Adolf-Verein keine biblische Grundlage, so gehörte seine Befürwortung nicht auf die Kanzel, und entspräche seine Arbeit nicht einer Pflicht, so würden wir nicht den Mut haben, euch zur Teilnahme daran in dieser Weise aufzufordern.

Unser Textwort aber stellt das außer Zweifel, indem es uns das Werk des Gustav-Adolf-Vereins als ein Werk der ausgleichenden Liebe verstehen lehrt.

1.

Die Worte unsers Textes könnten, wie sie gehen und stehen, zum Wahlspruch unsers Vereins werden. Buchstäblich genau dasselbe, was Paulus für die Christen Jerusalems von denen Korinths verlangt, begehren wir von unsern kirchlich wohlversorgten Gemeinden für die notleidenden Glaubensgenossen in der Zerstreuung: „Euer Ueberfluß diene ihrem Mangel." Allerdings war die Bedrängnis, unter welcher die Christenheit Judäas litt und welcher die von dem Heidenapostel gesammelten Gemeinden abhelfen sollten, etwas andrer Art; sie bestand in Verarmung, in Mangel am täglichen Brot; die zu Jerusalem im Feuer der ersten Liebe eingeführte Gütergemeinschaft scheint auf die Länge schlimme wirtschaftliche Folgen nach sich gezogen zu haben; die Gehässigkeit der jüdischen Umgebung kam hinzu; Teuerung und Hungersnot kehrten in Paläſtina wiederholt um jene Zeit ein. Aber eben solche Mißlichkeiten finden sich vielfach auch auf dem Gebiete der protestantischen Diaspora und erschweren unsern Brüdern draußen ganz erheblich die Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse, um welche sich daher der Gustav-Adolf-Verein anzunehmen seit 60 Jahren begonnen hat.

Sechzig Jahre: ich brauche nur diese Zeit zu nennen, um euch den ungeheuren Umschwung der Verhältnisse, der inzwischen eingetreten ist, auf einmal zu vergegenwärtigen. Als 1832 bei der Feier des Todestags Gustav Adolfs zu Lützen der Verein ins Leben gerufen wurde, gab es außer in Oesterreich doch nur im südlichsten und westlichsten Deutschland einige hilfsbedürftige evangelische Gemeindlein. Wie hat sich dies geändert! So allgemein ist jetzt die konfessionelle Mischung geworden, daß die Orte und Gegenden, wo die Gesamt-

bevölkerung einem Bekenntnis anhängt, seltene Ausnahmen bilden. Ihr erlaßt es mir gern, die Ursachen, welche dazu geführt haben, die vollständige Umgestaltung unsrer Verkehrs= und Erwerbsbedingungen, hier zu schildern, und begnügt euch mit der Thatsache, daß die beiden Hauptbekenntnisse, nach welchen unser deutsches Volk, — um nur von diesem zu reden —, sich scheidet, ihre Angehörigen in größerer oder kleinerer Zahl nahezu allerorten aufzuweisen haben.

Damit ist aber von selbst das weitere gegeben, daß überall, wo unsre Glaubensgenossen erst innerhalb der letzten Jahrzehnte sich niederließen und allmählich vermehrten, ihnen Kirche, Schule, Pfarrer und Lehrer, Gottesdienst und Unterricht und Seelsorge entweder gänzlich fehlt oder nur mit Schwierigkeiten, mit Opfern und Kosten erreichbar ist, von denen unsre altbestehenden Gemeinden sich kaum eine Vorstellung machen. Hier herrscht eine Ungleichheit der Lage, welche zu bezeichnen ich kein treffenderes Bild weiß als das Luk. 16 vom Herrn vorgestellte: „Es war ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Thür voller Schwären und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen.“ Seht euch um in diesem schönen, fort und fort verschönerten, prächtig ausgestatteten Gotteshause, denket an die feste sichere Ordnung eurer Haupt= und Nebengottesdienste und aller kirchlichen Handlungen, an euern wohlgelegenen, tapfer verteidigten und glücklich behaupteten Friedhof, an eure trefflichen Schulen, an eure fleißigen und treuen Seelsorger, die keinen Kranken, Einsamen, Ratlosen, der ihrer begehrt, unbesucht und unberaten lassen, nehmt hinzu die vier andern Kirchen dieser Stadt, welche alle ebenso versehen und bedient sind, und erwäget, daß ihr dies alles umsonst habt, so müßt ihr gestehen: Wir sind der reiche Mann. Uns geht es wohl und, kirchlich angesehen, leben wir, wenn wir nur wollen, jahraus jahrein herrlich und in Freuden. Und nun versetzt euch mit mir im Geiste an einen der vielen Orte unsers Vaterlandes, wo ein Häuflein evangelischer Christen sich zusammengethan hat, weil sie fühlen, daß sie etwas versuchen müssen, um ihrer religiösen Verlassenheit und Verkümmerung ein Ende zu machen. Ach, sie liegen wirklich wie ein armer Lazarus vor eurer Thür, voller Schwären; mit Brosamen, die von eurem reichbesetzten Tische fielen, wären sie fürs erste herzlich zufrieden. Denn sie haben gar nichts. Stundenweit ist ihr Weg zum nächsten Pfarrer, zur nächsten Kirche; ohne Religionsunterricht wachsen ihre Kinder auf; kaum daß sie ihre Toten ehrlich begraben können; ihre Alten und Schwachen entbehren Predigt und Nachtmahl jahrelang; ihre Kranken liegen verlassen von geistlichem Zuspruch; und wenn sie sich nun aufraffen und vereinigen und damit zum erstenmal als Protestanten hervortreten, wird ihnen das noch übel genommen und verdacht. Es fehlen, daß das Bild vollständig sei, auch die Hunde nicht, die dem armen Lazarus die

Schwären lecken und ihm sein Elend noch verbittern, weil er sich ihrer nicht erwehren kann.

Diese Ungleichheit ist die nötigende Veranlassung zu dem Werk der ausgleichenden Liebe, das der Gustav-Adolf-Verein betreibt.

2.

Den ferneren Verlauf und den Ausgang der Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus ziehen wir nicht hierher. Dort waltete und führte den Ausgleich herbei die göttliche Gerechtigkeit. Aber nur darum doch mußte sie eingreifen, weil die Kraft, die eigentlich ausgleichend hätte wirken sollen, vollständig versagte. Demnach versteht es sich von selbst, daß die treibende Kraft des Gustav-Adolf-Vereins-Werkes keine andre sein darf als die brüderliche Liebe.

Ebenso schreibt Paulus den Korinthern in der ihn so sehr beschäftigenden Angelegenheit: „Ich versuche eure Liebe, ob sie rechter Art sei.“ Aus Liebe sollten die Heidenchristen der Muttergemeinde, von der die Predigt des Heils in alle Welt ausgegangen war, in ihren leiblichen Nöten beistehen, ihr die geistliche Wohlthat mit irdischer vergelten. Dem Apostel war dies eine große Herzenssache, weil eben in dieser Liebeserweisung die innere Einheit der Kirche gleichsam sichtbar wurde; daß man zu Jerusalem seine Person und seine Arbeit teils mit Mißtrauen, teils mit offener Ungunst betrachtete, lähmte seinen Eifer nicht, sondern spornte ihn an, die Liebe seiner Gemeinden für dies Hilfewerk zu wecken und zu reizen; wie sorgfältig ist er aber zugleich bedacht, jede Einmengung falscher Beweggründe und Triebe davon auszuschließen!

Dies letztere ist denn freilich eine äußerst schwere Aufgabe für einen Verein wie den unsrigen. Er ist über das ganze deutsche Reich und mehrere Nachbarländer verbreitet. Er hat im vorigen Jahr über eine Million Mark vereinnahmt. Ja, wer könnte da nachprüfen, ob auch jede einzelne Gabe aus der richtigen Quelle, aus dem Trieb der christlichen Bruderliebe, geflossen sei? Der Verein als ganzer muß die Haftung dafür ablehnen. Daß aber in die Leitung des großen Werkes verkehrte Grundsätze nicht eindringen, daß nicht mit fleischlichen Mitteln Stimmung für den Verein gemacht, Gaben herausgelockt, daß nicht abseitsliegende Nebenzwecke verfolgt, nicht unter dem Aushängeschild des Vereins weltliche oder kirchliche Politik getrieben werde, dafür sind seine Vorsteher und Vertreter allerdings verantwortlich. Man giebt jetzt scharf auf uns acht; auch die heutige Feier wird nicht unbemerkt bleiben; darum hebe ich nicht ungern hervor: Das Werk des Gustav-Adolf-Vereins ist von Anfang an nichts andres gewesen und will nichts andres sein noch werden, als ein Werk der evangelischen Bruderliebe.

Er wird also nicht getrieben von dem Ehrgeiz, ein neues und besonderes Gemeinschaftsband um die von ihm unterstützten und gepflegten Glaubensgenossen zu schlingen. Wenn man von „Gustav-Adolf-

Gemeinden" spricht, hat dies nicht den Sinn, als würde denselben ein andres Bekenntnis aufgenötigt statt ihres bisherigen. Lutheraner, Reformierte, Unierte, Waldenser, die wir unterstützen, bleiben was sie sind. Niemals in den bald 60 Jahren seines Bestandes hat unser Verein als solcher sich einer Abweichung von dieser Richtschnur seiner Thätigkeit schuldig gemacht. Was einzelne seiner Mitglieder hierin gefehlt haben mögen, kann man dem Verein billigerweise nicht zur Last legen.

Er wird ebensowenig getrieben von Feindseligkeit gegen die römisch-katholische Kirche. Der Gustav-Adolf-Verein ist es wahrlich nicht, der Protestanten in katholische Länder und Gegenden verpflanzt, um sie wie einen sprengenden Keil in die geschlossene Glaubenseinheit derselben hineinzutreiben. Ich darf eher sagen, daß uns ein gelinder Schrecken befällt, wenn wieder von irgendwoher ein neuer Bittruf an uns gelangt: „Kommt hernieder und helft uns!" Wir sind daran so unschuldig wie Paulus an dem Mann aus Macedonien, der ihm zu Troas erschien. Daß wir aber gegen einen solchen Ruf uns nicht die Ohren verstopfen, daß die Nachrichten von den Leiden und Entbehrungen, von dem Druck und den Unbilden, von den Kränkungen und Gehässigkeiten, denen unsre Brüder ausgesetzt sind, uns nicht kalt, gleichgültig, teilnahmslos lassen, das leugnen wir freilich nicht; und daß in das Mitleid und Erbarmen, welches sich dann in uns regt, manchmal eine Anwandlung des Unwillens oder Zorns sich drängt, möge uns Gott verzeihen; wir sind eben Menschen.

Wir wollen aber Christen sein und uns hüten, daß der Eifer unsrer Liebe nicht durch unheiliges Feuer entweiht werde. Wenn ich hier euch mit dem Apostel ermahne und bitte: „So diene euer Ueberfluß ihrem Mangel diese Zeit lang," so wende ich mich nur an eure christliche evangelische Liebe zu den Brüdern, welche „mit uns eben denselbigen teuren Glauben überkommen haben," daß ihr ihnen behilflich seiet, unverhindert ihres Glaubens zu leben, ihrem Gott und Heiland nach der Ordnung und Weise unsrer Kirche zu dienen, ihren Kindern das kirchliche Erbe der Reformation ungeschmälert zu überliefern. Am nächsten Sonntag feiern wir das Gedächtnis der Reformation. O, daß dies Fest den Funken herzlicher hilfsbereiter Liebe, den ich heute in eure Seelen werfen möchte, zur hellen Flamme anfachte und dem Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins in dieser werten Stadt recht viele Mithelfer, fröhliche Geber, treue Fürbitter erweckte!

3.

„Auf daß auch ihr Ueberfluß hernach diene eurem Mangel, und geschehe, das gleich ist": Damit weist Paulus hin auf das erhebende Ziel des Liebeswerkes, das er seinen korinthischen Christen ans Herz legt. Er meint nicht, daß die Muttergemeinde in Jerusalem irgendwann von ihrem zeitlichen Ueberfluß den Kirchen Macedoniens und Griechenlands etwas abgeben und deren leiblichen Mangel lindern solle.

Daran war, wie die Dinge lagen, nicht wohl zu denken. Sondern das ist seine Hoffnung, daß geistlicher Segen und Gewinn den Heidenchristen zufließen werde, wenn sie durch ihre brüderliche Handreichung die Freudigkeit der bedrängten Glaubensgenossen in Palästina erhöhen und stärken und bei denselben die Gewißheit befestigen: Die ganze Menge der Gläubigen ist noch ein Herz und eine Seele, wie in den Tagen des Anfangs; sie machen zusammen den einen Leib Christi aus, innerhalb dessen ein Glied mit dem andern sich freuet oder Leid trägt, eines des andern Last auf sich nimmt und erleichtert. Auf einen Austausch also geistlicher und leiblicher Güter ist des Apostels Sinn gerichtet, wie er der Christenheit eigentümlich ist, welche alles Irdische in den Dienst der Ewigkeit stellt.

Daß nun der Gustav-Adolf-Verein dieses Ziel noch nicht erreicht hat, räume ich ein. Aber daß er diese apostolischen Gedanken bei sich bewegt und ihnen nachstrebt, dürfen wir ihm zutrauen, und unser Bemühen soll es sein, sie ihm immer mehr zuzueignen und seinem ganzen Wirken diesen Stempel aufzuprägen. Das geschieht natürlich nicht, wenn man mit gekreuzten Armen sich abwartend verhält und zusieht, bis er auf der gewünschten Höhe steht, sondern nur, wenn wir in seine Arbeit thatkräftig mit eintreten und als seine Helfer und Förderer, statt als Beobachter und Kritiker, Einfluß auf ihn üben. Der Reinigung und Besserung bedarf er wie jedes Menschen-, wie jedes Christenwerk: das weiß Gott und auch der Verein selbst. Aber bei all seiner Unvollkommenheit hat er der Sache des Protestantismus, die doch unsre Sache ist, große, hoch zu schätzende Dienste bisher schon geleistet. Er hat den Zuruf des Herrn: „Sei wacker und stärke das andre, das sterben will“ nicht überhört und angefangen, den Ueberfluß der einen dem Mangel der andern zuzuleiten. Er hat dadurch weithin in vier Erdteilen ein Vertrauen erweckt, daß evangelische Christen in ihrer Armut und Trübsal nicht vergessen sind, hat die Mittel und Kräfte der evangelischen Bruderliebe gesammelt, ihre Verwendung in geordneten Gang gebracht, und an tausend Orten das Bewußtsein belebt: die evangelische Gesamtheit nimmt sich ihrer Glieder an; sie bildet, trotz allem, was sie spaltet, doch eine Einheit, einen Leib, in welchem der Geist der Liebe und Barmherzigkeit wohnt.

Ich denke, das sei immerhin etwas Großes. Ich denke auch, das sei in unsrer Zeit etwas Wertvolles. Soll unsre Kirche ihr gutes Erbteil bewahren und den Gefahren, die ihr in der Gegenwart drohen, stand halten, so muß sie beweisen, daß sie lebendig ist; und als ein Lebenserweis wird die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins doch wohl, selbst in den Augen seiner Verkleinerer, gelten. Lebenserweis aber ist zugleich Lebensförderung, und ob unser Verein zunächst mehr die Außenseite des kirchlichen Lebens zu bauen und zu befestigen unternimmt, der Austausch leiblicher und geistlicher Güter im Sinne des Apostels findet bei seinem Werk ausgleichender Liebe wirklich statt. Eine kleine, aber wahre Geschichte mag uns dies bezeugen. Eine vom Gustav-

Adolf-Verein lange unterstützte Gemeinde des Algäu — doch warum soll ich sie nicht nennen? es ist Immenstadt, — feierte vor wenigen Jahren ihren 25 jährigen Bestand und legte aus diesem Anlaß 200 Mark zusammen, welche sie dem bairischen Hauptverein sandte, daß er sie einer recht bedrängten Diasporagemeinde unsers Landes zuwende. Die 200 Mark gingen nach Ochsenfurt am Main und erregten dort tiefe Rührung, innige Dankbarkeit, frischen Mut in schwerer Lage auszuharren. Wenige Wochen später erhielt ich aus der Pfarrei Winterhausen, von welcher aus Ochsenfurt kirchlich versorgt wird, andre 200 Mark, die ein dortiges Gemeindeglied dem Gustav-Adolf-Verein zu widmen sich gedrungen fühlte. Spüren wir in dieser kleinen Reihe von Wirkungen, deren eine die andre hervorbringt, nicht etwas vom Leben der Bruderliebe, eine Annäherung an das erhebende Ziel, das, wie aller christlichen, so auch der Arbeit unsers Vereins gesteckt ist durch den Willen unsers göttlichen Hohenpriesters, der da bittet: „Daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt“? Wohlan denn, Gott und unser Heiland Jesus Christus stärke in uns dies Leben, diese Liebe, diese Einigkeit, daß an uns wahr werde: „Sie wallen mit verbundnen Herzen durchs Thränenthal ins Vaterland, versüßen sich die bittern Schmerzen; eins reicht dem andern seine Hand und wollen sich mit Freuden dienen, mit Herz und Auge, Hand und Fuß; bis zu dem völligen Genuß des großen Guts: Ich, ich in ihnen.“ Amen.

8.

„Ich suche meine Brüder!“

Von Pastor **Terlinden** in Duisburg.

---

1. Mos. 37, 15—16: Da fand ihn ein Mann, daß er irre ging auf dem Felde; der fragte ihn und sprach: Wen suchest du? Er antwortete: Ich suche meine Brüder.

Es ist das ein Wort aus dem Munde Josephs. Seine Brüder sind hingegangen, zu weiden das Vieh ihres Vaters in Sichem. Da hat Jakob zu ihm gesprochen: Komm, ich will dich zu ihnen senden; geh hin und siehe, wie's um sie steht. So ist Joseph ausgegangen aus dem Thal Hebron und ist gen Sichem gekommen. Aber er konnte seine Brüder nicht finden; denn sie waren von dannen gezogen gen Dothan. Da fand ihn ein Mann, wie er irre ging auf dem Felde; der fragte ihn und sprach: Wen suchest du? Er antwortete: Ich suche meine Brüder. Beides spricht aus diesem Worte: Gehorsam gegen den Vater und Liebessorge um seine Brüder.

„Ich suche meine Brüder," so hat noch ein größerer gesprochen, der, an dessen Krippe es heißt:

Dank dir, daß du uns Brüder nennst,
Darauf ruht unser Heil;
Wen du als Bruder anerkennst,
Hat ewig an dir teil;

und der seinen Abschied gemacht hat von der Welt mit dem Worte: Gehe hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und zu euerm Gott. Wir wissen, was er sich's hat kosten lassen, der treuste der Treuen, uns, seine verlornen Brüder, zu suchen. Nicht verloren sollten wir bleiben, wir sollten das ewige Leben haben. Darum dieser Erdenwandel voll Niedrigkeit und voll Selbstverleugnung, darum dies Leiden und Sterben voll tiefen unaussprechlichen Wehs. „Ich suche meine Brüder," so steht unter jedem Wort, unter jedem Schritt unsers Heilandes geschrieben; sonderlich aber steht's geschrieben mit Blut und mit Thränen unter dem Kreuz. „O du Herz, voll Liebe, voll Erbarmen, das uns suchte, das uns fand!" Und noch immer steht es in Kraft, das ernsthafte, das eifrige: „Ich suche meine Brüder."

Ja, dies hat er nicht nur gethan,
Da er auf Erden mußte wallen;
Nein, er ist immer einerlei,
Gerecht und fromm und ewig treu.
Und wie er unter Schmach und Leiden,
So ist er auf dem Thron der Freuden:
Den Sündern liebreich zugethan!
Mein Heiland nimmt die Sünder an.

Schon vor Christo gab es ein „Ich suche meine Brüder." Seit ihm giebt's dies aber erst recht. Wen die Liebe Christi dringet, der kann das Verlorne nicht verschmachten lassen, der muß sich aufmachen, zu suchen. Die Mission — die erste Frucht der suchenden Heilandsliebe in der Gemeinde der Gefundenen. Er war ein Mann, von Gott gesandt, der hieß Goar. Aus dem fernen Aquitanien (in Südfrankreich) kam er hierher an den Rhein im sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung und schlug in einer Felsenhöhle zwischen St. Goar und Oberwesel seine Wohnstätte auf; und da man ihn fragte: Was willst du? da antwortete er: Ich suche meine Brüder. Der Gustav-Adolf-Verein — auch eine, eine weitere, spätere Frucht der suchenden Heilandsliebe. Tausend Jahre und einige mehr waren vorübergerauscht an der Krypta, die unter diesem Gotteshaus St. Goars irdische Reste barg, da erschien in dieser Kirche Gustav Adolf, der streitbare Held. Zorn über die Verwüstung der Spanier droben auf der Feste Rheinfels und hier unten in der Stadt ließ ihn sein Schwert ziehen und von dem Altar dort ein Stück abschlagen; denn wie eine Flamme des Herrn brannte es in des Königs Seele: Ich suche meine Brüder!

Es ist das des Gustav-Adolf-Vereins Banner und Losung geblieben bis auf den heutigen Tag. Was ist unser Verein anders als der

Verein der *suchenden* Bruderliebe? Er geht nicht hinaus, er missioniert nicht; mit denen hat er's zu thun, die mit uns denselben Glauben empfangen haben, dermalen aber noch in vieler Gefahr, Not und Verfolgung leben. Die Brüder sucht er; und was ihn dazu treibt, das ist neben der Liebe im eignen Herzen und neben des Meisters Gebot dieser Brüder *dringende Not*.

Aber ist denn die Not wirklich so groß? Sie ist in vielen Fällen herzbeweglich. Laßt mich dies an einigen Bildern, die euch zugleich die verschiedenen Zweige der Gustav-Adolf-Vereins-Arbeit vor Augen führen mögen, nachweisen.

Steht da eine gute Meile unterhalb Köln am linken Rheinufer eine einsame Ziegelhütte. Kein Haus ist zu sehen weit und breit; nur Weidengestrüpp neben dem breit und mächtig dahin sich bewegenden Wasserspiegel und hie und da ein hochragender Baum. Der nächste Ort N. ist eine halbe Stunde entfernt; ein schlechter Fußweg führt dorthin am Rheinstrom entlang, zum Teil verdeckt von Gebüsch, des Abends unsicher und unheimlich, bei Regenwetter kaum gangbar, an nebeldichten Herbst- und Winterabenden nicht ohne Gefahr. In dieser Hütte wohnt ein Ehepaar zweierlei Glaubens. Die wackre evangelische Frau hat ihre Kinder evangelisch beten und singen gelehrt; der Vater, der den ganzen Tag auswärts ist, zuletzt sogar der Arbeit wegen fern über Land zog, ist's gerne zufrieden. Aber wie nun die evangelische Kindererziehung durchsetzen? Ringsum alles katholisch; Pfarrer und Lehrer von N. vereinigen ihre Anstrengungen, die Kinder dem mütterlichen Glauben abwendig zu machen. Es bedarf der Anrufung der vorgesetzten Behörde und einer protokollarischen Erklärung des Mannes, um dieselben vom katholischen Religionsunterricht zu befreien. Aber wie nun denselben durch evangelischen ersetzen? Der nächste evangelische Pfarrort ist von N. $^5/_4$ Stunden entfernt, und die dortigen Konfirmandenstunden finden aus zwingenden Gründen an den schulfreien Nachmittagen von 3 bis $^1/_2$5 Uhr statt. Können Kinder von 13 und 11 Jahren dann noch den vorher beschriebenen Weg heimgehen, im Herbst, im Winter, die $1^3/_4$ Stunden, am Rhein entlang? Kann man's beanspruchen, wenn ihnen noch dazu der Weg verlegt wird durch Versprechungen, durch Drohungen allerlei Art? Die Verlegenheit, die Not des Mutterherzens ist nicht gering. Da wendet sie sich durch ihren Pfarrer an den Gustav-Adolf-Verein. „Du suchst ja deine Brüder," schreibt sie, „wohlan, im Namen des erstgebornen Bruders nimm meiner Kinder dich an!" Der Gustav-Adolf-Verein war so glücklich, sofort die Aufnahme der Kinder in die Konfirmandenanstalt auf dem Schmiedel und die Zahlung der Pflegekosten für sie bewilligen zu können. Solcher Kinder, die aus ähnlichen Verhältnissen, aus ähnlichen Trübsalen kommen, beherbergt der Schmiedel gegenwärtig 73, das Diasporahaus Godesheim bei Godesberg ebensoviel. Es ist ein ungemein wichtiger Zweig unsrer Vereinsarbeit, Konfirmandenfürsorge, überhaupt Fürsorge für *in ihrem Glauben gefährdete Kinder*

aus der Diaspora zu treiben; und zwar ist dies die Hauptaufgabe unsrer lieben Gustav-Adolf-Frauenvereine. Wir zählen dieser Vereine, die uns mit Marthafleiß suchen helfen, im Rheinlande zur Zeit 37, große und kleine, deren Mitglieder wie Tabea Röcke und Kleider und allerlei Handarbeiten, auch zum Schmucke des Heiligtums anfertigen, dabei aber auch nicht vergessen, für der Heiligen Notdurft zu sammeln.

„Ich suche meine Brüder.“ Es gilt aber nicht nur die Lämmer zu sammeln; der Gustav-Adolf-Verein hat auch die Aufgabe empfangen: Weide meine Schafe! Der Prophet Hesekiel schildert einmal die geistliche Verlassenheit der Kinder Judas. „Meine Schafe,“ spricht er im Namen des Herrn, „gehen irre hin und wieder auf den Bergen und auf den hohen Hügeln und sind auf dem ganzen Lande zerstreut und allen wilden Tieren zur Speise geworden.“ Wißt ihr, daß es nicht nur in Westpreußen, in Posen, in Galizien und „hinten weit in der Türkei“, sondern auch in unserm gesegneten Rheinland Diasporagemeinden giebt, auf welche dieses prophetische Bild durchaus paßt? Die Gemeinde Wittlich-Daun im Regierungsbezirk Trier z. B., an deren Zerkleinerung durch Gründung und Ausbau des Vikariates Gerolstein zur Zeit gearbeitet wird, erstreckt sich über 21 Quadratmeilen, zählt ihre etwas über 200 Glieder in 32 Ortschaften und hat solche darunter, die einen Kirchweg von 5 Stunden hin und 5 Stunden zurück haben! Die an Seelenzahl ungefähr gleich große Gemeinde Malmedy-St. Vith im Regierungsbezirk Aachen umfaßt ein Gesamtgebiet von 14 Quadratmeilen; ihre Glieder sind ebenfalls zerstreut in über 30 Ortschaften und vom Kirchorte bis zu $7^1/_2$ Stunden entfernt! Adenau, 119 Seelen in 13 Ortschaften unter 21800 Katholiken, umschließt den ganzen Kreis Adenau, über 10 Quadratmeilen und hat ebenfalls Kirchwege von 2 bis 4 Stunden. Selbst das abgezweigte Gerolstein hat seine Glieder noch in 22 Ortschaften zu suchen und erstreckt sich über einen Umkreis von 1000 Quadratkilometer! Aehnlich liegen die Verhältnisse in Prüm. Ist da nicht die Losung am Platze: Ich suche meine Brüder? O fürwahr, ein Diasporapfarrer, der seine Aufgabe erfaßt: ein Joseph, der von Hebron gen Sichem, von Sichem gen Dothan zieht, im Sommer über die glühende Heide, im Winter durch fußtiefen Schnee. Wollen wir den treuen Männern nicht suchen helfen? Wollen wir nicht, was wir vermögen, beitragen zur Erfüllung des Wortes: „Wie ein Hirte seine Schafe sucht, wenn sie von seiner Herde verirrt sind, also will ich meine Schafe suchen und will sie erretten von allen Oertern, dahin sie zerstreut waren zu der Zeit, da es trübe und finster war?“

„Ich suche meine Brüder.“ Und wie es hier zu sammeln, Mittelpunkte des geistlichen Lebens zu schaffen gilt, so gilt es an andern Orten, das Vorhandene auszubauen, die zerfallene Hütte Davids wieder aufzurichten und ihre Lücken zu verzäunen. Da ist eine Gemeinde Karlsbrunn, im Kreise Saarbrücken gelegen, in der äußersten

Südwestecke der Rheinprovinz, am Saume des mächtigen Grenzwaldes nach Lothringen hin, des Warndt. Dort hatten Grafen von Nassau-Saarbrücken geflüchtete Hugenotten angesiedelt, und seit 1718 erhob sich der Ort Karlsbrunn. Ein wackeres Häuflein hat dort über 1½ Jahrhunderte lang erfolgreich den väterlichen Glauben behauptet. Aber wie sieht es mit dem dortigen Betsaal aus? 1743 auf den Unterstock, das frühere Schulhaus, aufgebaut, mit engen, unbequemen Bänken besetzt, 10 Meter lang, stark 5 Meter breit, bietet er den 400 Seelen der dortigen Gemeinde die denkbar unwürdigste und ungeeignetste Andachtsstätte dar; der Geistliche berührt, wenn er auf der niedrigen Kanzel steht, beinahe die Decke. Verdienen diese Leute, die selbst 5000 Mark aufbringen wollen, nicht unsre Hilfe zum Bau eines bescheidenen Kirchleins? Wir haben eine Reihe von Gemeinden, die in der Lage Karlsbrunns sind, also einen von den Vätern überkommenen Besitzstand zu verteidigen, einen ererbten Schatz zu hüten haben.

Demgegenüber sehen sich andre Gemeinden, durch die neuere Entwicklung des Verkehrswesens und der Industrie wie aus dem Boden gestampft, vor die Aufgabe gestellt, ganz Neues zu schaffen. So Conz-Karthaus vor den Thoren Triers; so die neuentstandenen Gemeinden im Ruhrgebiet Frintrop, Hamborn, Osterfeld, Gemeinden von bis zu 1000, ja über 1000 Seelen, denen alles fehlt: Kirche, Pfarrhaus, Fonds, teilweise auch der Friedhof. Ist's da nicht Pflicht, suchen, sammeln zu helfen?

Andre Gemeinden giebt's wiederum, die haben, was zu ihrem kirchlichen Bestande gehört; aber sie haben's erworben mit Schulden. Nun gehen sie daher wie weiland David in Sauls schwerer Rüstung und klagen über drückende Last. Wir haben Gemeinden mit 29000 Mk. Schulden wie Elversberg, mit 38000 Mk. wie Nippes, mit 50000 wie Ehrenfeld und Altendorf, mit gegen 60000 wie Altenessen. Das sind unsre erwachsenen Kinder, die den Eltern hart auf der Tasche liegen. Aber sie haben auch große Bedürfnisse. Die kleinste derselben, Elversberg, zählt bald drittehalb Tausend Seelen; Altendorf, die größte, über 10000 Seelen.

Demgegenüber scheinen die Quasimodogeniti, die ganz kleinen, die eben erst gebornen Kindlein weniger schwer ins Gewicht zu fallen. Und doch, gilt die Liebe, die Fürsorge der Mutter den Kleinen und Kleinsten etwa nicht? Und sagt nicht auch die ewige Gottesliebe, sie wolle ihre Hand kehren zu den Geringen? So sei denn auch deiner in Liebe gedacht, du nachbarliches Oberwesel, du zukunftsreiches Bingerbrück, und ihr übrigen Schwestern im Kranze: Beuel, Elsdorf, Herzogenrath, Holz, Neuluisendorf! Möchte sich allenthalben bald das ersehnte Kirchlein, die Kapelle, der Betsaal erheben!

„Ich suche meine Brüder.“ Doch weiter noch geht der Blick. Er schweift hinüber über den Rhein ins Nassauische und hinüber über die Berge ins Westfälische hinein; Hessen, die Pfalz, Baden, Baiern, nicht zum wenigsten die Reichslande, auch Hohenzollern, dann weiter

Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien und das „alte Oesterreich, an Ehren und an Siegen reich“, allüberall, soweit die deutsche Zunge klingt, das Arbeitsgebiet der suchenden Bruderliebe. Aber die Liebe spricht und versteht nicht nur deutsch; es steht ihr der Sinn in die weite, weite Welt. Auch der Czeche, der Ungar, der Croate, der Slavonier, der Bosniak, der Rumäne, der Bulgare, der Serbe sind ihr Brüder, welche sie sucht. Sie kennt keinen Schlagbaum, auch keine nationale Spannung oder gar Abneigung. Auch dort, von wo die Hilferufe in romanischen Lauten kommen, in Belgien, Frankreich, Algier, Italien, Spanien übt sie ihr Samariterwerk. Ja, es treibt sie, durch Länder und Meere zu gehen. Im Norden und Süden Amerikas, auf der Südspitze Afrikas, im südlichen Rußland, in Kleinasien, Palästina, Aegypten, Persien sucht sie die Brüder. Welch ein Inhalt, der so in der kleinen, schlichten Vereinslosung liegt: Ich suche meine Brüder!

Und nicht nur den äußeren Ausbau der Gemeinden, wie man ihm wohl vorwirft, sucht unser Verein; nein, er sucht im letzten und tiefsten Grunde die Seelen. Verstehe man doch die Vereinslosung recht: Ich suche meine Brüder, also sie selbst, wie St. Paulus sagt: „Ich suche nicht das eure, sondern euch.“ Der Gustav-Adolf-Verein sucht die Brüder, um sie miteinzufügen in den heiligen Tempel, der sich erbaut auf dem Grunde der Propheten und Apostel, da Jesus Christus der Eckstein ist.

Dieses sein Endziel ist auch das Geheimnis seines Segens. Jedem treuen Suchen ist das Finden gewiß. Es gilt das zuvörderst von der suchenden Gottesliebe. „Ich suche meine Brüder,“ so hieß es und heißt es, wie wir vorher ausführten, vom Himmel zur Erde hernieder. Der suchenden Hirtenstimme antwortet der Ruf aus einer Schar von viel tausend mal tausend aus allen Zeiten und Geschlechtern und Zungen:

Das bist du, süßer Jesus Christ!
Gottlob, daß du gefunden bist!
Ich suchte dich, du suchtest mich, —
„Gefunden!“ jauchz' ich ewiglich.

Und wer nun in der Kraft der Jesusliebe weiter sucht, wen auch immer und wo auch immer und wie auch immer, auch der findet. Es hat noch keinen Arbeiter und keine Arbeiterin, noch keinen Verein, noch keine Gesellschaft gegeben, die, wenn anders sie wirklich dem Erzhirten im Ernste nachsprachen das „Ich suche meine Brüder,“ nicht schließlich trotz aller Klage „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich,“ doch auch etwas hätten nacherfahren dürfen von dem „Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben.“ Treues Suchen dringt durch und läßt nicht ab, bis es hinzukomme, und hört nicht auf, bis der Höchste darein sehe. Welch ein Segen hat auf dem Suchen Gustav Adolfs geruht! Er hat mehr erreicht, trotz seines frühen Todes vielmehr, als er selbst ahnen und hoffen

konnte. Wie würde er jubeln, wenn er sehen könnte, wie heute über die ganze Welt hin sein Banner weht, wie freudiges Dankesrauschen durch Hunderte von armen Lazarusgemeinden hindurchgeht, sobald sich der Ruf erhebt: Der Schwede kommt! Gerade 62 Jahre besteht nun der Gustav-Adolf-Verein; unser Rheinischer Hauptverein im Jahre 1893 50 Jahre. Was ist in diesem halben Jahrhundert erreicht? Ein Netz von 45 Hauptvereinen, 1837 Zweigvereinen, 502 Frauenvereinen spannt sich aus über das Land. Ueber 28 Millionen haben bis jetzt vereinnahmt werden können; im Jahre 1892 allein 1171119 Mk. 15 Pfg. Das Kapitalvermögen des Vereins beträgt 1102316 Mk. 47 Pf. Es würde zu weit führen, alle Kirchen, Kapellen, Bet-, Schul- und Pfarrhäuser-, Kranken-, Waisen- und Konfirmandenanstalten aufzuführen, die seit dem Bestehen des Vereins schon haben gebaut bezw. unterstützt werden können. Im verflossenen Jahre sind 16 Kirchen und Bethäuser geweiht, 26 begonnen worden; 8 Pfarrhäuser sind vollendet, 6 in Angriff genommen worden. In Rheinland wurden der Betsaal zu Straelen, die Kirche zu Eschweiler, die Kapelle zu Niedermendig geweiht; der Grundstein wurde gelegt zu den Kirchen bezw. Bethäusern in Altenwald, Kochem, Gerolstein und Saarburg. Die Gesamtleistung des Rheinischen Hauptvereins hat in 1891/92: 87304 Mk. 19 Pfg. betragen; davon entfallen auf die 32 Zweigvereine 62041 Mk. 69 Pfg., die 37 Frauenvereine 13196 Mk. 82 Pfg.

In der Pflege des Gesamtvereins befinden sich zur Zeit 1602 Gemeinden, von denen 321 die Vereinshilfe erbitten für Kirchbauten, 92 für Schulbauten, 106 für Pfarrbauten, 117 für Reparaturen, 15 für Erwerbung von Grundstücken, 126 für den Pfarrfonds, 90 für den Schulfonds, 26 für den Kirchenfonds, 46 fürs Pfarrgehalt, 127 für die Schulerhaltung, 66 für Konfirmanden-, Waisen- und Krankenhäuser, während 450 Gemeinden mit einer Gesamtschuld von 4062313 Mk. belastet sind.

Die Zahl der rheinischen Diasporagemeinden beträgt augenblicklich 60; von denselben bedürfen 17 dringend eines Gotteshauses, 15 eines Pfarrhauses. Reiche Gaben der Liebe sind uns auch im verflossenen Vereinsjahre zugewandt worden. Unsre Befürchtung, es möchte infolge der ungünstigen Erwerbsverhältnisse in manchen Teilen unsrer Provinz die Jahreseinnahme zurückgehen, ist in letzter Stunde wunderbar beschämt worden. Es kamen unerwartet aus Kaiserswerth von einer Freundin des Vereins 1200 Mk.; aus Honnef wurden 3000 Mk. aus dem Nachlaß einer selig entschlafenen betagten treuen Mitarbeiterin angemeldet. Schon vorher war von Düsseldorf aus das Vermächtnis einer in Langenschwalbach verstorbenen Vereinsfreundin im ungefähren Betrage von 16500 Mk. uns angezeigt worden. So ist unser Mut gestärkt, unsre Schaffensfreudigkeit neu belebt worden. Wir haben heute (Prov.-Vers. 2. August 1892) dem Centralvorstande 10000 Mk. überweisen und weitere 20000 Mk. unter 55 rheinische, 16 westfälische

und 38 andre deutsche und außerdeutsche Gemeinden zur Verteilung bringen dürfen.

Noch einen Segen möchte ich kurz andeuten. Novalis singt: „Längst vermißte Brüder find' ich nun in seinen Jüngern wieder." Das ist unser größter Gewinn, daß die Herzen der Brüder sich finden, daß durch unsern Dienst innige Bande der Liebe geschlungen, und die Gemeinschaft des Geistes gestärkt wird.

Doch nun genug. Es liegt in der Natur der Sache, daß von der Not viel, vom Segen weniger die Rede war. Das wird anders werden, wenn der Herr dermaleinst die Hüllen hinwegthun und die Schmach seines Volkes aufheben wird; dann wird auch das Beste vom Segen, das sich hienieden dem menschlichen Auge verbirgt, offen daliegen vor allen.

„Ich suche meine Brüder," spricht der Gustav-Adolf-Verein. Ja, auch dich, mein lieber Bruder, meine liebe Schwester, sucht er. Er bittet um deine Mithilfe, um deine Teilnahme, um deine Liebe, um dein Herz. Komm, arbeite mit in dem Weinberg!

„Ich suche meine Brüder," so spricht auch der Größere, der hinter unserm Verein steht. „Ich möchte," spricht er, „auch durch dich, der du heute meine Stimme gehört hast, meine Brüder suchen; denn was ihr gethan habt einem unter diesen meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan!"

Noch bittet und sucht er in der Niedrigkeit. Aber gedenke des Tages, da unser Joseph in Herrlichkeit erscheinen und seinen Brüdern sich zu erkennen geben wird so, wie er ist, in all seiner königlichen Majestät! Dann wird sein Auge suchen die Treuen im Lande; o, daß dann du und ich und wir alle möchten weinen können an seinem Halse vor Liebe und Seligkeit, wie einst Benjamin am Halse Josephs weinte in Aegypten, und daß aus unser aller Herzen es emporwallen möchte, das frohlockende:

Ich habe dich gefunden!
O lasse nicht von mir,
Laß ewig mich verbunden,
Eins ewig sein mit dir! Amen.

9.

Römische und evangelische Frömmigkeit.

Von Archidiakonus **Heise** in Dresden.

Joh. 17, 17: Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit.

Es war auf Borkum, auf der grünen Insel, an der Nordsee, wo die Menschen im Anblick des gewaltigen Meeres so schweigsam werden.

Dort fand eines Tages ein Kurgast bei seinem Spaziergange nach Upholm einen alten Mann von den weißen Wegen seines Gärtchens Unkraut ausreißen. Man hätte es dem weißen Haar und der vom Alter gebeugten Gestalt ansehen können, es war die Freude an der Sauberkeit und die Liebe zur Schönheit, die das Bücken nicht scheuten und die Schweißtropfen nicht fürchteten. Ob mit dem reinlichen Aeußern auch das Herz harmonierte? „Saure Arbeit, bei so hohem Alter Unkraut ausjäten!“ Thut Gott nicht dasselbe an uns noch viel treuer? lautete die Antwort zurück. Wie stimmte doch zu den reinlichen Wegen und dem mit Liebe gepflegten Gärtchen das freundliche Angesicht und die sinnige Antwort! „Hat denn Gott auch noch bei Ihnen Unkraut aus dem Herzen zu reißen? Ich denke, das ist mehr für uns junge Leute!“ Nicht doch. Wenn man 81 Jahre alt geworden ist, ist viel gewachsen, und es wächst immer noch mehr. Ich glaubte schon, ich wäre dem lieben Gott gut genug. Vor fünf Jahren war ich zum Tode krank. Warum hat er mich wieder gesund werden lassen? Er will seine Gnade noch tiefer auf mein Herz wirken lassen. Habe ich meine Freude an den reinen Wegen, wieviel mehr Freude hat Gott an den reinen Herzen. Und wenn's mir einmal recht sauer geworden ist, so danke ich Gott mit Ehrfurcht, der sich's noch vielmehr kosten läßt, mich selig zu machen.

Welch ein tiefes Verständnis über göttliche Dinge. Heiliger Vater, heilige sie in deiner Wahrheit.

Einst wohnte oben am Meer ein starkes deutsches Geschlecht: stark in seiner Körperkraft, stark zu wagen und zu tragen, stark auch in seiner Frömmigkeit, weich in seinen Gefühlen, groß im Glauben an seine alten Gottheiten. Als diesem Geschlecht das Meer mit seinem Brausen zu stark wurde, als das Land zerriß und Wasserfluten brausten, wo vordem die Blumen blühten und die Rinder weideten, da verließen sie ihre Heimat, nur ihre Herden nahmen sie mit und ihre Vorliebe zur Göttermutter, zur Spenderin des Lichtes und des Lebens, zur Göttin Freia. Und wo sie unter einem sonnigen Himmel in der majestätischen Einsamkeit des Gebirges eine grüne Weide fanden, pflanzten sie das Bild ihrer alten Göttin auf am klaren Quell, die Mutter des Lebens, und auf dem Bergesrücken, die Göttin des Lichtes. Wenn der Sommer ins Land kam, feierten sie ihr Fest, hielten mit ihrem Götterbilde festlich bekränzt einen Umzug durch die Flur, auf den Lippen fromme Gebete, in den Händen geweihte Weidenruten, ein Priester, vielleicht ein berühmter von weit her, kam zu ihnen, murmelte seine unverständlichen Sprüche, segnete nach Ost und West und Süd und Nord, segnete das Wasser und das Vieh, die Gehöfte und die Weide, und mit lautem Getön suchten Männer und Frauen während solcher Segensarbeit den Zauber böser Gewalten abzuhalten; Spiel und Tanz und ein frohes Gelage beschlossen den heitern Tag.

Jahrhunderte vergingen, ein neuer Sommer kam über das Land, die alten Götter wurden zu Spott. Das Evangelium drang bis ins fernste Thal. Nein, nicht mehr das wahre Evangelium, nicht mehr die

Wahrheit des göttlichen Wortes, sondern die Erfindung der menschlichen Weisheit, alte heidnische Gedanken in christliches Gewand gekleidet. In den heidnischen Kulten steht durchgängig neben dem Gotte eine Göttin, deren beider Zusammenwirken die Welt beglückt. Es lag so nahe, es war menschlich angesehen so befriedigend, diese heidnische Anschauung im Christentum zur Vorstellung von der Mitwirkung eines weiblichen Wesens bei der Erlösung auszubilden. Vom Morgenlande kam dieser Gedanke ins Abendland, bei den Deutschen traf er auf eine zarte Scheu vor der weiblichen Natur, in der man etwas Höheres, Reines, Heiliges ahnte. Was war natürlicher, als daß Maria, die Mutter des Herrn, den Deutschen erst das Ideal der in Gott verklärten Weiblichkeit wurde, deren Bild man mit aller Hoheit, Anmut, Milde, Schönheit, Demut und Reinheit ausstattete, daß man dann aber halb romantisch und halb bewußt aus ihr die Himmelskönigin machte, die aller menschlichen Sphäre enthoben hoch über Menschen und Engeln thronte und Anteil hatte an Gottes Gewalt und Weltregierung? Aus dem Worte der Wahrheit stammten solche Gedanken nicht, aber innig und warm waren sie. Inbrunst ohne Wahrheit ist wie Phantasie eines Fiebernden; Wahrheit ohne Inbrunst wie Schüttelfrost, der den Leib unheilbringend durchtobt. Die Bibel sagt: Das ist das ewige Leben, daß sie dich und Jesum Christum erkennen: dein ist die Wahrheit; auf Grund dieser Wahrheit baut sich die Frömmigkeit auf. Dem Marienanbeter geht Innigkeit und Rührung über die Wahrheit. In der Bibel sagt Christus, als ob er den heidnischen Irrweg vorher gewußt hätte: Nicht selig ist der Leib, der mich getragen hat, sondern selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Die Marienanbetung sieht in einer Vision zwei Leitern, auf der roten steht Christus, auf der weißen Maria. Die auf der roten den Himmel zu erklimmen wagen, sinken nach einigen Schritten zurück; die es mit der weißen versuchen, werden von Maria aufgehoben in den Himmel. In der Bibel steht: Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung. Unter Marienbildern findet man den Spruch: Maria hilf, du bist mein Leben, nur du errettest mich vom Tod; dir hab ich gänzlich mich ergeben, nur du führst mich zu meinem Gott. Aber freilich in der Bibel steht auch die heilige Forderung des heiligen Gottes an die Seelen: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Maria fordert nicht, sie giebt nur. Eine religiöse Gestalt, die nur giebt, die keine moralische Forderung stellt, stammt nicht aus dem Geiste des Evangeliums, nicht aus dem Wort der Wahrheit. In der Bibel erscheint Maria als die demütige Magd, als das Weib, das sich selbst nicht zu helfen weiß, als die Mutter, die auch einmal nicht den Willen des himmlischen Vaters thut, in der Marienverehrung birgt der Allmächtige schweigend seine Verlegenheit, bis Maria geboren wird, durch die die sündige Menschheit erneuert wird, durch die der leidenden Seele geholfen wird. Und was für Seelen! Und was für Wunder! Wunder,

wie die der Maria zugeschriebenen, stammen nicht aus dem Wort der Wahrheit.

Es ist nicht immer so gewesen. Derselbe Erzbischof Firmian, der die Salzburger Lutheraner vertrieben, reformierte die Marienverehrung. Sein Nachfolger predigte: Gott ist nicht ein zorniger Richter, sondern die Liebe; Maria nur ein Geschöpf, das wohl bitten, aber nicht geben kann. Hundert Jahre später, nach der Zeit der Aufklärung, in unserm denkenden Jahrhundert erscheint Maria plötzlich an Wassern, wie einst Freia, macht Quellen heilkräftig, wie einst Freia, wird angerufen um Kindersegen, wie einst Freia, wird angebetet auf den Bergen der Wetterscheide, wie einst Freia: aus der romantischen Liebe des Mittelalters, aus der heidnischen Philosophie einer weiblichen Gottheit ist sie zurückgegangen bis zu den Erkennungszeichen der alten deutschen Lebensmutter. Das steht freilich nicht in dem Worte der Wahrheit, das läßt sich auch mit nichts rechtfertigen, aber dem frommen, wahrheitslosen Gemüte gefällt es, die natürliche Richtung des Volkes fordert es, der Hierarchie dient es, Gefühl geht über Wahrheit. In der Kapelle zu Borkum erscheint im bunten Fenster Maria, die den Drachen tötet; im Altarbild zu Linz thront Maria inmitten der heiligen Dreieinigkeit. In der Kirche zu Steinach ist Maria die Königin der Apostel; Jesus lehrt die Kinder und bindet den Weinstock an. In der Kirche in der Au bei München sind dreizehn bunte Fenster. Sechsmal zeigen je zwei und zwei entsprechende Scenen aus dem Leben des Herrn und der Maria. Das elfte und zwölfte beider Grablegung. Das dreizehnte der Maria Auferstehung. Jesus Christus ist dieser Kirche noch nicht auferstanden. Wer ist denn nun eigentlich diese Maria? Warum hatte man nicht genug an Christo? Warum erwartet man von ihr so Ueberschwengliches? Warum verehrt man sie so leidenschaftlich? Maria ist die römische Kirche. Die Mutter Maria ist der volkstümliche Ausdruck der römischen Kirche. Das Volk, das Maria anbetet und verehrt, bewundert und verherrlicht sich selbst. Das Volk begreift weder die Erhabenheiten noch die Feinheiten des katholischen Kirchenbegriffs, aber es fühlt beides, indem es zu Maria aufschaut. Die Kirche ist der Mutterschoß, aus dem täglich Christus geboren wird; die Kirche ist die Vermittlerin zu Gott; die Kirche ist die alleinige Helferin aus aller Not, allein seligmachend auf Erden, allein triumphierend im Himmel; ihr gebührt alle Ehre, sie steht noch über dem Vater und dem Sohne. Sie ist Selbstzweck. In die Hand dieser Maria ist deshalb auch die Vernichtung der Sekten gelegt. Sie ist der höchste Gedanke der Jesuiten. In ihr wird die Frömmigkeit zum Haß. Die mütterlich sanfte Himmelskönigin wird zur Göttin des Verderbens über die Abgefallenen, über uns. Ich bin gekommen zu suchen und selig zu machen, spricht der Herr; Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Dein Wort ist die Wahrheit. Wann wird das Licht scheinen über die Finsternis, wann wird es helle werden über diesem Dunkel?

Und das katholische Volk? Ein abgelegenes Thal feierte sein Fest. War es ein Volksfest? Die Glocken läuteten. War es ein Kirchenfest? Die Böller krachten. Man steigt auf schweren Granitblöcken empor zwischen rieselndem Wasser. Es fließt so seit Jahrhunderten und hat den festen Stein hier und da zu zierlichen Rundungen ausgewaschen. Als der Schutzpatron das Thal entdeckt hatte, trug er die Kirche auf seinen Schultern aus der Ebene hinauf. Oft mußte er ruhen, denn sie war schwer. Ehrfurchtsvoll ruhte er knieend. So entstanden die Rundungen im Stein. Es ist rührend. Daß es nicht wahr ist, thut nichts. Die schwer belastete Bäurin, die keuchend ihre Last bergan schleppt, betrachtet andächtig die Höhlungen und gewinnt neuen Mut, ihre Last zu tragen. — Es war um 9 Uhr. Hinter dem Orte hatte sich der Zug geordnet. Er kam zur Kirche. Voran eine Anzahl Schützen. Dann getragen von vier Männern im Sonntagsstaat mit bloßem Haupte die Himmelskönigin, in der einen Hand das Scepter, im andern Arm das Kind, gekleidet in weiße Seide, mit goldner Krone gekrönt. Hinter ihr das Kreuz. Hinter ihm noch einmal die Jungfrau im Schmuck der Jugend, mit Aehrenbüscheln, Sichel und Hacke als Göttin der Fruchtbarkeit gekennzeichnet. Ihr folgte der Ortspfarrer mit der Monstranz und ihm ein fremder Priester, eigens für das große Fest verschrieben, unter rotsammtenem Baldachin. Den Zug beschlossen bekränzte Mädchen und Burschen und zuletzt Kinder und Frauen. Viermal machte er Halt; jedesmal nach einer andern Himmelsrichtung verlas der fremde Priester lateinisch ein Stück aus einem der vier Evangelisten. Und der Ortspfarrer grüßte und segnete die Höfe, Wiesen und Fluren in dieser Richtung. Das Volk lag auf den Knien, die Weihrauchkessel wurden geschwungen, die Schützen schossen nach untadelhaft militärischem Kommando, und aus den gesegneten Höfen antwortete man mit weithin donnernden Kanonenschlägen. Es war ein farbenreiches, eigenartiges Bild, den Fremden wie den Einheimischen tief ergreifend. Den Festtag schloß fröhliches Gelage. Ist das die Anbetung im Geist und in der Wahrheit? Hier tritt nur Gottes Wort an die Stelle des alten Zauberwortes; und der Priester an die Stelle des alten Zauberers, und Maria an die Stelle der Freia, und der Pulverknall an die Stelle von metallenem Laut, Frömmigkeit, Rührung, Gefühlseindruck ist derselbe geblieben, vielleicht auch Glaube und Aberglaube. Ist wirklich Rührung alles und Wahrheit nichts? Ist Christentum wirklich weiter nichts als die stimmungsvolle Feier: Wir stehen unter dem Segen einer liebreich sorgenden Gottesmutter? Die Innigkeit und Rührung der Herzen ist wahre Frömmigkeit; aber was das Herz glaubt, ist nicht fromme Wahrheit, nicht einmal ein Anfangsgrund der Wahrheit. Willst du sagen: wenn nur das Feuer brennt, kümmere dich nicht, womit es genährt wird? Sind denn fromme Gefühle der Mittelpunkt der Frömmigkeit? Arbeitet Christus, arbeitet Paulus darauf hin? Trachtet nach dem, was droben ist! Die Herzen in die Höhe! Es ist gewiß wahre Frömmigkeit,

unter dem Kreuze tief ergriffen zu sein, aber die wahre Frömmigkeit ist damit noch nicht erschöpft, dazu gehört auch: Folge mir nach. Es ist gewiß wahre Frömmigkeit, sich von der Liebe Gottes erwärmen zu lassen, wenn aber solche Gefühlswärme nicht dahin treibt: Ich gebe dir, mein Gott, aufs neue Herz, Leib und Seel' zum Opfer hin, so ist das doch nicht wahre Frömmigkeit. Es war eine Anfangsfrömmigkeit, wenn die alten Heiden gegen Geschenke Gutes von ihren Göttern erwarteten. Das Wort der Wahrheit führt darüber hinaus: Christus ist mein Leben, sein Geist lebt in mir, sein Sinnen und Lieben ist Vorbild und Kraft meiner Gedanken und Pläne. Von solcher Hoheit wahrer Frömmigkeit weiß jenes Volk nichts. Es kann nichts dafür.

Aber seine Geistlichen und Lehrer? Auf dem Stuhle Mosis sitzen die Pharisäer; Hoheit, Herrschaft, Macht geht vor Wahrheit. Der Klerus verwaltet die Geheimnisse der Kirche, unterthänig seiner Kirche fordert er Gehorsam; Gehorsam fordern ist sein Grundzug vom Papste bis zum Kaplan. Durch ein kurzes Thal fährt der Postwagen. Der Kutscher grüßt jedes „Herrgottel". Drinnen sitzen einige Pfarrer. Sie grüßen nicht. Man fragt den Kutscher: Warum grüßen jene nicht? Das ist nicht ihr Herrgottel. Sie sind aus einem andern Thale. Das Volk freilich grüßt ehrerbietig auch den fremden Pfarrer. Es fühlt die Macht und erkennt sie an. Herrschaft als treibende Macht ist über die römische Kirche gekommen aus dem Geiste des alten Rom. Es ist gar nicht die ununterbrochene Nachfolge auf dem Stuhle Petri, was den päpstlichen Stuhl charakterisiert, sondern die des Weltregierungsanspruches des heidnisch-römischen Kaiserthrones. Wir kennen Petrus aus den Evangelien, aus der Apostelgeschichte, aus seinen Briefen. Wir kennen die ersten Gemeinden in Rom. Es ist unmöglich zu denken, daß der Feuergeist des paulinischen Evangeliums in Rom nicht gewirkt habe. Woher dann der Geist des Papsttums seit dem Mittelalter bis heute? Aus den Herrschaftsansprüchen der alten Weltstadt Rom. Herrschaft geht vor Wahrheit. Vergleichungen liegen nahe. Rom vor Christo schreitet durch die Jahrhunderte mit dem Anspruch die Welt zu beherrschen. In Hochachtung vor sich selbst betet es sich an. Dieser Volksgedanke personifiziert sich im Kaiser. In den Christenverfolgungen verlangte man von den Angeklagten nicht nur Anbetung der alten Götter, sondern Opferung, göttliche Huldigung vor dem Bild des Kaisers, Zustimmung zu dem Herrschaftsgedanken des alten Rom. Da schieden die Kaiser von Rom, der Anspruch blieb. Der Bischof von Rom trat das Erbe der Kaiser an, die Kirche übernahm die Mission Roms. Schon im fünften Jahrhundert treffen wir Bischöfe, die in regelmäßigen Brotspenden an die Armen Roms die Gepflogenheit früherer Kaiser ohne zwingenden Grund nachahmen. Gedanken entwickeln sich langsam. Durch die Jahrhunderte geht der Kampf zwischen Papst und Konzil, in unserm Jahrhundert ist er ausgetragen: nicht mehr die Bischöfe, nicht mehr die Konzilien, der Papst repräsentiert die Kirche: der weltumspannende Gedanke der Kirche hat sich im Papst

lokalisiert. Er ist die Kirche. Einst war der Kaiser Rom. Einst hieß dem Kaiser gehorchen so viel wie ein guter Bürger sein. Heute heißt glauben sich dem Wort des Papstes ohne Widerspruch unterwerfen. Der Papst ist unfehlbar. Ja, man ist von der letzten Konsequenz nicht mehr weit entfernt. 1866 hat man dem Papst die Worte in den Mund gelegt: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. 1870 hat man ihn den Vicegott genannt. Seitdem giebt es Andachten zum Papste; seitdem lehrt man die Frommen beten um des Papstes willen, wie Christus uns beten lehrt um seines Namens willen.

Die göttliche Verehrung der Kaiser im heidnischen Rom war das letzte. Danach das Gericht.

Diese Ausführungen würden als Spielerei erscheinen, wenn wir die Grundgedanken des alten Rom nicht als treibende Mächte im neuen weiter verfolgen könnten. Die vorberechtigten, die allein berechtigten Bürger dort kehren hier wieder als allein berechtigte Priester. Die Masse des Volkes ohne Recht, ohne Bedeutung dort ist hier die Schar der Laien. Der Tugendbegriff dort „Leistung“ ist derselbe wie hier. Der reiche Patrizier dort giebt seinen Klienten, der reich gewordene Bürger schafft für den Staat, hier giebt man den Armen und stiftet der Kirche. Der Grundcharakter der Frömmigkeit Jesu Christi ist ein ganz andrer. Es ist und bleibt eines der größten Rätsel, wie solche altrömische Gedanken auch die deutsche Welt gefangen nehmen konnten. Und es ist doch kein Rätsel. Diese Gedanken sind eben die vollendete Ausprägung des natürlich Menschlichen. Menschentum geht vor Christentum. Der heilige Geist ist verdrängt durch den Weltgeist. Sie haben einen andern Geist. Ihre Tradition ist nicht petrinisch, noch weniger christlich, sie ist römisch, kaiserlich.

Aber haben sie keine Wissenschaft? Gewiß, aber eine Wissenschaft nicht die Wahrheit zu suchen, sondern die herrschenden Gedanken zu stützen. Nutzen geht vor Wahrheit. In einer stürmischen Gewitternacht saß ein Norddeutscher mit einem einheimischen Führer am Herdfeuer einer einsamen Alphütte. Da fing der Einheimische an: Unsre Pfarrer sagen: Die Lutheraner sind ärger als die Heiden. Und wenn ihr zu uns kommt, seid ihr so freundlich und gut. — Am Gardasee saßen Sachsen und Baiern im harmlosen Gespräch. Plötzlich fragte der eine, ein katholischer Professor: Nicht wahr, jetzt ist es erwiesen, daß Magdeburg auf Betreiben Gustav Adolfs vernichtet ist, um ihm einen moralischen Grund zu geben für seine Herrschaftsgelüste. — Wie Luther gestorben ist nach katholischen Berichten, ist bekannt. Daß das nicht wahr ist, weiß man auch drüben, man weiß aber auch, daß das katholische Volk solche Lügen glaubt und nach allgemein menschlichen Anschauungen aus dem bösen Tode schließt auf die Bosheit des Mannes und auf die Bosheit derer, die nach ihm genannt sind. Und auf diesen Erfolg kommt es an. Nutzen geht vor Wahrheit.

In jesuitischen Lehren ist das der treibende Gedanke. Du sollst Gott lieben. Wie oft, wie sehr? fragt der Jesuit. Es genügt, Gott

am Ende des Lebens zu lieben; nicht die Gesinnung, nur die Aeußerung der Liebe ist notwendig. Es genügt, mit einem Vermächtnis an die Kirche solche Liebe einmal zu beurkunden. — Du sollst dem Gottesdienste beiwohnen. Wie lange, in welcher Seelenstimmung? fragt der Jesuit. Für ein durch biblische Wahrheit ergriffenes Gewissen ist es empörend, wenn Lessing in seiner Emilia Galotti die Tochter der Mutter erzählen läßt: Eben hatte ich mich weiter vom Altare als sonst auf meine Knie niedergelassen, als dicht hinter mir etwas Platz nahm. Nach einem tiefen Seufzer hörte ich ganz nahe an meinem Ohre nicht den Namen eines Heiligen, meinen Namen. Es sprach von Schönheit, von Liebe. . . Lessing wußte, was er wagte. Er wußte, für ein solches Gewissen genügt es in andächtiger Haltung in der Kirche gegenwärtig zu sein, wenn die Seele auch freventliche Gedanken hat. Die Bibel sagt: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz. Diese Anschauung ist mit dem Leibe, mit dem markierten Gehorsam zufrieden. Und solche Grundsätze dringen zur Zeit immer tiefer ins Volk.

Ist das Wahrheit? Christliche Wahrheit nicht. Ist das wahre Frömmigkeit? Fast erschrickt man vor der Frage. In den Augen jener Autoritäten ist das wahre Frömmigkeit. Vor der Autorität Christi ist das Selbstbetrug, und mehr als das. Dies Volk naht sich zu mir mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen. Ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hinein.

Unter der Macht solcher Einflüsse stehen unsre evangelischen Brüder in der Zerstreuung. Wer den Grundzug des menschlichen Herzens durchschaut, das Göttliche zu ahnen und die Pflicht des Gehorsams zu empfinden, aber dieser Pflicht mit äußerlichen Gebärden genügen zu wollen, der empfindet die ungeheure Gefahr des Abfalls. „Ihr redet so viel und handelt so wenig," werfen sie uns vor. Nicht mit Unrecht. „Das Wort wirkt auf den Verstand, die Handlung unmittelbar aufs Herz. Das einfache Gemüt fühlt sich von der Handlung tiefer getroffen." Das ist wahr. Und jene wissen so gedankentief zu handeln. Und das Volk versteht die Handlung so gedankenflach hinzunehmen. Und das Herz fühlt sich so beruhigt bei dem Gottesdienst, der doch kein Gottesdienst ist. Dazu kommt die leibliche Armut unsrer Brüder meistens in reicher katholischer Umgebung. Vereinzelt, vereinsamt, verlassen hier; mächtig, prächtig, selbstbewußt dort. In seiner Frömmigkeit der einzelne katholische Christ, besonders eine betagte Mutter ein ehrwürdiges Bild, was fragt man viel nach der Wahrheit, die sie bekennt, nach der Erkenntnis, die sie hat. Die Kirche als solche feindlich; die Nachbarfrau als fromme Seele nicht ohne tiefen Eindruck, auch wenn die Formen ihres Glaubens andre sind. Je mehr unser modernes Leben die Menschen zusammenführt und aufeinander anweist, um so lieber fragt man: Wer bist du? um so leichter vergißt man: Was glaubst du? So sind unsre Brüder in großer Gefahr, aus ihrer Frömmigkeit die Wahrheit zu verlieren.

Und es liegen noch tiefe Wahrheitsschätze verborgen unter der Spreu moderner katholischer Religionsgestaltungen. Dort findet man noch schöne alte Sitten. Sie scheuen sich nicht, knieend das Tischgebet zu sprechen, sie umgeben ihre Erlebnisse mit frommen Handlungen, sie reichen dem Sterbenden das Kreuz bei der letzten Oelung, sie haben noch einen Schatz alter guter Gebete, die mit den modernen Anschauungen wenig stimmen. Es bricht auch hier und da ein echt evangelischer Gedanke siegreich durch. Stille im Lande giebt's auch dort, und sie werden ihrer Umgebung ein heiliges Salz. Man hat noch nicht den frommen Bischof Sailer vergessen. Fromme Schuhmachersleute, wo der Vater so heilig und ergreifend beten konnte, daß dem Sohne zu Mute war, als sei er in der Kirche, wo die Mutter die Jugend des Sohnes mit so viel wahrem Glaubensleben umgab, daß er es sein Lebtag nicht vergessen konnte, giebt es immer wieder. Männer, die den Lutherweg von der grausamen Selbstpeinigung bis zum Frieden in Christo zurücklegen, stehen noch heute auf, wenn sie auch so nicht reden und predigen, wie es Martin Boos gethan hat. Christen, die sich auf die Meßgebete berufen und ihre Ketzerei damit siegreich verteidigen, wie der alte Goßner, leben heute noch in katholischen Landen, wenn sie auch nicht den Mut haben, sich von ihrer Umgebung loszulösen. Und solche Wahrheitsmomente lassen in unsern Brüdern leicht die grelle Unwahrheit verblassen. Sie sind keine Gelehrten, sind schlichte, einfache Leute, für das Ergreifende im Glauben recht empfänglich. Sie wohnen nicht im Mittelpunkte des geistigen Verkehrs, sondern recht weit abseits von dem Quellengrunde der Wahrheit. Sie sind stetig in Gefahr, daß der Geist der Marienverehrung zur Verheerung ihres Wissens und Gewissens führt. Wer soll sie erhalten in der Wahrheit? Wer soll sie heiligen in der Wahrheit?

Jene thun es selbst. Unsre Widersacher sind in dieser Arbeit unsre besten Bundesgenossen. Dort, wo fromme Gefühle über Wahrheit gehen, herrscht doch eine uns unfaßbare Gefühlsroheit. Wir schweigen von den Darstellungen des blutigen Herzens Jesu, von dem Mißbrauch der Kruzifixe an den Straßen zu Wegweisern und Warnungstafeln; wenn aber im Eingang von Kirchen Kerzen, Bilder, Betbücher verkauft werden, so nimmt daran ein biblisch gebildetes Gewissen Anstoß. Und wenn gar in den Kirchen Verzeichnisse der Sünden und Sündengeldstrafen in allzu vollzähliger Deutlichkeit aushängen, so wird nicht bloß das religiöse Gefühl beleidigt. Aber das Gefühl wird nur zu bald abgestumpft. Wer hilft unsern Brüdern?

Jene thun es selbst. Sie verfolgen, kränken, beeinträchtigen die Evangelischen. Wahre Frömmigkeit kann nicht hassen und nicht verfolgen, kann nur gewinnende, versöhnliche Liebe sein. Liebet eure Feinde. Liebet auch die anders Glaubenden. Wahre Frömmigkeit hält ihren Standpunkt fest, nicht um aus sicherer Burg andre zu vernichten, sondern um mit der Kraft der Liebe andern zur Wahrheit zu verhelfen. Wo diese suchende Liebe fehlt, mischen sich auch in die festesten Glaubens-

sätze und unter die wärmste Frömmigkeit natürlich menschliche Beweggründe. Die Verfolgung der Unsern hilft uns die Unsern in der Wahrheit erhalten.

Sollten wir damit zufrieden sein? Wäre das wahre Frömmigkeit? Verlangt Christus weiter nichts von uns? Hat er weiter nichts gethan? Mein Vater wirkt, und ich wirke auch. Ihr seid meine rechten Freunde, wenn ihr thut, wie ich euch gethan habe. Wirket, stärket, was fallen will, schützt die Grenzen, sonst dringt der Feind bis zu uns. Der Selbsterhaltungstrieb nötigt dazu. So hat auch Gustav Adolf gedacht: „Den Glauben gilt es zu verteidigen, wenn es gilt gegen diesen Feind das Vaterland zu verteidigen. Die Absicht der Katholischen ist offenbar. Sie wollen nichts andres als Ausrottung der rechtgläubigen Evangelischen. Wäre erst Dänemark und der Sund verloren, dann käme die Reihe an Schweden.“ Aber wahre Frömmigkeit ist mehr als Selbsterhaltungstrieb. Sind sie nicht unsre Brüder, die nicht die Maria anbeten, sondern Christum, nicht menschliche, unfehlbare Mittler suchen, sondern den einen Heiland? Ein Bruder hilft dem andern in der Not. Glaubensverwandtschaft steht höher als Blutsverwandtschaft. Aber wahre Frömmigkeit ist mehr als Bruderliebe. Nicht das Elend und die Not der Brüder draußen, nicht ihre Hilflosigkeit und Bedürftigkeit soll der Beweggrund unsrer Liebe sein, sondern die Freude an der Wahrheit, die Dankbarkeit gegen Gott, daß er uns sein Evangelium geoffenbart hat. Wir können es ja nicht lassen. Die Wahrheit in Christo ist unser höchstes Gut, höher als Geist und Kunst, höher als Liebe und Vaterland, höher als der Himmel, denn durch diese Wahrheit, von ihr gehoben und getragen, gehen wir zum Himmel ein. Sie ist die Ewigkeitsmacht in der Ohnmacht der Zeit, wahrlich, eine sittliche Macht, eine herzliche Freude, ein heiliges Gut, dem auf Erden nichts zu vergleichen ist. Wer aus der Wahrheit ist, besitzt die wahre Frömmigkeit. Wer andern zur Wahrheit hilft, hilft, daß durch seine Vermittlung Gott, der heilige Vater, andre in seiner Wahrheit heiligen kann, hilft, daß das Wort der Wahrheit von andern als das Heil anerkannt werde, der ist wahrhaft fromm.

Es ist gar nicht eure Pflicht, den Brüdern in der Zerstreuung zu helfen. Es ist eure Ehre. Ihr thut nicht andern Gutes. Ihr thut euch Gutes. Ihr macht nicht andre fromm. Ihr beweist eure Frömmigkeit. Ihr heiligt nicht andre in der Wahrheit. Ihr heiligt euch und laßt euch heiligen. Jedes christliche Liebeswerk, aus dem Glauben geboren, ist Wohlthat am eignen Herzen, ist Quelle und Strom und Meer wahrer Frömmigkeit. Bildet euch nicht ein, daß ihr etwas wirkt, wenn ihr für den Gustav-Adolf-Verein gebt: Gott kann aus Steinen Geld machen; bildet euch nicht ein, daß ihr etwas Großes thut, wenn ihr für den Gustav-Adolf-Verein Feste feiert: Gott kann aus Steinen Kinder des Glaubens erwecken; aber dankt Gott, der an der sichtbaren Not der Brüder und aus dem Wust der Unwahrheit eure wahre Frömmigkeit entzünden will.

Was ist wahre Frömmigkeit? Ein göttlich Werk in uns, das uns neugebiert aus Gott und ganz andre Menschen aus uns macht, eine fröhliche Zuversicht auf Gott und herzliches Vertrauen giebt: Heiliger Vater, heilige sie in deiner Wahrheit. Aber auch ein lebendiges, geschäftiges, mächtiges Ding, daher ein Christ willig und lustig ist, jedermann Gutes zu thun, allermeist aber des Glaubens Genossen: Heiliger Vater, heilige uns in deiner Wahrheit. Aber auch ein warmes, helles Feuer, das ein Gefühl des Wohlbehagens ausstrahlt übers Herz und von da über die Welt: Heiliger Vater, heilige die ganze Welt in deiner Wahrheit.

Woher wahre Frömmigkeit? Durch Sachsens Auen fließt ein milder, muntrer Strom, aus doppeltem Quellgebiet zusammengeflossen. Hier schaut der eine Arm der Mulde des Silbererzes reinen Wert; dort fühlt der andre des schwarzen Goldes mächtige Glut. Innigkeit und Klarheit, Wärme und Eifer, Gefühl und Thatkraft kennzeichnen den Strom bis zu seiner Mündung. Durch Sachsens Städte und Landschaften fließt ein geistlicher Strom immer mächtiger und tiefer, immer wieder zusammenströmend aus zwei Quellen. Nicht durch Sachsen allein, durch das ganze evangelische Deutschland fließt dieser milde, fröhliche, reine Strom, fließt hinüber über die Grenzen, ergießt seine Segenswasser in arme, dürre, wahrheitsentleerte Fluren, quillt und strömt, daß es eine Freude ist, es zu erleben. Es giebt nichts Erhebenderes, nichts Erwecklicheres, als den Strom der Festpilger bei unsern großen Festen an sich vorüberrauschen zu lassen, Tropfen ins Meer, und doch ein Meer; es giebt im Glaubensleben nichts Erquicklicheres, als den Segensstrom der Gebete, Gaben, Opfer, des ermutigenden Glaubens über die Grenzen fließen zu sehen: Brocken für Ausgehungerte, und doch Lebensbrot. Aus zwei Quellen fließt der Strom zusammen: Erkenntnis und Inbrunst; Freude und Wahrheit; himmlischer Sinn und treuer Gehorsam. Und die den Strom nähren, und die von ihm zehren, sind und werden Gottesmenschen, die freiwillig nach Christi Sinn und Geist leben, wahrhaft fromm.

Wer an mich glaubt, spricht Gottes Sohn, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.

Mit diesem Strome schwimmen, Freunde, das ist Seligkeit. Amen.

10.

Vom seligen Geben.

Von Pastor Terlinden in Duisburg.

Apostelg. 20, 35: Ich habe es euch alles gezeigt, daß man also arbeiten müsse und die Schwachen aufnehmen und gedenken an das Wort des Herrn Jesu, das er gesagt hat: Geben ist seliger denn Nehmen.

Wenn „Geben seliger ist denn Nehmen," so folgt daraus:

1. daß es ums Nehmen schon etwas Seliges ist,
2. daß seliger noch als das Nehmen das Geben ist, und
3. daß am seligsten demnach beides in einem sein muß, das Geben und Nehmen.

1.

Daß schon im Nehmen eine Seligkeit liegt, auf welchem Gebiete träte das sichtbarer zu Tage als auf dem des Gustav-Adolf-Vereins? Das eben ist ja die Seligkeit der Gemeinden in der Nähe und in der Ferne, welche wir unterstützen, denen wir Kirchen, Kapellen, Betsäle, Schulen, Pfarrhäuser, Konfirmandenanstalten bauen, denen wir Pfarrer und Lehrer besolden, denen wir helfen, sich selbst zu erbauen, ihre Ehen einsegnen, ihre Kinder taufen und unterrichten, ihre Toten christlich begraben zu können, daß sie also nehmen dürfen, was Gottes Gnade in der Liebe der Glaubensgenossen ihnen bietet. „Als einen Engel Gottes nahmt ihr mich auf, ja als Christum Jesum," schreibt Paulus an die Galater. So grüßen die Gemeinden in der Zerstreuung den barmherzigen Samariter mit dem königlichen Namen, den Gustav-Adolf-Verein.

Wer die Seligkeit des Nehmens empfinden will, muß arm sein. Würde jemals einstimmen können in das triumphierende „Von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade," wer nicht vorher erfahren hätte das „Ach, was sind wir ohne Jesum? Dürftig, jämmerlich und arm"? Unter den 1579 Gemeinden, welche der Gesamt-Gustav-Adolf-Verein zur Zeit unterstützt, befindet sich mancher blutarme Lazarus.

Nur wenige Bilder.

52 Gemeinden Westpreußens bitten „Kommt herüber und helft uns!" Jesuitische List und Gewalt hat dort alles gethan, die Kirche des Evangeliums auszurotten, zu schwächen. Noch 1742 mußte der wackre Präsident Rösener zu Thorn nebst zehn evangelischen Bürgern um des Glaubens willen aufs Blutgerüst. „Begnügt euch mit meinem Kopfe," rief er den ihn mit Bekehrungsversuchen bedrängenden Mönchen zu, „die Seele muß Jesus haben." Erst 1772 nahm nach dem

Zusammenbruch des morschen Polenreichs der Hohenzollernaar das zertretene Land unter seinen Fittich. Seitdem ist vieles besser geworden. Mehr als Friedrich der Große, der 12 Kirchspiele gründete, hat der Gustav-Adolf-Verein gethan, welcher 22 Kirchen und 17 Pfarrhäuser dort erbaute und Hunderttausende hingab zur Linderung der kirchlichen Not. Aber immer noch sind die Bedürfnisse schreiend. Viele Evangelische haben noch heute einen Weg von zwei Meilen und mehr bis zum Andachtshause zurückzulegen. Welch eine Versuchung oft für evangelische Mütter, ihre neugebornen Kindlein von den nahen katholischen Geistlichen taufen zu lassen, statt sie den weiten, mühsamen, lebensgefährlichen Weg zum evangelischen Pfarrorte tragen zu lassen! Welch eine Aufgabe für die Konfirmanden, in Sonnenbrand oder in Sturm und Kälte, gegen die sie so oft nur zu dürftig geschützt sind, die weiten, öden Strecken zurückzulegen! Wie traurig für die Alten und Schwachen, die bei dem Mangel an Fahrgelegenheit vielleicht jahrzehntelang ihr Gotteshaus nicht zu sehen bekommen! Und diese Gotteshäuser selbst, ach, wie knechtsgestaltig sind sie so oft! Da ist eine Kirche (Neu-Barkotschin), vor hundert Jahren aus Fachwerk für 800 Thaler erbaut, deren Abbruch vor 20 Jahren von der Behörde bereits gefordert wurde, deren Empore schon seit Jahren nicht mehr benutzt werden darf; sie wird mühsam durch Stützen aufrecht erhalten; die Gemeinde, über 3000 Seelen, kann nicht bauen; sie hat mit aller Mühe erst 8000 Mark zusammengebracht. Da hat eine andre Gemeinde (Warlubien), beinahe 2000 Seelen stark, in einem Güterschuppen auf dem Bahnhof sich eingenistet; in ihre Gesänge hinein ertönt das Schnauben des Dampfrosses, in ihre Gebete der schrille Pfiff der Lokomotive. Viele Gemeinden haben überhaupt nach der Weise des Meisters nicht, da sie ihr Haupt hinlegen, und können nur in engen, niedrigen Schulzimmern, in dumpfer, erdrückender Luft, unter fast unerträglichen Umständen des Gottesdienstes pflegen. Da kann es vorkommen, wie in Goral, einer neugebildeten Gemeinde von über 2000 Seelen in 32 Ortschaften bei Strasburg in Westpreußen, daß ein Geistlicher, weil Klassenzimmer und Flur der Schule zu überfüllt sind, zum Fenster hineinklettern muß, um zum Lehrertisch, der als Altar dient, zu gelangen; dann wieder während des Hauptliedes zum Fenster hinaus, weil die andern Leute in den Wohnzimmern des Lehrers auch etwas hören wollen; und zuletzt wieder nach Beendigung der Predigt, die von einem Stuhle herab gehalten wird, zur Schlußliturgie noch einmal durchs Fenster hinein! Wenn wir uns in solche Lagen hineindenken, empfinden wir's dann nicht, wie *selig* es für die armen Leute sein müßte, endlich, endlich zu *nehmen* aus der gnädigen Hand Gottes, aus der gefüllten Hand glaubensbrüderlicher Liebe Stillung ihres Verlangens, Sättigung ihres geistlichen Hungers, das Ende der Not?

Was soll ich von *Posen* sagen mit seinen über 100, von *Schlesien* mit seinen nahezu 100, von *Böhmen* mit seinen 90, von *Mähren* mit seinen 50, von *Galizien* mit seinen über 100, von

dem sonstigen Oesterreich mit seinen — Ungarn mit eingerechnet — 300 bittenden Gemeinden? Ihr habt vielleicht im Jahre 1886 den Brief der „Greisin von Kobylagora“ (in Posen) gelesen, den wir als „Fliegendes Blatt“ hinaussandten aus Anlaß der in dem genannten Jahre zu Düsseldorf stattfindenden Versammlung des Gustav-Adolf-Gesamtvereins, und welcher der posenschen Diaspora eine außerordentliche Liebesgabe von 19000 Mark aus den Rheinlanden eingetragen hat. Da schilderte sie, wie unsäglich traurig es mit den 1000 dortigen Protestanten bestellt sei; wie nur einmal im Monat von dem weit entlegenen Pfarrorte aus in der engen Schulstube Gottesdienst gehalten werden könnte, obwohl an gewöhnlichen Sonntagen nicht selten über 400 Andächtige zusammenströmten; wie oft Sterbende hinübergehen müßten ohne den sehnlichst begehrten Trost der Sündenvergebung im heiligen Mahle; wie Täuflinge gar unterwegs stürben in der strengen Winterkälte, wenn sie den weiten Weg zum Kirchorte gebracht würden. Begreifen wir nicht, wie selig die armen Leute sein würden, wenn sie endlich die 8000 Mark nehmen dürften, die noch an der Bausumme für eine Kirche fehlen, obwohl dann noch das Pfarrhaus gebaut, und das dem Einsturz nahe Schulhaus erneuert werden müßte?

Wir wollen den Vorhang fallen lassen vor der unabsehbaren Not; nur ein Bild noch, ein letztes, das uns die Seligkeit des Nehmens vor Augen führe! Da liegt im Baierlande tief im Gebirg ein einsamer Hof. Dicht verschneit sind die Wege, eisig fährt der Wind von den Höhen herab. Mit unendlicher Mühe arbeiten sich zwei Leute durch die Schneemassen hindurch, einer in bäuerlicher Tracht, augenscheinlich ein Bote, der andre ein evangelischer Diasporapfarrer. Was giebt's denn? Auf dem Hofe liegt bei katholischen Leuten ein schlanker Bursche auf frühem Sterbelager; 18 Jahre erst zählt er, treublickend aus blauen Augen, aber jetzt so fieberdurchglüht. Er weiß, daß er sterben muß; er will gerne sterben; aber vorher noch einmal Gebet und Lied und Wort Gottes und heiliges Abendmahl nach evangelischer Weise. Wird er kommen, der sehnlich erwartete Seelsorger? bei solchem Wetter? die vielen Stunden? wird er noch früh genug kommen? Da schreitet's die Treppe hinan, da klopft's an die Thür. „Herein, du Gesegneter des Herrn!“ Ja, wer da bittet, wird nehmen. Es ist ein seliges Ding um das Nehmen; davon weiß die Diaspora des Gustav-Adolf-Vereins ein Liedlein zu singen.

Auch unsre rheinische Diaspora weiß es. Nicht weniger als 50 Gemeinden warten auf uns, daß sie etwas empfangen. Die einen wollen drückender Schuldenlast entledigt sein, so die großen Arbeitergemeinden im Ruhr- und im Saargebiet und vor den Thoren von Köln; die andern stehen vor oder in dem Bau ihrer Kirche, ihrer Kapelle, ihres Bethauses, so Altenwald, Betzdorf, Beuel, Bingerbrück, Burbach, Kochem, Conz-Karthaus, Dillingen, Eitorf, Elsdorf, Euskirchen, Gerolstein, Herzogenrath, Holz, Hostenbach, Neuluisendorf, Niedermendig, Saarburg, Sonsbeck, Straelen. Wieder andre sorgen sich um die

Reparaturen, die sie haben an Kirche, Pfarrhaus oder Schule, um ihre laufenden Bedürfnisse, um ihren Pfarr- oder Kirchenfonds. Wie schnell sind die zur Verfügung stehenden 29450 Mark von der diesjährigen Provinzialversammlung verteilt gewesen; wie würde manche unsrer Gemeinden noch weit glücklicher sein, wenn sie mehr hätte nehmen können! Zwei Gemeinden sind aus der Reihe der unterstützungsbedürftigen ausgeschieden, Hermeskeil und Zweifall. Das Dankschreiben der letzteren klingt wie eine Variation vom seligen Nehmen. „Die Gemeinde," so heißt es darin, „eine der ältesten der Rheinprovinz, hat sie doch schon 1575 bestanden, hat es tief empfunden, wie ermutigend und segensreich es ist, bei dem Gefühl der eignen Schwäche durch den Gustav-Adolf-Verein mit der Gesamtheit der evangelischen Christenheit verbunden zu sein und sich deren Hilfe versichert halten zu dürfen." Und neben den Gemeinden sind es die Diaspora-Anstalten, die gesegnet sein wollen: der bewährte Schmiedel droben auf der Höhe des Hunsrück und das lieblich erblühende Godesheim in jenem Garten Gottes gegenüber den sieben Bergen. Ihre Vertreter sagen es uns, wieviel sie halten auf die Seligkeit des Nehmens. Um aber uns willig zu machen, ihnen diese Seligkeit zu bereiten, werden sie einen besseren Weg nicht einschlagen können, als mit allem Nachdruck den Finger auf dieses Herrnwort zu legen, daß noch seliger als das Nehmen das Geben sei.

2.

Man hat gesagt: Nehmen ist menschlich, Geben ist göttlich. In der That, so aus der Fülle austeilen zu dürfen, ist's nicht die Seligkeit des ewigreichen Gottes, der aus seinem Sonnenherzen heraus seine Lichtströme dahinfluten läßt über die Welten und über die Stäublein, über Große und Kleine? „Aller Augen warten auf dich; du thust deine Hand auf und erfüllest alles, was lebet, mit Wohlgefallen." — Schon ein Kindesherz hat eine Empfindung davon, daß es ums Geben etwas Königliches, etwas Seliges, etwas Göttliches ist. Von unserm jugendlichen Kronprinzen erzählt man nach dieser Seite hin einen ansprechenden Zug. An eben dem Tage, da der Kaiser seine arbeiterfreundlichen Erlasse veröffentlichte, so sagt man, habe der Erzieher der jungen Prinzen, wie allmorgentlich, mit ihnen Andacht gehalten, in der vom neuen Jerusalem die Rede gewesen sei. Nach der Andacht soll der Kronprinz gefragt haben, was das wäre, das „neue Jerusalem". Der Erzieher beschrieb ihm mit den Farben des neutestamentlichen Sehers die himmlische Gottesstadt, die Stadt der Perlenthore, der goldnen Gassen. „Wenn ich erst da oben bin," antwortete der Prinz, „dann werde ich mir alle Taschen voll goldner Steine stecken." „Und was würdest du damit thun?" „Ich würde sie für die armen Leute in Berlin herunterwerfen." Ach, daß wir umkehren wollten, wir selbstsüchtiges, hartherziges, im Geben so vorsichtiges Geschlecht, und werden wie solch ein Kind! Berauben wir uns nicht durch unsre Zurückhaltung eines großen Glücks? Mehr als Perlen sind doch die

Dankesthränen einer getrösteten Menschenseele; mehr als Silber und Gold erfreut das Stammeln eines dankgerührten Herzens. Geliebte Mitchristen! laßt uns doch nicht unverständig sein! laßt uns nicht uns selbst im Lichte stehn! laßt uns mit dem „ungerechten Mammon“ uns Freunde machen, Freunde in den ewigen Hütten, Freunde in den Hütten der Armen und Elenden, Freunde auch auf dem weiten Felde der Diaspora, wo noch so viele „Häuslein im Weinberg“, „Nachthütten in den Kürbisgärten“ stehen!

Doch gottlob! es wird ja auch gegeben; ein Jahresfest des Gustav-Adolf-Vereins ist zugleich immer auch ein Erntefest. Zum erstenmal durfte im vorigen Jahre auf der Hauptversammlung zu Mannheim die hocherfreuliche Thatsache festgestellt werden, daß die Jahreseinnahme die Summe von einer Million Mark überschritten habe; 1112091 Mark 95 Pfg. waren in dem betreffenden Vereinsjahre eingenommen worden; an Vermächtnissen und Stiftungen waren der Centralstelle 45514 Mark 95 Pfg., den einzelnen Vereinen 133861 Mark 27 Pfg. zugegangen. (Nach dem Bericht auf der diesjährigen Hauptversammlung zu Görlitz betrug die Jahreseinnahme 1154867 Mark 51 Pfg., die Höhe der Vermächtnisse und Stiftungen an die Centralkasse 147785 Mark 29 Pfg., an die einzelnen Vereine 183923 Mark 3 Pfg.)

Es fehlte wiederum nicht an besonders rührenden Einzelgaben. Als in dem schwer heimgesuchten Drahomischl (Oesterr.-Schlesien) die Ernte vernichtet, das Pfarrhaus abgebrannt war, traten die evangelischen Dienstboten zusammen und brachten die beträchtliche Summe von 496 Gulden auf, damit das evangelische Kirchenwesen erhalten bleibe. In Vöcklabruck (Oberösterreich) brachte eine 74jährige evangelische Dienstmagd mühsam ersparte 50 Gulden und opferte sie auf dem Altar der Bruderliebe. Es konnten mit Hilfe all dieser Spenden 13 Kirchen und Bethäuser fertiggestellt, 12 begonnen werden; 8 Pfarrhäuser konnten in Gebrauch, 5 in Angriff genommen werden; 12 Schulen wurden eingeweiht und eröffnet. Nach dem Görlitzer Bericht wurden im Jahre 1889/90: 19 Kirchen und Bethäuser geweiht, 16 begonnen; 10 Pfarrhäuser vollendet, 8 in Angriff genommen; für 19 ausscheidende Gemeinden sind 75 in die Pflege des Vereins neu eingetreten.

Auch im Bereich unsers rheinischen Hauptvereins hat es nicht an solchen gefehlt, denen das Geben Seligkeit war. Im Verlauf des verflossenen Vereinsjahrs sind wir in der Lage gewesen, durch Vorschläge an den Centralvorstand zur Verteilung der hochherzigen Zuwendung des verstorbenen Gerichtsdirektors Aders in Düsseldorf mitzuwirken: 30000 Mark sind infolgedessen 29 rheinischen Diasporagemeinden zu gute gekommen. Die Kinder unsers früheren langjährigen Schatzmeisters, Ludwig Lohe in Düsseldorf, schenkten 5000 Mark, eine andre Familie daselbst stiftete 2000 Mark. Vor kurzem noch kam aus Rheydt der Betrag von 2700 Mark für drei der dürftigsten Gemeinden. Am vorigjährigen Provinzialfeste in Saarbrücken spendete der Frauen- und Jungfrauen-Verein daselbst 400 Mark für ein Harmonium, das

nach Hostenbach ging; die Konfirmanden der Synode überreichten drei Abendmahlskelche, eine Hostiendose, zwei Bibeln. Die Gemeinde Elversberg schenkte ein Krankenkommunionbesteck, die Gemeinde Wassenberg eine Abendmahlskanne, eine andre Gemeinde eine alte noch brauchbare Orgel, eine Familie einen Flügel, der nach dem Schmiedel ging. Auch in Crefeld wurden überreicht: namens des dortigen Frauenvereins eine Altarbibel, namens der Gemeinde eine sammtne Abendmahlsdecke, namens des Frauenvereins Viersen ein Abendmahlskelch nebst Patene, namens einer Vereinsfreundin weiße Decken für Abendmahlszwecke. Berücksichtigen wir daneben, daß die diesjährige Leistung des rheinischen Hauptvereins diejenige des Vorjahrs um nicht weniger als 18910 Mark 81 Pfg. übertroffen und die erfreuliche Höhe von 100437 Mark 1 Pfg. erreicht hat, so werden wir dem Eindrucke nicht wehren können, daß das Wort vom seligen Geben doch auch unter uns immer noch Thäter findet. Die Zahl derselben würde sich aber unbedingt mehren, wenn auch der letzte Gedanke, den wir aus dem Herrnworte unsers Textes herauslesen, mehr Beachtung finden wollte, daß nämlich am seligsten beides in einem sei, das Geben und Nehmen.

3.

Es besteht zwischen Geben und Nehmen eine geheimnisvolle Wechselwirkung. Man wird nicht arm, indem man giebt; man wird durchs Geben reich. Derselbe, der gesagt hat, daß Geben seliger sei denn Nehmen, hat auch gesagt: „Gebet, so wird euch gegeben; ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euern Schoß geben." Was von der Erde emporsteigt an Dünsten, an Nebeln, fällt das nicht zurück auf die Erde in befruchtendem Regen? Und was von uns hinausgeht an erwiesener Liebe, das sollte nicht zu uns zurückkehren in erfahrenem Segen? Wir hören von vorhandenen Notständen; muß uns nicht doppelt teuer werden, was wir an geistlichen Gütern besitzen? Wir sehen das Verlangen nach Gottes Wort, nach Gottes Haus, nach den Tröstungen des Glaubens bei andern; müssen wir uns nicht der eignen Lauheit schämen und zu größerm Eifer zurückkehren? Wir errichten draußen Kanzeln, Altäre; bringt uns das nicht das ernste Wort nahe von dem, der sich vermißt, zu sein ein Leiter der Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind, lehrt andre und lehrt sich selbst nicht? Man hat den Gustav-Adolf-Verein einen großen Bettler genannt; in Wahrheit ist er ein größerer Wohlthäter. Wieviel ist doch durch den Gustav-Adolf-Verein geschehen zur Hebung, zur Belebung, zum Nutz gemeiner evangelischer Christenheit! Wie hat eben dieser Verein den Glauben erweckt, der durch die Liebe thätig ist; wie hat er die evangelische Treue gestärkt! evangelisches Ehrgefühl auf den Plan geführt! wie hat er den Protestantismus aus seiner Zerrissenheit aufgerufen und gesammelt zu einem ökumenischen Liebesbunde!

Und wer von diesem Rückfluß des Segens an sich selbst etwas erfahren möchte, nun, der wohne doch einer Kircheneinweihung bei, wie

wir sie vor wenigen Jahren in Elversberg, oder einer Grundsteinlegung, wie wir sie kürzlich in Niedermendig feiern durften! Oder er gehe persönlich hin in eine der Konfirmandenanstalten und weide sich dort an dem Saatfeld der heranwachsenden Christenheit: wahrlich, ich sage euch, und ob er, überwältigt von dem, was er sieht und hört, in die Tasche greifen und ein paar Thaler opfern sollte, er wird nicht von dannen hinweggehen ohne das Gefühl, daß ihm eine Bereicherung geworden ist.

An Gelegenheit, dies beseligende Gefühl in uns hervorzurufen, fehlt's nicht. Als notwendig werden bezeichnet im Gesamtgebiet der Diaspora noch 319 Kirchen, 97 Schulen, 95 Pfarrhäuser, 147 Reparaturen; für ihren Pfarrfonds bitten 105, für ihren Schulfonds 85, für ihre Schulerhaltung 204, für ihre Konfirmanden-, Waisen- und Krankenhäuser 79 Gemeinden; und ihrer 540 sind noch mit einer Gesamtschuld von 4011817 Mark belastet: ein Abgrund von Bedürftigkeit, bereit, ein Meer der Barmherzigkeit in sich aufzunehmen.

Geliebte! Es giebt ein lateinisches Wort, das in der Praxis aller Länder, auch des deutschen, eine nur zu getreue Uebersetzung, eine nur zu willige Aufnahme gefunden hat. Das Wort lautet: „Beati possidentes", „Selig sind die Besitzenden!" Es ist ein heidnisches Wort, auf den ersten Blick ganz entgegengesetzt dem christlichen „Selig, ihr Armen!" Und doch ist es, recht verstanden, auch im christlichen Sinne voll tiefer Wahrheit. Selig, wer da hat, er kann geben; und ihm soll gegeben werden, daß er die Fülle habe. Etwas hat jeder. Und wer auch mit Petrus sprechen müßte: „Silber und Gold habe ich nicht," wenn er ein Herz voll Glaubens, voll Liebe, voll des heiligen Geistes hat, so wird ihm der Weg zu seligem Geben schon gezeigt werden.

Es giebt nach einem namhaften Manne sechs Arten des Gebens:

1. Die gedankenlose Art: Man giebt nach allen Seiten hin, ohne zu fragen: warum? und für was? Hier ein wenig und da ein wenig, — bloß weil man gebeten wird und nicht „nein" sagen mag.

2. Die gefühlige Art: Man giebt so viel und so oft, als man sich angetrieben fühlt — auf irgend einen rührenden Bericht hin oder bei irgend einem besonderen Anlaß — aus Mitleid, aus Gutherzigkeit.

3. Die bequeme Art: Man veranstaltet einen Bazar, eine Lotterie, am Ende gar einen Wohlthätigkeitsball und sorgt so dafür, daß fürs Fleisch auch etwas abfällt.

4. Die selbstverleugnende Art: Man versagt sich diesen oder jenen Genuß, nimmt keinen Zucker mehr in den Kaffee oder ißt Brot statt der Wecken oder trinkt Wasser statt des Weins und giebt das Ersparte für einen guten Zweck.

5. Die systematische Art: Man legt von allem, was man einnimmt, einen bestimmten Anteil, sage ein Zehntel oder ein Fünftel oder ein Drittel oder gar die Hälfte auf die Seite und giebt dann aus diesem Gotteskasten für die Zwecke, die einem als die wichtigsten erscheinen, — nicht nach Zufall und Laune.

6. Die heroische Art: Man beschränkt die eignen Bedürfnisse auf ein ganz bestimmtes Maß und giebt alles übrige für Reichsgotteszwecke.

Wir möchten noch eine 7. Art hinzufügen, die selige Art, die mit der linken Hand alsbald weiter giebt, was sie mit der rechten von oben empfängt; die nicht reflektiert, nicht berechnet, sondern deren Pulsschlag das Gefühl ist: „Ich kann nicht anders; die Liebe Christi dringt mich also.“ Solche Geber erwecke uns der ewigreiche und grundgütige Gott wie Tau aus der Morgenröte! Amen.

11.

Das Evangelium und die Völker.

Von Archidiakonus Lic. Dr. **Paul Viktor Schmidt** in Dresden.

Matthäi 13, 33: Das Himmelreich ist einem Sauerteige gleich, den ein Weib nahm und vermengete ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward.

Geliebte in dem Herrn! In dieser der Gustav-Adolf-Sache geweihten Stunde möchte ich euch im Anschluß an das Gleichnis Jesu vom Sauerteig eine Darstellung von dem Einfluß des Evangeliums auf die Völker bieten. Schon der Wortlaut meines Themas läßt unsre Blicke auf ein gewaltiges Gebiet fallen, auf die Völkerwelt. Und es ist für uns Gustav-Adolf-Leute ein herzerhebender Gedanke, daß wir unsern Blick überhaupt auf ein so weites Geschichts- und Gesichtsfeld richten dürfen. Wissen wir doch alle, wie unser Liebeswerk vor mehr als einem halben Jahrhundert sich aus nur sehr unscheinbaren und winzigen Keimen zu entwickeln angefangen hat. Aber wir sind gewachsen. Es ist im Umkreis unsers Vereinslebens gewesen, wie es im Reiche Gottes überhaupt zu sein pflegt. Aus der Enge in die Weite führt der Heiland seine Leute. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Und die Thatsache, daß unser Verein so zugenommen hat, daß seine Einnahmen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen sind, gewachsen sind trotz aller Anfeindung von links und von rechts, trotz des Widerspruchs der Engherzigkeit und trotz des vielfach beklagten, aber leider noch immer nicht gehobenen Mangels an protestantischem Ehrgefühl — diese Thatsache, sie könnte wohl manchen wünschen lassen, die unserm Gleichnis unmittelbar vorhergehende Parabel vom Senfkorn zum Ausgangspunkt für unsre Betrachtung gemacht zu sehen. Aber nein, wir thun das nicht. Und wir haben guten Grund dazu. Wir wissen nämlich, daß die räumliche Ausbreitung und die äußerliche Zunahme eines Werkes noch keineswegs schon einen zureichenden Grund bildet

für ihre innere Gediegenheit und ihre göttliche Berechtigung. Dies ist ja die Art oder vielmehr die Unart Roms, welches nicht müde wird, auf den äußerlichen Erfolg das Recht seiner Sache zu bauen und mit jenem dieses zu begründen. Wehe uns, wenn wir keinen anderen Wahrheitsgrund hätten, als den Hinweis auf die ziffernmäßige Stärke unsrer Sache. Die Ziffer und die Zahl ist in dieser Beziehung wie der Buchstabe. Und der Buchstabe tötet. Der Geist aber, und zwar der Geist des Evangeliums, der Geist lebendigen Christentums, der Geist Jesu Christi, des barmherzigen Samariters, gegenüber der Not, des ewigen Versöhners gegenüber der Sünde der Welt — dieser Geist macht lebendig. Lassen wir uns doch nicht von den oft so imposanten Erfolgen und den scheinbar glänzenden Triumphen berauschen, welche auch das Ungöttliche feiert in der Geschichte der Welt. Freuen wir uns doch, daß wir und zwar auch im Gustav-Adolf-Verein das Evangelium von Christo haben. Freuen wir uns doch, daß wir auf seinem Grunde stehen, daß wir mit seinen Mitteln arbeiten, daß wir von seinem Geist getragen und gestärkt werden, daß wir seine stillen Siege an unserm bescheidenen Teile mit fördern helfen. Freuen wir uns doch, daß dies Evangelium kein Geschrei erhebt auf den Gassen, so wenig als der treue und wahrhaftige Zeuge, von welchem es Kunde giebt. Und wenn wir so zur Freude hierüber auffordern, so wissen wir fürwahr, daß es niemand schwer werden kann, dieser Aufforderung nun auch Folge zu leisten. Oder ist nicht der innerliche stille Siegeszug des Evangeliums durch die Welt mindestens etwas ebenso Bewunderungs-, ja Anbetungswürdiges wie die äußere Machtentfaltung einer in stolzer Pracht glänzend einherschreitenden Kirche? Grund genug, daß wir heute unsre Betrachtung anschließen gerade an das Gleichnis vom Sauerteig.

Was will dieses Gleichnis? Es will uns den praktischen Beweis für die Göttlichkeit des Christentums in seiner Wirkung auf die Welt erbringen. Es will, daß wir den Siegesgang des Reiches Gottes als etwas mehr ansehen, denn bloß als ein nach natürlichen Gesetzen sich vollziehendes Geschehen. Es will, daß wir erkennen, daß es in dem inneren Wesen des Christentums begründet ist, nicht bloß die einzelne Menschenseele nach Erkennen, Fühlen und Wollen, sondern auch die Verbindung der Menschen in Familien, Stämmen, Völkern, Nationen heiligend zu durchdringen und auch hier trotz seines ihm eignenden überweltlichen Carakters seinen befreienden, seinen verklärenden, seinen sittigenden Einfluß geltend zu machen. Es soll schließlich die ganze Welt in all ihren Völkern und Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters, und es soll zuletzt die gesamte Weltgeschichte eine Zeugin werden von der Bethätigung der Gotteskräfte, welche nur dem Evangelium innewohnen. Das wissen freilich nicht alle. Und wer die Gotteskraft des Evangeliums nicht kennt, ein solcher wird bei der Verborgenheit, womit es als ein Sauerteig die Mehlmassen der Völkerwelt durchdringt, bei der Stille, in der

jener Durchsäuerungsprozeß von seiten des Evangeliums vor sich geht, sowie bei der Schwierigkeit, in jedem einzelnen Falle den ursächlichen Zusammenhang von Christentum und menschlichem Fortschritt auch wirklich nachzuweisen, geneigt sein, etwas ganz anderes zu behaupten. Ein solcher wird der Völkerkultur als Verdienst anrechnen, was nur dem Geist des Christentums als Verdienst zuzuschreiben ist. Und ein solcher wird hinwiederum dem Christentum, oder der Kirche, oder dem Protestantismus, oder der Geistlichkeit in die Schuhe schieben, was eigentlich nur der Kultur einer vom Christentum vielleicht abgefallenen Völkerwelt als Schuld angerechnet werden muß. In keinem Falle aber wird ein solcher die eigentliche Idee unsers Gleichnisses zu verstehen imstande sein. Und das ist sehr zu bedauern. Denn ich bleibe dabei: es ist und bleibt doch eine große, gewaltige, hinreißende Idee, welche der Heiland gerade in diesem Gleichnis uns zu veranschaulichen sucht. Es ist eine geschichtliche Idee, nicht bloß im Sinne der Ideen zur Geschichte der Menschheit, wie Herder sie einst nannte, sondern eine Idee in dem noch höheren Sinne des Reiches Gottes in seinem Verhältnis zur Geschichte der Menschheit. Es ist eine Idee, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt. Und für uns, die wir im Gustav-Adolf-Verein nicht müde werden sollen, den Born des quellenden Lebens im Evangelium zu hüten und zu schützen, für uns, die wir bei der Ausübung unsers stillen Liebeswerkes so oft Gelegenheit haben, auch die Unterschiede zu beobachten, welche das katholische und das evangelische Christentum auch bei ihrer Wirkung auf die Völker kennzeichnen, für uns muß es von ganz besonderem Interesse sein, die Herrlichkeit des Evangeliums auch nach dieser Seite hin kennen zu lernen.

Gehen wir nun auf das Gleichnis selbst genauer ein! Nach seinem Wortlaut sind die drei Scheffel Mehls, unter welche das Weib den Sauerteig mengte, da. Diese drei Scheffel Mehls sind, wie man die Sache gewöhnlich ansieht, der bildliche Ausdruck für die Welt oder für die Völker, in deren Mitte das Christentum seine innerlichen Wirkungen zu bethätigen berufen ist. Und das ist richtig. Allein die Fassung selbst ist so noch nicht genau genug. Der schärfer Denkende will wissen: Was für eine Welt ist denn nun gemeint? Aus was für Völkern besteht sie? Aus rohen oder gebildeten, aus kultivierten oder unkultivierten? Ist das Christentum nur dazu bestimmt, der Welt die Kultur zu bringen? Ich sage: Nein. Und was vom Christentum überhaupt gilt, das gilt auch vom Protestantismus. Es ist eine in die Irre führende Meinung, wenn man glaubt, das Evangelium wäre nur Mittel zum Zweck der Hebung der Kultur und Civilisation der Völker. Es gab bereits eine Kultur, ehe das Christentum die Schaubühne dieser Welt betrat. Als Christus dies Gleichnis redete, da stand er mitten drinnen in einer von den berückendsten Reizen erfüllten Kulturwelt. Die Kultur ist an und für sich etwas Humanes und etwas nur

dem diesseitigen Leben Angehörendes. Und gerade die ausgesprochensten Feinde des Christentums sind nicht selten bahnbrechende Vertreter der Kultur gewesen. Wohin eine Auffassung, wonach die Kultur nur die Frucht des Christentums ist, führt, ist nicht schwer einzusehen. Und wenn ein Freidenker, wie Eduard von Hartmann, kein Bedenken getragen hat, das Christentum als „Kulturdünger“ zu bezeichnen, so hat er als Philosoph eigentlich nur die letzte Konsequenz jener scheinbar so unschuldigen Idee gezogen. Das Christentum selbst, das echte, unverfälschte nämlich, das Christentum, wie es die heiligen Schriften neuen Testaments darstellen, weiß von solcher Auffassung der Sauerteigsnatur des Evangeliums nichts. Und auch unser Gleichnis weiß davon nichts. Die drei Scheffel Mehls, welches das den Sauerteig nehmende Weib durchsäuern will, sind gegeben und bedeuten die Völkerwelt, wie sie ist, wie sie von Natur ist, gleichviel ob sie sich der Kultur und ihrer Güter schon erfreut, oder ob sie dieselben noch gar nicht kennt. Das Christentum ist weder von der Kultur erzeugt, noch ist's seine wesentliche Bestimmung, bloße Kultur zu erzeugen. Der Sauerteig ist nicht das Mehl, und das Mehl ist nicht der Sauerteig. Aber wie der Sauerteig das Mehl durchsäuert, so ist das Christentum trotz seiner überweltlichen Lebensgewalt dazu bestimmt, doch auch die Welt heiligend zu durchdringen und unter den Völkern der Erde seine Schuldigkeit zu thun. Und diese Schuldigkeit hat das Evangelium wahrlich redlich gethan. Dies bezeugt die Geschichte. Am gewaltigsten und deutlichsten hat es diese seine Gotteskraft in jenen ersten Frühlingstagen bekundet, da es von den geisterfüllten Lippen der Apostel selbst hinausgetragen wurde in die Gebiete der jüdischen und der heidnischen Völkerwelt. Da hat es in seiner unverfälschten Gestalt den Beweis des Geistes und der Kraft für die Kraft seines die Welt durchdringenden heiligen Geistes geführt. Wenn wir den Blick auf die Völker richten, welche von dieser Predigt zuerst getroffen wurden, dann können wir geradezu den scheinbar zwar widerspruchsvollen, in Wirklichkeit jedoch sachentsprechenden Satz aufstellen: Als das Christentum äußerlich am schwächsten war, war und wirkte es innerlich am stärksten. Es kann nicht meine Aufgabe sein, den heiligenden Einfluß im einzelnen zu schildern, den das Evangelium bei seiner ersten Verkündigung in der Welt in religiöser, socialer und sittlicher Beziehung ausgeübt hat. Aber wir wollen es auch im Gustav-Adolf-Verein und zwar zur Ehre der im Evangelium wirkenden göttlichen Wahrheit nicht leugnen — auch in den weiten Bezirken der altkatholischen wie der mittelalterlichen Kirche, auch unter dem Glanze der dreifachen Krone und der päpstlichen Tiara, auch in der schmucklosen, einfarbigen Mönchskutte, auch unter dem Krummstab der Bischöfe hat das Christentum, obwohl seiner Lehre nach entstellt, und obwohl durch Menschensatzung verdunkelt, dennoch unter den Völkern segensreich gewirkt. Und je mehr die Forschung unsrer Tage dem Entwicklungsgang der mittelalterlichen Wissenschaft, der mittelalterlichen Frömmigkeit

und der religiösen Bethätigung des „armen Lebens und der Nachfolge Christi“ im Mittelalter nachgeht, um so mehr entdeckt sie auch in der Entartung noch die Spuren einer unverwüstlichen göttlichen Lebenskraft, deren Träger das Evangelium ist. Wie in der Nacht der Bergwerke auch durch das taube Felsgestein der Glanz gediegener Goldadern schimmert, so hat auch das Evangelium die Nacht der dunkelsten Zeiten durchleuchtet. Wir wollen auch im Gustav-Adolf-Verein gerecht sein. Wir verkennen diese mächtigen Einflüsse des Evangeliums im Leben selbst der von der katholischen Kirche umspannten Völker keineswegs und leugnen nicht, daß auch durch sie die Barbarei verringert, die Roheit gemildert, die guten Geister, die im Rittertum schlummerten, geweckt, die Künste gefördert, die Sitten geläutert worden sind. Allein wir können doch als gute Protestanten ebensowenig unbetont lassen, daß die sauerteigähnliche Kraft des Evangeliums seit dem Eintritt der auf Gottes unverfälschtem Worte ruhenden Reformation in noch viel stärkerem Maße hervorgetreten ist. Und wenn Rom gerecht und ehrlich wäre, dann müßte es zugestehen, daß die Erneuerung der Kirche in der Kraft des Evangeliums durch Luther wie nichts in der Welt reformierend, belebend und reinigend auch auf seine eigne Kirche eingewirkt hat. Aber freilich, von dort her kommen gerade die Angriffe. Ist doch der Reformation der Vorwurf nicht erspart geblieben, als hätte sie das sittliche Leben der Völker in bösem Sinne beeinflußt, als hätte sie die Liebesthätigkeit in ihrer Entfaltung gehemmt, als hätte sie mit der von ihr verkündeten Glaubens- und Gewissensfreiheit jene Ungebundenheit heraufbeschworen, welche die Mutter der Revolutionen geworden sei. Den Aberglauben zwar habe der Protestantismus bekämpft, dafür aber einem viel schlimmeren Feind, dem nackten Unglauben nämlich, Thür und Thor geöffnet. Was sollen wir hierzu sagen? Nun gewiß, mit tiefem Schmerz sprechen wir es aus, daß auch auf dem evangelischen Kirchengebiete seit den Tagen der Reformation bis auf diese Stunde gar manche sittlich höchst beklagenswerte Erscheinungen uns entgegentreten. Luther selbst führte ja gegen das Ende seines Lebens bittere Klage über den Verfall der Sitten seiner Stadt und wollte Wittenberg verlassen. Seine Glaubenspredigt hatte man vielfach mißverstanden und den welterneuernden Gedanken einer Glaubensgerechtigkeit haben viele seitdem zu einer bequemen Entschuldigung für ihre Nachlässigkeit in der Bethätigung des religiösen Lebens gemacht. Auch die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist oft genug gemißbraucht und mit ihr jener Unglaube gerechtfertigt worden, der zu allen Zeiten, freilich ganz bestimmt nicht bloß in der evangelischen Welt eine so furchtbare Macht gebildet hat. Die allzustarke Betonung der reinen Lehre hat im Lauf der Jahrhunderte den Geist brüderlicher Liebe vielfach gedämpft, die evangelische Christenheit zersplittert und sie mit Parteiwut erfüllt, hat das Band der Einheit, das trotz der Verschiedenheit der dogmatischen Auffassung doch durch den religiösen Glauben bestehen könnte, gelockert. Auch die sittlichen Früchte evangelischen

Glaubens sind vielfach nicht genug zu Tage getreten. Und man müßte doch eigentlich bei der Art, wie die Kirchen der Reformation das Reich Gottes auf Erden bauen wollen, erwarten, daß die evangelischen Gemeinden, Stämme und Völker ein Leben darböten, welches in jeder Beziehung den erhabenen Wert des evangelisch-protestantischen Bewußtseins hervortreten ließe. Aber dennoch — dennoch — die Wahrheit verlangt es doch, auch auszusprechen, was die Geschichte dreier Jahrhunderte bezeugt. Von der Zeit der Reformation an hat das Evangelium seine Sauerteigsnatur bis auf die gegenwärtige Stunde geltend zu machen noch nicht aufgehört. Es ist freilich leicht, die Thatsache, daß auch in unsern Kirchen noch Schatten sich zeigen, als Beweis hinzustellen dafür, daß die Reformation selbst ein Unglück für die Völker gewesen sei. Aber in Wirklichkeit — was ist damit gesagt? Wo haben wir denn auf Erden etwas, was, soweit sündige Menschen dabei in Betracht kommen, gänzlich ohne Fehl und Makel wäre? Und vergißt man denn ganz, daß der Sauerteig allmählich, ja nur allmählich wirkt? Und will man denn gar nicht einsehen, daß gerade die Knechtsgestalt, in welcher die evangelische Kirche einhergeht, für die in der Hauptsache doch nur das Glänzende und Imposante beachtende große Menge zunächst wenigstens nichts Anziehendes hat? Aber ist nicht doch gerade durch das freie Evangelium der Gedanke selber frei geworden? Zeigt es denn nicht der Fortschritt der Wissenschaft, die Freiheit der Forschung, die Heilighaltung der Berufsarbeit, die Blüte des Schulwesens, die treue Liebe evangelischer Völker zu Fürst und Vaterland, daß der vielgeschmähte Protestantismus nur eine wohlthätige Macht ist? Man wirft ihm vor, er sei der Vater der Empörung, der Erzeuger vielfachen Streites? Aber ich frage, haben nicht in katholischen Ländern die Herde der Revolutionen gestanden? Oder soll etwa der Mißbrauch, den herrschsüchtige Volksführer und Volksverführer mit der Verheißung von Freiheit und Gleichheit treiben, die Freiheitsliebe protestantischer Völker selbst um ihren Wert und ihre Würde bringen? Hebt denn der Mißbrauch der Freiheit ihren rechten Gebrauch irgendwie auf? Das Verderben der Sünde schreitet natürlich auch durch die protestantischen Völker. Die Sünde ist der Leute, d. h. aller Leute Verderben. Aber wer wagt es zu behaupten, daß gute Sitten bei den Völkern des Protestantismus seltener seien, als bei denen des römischen Katholicismus? Trotz der Art der Bekämpfung der reformatorischen Bewegung von seiten Roms fand sie doch nicht bloß in Deutschland, sondern in den meisten Staaten Europas, im Norden wie im Süden, jenseits der Berge begeisterte Aufnahme. Diese Erscheinung würden wir uns geschichtlich ja gar nicht zu erklären vermögen, wenn die Völker nicht infolge eines unmittelbaren Gefühls eine Ahnung gehabt hätten von der segensreichen Macht des Evangeliums. Und haben sie denn bloß eine Ahnung davon gehabt? Haben sie nicht ihre sittlichen Anschauungen, ihre Volkssitten, selbst ihr Staatsleben, ihr Bürgertum davon durchdringen lassen? Ja, haben sie nicht dafür gekämpft und gelitten?

Haben sie nicht dafür geblutet? Sind sie nicht dafür gestorben? Und wo die schaudervolle Gegenreformation der Jesuiten zuletzt gesiegt, wo sie das aufdämmernde evangelische Glaubensleben zertreten, wo sie die Herrschaft der allein seligmachenden Kirche wiederhergestellt hat, ist's denn da wirklich ein Glück für die betreffenden Völker gewesen? Was für Segen hat denn Deutschland und Oesterreich vom dreißigjährigen Kriege gehabt? Welchen Gewinn hat dem französischen Volke die Bluthochzeit gebracht? Haben die zum Himmel züngelnden Flammen der von der Inquisition angezündeten Scheiterhaufen etwa im finstern Spanien und im bigotten Italien Licht und Klarheit verbreitet? Wer wagt zu behaupten, daß eine durch Glaubenszwang, Ketzergericht und Verfolgung zusammengeschmiedete Glaubenseinheit ein Glück für die Völker sei? Ich wiederhole noch einmal, so wenig wie das Christentum, ist auch der Protestantismus erstwesentlich dazu bestimmt, die Macht der Staaten zu erhöhen, oder die Kultur zu erzeugen und nur den irdischen Interessen der Völker zu dienen. Das Reich Gottes ist nun einmal nicht von dieser Welt. Aber es ist doch eine Thatsache, daß gerade die unter verschiedenen Himmelsstrichen wohnenden verschiedengearteten Nationen am Evangelium eine Kraft haben, welche ihre eigenartigen Verhältnisse von innen heraus immer wieder gleich einem Sauerteig durchdringt.

Freilich darf aber auch die Kirche des reinen Wortes nicht aufhören, das Weib in unserm Gleichnis zu sein, welches den Sauerteig nimmt, ihn sich immer wieder reichen läßt, um ihn und nur ihn unter die große Menge Mehls zu mengen, bis daß es ganz durchsäuert wird. Auch die Kirche findet die Völker vor. Den Sauerteig aber evangelischen Glaubens, Liebens und Lebens muß sie sich immer wieder schenken lassen, wenn sie etwas ausrichten will. Sie darf nicht ermüden, diesen Sauerteig unter das Mehl zu mengen, nicht ermüden, mit der alten Wahrheit die neuen Irrtümer zu bekämpfen, nicht ermüden, die durch die Mengung hervorgebrachte Gärung zu beobachten und in die rechten Bahnen zu leiten, nicht ermüden, immer und immer wieder denselben Sauerteig zu verwenden, und nicht etwa andre Mittel, gleichsam Surrogate, zur Durchsäuerung zu gebrauchen. Ganz wie das Weib im Gleichnis. Sie darf auch nicht ermüden, wenn es lange dauert, ehe das Mehl ganz durchsäuert wird. Fabrikthätigkeit oder Schablonenarbeit kennt das Reich Gottes nicht. Auch wirkt in den Völkern neben dem Sauerteig des Wortes Gottes mancher andre Sauerteig, der Sauerteig der Bosheit, der Tücke und der Sünde. Und unsre Zeit ist vielleicht in dieser Hinsicht ein recht kennzeichnender Beweis, daß nur sehr allmählich der Durchsäuerungsprozeß mit den göttlichen Heilskräften des Evangeliums vor sich geht. Aber immer wieder heißt es: nicht ermüden! Und das soll nun auch unsre Losung bleiben im evangelischen Gustav-Adolf-Verein. Ihm ist die herrliche Aufgabe gestellt, die in katholischen Landen zerstreut wohnenden evangelischen Glaubensgenossen zu unterstützen, ihnen Kirchen, Schulen, Pfarrhäuser zu bauen, ihnen behilflich zu sein zur Erhaltung ihres äußeren Kirchenwesens.

Indem der Gustav-Adolf-Verein sich der Lösung dieser Aufgaben unterzieht, erkennt er an der in der Zerstreuung herrschenden Glaubenslosigkeit, sowie in der in der katholischen Umgebung sich breit machenden, abergläubischen Unwissenheit, was es auf sich hat, wenn das Evangelium überhaupt den Völkern fehlt oder doch nicht lauter und rein gelehrt wird. Gleichzeitig zeigt ihm aber auch der aus den Totengefilden der Diaspora in die evangelischen Kernlande zurückströmende Segen, welche wunderbaren Gotteskräfte noch heute die Bethätigung evangelischen Glaubens durch christliche Bruderliebe in sich schließt. Ja noch mehr. Bei aller Demut, deren wir im Gustav-Adolf-Verein nie vergessen wollen, und bei aller Dankbarkeit, die wir im Grunde doch nur dem Gott schulden, der auch uns gewürdiget hat, Verkünder seines Evangeliums zu sein, können wir doch sagen: Auch der Gustav-Adolf-Verein darf in gewissem Sinne das Gleichnis auf sich selber anwenden. Er hat sich ja nicht bloß der verlassenen, armen Kinder des evangelischen Glaubens, dieser Söhne und Töchter der Wüste und der Zerstreuung in christlichem Erbarmen angenommen. Nein, er hat auch daheim mit seinem Wirken das Feuer der barmherzigen Bruderliebe geschürt. Er hat auch daheim, wo oft auch erstarrende Todeskälte zu finden ist, neues Leben geweckt. Er hat den Genossen auch der eignen kirchlichen Heimat wieder eine Ahnung davon beigebracht, welch heilige Gewalt doch das wahre, lebendige Christentum sei. Und so ist er selbst ein Sauerteig geworden in der Hand der Kirche. Der Gustav-Adolf-Verein möge nicht müde werden, immer aufs neue zu zeigen, daß er es gleich einer für ihre Kinder gutes, gesundmachendes, wohlschmeckendes Brot bereitenden Mutter versteht, den echten, unverfälschten Sauerteig des Evangeliums zur wahren Befriedigung aller nach Wahrheit schmachtenden, nach Gerechtigkeit hungernden und dürstenden Seelen zu verwenden. Und er möge dessen eingedenk bleiben, daß es wie für die Einzelnen, so auch für die Völker des Erdreiches nichts Herrlicheres, nichts Göttlicheres geben kann, als die Waffe, die er führt, als der Grund, darauf er steht, als das Mittel, womit er baut, als die Kraft, auf die er sich stützt, als das Bollwerk, gegen welches das römische Weltreich wie das römische Priesterreich gleich vergeblich gekämpft, und welches alle die Albas und Philippe und Karaffas zu zerstören und zu zertrümmern nicht vermocht haben, weil es unzerstörbar ist und ewiglich bleibt -- das Evangelium. Amen.

12.

Giovanni Luigi Pasquali und die Waldenser.

Von Pfarrer **Hans von Seydewitz** in Leipzig.

Apostelg. 5, 39: Ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen.

„Der Prophet steht, der Apostel geht," das Wort bezeichnet den Fortschritt von dem alten zum neuen Testament. In Israels Grenzen, wie einem von Gott selbst bereiteten Versteck, ruht die alte Gottesoffenbarung. Israels Beruf ist zu stehen und zu wahren. Erst als des Menschen Sohn kam, zerbrach er die Fesseln, und überstieg die Berge und hieß die Apostel hinausgehen in alle Welt. Der Apostel geht!

Und wie ist er gegangen seit jenen Tagen! Die Kirche Christi kann und darf nicht stille stehen, sie muß weiter, muß sich ausdehnen, wachsen, wenn sie nicht sich selbst aufgeben will.

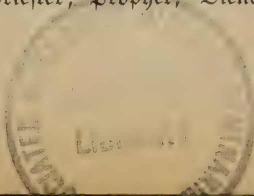
In unsern Tagen zumal herrscht ein großes Wandern und Gehen, nicht nur um einen kleinen Weltsegler zu spielen oder als Zeitungsreporter auf ferne Schlachtfelder zu ziehen, sondern das alte, herrliche apostolische Wandern ist lebendig geworden. Nicht mehr sitzt die Kirche träge auf den Schätzen, die ihr Gott gegeben, sie ist wieder jung geworden, hat den Wanderstab zur Hand genommen und predigt das Evangelium aller Kreatur.

Aber während sie heimatliche Stätten verläßt, um ferne Gestade zu gewinnen, darf sie doch nicht der eignen Kinder vergessen. Dafür hat sie auch allerlei Boten und Läufer in Gestalt von Diakonen und Diakonissen, von Reisepredigern und Festrednern, und sucht zu halten, was brechen, zu verbinden, was sterben will.

Als ein eifriger Gottesbote, ein himmlischer Reichsbote erscheint uns auch der Gustav-Adolf-Verein. Der Schwedenkönig selbst ist einst in deutsches Land gewandert, um für die evangelische Sache zu kämpfen, und der nach ihm genannte Verein wandert an die äußersten Grenzen der evangelischen Kirche und errichtet Rettungsstationen für die, die in Gefahr stehen, von den hohen Wellen des Unglaubens und Aberglaubens verschlungen zu werden.

Da heißt es: Alle Mann an Bord! Alle frisch ans Werk! Das Wort ist gesprochen im Namen und Dienst des großen Kapitäns, dem Wind und Meer gehorsam sind. Wer könnte sich diesem Kommando entziehen?

Und hier gilt es nicht nur, daß die Hypereten, die Ruderknechte, das Werk betreiben sollen, sondern, wenn irgendwann und irgendwo, so gilt es jetzt und hier, die alte Forderung Speners zu erfüllen, der sie Luther nachgesprochen, und die dieser wieder aus der Schrift geschöpft hat: Die ganze Gemeinde soll Priester, Prophet, Diener Gottes sein!



Oder wünschet ihr eine Priester- oder Pastorenkirche? Das ist jener bequeme, aber verhängnisvolle Irrtum Roms, der zwischen Christum und die Gemeinde den Klerus stellt, der dem Priester die Seligmachung des Volkes überläßt und von dem Volk nur strengen Gehorsam ihren Geboten gegenüber verlangt. Da sei Gott vor, daß wir je wieder in solchen Irrtum verfielen, wir wollen, weil es die Schrift will, eine Volkskirche, darinnen jedes Glied lebendig mit dem Haupte „Christo“ verbunden, an den Aufgaben der Kirche arbeitet. Und zu dieser Aufgabe gehört nicht zum letzten die, die gefährdeten Brüder zu schützen. Es leben freilich noch viele gutmütige, evangelische Christen in dem süßen Traum, als ob es weder im Centrum der Kirche, noch auf der Peripherie Gefahren gäbe. Sie halten es mit dem herzlosen Goethe:

„Jeder sehe, wo er bleibe,
Jeder sehe, wie er's treibe!“

Das ist pharisäisch, das ist die Weise des hohen Rats: „Da siehe du zu, was geht es mich an?“

Wie anders der Herr, der nicht nur sein Interesse, seine Mittel, seine Zeit, sondern sein Leben den Seinen geopfert hat.

Die Passionszeit, in welcher wir stehen, sollte in unsern Herzen einen passionierten Eifer an der Arbeit unsers Vereins erwecken, da jedermann an jedermann Gutes thut, insonderheit an des Glaubens Genossen.

Zu solchem Werk leuchten uns voran jene Gemeinden, von denen wir bisher gehört haben. Wir haben schon eine schöne und weite Reise unternommen, nach Böhmen und Salzburg, nach dem Süden unsers Vaterlandes, und heute geht es nach Italien!

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn?“

Das Sehnen und Wandern der Deutschen geht seit Jahrhunderten hinunter über die Alpen. Italien ist unserm Volk von großem Segen, aber auch von tiefem Schaden gewesen. Von dort aus, wenn auch über England, ist das Evangelium in die deutschen Wälder gedrungen, von Italien ist das erneute Streben nach Kunst und Wissenschaft in unsre Lande gekommen, aber der heiße, üppige Süden hat manche edle deutsche Kraft geschwächt, ja, viel deutsches Kaiserblut vergiftet.

Und wie sind von Rom aus fortgesetzt Blitzstrahlen in Gestalt von Bann und Interdikt über Deutschland geflogen, und welch gefährlicher Einfluß macht sich noch heute von jenem Vatikan aus geltend, der ultra montes, jenseits der Alpen liegt! Heute geht es nach Italien, nicht um uns an der päpstlichen Krone zu rächen, nicht um Raphaels Pinsel oder Michel Angelos Meisel zu bewundern, sondern unsers Herrgotts Gnade zu preisen und zu staunen über die feine Kunst, die das Evangelium übt, da es dunkle, verzerrte Gemüter zu Bildern Gottes malt und die Personen meiselt aus dem Felsen „Christus“.

Um die Kraft des Evangeliums in Italien kennen zu lernen, sollte es eigentlich unsre Aufgabe sein, zurück zu gehen bis auf die Zeit, da noch ein Paulus und Petrus in Rom das Evangelium von Jesu Christo verkündigten, denn trotz der menschlichen Verirrungen und trotz der päpstlichen Sünden ist doch das Evangelium nicht erloschen. Zwar sucht man von der Seite Roms es gern so darzustellen, als ob die evangelischen Bestrebungen einzelner Zeugen, auch das Werk Luthers, eine verrückte Erfindung ihrer Phantasie wäre, während doch das Wort Gottes allein es war, was jene Männer und Frauen erleuchtete. Das Wort war allezeit in der Kirche.

Das beweist niemand besser als die reformatorische Sekte, von der wir heute reden wollen:

Die Waldenser.

Da müssen wir freilich eine Wanderung antreten, weit hinter die Reformation, nach Lyon, um die Zeit von 1170. Da saß eine Gesellschaft ehrbarer Bürger zusammen und erging sich in harmlosen Gesprächen. Ein Gast fiel tot nieder. Ein andrer redete sogleich über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens und die Notwendigkeit der Bekehrung. Der reiche Kaufmann war Petrus Waldus, der Waldenser, aus dem Waadtland. Er entbrannte für den Herrn. Die Kirche beruhigte fälschlich die Gemüter, er wollte das reine Wort Gottes aus der Quelle schöpfen. Er ließ von einem Priester die Schrift in die provençalische Volkssprache übersetzen. Er studierte auch die alten Kirchenväter und stellte die trefflichsten Aussprüche zusammen. Er prägte sich alles so ein, daß er es auswendig wußte. Er wollte die evangelische Vollkommeuheit zeigen; das war ein Irrtum, denn nicht durch Halten der Gebote kommt sie, sondern durch Buße des inwendigen Menschen. Er lebte noch in den Anschauungen seiner Zeit.

Sein Wahlspruch war: Willst du vollkommen sein, so verkaufe was du hast, und gieb es den Armen, und folge mir nach! Er verkaufte sein Gut, warf das Geld auf die Straße und ließ es die Armen auflesen. Er begann öffentlich zu predigen, viele wurden erweckt.

Die Erweckten versammelte er in seinem Hause. Wenn sie unterrichtet waren, sandte er sie zu Zwei und Zwei aus. Auch äußerlich sollten sie schlicht gehen, ohne Schuhe, die Armen von Lyon, Sandalenleute, Waldenser, so wurden sie genannt. Die kirchlichen Behörden verbaten das Predigen ohne bischöfliche Genehmigung, aber die Waldenser stellten Gottes Wort über Menschenordnung. 1184 wurden sie in den Bann gethan. Die Bewegung machte großes Aufsehen, weil der traurige Konflikt offenbar wurde zwischen dem klaren Wort Gottes und dem Befehl der kirchlichen Obrigkeit. Es ist leichter vor Juden und Heiden zu zeugen, als gegen die kirchliche Obrigkeit. Hier streitet Pflicht gegen Pflicht. Die Waldenser zweifelten nicht, sie predigten das Wort Gottes, und der Schwerpunkt ihrer Lehre bestand darin, daß die Kirche nicht bloß in dem Klerus bestehe, sondern in der ganzen

Gemeinschaft der Gläubigen. Wahre Buße, Glaube, neuer Gehorsam können allein Gnade bei Gott erwerben. Der Klerus diskreditierte die Leute und ihre Lehren durch Herausziehen einzelner Sätze und schob die Hauptsache absichtlich zurück. Bald kamen Gefängnis und Scheiterhaufen. Aber das einfältige Leben und der reine Lebenswandel zog das Volk an. Die Verfolgung nötigte sie, sich zu zerstreuen, und bald sind sie in Spanien, in Oberitalien, im Elsaß und in den Niederlanden. Ueberall wirkten sie erwecklich, und selbst die Feinde müssen ihre Schriftkenntnis und reinen Wandel loben. Petrus Waldus soll selbst flüchtig in Böhmen 1197 gestorben sein.

Man hat von seiten des Papstes Innocenz III. eine Versöhnung anbahnen wollen, aber der Riß war schon zu weit, die Bischöfe und die Waldenser wollten nicht. Sie sind in der gräßlichsten Weise verfolgt worden, deshalb fehlte ihnen auch eine kirchliche Ordnung und ein theologisch vorgebildeter Lehrstand.

In den Thälern von Piemont und Savoyen lebten sie seit dem 14. Jahrhundert. Im Jahre 1630 brach eine Pest aus, und es sollen alle bis auf zwei der Prediger, die man „Bartmänner" nannte, gestorben sein.

Die Waldenser wandten sich nach Genf und Frankreich, um sich einen reformierten Lehrer zu erbitten. Seit 1655 bilden sie auch eine Abzweigung der französisch reformierten Kirche. Ihre Prediger studieren gewöhnlich in Genf. König Friedrich Wilhelm III. hat in Berlin zwei Freistellen an Gymnasien und zwei Stipendien für Theologen der Waldenser gestiftet.

Wie ist es den Waldensern nun bis daher ergangen, und wie ist ihr gegenwärtiger Stand?

Wir wollen aus der großen Märtyrergeschichte unsrer Glaubensbrüder die Person des Giovanni Luigi Pasquali herausgreifen und dann einen Blick auf die jetzige Ausbreitung des Evangeliums in Italien werfen.

Giovanni Luigi Pasquali ist der letzte Prediger der Waldenser in Calabrien gewesen. Er ist in Coni 1530 geboren von katholischen Eltern. Er wollte Offizier werden. In Nizza kam er mit Evangelischen in Berührung. Er entsagte dem Kriegsdienst und begab sich nach Genf, wo, wie er hörte, das reine Evangelium öffentlich verkündigt wurde. Er hörte die Vorlesungen und Predigten, die damals schon in italienischer, spanischer und englischer Sprache gehalten wurden, und es erwachte der Wunsch in ihm, selbst ein Verkündiger der Wahrheit zu werden.

Er ließ die heilige Schrift ins Italienische übersetzen und in seiner Heimat Piemont verteilen. Er selbst bezog zum Studium der evangelischen Theologie die Akademie Lausanne, wo Pierre Viret und der berühmte Piemontese Lelio Secondo Curioni lehrten. Nach wenigen Jahren erhielt er einen Ruf als waldensischer Prediger nach San Sisto und Guardia in Calabrien.

Damals, 1557, wütete in Italien die Inquisition auf das gräßlichste, dennoch folgt er dem Ruf. Aber ein andres Herz hatte mitzureden, er hatte sich zwei Tage, ehe der Ruf kam, mit einer edlen, evangelischen Jungfrau, Camilla Guarcina verlobt, doch diese erkannte in dem Ruf den Willen Gottes und ließ ihn ziehen in Begleitung eines andern Geistlichen und zweier Schulmeister. Er begann mit dem größten Eifer und gewann bald die Liebe und Achtung der Gemeinde. Andre freilich fühlten sich durch die Entschiedenheit verletzt, denn auch in jenen Gemeinden hatte man aus falscher Nachgiebigkeit mit den Römischen paktiert und besuchte die Messe und sonstige Ceremonien.

Pasquali trat mit der Entschiedenheit eines Calvin auf und forderte Abthun der Heuchelei und verbot das Ziehen am gleichen Joch mit den Ungläubigen. Die Getadelten waren ebenso erzürnt, wie auf der andern Seite die Päpstlichen, die den ganzen „Kram" ausrotten wollten. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf den Mann gelenkt, und die überall schnüffelnde Inquisition stellte sich in Positur.

Der Marchese Salvator di Spinello, auf dessen Gütern die Waldenser wohnten, und der gern die Gefahr abgelenkt hätte, denn die Waldenser waren fleißige Leute und steigerten seine Einkünfte, bestellte den Pfarrer zu sich, um ihn über die Neuerung zu hören. Freunde rieten dem Pasquali ab, indessen er wollte vor dem Marchese ein Zeugnis ablegen. Er wurde mit seiner Begleitung abgehört und dann die Vorsteher der Gemeinde entlassen, er aber mit Marcus Usceglio und dem alten waldenser Prediger in ein tiefes, finsteres Gefängnis geworfen. Der schlaue Marquis hatte nicht den Tod der Waldenser gewollt, sondern nur die Prediger wollte er beseitigen. Die Leute selbst waren ihm zu wertvoll, aber der Generalvikar der Inquisition kam von Cosenza herüber.

Nach einem üppigen Diner begann er das Verhör, das so unglücklich ablief, daß er am Ende sprach, „er könne den Menschen nicht mehr abhören, denn für jede Antwort verdiene er zwanzig Mal verbrannt zu werden." Die armen Gefangenen erhielten nun noch schmälere Kost und blieben acht Monate im Kerker, aber der Herr stärkte sie, denn sie hatten sich zu ihm bekannt.

Unterdessen suchte man mit teuflischer Kunst die Gemeinde zum Abfall zu verlocken. Damals lebte in Rom der Kommissär der Inquisition, der sogenannte Kardinal von Alessandria, der teuflische Ghislieri, der Alba Italiens.

Zwei Mönche kamen nach San Sisto und läuteten die Glocken zur Messe. Die Waldenser verließen das Dorf und zogen sich in die Wälder zurück. Dann gingen die Mönche nach Guardia, ließen die Thore schließen und logen: Die Bürger von San Sisto seien sämtlich zur Messe gegangen. Die Getäuschten folgten, als sie aber erfuhren, daß sie hintergangen waren, griffen sie zu den Waffen, die ihren eignen Untergang bereiteten.

Die Gefangenen wurden nach Cosenza geschleppt und dort je zwei so zusammengefesselt, daß keiner ohne den andern sich nur rühren konnte. Der Gefängniswärter, der dem Pasquali Camisol, Hemd und Handschuhe stahl, schimpfte noch: Ihr höllischen Hunde und Verräter, Feinde Christi und des Menschengeschlechtes! Endlich wurden sie in das Schloß geführt, und ein mitleidiger spanischer Offizier hieß die Fesseln abnehmen.

An die Gemeinden der Heimat schrieb Pasquali ermunternde Briefe, und voller Zartheit und heiligen Glaubens sind die Briefe an seine Braut, darinnen er alles Gott anheimstellt, ja sich glücklich preist, gewürdigt zu werden für die Wahrheit den Tod zu leiden. Zwei seiner Mitgefangenen leisteten leider Widerruf, aber Marchetto und er blieben trotz der angewandten Foltern treu. Das Verhör im Schloß hatte wenig Erfolg, denn selbst die, welche widerrufen hatten, wurden nicht freigelassen.

Sie wurden zur Galeere verurteilt. Am 15. April 1560 wurden sie unter furchtbaren Leiden nach Neapel geführt. Alle trugen eiserne Ketten am Halse, durch welche ein Seil gezogen war, so daß sie alle aneinander hingen. Fiel einer hin, so wurde er unter den unsäglichsten Schmerzen fortgeschleppt. Die Maultiere bekamen Futter und Streu, die Menschen ein wenig Brot und rohes Gras, und in der Nacht mußten sie auf bloßer Erde ohne Decken ruhen. In Neapel wurden sie erst gemeinsam in ein stinkendes Gefängnis geführt, dann einzeln in das bischöfliche, von wo aus sie nach Rom transportiert werden sollten.

„Ich ziehe gen Rom,“ so schreibt er zum letzten Male an seine Freunde in Genf, „freudigen Geistes, von Gott getröstet, denn gleichwie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich durch Christum getröstet.“

Mitte Mai 1560 fand die Ueberführung nach Rom statt. Dort ward er im Turmgefängnisse Nona verwahrt. Sein Bruder Bartholomeo, der den Kardinal Ghislieri mild stimmen wollte, war gekommen und entsetzte sich über das Jammerbild; barhäuptig, an Händen und Füßen so eng gefesselt, daß die Ketten tief in das Fleisch einschnitten, lag er auf dem nackten, feuchten Boden. Sein Bruder Bartholomeo konnte sich vor Entsetzen kaum aufrecht erhalten. Doch Luigi sprach: „Bist du ein Christ, so bekümmere dich nicht so heftig, weißt du nicht, daß kein Blatt vom Baume fällt, ohne den Willen Gottes? Laßt uns vielmehr einander trösten in dem Herrn Jesu Christo, denn wir wissen, daß die Leiden dieser Zeit nicht wert sind der Herrlichkeit droben!“ Man hatte die Gefangenen in eine bessere Lage bringen wollen, doch alle Bitten waren umsonst. Wunderbarerweise zeigte sich später Kardinal Ghislieri mild und gestattete ein besseres Gefängnis, sowie auch den Besuch von Freunden. Das rührte den Pasquali, aber er ließ sich nicht erweichen, sondern blieb treu. Sein Bruder bat oft, er möge sich doch nachgiebiger zeigen, aber er sprach: „Die Gefahr

für dein Seelenheil schmerzt mich mehr, als die Bande an meinen Händen und Füßen.“ Es war alles umsonst, ja, der Bruder selbst mußte entfliehen, denn er hatte sich verdächtig gemacht. Am 8. September 1560 ward Pasquali aus dem Gefängnis nach Santa Maria della Minerva geführt, am 9. auf den Campo di fiori, wo Pius IV. mit seinen Kardinälen sich eingefunden hatte, um dem Schauspiel der Hinrichtung beizuwohnen.

Bei dem Anblick des Papstes und der Kardinäle sprach Pasquali mit lauter Stimme: „Ich sterbe als ein Bekenner Jesu Christi und seiner Lehre. Alle aber, welche den Papst für den Statthalter Christi und für einen Gott auf Erden halten, befinden sich in einem verderblichen Irrtum, dieweil er sich durch die That als den ärgsten Feind der Lehre Christi und des wahren Glaubens erweist, ja, alle seine Handlungen und Anschläge zeugen laut, daß er der wirkliche Antichrist ist!“ — Da ward er erdrosselt, und sein Leichnam von den Flammen eines Scheiterhaufens verzehrt.

Und wie ging es den Gemeinden in Sisto und Guardia? Die Mönche hatten sie des Aufruhrs angeklagt, da rüstete der Vicekönig ein Heer, welches durch Banditen und grobe Verbrecher der Gegend verstärkt wurde, indem man denselben nebst reichlichem Solde bürgerliche Straflosigkeit, vollkommenen Ablaß und den Segen der Kirche versicherte, wenn sie die Waffen zur Ausrottung der Ketzer tragen wollten.

Dieses vom Papst gesegnete Heer von Bösewichtern drang ein in die Gemeinden und vollzog Greuel und Schandthaten, die haarsträubend sind. Und hat die päpstliche Kirche je dafür Buße gethan?

Wie sie zehn Jahre später ein Tedeum in der Peterskirche zu Rom anstimmen ließ für die Greuel der Pariser Bluthochzeit, so hat sie auch für diese Blutsünde keine Buße.

Die Bewohner von Guardia wurden in einen Hinterhalt gelockt und niedergeschlachtet, den Flüchtlingen setzten die Banditen mit wohlabgerichteten Hunden nach, indem der Vicekönig für Einbringung eines toten oder lebendigen Waldensers den Preis von 10 Scudi ausbezahlen ließ.

Der römisch-katholische Geschichtsschreiber Neapels schreibt über sie: „Viele wurden wie Schafe erstochen, etliche erwürgt, andre entzweigesägt, viele von einem Felsen hinuntergestürzt, hundert andre zu Tode gefoltert, die Angesehenen aber lebendig verbrannt.“

Andre katholische Berichterstatter müssen bekennen, daß sie die Demut, Geduld und Ergebung bewundern, mit welcher diese evangelischen Märtyrer allen Qualen und dem Tode entgegengingen. Während der Vater den Sohn und der Sohn den Vater sterben sah, zeigten sie nicht nur keinen Schmerz, sondern sagten mit aller Heiterkeit einer ruhigen Seele: sie gingen hin, Engel zu werden!

So wie hier, ist es den Brüdern an vielen andern Orten auch gegangen, aber aus dem Blut dieser Märtyrer ist eine neue Saat hervorgegangen. Wir zählen 170 Gemeinden evangelischen Bekenntnisses in Italien, mit einer Kommunikantenzahl von 6450 und

einer Mitgliederzahl von etwa 36000 Personen. Gegenwärtig ist die Zahl der Gemeinden noch stark gewachsen. Darüber lächeln die Päpstler, sie sollten sich vielmehr schämen, daß trotz ihrer fürchterlichen Verfolgungssucht doch der Geist der Waldenser nicht ausgetilgt werden konnte, ja, heute heller denn je leuchtet!

Es liegt nahe, eine Beschreibung der grauenhaften Verfolgungen zu geben, wie sie in einem Buche von J. Leger, Pastor an den Waldensergemeinden, später geflohen und Pastor in Leyden geworden, nach glaubwürdigen Zeugen evangelischen und katholischen Glaubens geschildert sind. Indessen, einmal verbietet es der Anstand, diese Schauer zu berichten, und dann, die schwächeren Nerven unsers Geschlechtes dürften zu sehr angegriffen werden. Ich gestehe, mehr als einmal Uebelkeiten erhalten zu haben bei der Lektüre der Greuel, wie sie jene Barbaren selbst überfallen hat, nachdem sie das Hirn eines Bartmannes, eines Predigers gekostet, und ein anderes Mal ein Stück eines gebratenen Mädchens von zehn Jahren verzehrt hatten. Berichte über die ersten Christenverfolgungen und Berichte über Heidenmassacres klingen wie Kinderspiel hierzu, zumal wenn man bedenkt, daß so Christen gegen Christen gehandelt haben, ja, ad majorem ecclesiae gloriam!

Da wir heute nur von den Waldensern in Italien zu reden haben, so mag bezüglich andrer evangelischen Bestrebungen genügen, daran zu erinnern, daß neben den Waldensern die freie Kirche mit 36 Gemeinden, die Methodisten mit 25, die Episkop.-Methodisten mit 9, die chiesa cristiana libera mit 50 und die Baptisten mit 11 Gemeinden dastehen und arbeiten, außerdem noch in den größern Städten deutscher evangelischer Gottesdienst in Mailand, Genua, Venedig, Florenz, Rom, Neapel u. a. gehalten wird. Man mag es ja bedauern, daß der Evangelischen so viel einzelne zerstreute Häuflein sind, die bei starker Zusammenfassung mehr leisten würden.

Es ist ja einmal die Schwäche der evangelischen Kirche, zu stark zu individualisieren und zu zerteilen, man mag dies bedauern, aber es ist auch ihre Kraft, denn die einzelne Persönlichkeit hat gerade gegenüber der kompakten Masse Verheißung und Bedeutung, und in Italien dürfen die Evangelischen trotz aller Anfeindungen die Wahrheit des alten Salomo erfahren: „Wenn jemandes Wege dem Herrn gefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ Zu der Zufriedenheit, oder vielleicht richtiger zu dem äußern Dulden der Protestanten hat in letzter Zeit nichts mehr beigetragen, als die politische Veränderung Italiens; seitdem der Kirchenstaat gefallen, dies aller Wahrheit zum Spott genannte patrimonium Petri, wird der Gottesstaat besser gebaut. Seitdem der Papst in Rom den lästerlichen Gefangenen spielt, ist das Evangelium frei und läuft von den Alpen bis hinunter in die Ausläufer des italienischen Stiefels. Seitdem der Papst infallibel erklärt ist, hat er falliert, und steht auch der Konkurs noch nicht vor der Thüre, der alte Skandalhandel blüht doch nicht mehr so, denn die erwachte Konkurrenz öffnet vielen die Augen.

Um ein wenig Umschau zu halten, ersuche ich Sie, eine Visitationsreise durch Italien zu machen. Wir müssen freilich ein wenig Siebenmeilenstiefel anthun, müssen oft an den schönsten Punkten vorbei, und möchten Engelsflügel haben, um alles zu sehen, und Engelszungen, um alles zu sagen.

Wenn nur alle, die nach Italien reisen, so reisen wollten wie wir, sie würden nicht nur vom vatikanischen Apollo und der kapitolinischen Venus, von schönen Madonnen und heiligen Sebastianen schwärmen, sondern von dem Schönsten der Menschenkinder, der dort erscheint im schlichten Kleide evangelischer Brüder. Sie würden nicht nur Entsetzen und Grauen empfinden vor dem Greuel an heiliger Stätte, wie er uns oftmals empörte, sondern sie würden heilige Gedanken und heilsame Anregung aus jenen schlichten Betsälen gewinnen, wo dem Herrn schmucklos, aber nicht gewissenlos gedient wird. Ich aber habe noch wenige gefunden, die solche Stätten aufgesucht hätten, die große Kunst macht sie rasend.

Wir zeichnen zunächst eine Gemeinde im äußersten Westen. Am Eingang der Waldenser Thäler, zum Teil von altwaldenser Familien bewohnt, liegt San Giovanni Pellice, ein Städtchen von 1800 Einwohnern. Hier arbeitet die freie Kirche und hat hundert eingeschriebene Mitglieder, die Sonntagsschule zählt 45 Kinder. Diese Kindergottesdienste sind allerwärts die Pflegstätten evangelischen Glaubens, sie sind dort doppelt notwendig, weil die Schulbildung eine sehr dürftige ist. Wo die Mittel es irgend erlauben, schreitet man auch zur Gründung von evangelischen Tagesschulen. Dieselben sind besonders in Turin in Blüte, wo man mittels der Presse größere Bekanntschaft mit den evangelischen Bestrebungen erreichte. Der Direktor des in 20000 Exemplaren gelesenen größten Turiner Tageblattes, der Gazetta di Torino, hat sich erboten, unentgeltlich jede Woche die Stunde und den Gegenstand der Sonntags- und Wochenpredigt anzuzeigen. In Italien ist das Interesse der Männer an der evangelischen Sache ein viel bedeutenderes als das der Frauen. Auf 100 Männer kommen 18—20 Frauen, bei uns kaum das Umgekehrte!

San Giovanni zeichnet sich dadurch aus, daß es zuerst von allen Gemeinden der freien Kirche die Notwendigkeit der Selbstbesteuerung für die Evangelisation Italiens begriffen und demgemäß beigetragen hat. Gegenwärtig besteht die Einrichtung des Soldo evangelico, die Abgabe eines wöchentlichen Opfers an die Kirchenkasse, in fast allen Gemeinden Italiens. Ja, sie ist den Kirchengliedern oft so ans Herz gewachsen, daß auch die Aermsten ihre Pflicht nicht gern versäumen. Ein Maurer, der sich in Venedig den Waldensern angeschlossen hatte, verlor einmal vier Monate lang seine Arbeit. Um nun aber doch jede Woche seinen Soldo bezahlen zu können, ging er des Nachts auf die Straßen und löste, was den Knaben am Abend gestattet ist, die angeklebten Zettel von den Häusern, um das Papier zu verkaufen und so seiner Schuldigkeit nachzukommen.

Wir setzen die Reise fort über Angrogna, Susa, Aosta, Ivrea, Torino hinüber nach Genua. Dort leitete der treffliche Signore Matteo Prochet das Evangelisationswerk des ganzen Landes. Dort treffen allmonatlich die Berichte der einzelnen Stationen ein. Dort hat auch ein schottischer Geistlicher eine vorzügliche Einrichtung getroffen. Mitten im Hafen hat derselbe nämlich ein vor Anker liegendes Schiff in eine schwimmende Kapelle umgewandelt und läßt dort sonntäglich von zwei Hafenmissionaren einen italienischen und englischen Gottesdienst abhalten.

Von Bethel aus, wie das Schiff genannt ist, durchfährt der italienische Kolporteur Delfino Tag für Tag den ganzen Hafen und bietet seine Bibeln und Traktate aus. Manche der italienischen Küstenfahrer, die regelmäßig nach Genua kommen, haben sich nicht nur eine kleine Bibliothek zusammengestellt, sondern verbreiten auch die Bücher.

Bei der Einfahrt in den Hafen wird auf solchen Schiffen jedesmal das Vorderdeck in Bereitschaft gesetzt, damit der Kolporteur einen kleinen Gottesdienst halten könne. Im Jahre 1876 hat der italienische Missionar allein 20000 Auswanderer im Hafen besucht. Im Jahr 1877 sind auf den Schiffen selbst 4000 Franks gesammelt worden. Leider können wir uns nicht an den kleineren Orten aufhalten, so anziehend es auch wäre, sondern wir reisen nach Mailand mit seinem jungfräulichen Dom, den deutsche Kunst erbaut hat. Dort wirken Waldenser und freie Kirche zusammen. Die Elberfelder Bibelgesellschaft hielt hier zur Unterstützung der Waldenser einen eignen Kolporteur, der auch als Lehrer an Abendschulen thätig und mit seinen Bibelwagen überall zu sehen war, der auch auf dem Markte, an Messen neben den Buden sich aufstellte und glänzende Erfolge erzielte. Alle evangelischen Kirchen Mailands haben ein gemeinsames Hospital. Man ward dazu gedrängt, als vor einigen Jahren eine junge, protestantische Schweizerin, die im städtischen Krankenhause starb, von den Priestern auf dem Sterbebett noch einmal getauft und dann nach Empfang der letzten Oelung mit katholischem Ritus beerdigt worden war.

In Mailand, trotzdem man 1878 eine große, zuletzt als Theater benützte frühere katholische Kirche, San Simone, als protestantische Kirche eingeweiht hat, und daselbst neben den genannten Kirchen die Baptisten und Plymouthbrüder arbeiten, ist die evangelische Bewegung zurückgegangen. Von 600 Kommunikanten ist die Zahl auf 250 herabgesunken. Wir möchten nicht alle Ursachen aufdecken, die zu dieser Abnahme geführt; wenn wir recht sehen, so liegt ein wesentliches Hindernis in den Deutschen. Zum andern ist es die Sektiererei der Engländer, die oft ernten wollen, wo andre gesät haben. Die Sekten sind oft wie Insekten, die den Leib der Kirche stechen und das beste Blut aussaugen.

Wer möchte nicht gern mit hinauf an die Seen, um dort in Como, San Fedele, in Sondrio, Edolo die Glaubensbrüder zu hören, und wer möchte nicht seine Schritte nach Osten lenken, nach Bergamo, Brescia, Verona. Hier tritt uns eine eigentümliche Persönlichkeit ent-

gegen, Signor Lissolo, der seit 1875 an der kleinen Waldenser Gemeinde arbeitet und es tapfer durchgesetzt hat, die evangelischen Kranken im städtischen Hospital jederzeit zu besuchen.

Lissolo ist sehr seltsam zum evangelischen Glauben gekommen. Von seinen Eltern wurde er frühzeitig für den Priesterstand bestimmt. Im Institut für katholische Mission zu Genua hört der junge Student im kirchengeschichtlichen Kolleg einst eine Aeußerung eines Professors, die er nicht wieder vergessen kann: Die katholische Kirche ist leider nicht imstande, den Protestanten gegenüber zu beweisen, daß Petrus jemals in Rom gewesen ist! In der Martinschen Bibel eifrig lesend, stutzt er über mancherlei Widersprüche zwischen Kirche und Schrift, und wenn ihm auch in der Beichte diese Anstöße als satanische Anfechtungen bezeichnet werden, er kommt doch nicht darüber hinweg. Er liest philosophische Bücher, und der Riß wird größer. Doch den Bruch veranlaßte ein junger Elsässer, der Sohn eines ehrwürdigen Geistlichen aus Kolmar.

Der junge Mann hatte nach dem Tod seines Vaters ein lästerliches Leben geführt, war katholisch geworden und nach Genua gebracht, um dort wie Lissolo in die Mission gegen die Protestanten einzutreten.

Begierig fragt ihn der Zweifelnde: Was hat dich zum Uebertritt bewogen? Nichts von Bedeutung! Nicht der Glaube an die katholische Lehre? Das ist alles Thorheit!

Beide studieren miteinander das neue Testament im Grundtext, und der zum Katholicismus übergetretene Protestant bringt absichtslos den Katholiken zum Uebertritt zum Protestantismus, und wer den Vorteil bei diesem Tausch gehabt, ist leicht zu ersehen.

Lissolo läßt sich Urlaub geben und eilt von innerer Seelenqual getrieben nach Turin und sucht einen ehrwürdigen Pastor auf. Dessen Unterredung schafft noch wenig Licht; da am Abend, im schlichten Gemeindegottesdienst fällt es ihm wie Schuppen von den Augen, nicht lange währt es, so wird er nach gründlichem Unterricht in die evangelische Kirche aufgenommen und dient, wie gesagt, in Verona den Waldensern.

Wir müssen eilen. Wie gern kehrten wir in Ancona ein oder in Livorno, oder besuchten das köstliche Kinderspital des Dr. Comandi in Florenz, eines ehemaligen katholischen Arztes, der durch den Tod seiner Frau und seines Kindes bekehrt wurde, aber es zieht uns mit aller Gewalt nach Rom.

Rom, die stolze Babel auf den sieben Hügeln, mit dem gotteslästerlichen Papsttum in seiner Mitte, Roma papale und Roma eterna ist gefallen, denn der Babelturm mit der dreifachen Krone, der in den Himmel eingreifen wollte, ist gestürzt, und zwar zum guten Teil durch deutsche Hand. Die zwei frevelhaften Kriegserklärungen am 19. Juli 1870, aus Rom und Paris, schlugen in beiden Städten Bresche, durch welche am 20. September 1870 die Italiener in Rom und am 1. März 1871 die Deutschen in Paris einrückten.

Was war das für ein seltsamer Zug, der sich am 20. September durch die Porta pia bewegte: Die päpstlichen Truppen sind gewichen, die königlichen sollen einziehen, da drängt sich ein seltsames Fuhrwerk an die Spitze der Kolonne: ein kleiner, zweirädriger Wagen, von einem mächtigen weißen Hunde gezogen, der Inhalt: Die heilige Schrift! Gottes Wort der erste Streiter in der vom Blut der Heiligen trunkenen Roma, damit das Evangelium des Friedens dort wieder eine Heimstätte finde!

Und sie ward ihm gegeben! Wenige Tage nach dem Einzug traten die sechs Kolporteure im alten Kollosseum zusammen, dort, wo so viel Christenblut geflossen ist, und hielten für sich einen Gottesdienst, und nachdem endlich eine vollgültige Erlaubnis zum Verkauf der Bücher und zur Abhaltung von Gottesdiensten gegeben war, eröffnete sich eine Gottesdienststätte nach der andern, jetzt findet an siebzehn Stellen evangelischer Gottesdienst statt.

Im Jahre 1874 konnte ich eine derselben besuchen, wo der treffliche Giovanni Ribetti den Waldenser-Gottesdienst hielt in der Via dei Pontifici Nr. 51, ehemals ein Saal für Theatervorstellungen.

In der Nähe der Kirche des heiligen Augustin kaufte ich eine deutsche Bibel, wie fröhlich las ich darin in der katholischen Roma am Abend des heiligen Christfestes!

Die Sache der Evangelischen hat einen großen Fortschritt genommen seit 1877. Bis dahin waren die einzelnen Zweige der Evangelisation sehr zerstreut; da gelang es gerade gegenüber der Engelsburg, im Angesicht der Engelsbrücke mit dem Blick auf Sankt Peter und den Vatikan, ein Haus zu kaufen, das zum Gottesdienst, zur Aufnahme der Schulen, des theologischen und Lehrerseminars der Evangelischen und ihrer Familien dienen konnte, für 315 000 Franken. Zwei englische Freunde schenkten auf einmal je 5000 Pfund = 125 000 Franken. Am 18. März 1877 ist Haus und Kapelle feierlichst eingeweiht worden.

Eine eigentümliche Frucht sollte dieses Haus bald gewinnen. Einer der Pilger zum Bischofsjubiläum des Papstes trat eines Sonntags in die Kapelle ein. Der Prediger behandelte eben den Text der Weisen aus dem Morgenlande, die auch eine weite Reise gemacht, um Jesum zu finden. Bewegt trat der Fremde nach der Predigt an Signor Conti heran und bat um eine Unterredung. Er war ein wohlhabender Tiroler, dem es in Rom wie Luther gegangen war. Das Evangelium traf sein Herz, das in Kasteien und Pilgerfahrten keinen Frieden gefunden hatte. Bald waren es vier Rompilger, die sich zum Gottesdienst einfanden, außer jenem Tiroler ein französischer und ein österreichischer Priester und ein französischer Laie. Als der evangelische Geistliche sie zum Abschied nach dem Bahnhof geleitete, sprachen sie wie aus einem Munde: „Gott hat uns nach Rom geführt, um uns von Rom zu scheiden. Wir glaubten eine christliche Stadt zu sehen und haben ein Babel gefunden. In Babel aber auch ein Zion Gottes!“

Der Herr der Kirche, der aus den Trümmern des alten und des neuen Rom das Evangelium hat hervorbrechen lassen wie den Morgenstern, der den Tag verkündet, wird seine Sache weiter führen. Denn Jesus muß siegen, Jesus **wird** siegen! Amen.

13.

Stimmen der Vorzeit als Predigerinnen für die Gustav-Adolf-Gemeinde.

Von Pfarrer Dr. **Hoffmann** in Chemnitz.

Psalm 77, 12—16: Darum gedenke ich an die Thaten des Herrn, ja, ich gedenke an deine vorigen Wunder und rede von allen deinen Werken und sage von deinem Thun. Gott, dein Weg ist heilig. Wo ist so ein mächtiger Gott, als du, Gott, bist? Du bist der Gott, der Wunder thut; du hast deine Macht bewiesen unter den Völkern. Du hast dein Volk erlöset gewaltiglich, die Kinder Jakobs und Josephs, Sela.

Liebe evangelische Mitchristen! Ihr habt alle gehört von dem berühmten Denkmal der Reformation in Worms; ja, mancher unter euch hat es wohl gesehen, diese unvergleichliche Darstellung der Reformationsgeschichte in ihren hervorragendsten Persönlichkeiten und bedeutungsvollsten Ereignissen, diese in Erz gegossene Predigt der Großthaten Gottes, eine Predigt, die in uns allen unwillkürlich das Echo weckt, das in dem verlesenen Psalmwort seinen Ausdruck findet: „Ich gedenke an die Thaten des Herrn, ja, ich gedenke an deine vorigen Wunder. Gott, dein Weg ist heilig. Du hast deine Macht bewiesen unter den Völkern. Du hast dein Volk erlöset gewaltiglich!“ Es ist eigentlich nicht **ein** Denkmal, das wir dort sehen; es ist eine ganze Zahl von Denkmälern, die zu einem vereinigt sind. Auf einer Plattform, 50 Fuß im Quadrat, erheben sich 8 Sockel. Der mittelste, das Hauptpostament, trägt die Gestalt des großen Reformators Luther, 10 Fuß hoch, mächtig imponierend, alle übrigen Gestalten weit überragend, das Haupt zum Himmel erhoben, als wollte er sagen: „Ist Gott für mich, wer mag wider mich sein?“ in der linken Hand die Bibel haltend, die rechte Faust aber auf das Buch der Bücher gedrückt, gleich als riefe er: „Das Wort sie sollen lassen stahn.“ Alles an ihm Kraft und Mut, heiliger Trotz und felsenfestes Vertrauen, eine Verkörperung des Luther, der auf dem Reichstag zu Worms sein ewig denkwürdiges Bekenntnis ablegte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ Zu Luthers Füßen, an den vier Ecken des großen Sockels, sitzen die vier

Reformatoren vor der Reformation, Petrus Waldus, der Franzose, und Wicliff, der Engländer, der Böhme Hus und der Italiener Savonarola, darstellend das jahrhundertelange Ringen edler Geister nach Wahrheit und Freiheit, nach Licht und Recht. Dies die großartige Mittelgruppe. Sie steht genau in der Mitte von vier andern großen Sockeln, die als die vier Ecken eines Quadrats sie umgeben, und von denen uns die beiden Männer grüßen, die der Reformation ihren gewaltigen Arm liehen, Friedrich der Weise von Sachsen, Luthers Gönner, und Landgraf Philipp von Hessen, und die beiden Männer, die der Reformation das Schwert des Geistes darreichten, die Waffen der Wissenschaft, Reuchlin, der Erforscher der hebräischen Sprache, und Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, der Lehrer Alldeutschlands, wie er um seiner umfassenden Gelehrsamkeit willen genannt ward. Zwischen diesen Eckstatuen aber erhebt sich auf drei Seiten des Quadrats noch je ein Sockel, jeder derselben tragend eine edle weibliche Gestalt. Es sind symbolische Darstellungen von drei Städten, die für die Geschichte der Reformation von besonderer Bedeutung sind. Ihre Namen Speier, Augsburg und Magdeburg, uns erinnernd an Ereignisse aus der Vergangenheit unsrer Kirche, die nie vergessen werden dürfen, die eine gewaltige Sprache reden durch die Jahrhunderte hindurch, eine gewaltige Sprache auch für die gegenwärtige Zeit und das gegenwärtige Geschlecht!

So steht vor uns das Denkmal der Reformation in der alten Kaiserstadt Worms. Im Jahre 1868 ward es geweiht. Aus dem ganzen evangelischen Deutschland waren die Gaben zum Bau geflossen und im ganzen evangelischen Deutschland erregte die Vollendung des großartig angelegten Unternehmens eine freudige Bewegung. Ein Jahr darauf, im Jahre 1869, war ich in Worms in Begleitung eines Mannes, der meinem Herzen sehr nahe stand, meines Vaters, des langjährigen Vorsitzenden im Centralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins, der in dieser Eigenschaft der Weihe des Denkmals beigewohnt hatte. Unvergeßlich ist mir's, wie er mir das Denkmal zeigte und ihm dabei vor innerm Ergriffensein und in der Erinnerung an das im Vorjahre erlebte Fest die Augen übergingen. Der Jüngling fühlte ja noch nicht so tief; aber das fühlte auch er, daß der Hauch einer großen Vorzeit ihn umwehte, und daß das Denkmal die Verewigung der größesten That des deutschen Geistes bedeute, die zugleich eine der herrlichsten Thaten des lebendigen Gottes ist.

Ein Stück aus der großen Vergangenheit, die dort in Erz gegossen vor uns aufsteigt, möchte ich heute zu euch reden lassen, ihr lieben Gustav-Adolf-Genossen, und zwar sollen es jene drei Städte sein, die ihre Stimme erheben und uns mahnen: Gedenket an die Thaten des Herrn und an seine heiligen Wege! Lernet von der Vergangenheit für die Gegenwart! Seid würdig der großen Vorfahren, an denen einst der Herr seine Macht bewiesen! Bleibet in den Bahnen, die damals neu aufgethan worden sind! Wohlan denn vernehmet

drei Stimmen der großen Vorzeit als Predigerinnen für die Gustav-Adolf-Gemeinde.

1. Die protestierende Speyer ruft uns zu: Bestehet in der Freiheit, zu der euch Christus befreit hat.
2. Die bekennende Augsburg: Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist.
3. Die trauernde Magdeburg: Ein jegliches Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste.

1.

Die erste Stimme aus großer Vorzeit, die protestierende Speyer, auf dem Denkmal eine edle Jungfrauengestalt mit achtunggebietender Miene, mit dem Ausdruck der Energie und heiligen Entschiedenheit auf dem feingeschnittenen Antlitz, die Rechte erhoben wie zur Abwehr gegen alle ungerechte Vergewaltigung — was sagt sie uns? Sie mahnt: Bestehet nun in der Freiheit, zu der euch Christus befreit hat! Das Banner der christlichen Freiheit war es ja, um das unsre Väter im Evangelio sich scharten auf jenem denkwürdigen Reichstag von Speyer im Jahre 1529. Die Freiheit des Glaubens und Bekennens sollte ihnen genommen, die evangelische Christenheit Deutschlands unter das alte papistische Joch zurückgeführt werden. Das war der Sinn des kaiserlichen Erlasses, mit welchem die in Speyer versammelten Stände verabschiedet wurden. Ward doch darin den Ständen aufgegeben, das Wormser Edikt, durch welches Luther und alle seine Anhänger, im Grunde genommen also auch die evangelisch gesinnten Fürsten und Ratsherren, für vogelfrei erklärt wurden, streng durchzuführen, die römische Messe überall wieder herzustellen und allen Bischöfen ihre Gerichtsbarkeit und ihre Einkünfte im früheren Umfang zurückzugeben. Was bedeutete das anders als das Todesurteil für unsre evangelische Kirche? Mit einem Federstrich gedachte der Kaiser ihre Rechte null und nichtig zu machen. Aber gottlob! wie so manches Mal sollte auch hier sich das Prophetenwort erfüllen: Beschließet einen Rat, und es werde nichts daraus; denn hier ist Immanuel. Die evangelischen Stände vereinigten sich zu mannhafter That. Sie verfaßten eine feierliche Protestation, eine Erklärung der vergewaltigten Minorität, daß sie in die ungerechten Bestimmungen des Reichstagsabschieds sich nimmermehr fügen könnten noch wollten. „Wir protestieren und bezeugen hiermit öffentlich vor Gott, daß wir für uns, die Unsern und allermänniglich in alle Handlung, so wider Gott und sein heiliges Wort, unser aller Seelenheil und gut Gewissen beschlossen worden ist, nicht willigen, sondern es für null und nichtig erklären.“ So lauten ihre kernigen, mannhaften Worte. Es war das eine That von der größten Bedeutung. Ein Grundsatz ward da aufgestellt, der uns freilich als selbstverständlich gilt, der aber von der herrschenden Kirche Jahrhunderte hindurch mit Feuer und Schwert auf das Grausamste unterdrückt worden war, der Grundsatz

nämlich, daß in Glaubensdingen nicht Papstes und Kaisers Gewalt maßgebend sei, sondern einzig und allein Gottes Wort und das in Gottes Wort gebundene christliche Gewissen. Ehre und Dank den mutigen Helden, die nicht achtend des gewaltigen Kaisers Zorn, eingedenk der apostolischen Mahnung: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ das Schifflein unsrer Kirche damals glücklich durch Sturm und Wellen hindurchgeführt! Der Tag von Speyer gab ihnen den Namen Protestanten, einen Ehrennamen, den wir führen bis zu dieser Stunde.

Nun aber hört die Stimme der protestierenden Speyer dort vom Denkmal her! Sie fragt uns: Ihr heißt Protestanten; seid ihr aber auch wirklich Protestanten? Seid ihr auch bereit, die heiligen Güter der Reformation, wenn es sein muß, zu verteidigem mit euerm Herzblut und zu protestieren wider den alten bösen Feind, von dem man, wenn jemals, so in unsern Tagen singen muß: Mit Ernst er's jetzt meint? Flammt auch in euern Seelen Kraft und Mut? Ach, oder seid ihr ein schwächliches Geschlecht ohne religiöses Rückgrat und ohne christliches Mark, ohne Begeisterung und ohne Kampfesmut? Die protestierende Speyer läßt den Ruf erschallen: Auf, auf, zum Kampf, wenn nicht zum Angriff, dann doch zum mindesten zur Verteidigung! Ich weiß ja, solcher Ruf erregt leicht Mißfallen. Man sagt, unser Jahrhundert sei das Jahrhundert der Toleranz. Da zieme es sich nicht mehr, um Glaubensdinge zu streiten. Wie aber, wenn die Toleranz nur einseitig geübt wird? Wird sie da nicht doch den Kürzeren ziehen? Wenn der Jäger gegenüber dem reißenden Löwen tolerant ist, so wird er von ihm zerrissen. Und der Löwe, der auch hinter der Friedensmiene die alte, reißende Natur verbirgt, der es sich zu seiner Lebensaufgabe setzt, die Ketzerei zu bekämpfen und zu vernichten, — wo er ist, wir wissen es alle. Er sitzt auf dem sogenannten Stuhle Petri, immerdar derselbe, mag er nun Pius heißen, d. h. der Fromme, oder Leo, d. h. eben der Löwe. Das Papsttum in unsrer Zeit — eine wundersame Erscheinung fürwahr! Welch eine Kluft zwischen dem 19. Jahrhundert und dem Mittelalter! Und doch bewegt sich das Papsttum in unsern Tagen wieder auf mittelalterlicher Höhe. Getragen von der Gunst der Zeiten, erhoben von stolzem Siegesbewußtsein wegen der im Kulturkampf errungenen Erfolge, umworben von den Gewaltigen der Erde, verhätschelt von der Diplomatie, innerhalb der katholischen Kirche selber ein absoluter Herrscher, dem die ganze Hierarchie vom Erzbischof bis zum letzten Kaplan, dazu die ganze ungeheure Gefolgschaft von Mönchen, Nonnen, Bruderschaften in sklavischer Unterwürfigkeit zu Füßen liegt — was Wunder, wenn der Papst sich selber vorkommt wie ein Gott und in stolzen Zukunftsplänen von dem Tage träumt, wo die ganze Welt ihm huldigen soll? Sehen wir's denn nicht mit Augen, wie jetzt der ganze Apparat von Macht und List, der Rom zur Verfügung steht, in Bewegung gesetzt wird, um die Grenzen zu verrücken und einzudringen in evangelisches Gebiet? Höret das

immer erneute Feldgeschrei aus katholischem Lager: Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß die glorreiche Gesellschaft Jesu ihren Einzug halte, dieselben Jesuiten, die einst die Brandfackel des dreißigjährigen Kriegs entzündet haben, deren ganze Geschichte eine Geschichte des Blutes und der Thränen ist, die noch heute auf ihre Fahnen schreiben: Vernichtung des Protestantismus durch jedes Mittel und um jeden Preis! Höret und leset, wie sie drüben in ihrer Presse, in ihrer Litteratur den evangelischen Namen verunglimpfen, wie sie über die edelsten Blüten evangelischen Glaubens und Lebens, über unsre Mission, über die Diakonissensache und nicht zum mindesten über unser Gustav-Adolf-Werk die Lauge ihres giftigen Hohnes ausgießen, wie sie alles, was uns heilig und ehrwürdig ist, mit Füßen treten, wie sie, um nur eins besonders anzuführen, von dem größten Sohn des deutschen Volkes, von unserm Luther, mit ausgesuchter Bosheit und Verlogenheit ein grauenhaftes Zerrbild entwerfen, ihn brandmarken als Rebellen und Volksverführer, als Völler und Säufer und ihn enden lassen als feigen Selbstmörder, und dies alles mit lauter aus der Luft gegriffenen Behauptungen, sagt, fühlt sich da nicht Herz und Gewissen gedrungen zu energischem Protest? Den ersten Ansturm römischer Angriffe und Uebergriffe haben naturgemäß diejenigen unsrer Brüder auszuhalten, die auf Vorposten stehen, die evangelischen Christen in der Zerstreuung. Sie können ein Lied singen von römischer Intoleranz. Wenn man da treuen Bekennern Jesu frech ins Gesicht hineinsagt: Ihr seid gar keine Christen, ihr seid schlimmer als Heiden und Türken, wenn man ihre im Namen Gottes geschlossenen Ehen als Konkubinate bezeichnet, da kein katholischer Priester sie geweiht, wenn man nicht selten die Losung ausgiebt: Dem Ketzer kein Brot, dem Ketzer kein Quartier, mit dem Ketzer kein Geschäft, dem Ketzer kein ehrlich Begräbnis, kein Flecklein auf geweihter Erde, wenn mancher evangelische Pfarrer trotz alles Suchens keine Wohnung findet, weil die Hauswirte aus Furcht vor dem Zorn des Priesters ihn nicht aufzunehmen wagen, und er muß schließlich mit irgend welchem elenden Gelaß fürlieb nehmen, wenn wir hören von barmherzigen Schwestern katholischer Orden, die in den Krankenhäusern für ihren Glauben Propaganda machen und manchem armen Sterbenden durch ihre zudringlichen Bekehrungsversuche die letzten Stunden vergällen, bäumt sich da nicht unwillig auf das protestantische Ehrgefühl? Unsre Grenzen sind bedroht! Unsre Kirche ist gefährdet! Unsre heiligste Ueberzeugung wird mißachtet. Da heißt's nicht tolerieren; da heißt es protestieren! Nicht, als wollten wir dem einzelnen katholischen Christen auch nur das Geringste in den Weg legen. Daß bei uns jeder ungestört seines Glaubens leben darf, das sei und bleibe unser Stolz. Toleranz gegen den Andersgläubigen ist eine der edelsten Blüten am Baume des Protestantismus. Aber gegen das römische System, gegen die jesuitische Verlogenheit, gegen die Angriffe und Uebergriffe, gegen Roms Herrschsucht und Eroberungssucht, dagegen müssen wir uns wehren, wenn anders noch ein Tropfen

evangelischen Bluts in unsern Adern rinnet, müssen uns wehren mit dem Schwert des Geistes, mit dem Wort der Wahrheit, müssen uns wehren vor allem auch mit der That, mit der That der helfenden Bruderliebe. Es gilt, daß wir die am meisten bedrohten Außenwerke unsrer Kirche schirmen und schützen, daß wir die auf äußerstem Vorposten stehenden Brüder moralisch und materiell unterstützen, daß wir die verstreuten und versprengten Glieder sammeln, daß wir stärken, was sterben will, und die Wankenden in der Treue befestigen. Das ist der Protest der That, und das ist's, was unser Gustav-Adolf-Verein erstrebt und leistet in heißer Arbeit. Möge uns in solchem Protestieren stärken und ermutigen die protestierende Speyer. Und nun

2.

die zweite Stimme aus großer Vorzeit. Sie geht aus von der bekennenden Augsburg. Eine Frauengestalt mit freier, hoher Stirn, mit dem Ausdruck siegreicher Gewißheit, das Antlitz strahlend von heiterem Glanz, wiederspiegelnd den Frieden und die Freude eines Herzens, das in Glaubenssachen zu voller, freudiger persönlicher Gewißheit hindurchgedrungen ist, so grüßt uns vom Denkmal zu Worms die bekennende Augsburg, und was sagt sie uns? Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist.

Zu Augsburg war es, wo die evangelischen Stände, Fürsten und Vertreter der freien Städte im Jahr 1530 vor Kaiser und Reich ein gutes Bekenntnis ihres Glaubens ablegten, das Bekenntnis, das noch heute unter dem Namen „die Augsburgische Konfession“ die Rechtsgrundlage unsrer evangelisch-lutherischen Kirche bildet, auf das unsre Geistlichen verpflichtet werden, nach dessen Grundsätzen die Jugend unterrichtet wird, das zum mindesten in seinen 21 Hauptartikeln jedem evangelischen Christen auch zugänglich ist — braucht er doch bloß den Anhang seines Gesangbuchs aufzuschlagen, um es zu finden — das Bekenntnis, dessen Vorlesung seiner Zeit einen tiefen Eindruck machte auf die Hörer, selbst auf die erbitterten Feinde der evangelischen Sache, also daß der Bischof von Augsburg bekannte: „Das ist die lautere Wahrheit“ und der Herzog Wilhelm von Baiern: „Ich sehe schon, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben,“ ja, daß selbst dem stolzen Erzbischof von Salzburg, so sehr es ihm widerstrebte, sich von solch einem elenden Mönch belehren lassen zu sollen, doch das Zugeständnis entfuhr: „Wir können es nicht leugnen, daß das alles wohl begründet ist.“

Was ist es, ihr Lieben, das diesem Bekenntnis seine bleibende Bedeutung giebt? Wir antworten: Dies ist's, daß es in der Kürze die Fülle religiöser Gedanken und religiösen Lebens zum Ausdruck bringt, welche das evangelische Christentum in sich birgt, und daß es also das evangelische „Ja“ bedeutet, durch welches das protestantische „Nein“ erst seine Berechtigung erhält. Und das dürfen wir nie vergessen! Hinter dem protestantischen „Nein“ muß allezeit stehen das

evangelische „Ja“. Wehe uns, wenn wir bloß protestieren und negieren wollten! Unsre Streiche würden Streiche in die Luft sein! Unser Luther war doch gewiß ein Protestant! Energischer hat das „Nein“, welches er dem Papst, dem Kaiser und dem ganzen in der Kirche eingerissenen Unwesen entgegenstellte, wohl aus keinem Munde geklungen, als aus dem seinigen. Aber so energisch er im Protestieren war, seine eigentliche Stärke lag im Bekennen! Bezeichnend doch ist hierfür das letzte Wort von seinen Lippen. Als sein Beichtvater Justus Jonas ihn fragte: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr gepredigt, beständig bleiben?“ antwortete er mit einem vernehmlichen Ja. Das evangelische „Ja“ war das letzte Wort des Sterbenden.

Wenn wir nun zurückkehren zur Betrachtung der Augsburgischen Konfession, so sind es drei Grundsätze, die das ganze Bekenntnis beherrschen, und von denen wir nicht lassen dürfen, soll nicht der ganze Bau unsrer evangelischen Kirche ins Wanken kommen. Ich möchte diese Grundsätze wiederum zusammenfassen in drei Worte heiliger Schrift. Das eine lautet: „Wir haben ein festes prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet.“ Welches ist die Norm für Glauben und Leben? Das Wort allein! Nur eine Autorität giebt es in Glaubensdingen, die göttliche! Das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben! — Und im zweiten Grundsatze: „Es ist in keinem andern Heil, denn allein in Christo!“ Der Kirche, dem Papst, den Heiligen eine Mittlerstellung einräumen zwischen Gott und Mensch, das heißt dem Herrn Christus die Ehre rauben! Es ist nur ein Mittler zwischen Gott und Menschen. Sein Liebesopfer reicht zu, eine ganze Sünderwelt selig zu machen. Und endlich ein drittes: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Nicht eine selbsterdachte und selbstgemachte Heiligkeit bringt in das rechte Verhältnis zu Gott, sondern einzig und allein das kindliche Vertrauen, welches die in Christo dargereichte Gnade Gottes gern und willig sich zu eigen macht, die gewisse Zuversicht, welche auf Christi Blut und Gerechtigkeit baut und traut, welche sich den Himmel weder verdienen kann noch will, sondern sich den Himmel schenken läßt aus Gnaden. Das ist Glaube, und solcher Glaube ist zugleich Leben und Kraft. Er treibt hinein in kindlichen Dank, kindliche Liebe, kindlichen Gehorsam. Er wirkt die wahre, edle Sittlichkeit, die allerdings nicht ihren Ruhm darein setzt, hinter dicken Klostermauern im Mönchsgewand ein thaten- und kampfloses, ebenso bequemes als unnützes Dasein zu führen, eine Sittlichkeit vielmehr, die sich hält an die gottgegebenen Ordnungen des Staates, der Familie, der Gemeinde, des bürgerlichen Berufs, Ordnungen, innerhalb deren man seine Zeit auskauft, seine Kraft verwertet und als dienendes Glied willig dem großen Ganzen sich anschließt. Das ist das evangelische Christentum, für welches die Augsburgische Konfession eintritt. Das Wort allein! Christus allein! Der Glaube allein! Dazu haben sich unsre Väter bekannt. Das war das Banner, um das sie sich scharten,

und das mit ihrem Herzblut zu verteidigen sie jederzeit freudig bereit waren. Und dasselbe Banner müssen wir hochhalten, wollen wir der Väter würdig sein, müssen im Geist und Sinn der Bekenner von Augsburg allen gegenteiligen Meinungen und Geistesströmungen zum Trotz fest dabei bleiben: Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt, welcher ist Christus. Unser Gustav-Adolf-Verein aber, wie er ein energischer Protest ist gegen Rom, ist er nicht ebenso ein begeistertes Bekenntnis zu dem teuerwerten Evangelium von Jesu Christo, und zwar wiederum ein Bekenntnis der That? Welches ist denn das letzte Ziel unsrer Arbeit? Wozu dieses Bauen von evangelischen Kirchen und Schulen in katholischen Landen, diese Sammlung von Gemeinden, diese Neubegründung evangelischer Predigtstellen, dieses Hinaussenden von Bibeln und Predigtbüchern, wozu dieser ganze Apparat von Hauptvereinen und Zweigvereinen, diese Geldsammlungen, diese festlichen Veranstaltungen, Wanderfeste, Familienabende, Gustav-Adolf-Stunden? Doch schließlich nur zu dem einen Zwecke, daß der Name Jesu wieder zu Ehren komme, daß dem Wort des Lebens wieder freie Bahn gebrochen werden soll. „Die Sach' und Ehr', Herr Jesu Christ, nicht unser, sondern dein ja ist.“ Ja, geht hinaus auf unsre Arbeitsgebiete in die weit sich ausdehnende Diaspora, sehet, wie dahier und dort schmucke evangelische Kirchlein Kunde geben von der Thätigkeit unsers Vereins, hört das Geläute, das nun auch unsern Brüdern und Schwestern den traulichen Ruf bringet: „Sonntag, Sonntag ist es heute; kommt, denn es ist alles bereit,“ höret dort, wo man sonst nur das Ave Maria vernommen, erklingen das evangelische Lied, höret die Kinder ihren Katechismus aufsagen, höret die Predigt des Wortes, lauter und rein, ohne Zuthaten und Abzüge, dies alles sind's nicht Bekenntnisse, die alle nach der einen Weise gehen: Such, wer da will, Nothelfer viel, die uns doch nichts erworben, hier ist der Mann, der helfen kann, der für uns ist gestorben! Und diese Bekenntnisse wirken auch. Wie sich einst an des edlen Hus Scheiterhaufen die Menge verwunderte, daß ein Ketzer also beten könne, so hat schon mancher Katholik, wenn er von Ungefähr einmal ein evangelisches Gotteshaus betrat, sich verwundert, daß diese Protestanten, die er für halbe Heiden hielt, so schön singen, predigen, beten können, und es ist ihm eine Ahnung davon aufgegangen, daß das Evangelium doch eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben. Wohlan denn, ihr Lieben, unter stetem Hinblick auf die höchsten Ziele, die Ehre Jesu, den Bau seines Reiches wollen wir unsre Arbeit treiben im Geiste der Väter, die einst die Wahrheit frei und offen bekannt vor Kaiser und Reich. Dazu stärke und ermutige uns immer von neuem die bekennende Augsburg. Und endlich

3.

die trauernde Magdeburg, dort auf dem Denkmal eine gramgebeugte Gestalt, das Haupt gesenkt, die Augen zu Boden geschlagen,

das Antlitz gefurcht von tiefem Kummer, was hat sie uns zu sagen? Sie erzählt uns von Tagen des Schreckens, von Greueln der Verwüstung, von Mord und Blutvergießen! Seit der Zerstörung von Troja und seit dem Fall Jerusalems hat's ja in der ganzen Weltgeschichte kaum etwas Grauenvolleres gegeben, als die Einnahme und Verwüstung von Magdeburg durch den kaiserlichen Feldherrn Tilly im 30jährigen Krieg. Wollt ihr ein anschauliches Bild davon haben, so schlagt euern Schiller auf und zwar seine Geschichte des 30jährigen Kriegs. Da findet ihr eine Schilderung aller der Greuel, die über die der Plünderung preisgegebene Stadt verhängt wurden, ein Gemälde von Meisterhand gezeichnet. Aber die trauernde Magdeburg erinnert nicht nur an eine furchtbare Vergangenheit, sie predigt auch aus dieser Vergangenheit heraus, und was sie uns predigt? Seid einig, ihr Evangelischen, denn ein jegliches Reich, so es uneins wird mit ihm selbst, das wird wüste. Welches war denn die letzte Ursache der grauenvollen Katastrophe? Nicht Saumseligkeit von seiten Gustav Adolfs, nicht die falsche Sicherheit der Bürger, nicht Tillys Feldherrnkunst, sondern vielmehr der unselige Zwiespalt im evangelischen Lager, die Unentschiedenheit und Unentschlossenheit der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, welche dem Schwedenkönig, dem Glaubensgenossen, die Bundesgenossenschaft weigerten und ihm den Weg durch ihr Land hartnäckig versperrten. Erst der Fall Magdeburgs trieb sie zum Bündnis. Die trauernde Magdeburg — welch eine ernste Warnungstafel: „Ihr Evangelischen, haltet treu zusammen, damit eure Feinde nicht die Oberhand gewinnen, damit eure feste Burg nicht falle!“ Zwar die Einheit Roms erreichen wir nicht und erstreben wir nicht. Denn sie ist erkauft um den Preis der Wahrheit und verbunden mit Unterdrückung der Freiheit, mit Knechtung der Gewissen, mit Ertötung der einzelnen Persönlichkeit, und sie ist auch nicht aus dem Geiste Jesu Christi geworden, sondern mit Gewalt und List zusammengearbeitet. Nur kurzsichtige Lutheraner können nach dieser jede freie Bewegung unterdrückenden Uniformität Verlangen tragen. In unsrer Kirche wird stets eine Mannigfaltigkeit der Gaben und Kräfte, der Richtungen und Anschauungen zu finden sein, und es wird sich nicht vermeiden lassen, daß die Richtungen sich gegenseitig auseinandersetzen. Aber muß denn das geschehen in unbrüderlicher Lieblosigkeit, in gehässigem Parteigezänke oder wohl gar in gegenseitiger Verdächtigung der Gesinnung und des Charakters? Leugnen wir's nicht! In dieser Beziehung wird in unsrer Kirche viel gesündigt. Bei aller Mannigfaltigkeit der Gaben, wir sollten fleißiger sein, zu pflegen die Einigkeit im Geiste. Vor allem aber, wenn es gilt, Rom gegenüber den Verteidigungskampf zu führen, wenn es gilt stützen, was zusammenstürzen, stärken, was sterben will, da sind wir von vornherein verloren, wenn wir nicht zusammenstehen wollen Schulter an Schulter, Hand in Hand. Und da ist's nun ein bleibendes Verdienst unsers Gustav-Adolf-Vereins, daß er solches Zusammenstehen und Zusammengehen ermöglicht. Seine Statuten sind

weit genug, um die verschiedenen Richtungen der evangelischen Kirche zu umfassen, und eng genug, um unevangelischen, widerchristlichen, grundumstürzenden Tendenzen das Heimatsrecht im Verein zu weigern. O, es thut wahrhaft wohl, hier einmal den Hader der Parteien schweigen zu sehen. Es ist wahrhaft erquicklich, wenn auf dem Felde gemeinsamer Liebesthätigkeit auch einmal verschiedenartig gerichtete Geister einander begegnen und schauen einander in das Auge und in das Herz, und es finden die, die vielleicht auf anderm Gebiet einander befehdet hatten, so manches, was sie eint, so manches, was sie zu einander zieht. Wenn Rom höhnt: Ihr seid gar keine Kirche, ihr seid nur ein Haufe von Sekten und Parteien, die sich untereinander in stetem Kampf aufreiben und verzehren — wohl uns, daß wir unsern Verein entgegenstellen können als einen Thatbeweis: „Es giebt noch eine evangelische Kirche! Wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann.“ Daß unser Verein dem gewaltthätigen Rom ein Dorn im Auge ist, daß sich die Schale römischen Zorns in Verunglimpfungen und Lästerungen mit Vorliebe über ihn ergießt, ist nicht zu verwundern. Wohl aber ist's zu verwundern, wenn auch evangelische Christen, es sei kühl und gleichgültig, es sei gar feindselig, ihm gegenübertreten, wenn sie ihn befehden wegen seiner Weitherzigkeit, wohl gar zu andern Vereinen zusammentreten und dies große Werk evangelischer Bruderliebe durch einen zwischeneingeschobenen Keil auseinander zu sprengen versuchen. Meine lieben Mitchristen und Mitarbeiter am heiligen Werk, wir wollen uns dadurch nicht irre machen lassen. Mögen die Angriffe auf unsern Verein kommen von welcher Seite es immer sei, wir wollen sein Banner hochhalten; wir wollen in der Sammlung aller Hilfskräfte, in der gemeinsamen Liebesarbeit unsre Stärke suchen. Wir wollen Gott danken, daß er gerade unserm Verein die Gnade verliehen hat, mächtig beitragen zu dürfen zur Tilgung der Schmach unsrer Kirche, zur Hebung des protestantischen Ehrgefühls, des evangelischen Selbstgefühls, zur Milderung vorhandener Gegensätze, zur Einigung der Getrennten, zur Knüpfung neuer heiliger Bruderbande. Seid einig, einig, einig! so mahnt uns die trauernde Magdeburg.

Ich komme zum Schluß. Die protestierende Speyer, die bekennende Augsburg, die trauernde Magdeburg — mögen sie denn nicht bloß dort in Worms in Erz gegossen uns ihr Antlitz zeigen, mögen sie auch in unser Herz gegraben sein so fest wie in Stein und Erz. Mögen noch lange nachtönen die Stimmen, die wir vernommen: Seid mutig zur Abwehr! seid jederzeit bereit zu freudigem Bekenntnis! seid einig in brüderlicher Liebe! Gut protestantisch, gut evangelisch, untereinander aber brüderlich und herzlich. Das sei die Losung in unserm Verein; so wollen wir's halten. Gott spreche dazu sein Amen!

14.

Die Vernichtung des Evangeliums in Frankreich.

Von Dr. **Richard Weitbrecht**, Stadtpfarrer in Wimpfen.

---

2. Korinther 4, 8. 9: Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um.

Dieses Wort des Apostels läßt sich in besonderem Maße auf die Evangelischen Frankreichs anwenden. Vielleicht hat nirgends in der Welt eine evangelische Bevölkerung mehr gelitten als die französische im 17. Jahrhundert, nie sind göttliche und menschliche Rechte frevelhafter verletzt worden als in der damaligen Verfolgung. Aber der Glaubensmut, die Standhaftigkeit und die Leidensfreudigkeit vieler Tausende sind auch herrlich hervorgetreten, und als sich den von allen Seiten Verfolgten und Gedrängten die gastlichen Thore des Auslandes, insbesondere Preußens, öffneten, durften sie das Wort des Apostels in vollem Maße an sich erfahren.

Die planmäßige Unterdrückung des Evangeliums in Frankreich wurde mit der Aufhebung des Edikts von Nantes gekrönt, welches 1598 den Protestanten Frankreichs freie Religionsübung und dieselben bürgerlichen Rechte gegeben hatte wie den Katholiken. Am 18. Oktober 1685 hob Ludwig XIV. dieses Edikt auf und trieb dadurch Hunderttausende seiner besten Bürger aus dem Lande. In Scene gesetzt wurde die ganze Verfolgung von der katholischen Geistlichkeit, insbesondere von den Jesuiten, welche durch den Beichtvater des Königs und durch die fromm gewordene Maitresse Ludwigs, Frau von Maintenon, denselben vollständig beherrschten, als er angefangen hatte, nach dem bekannten Spruch zu leben: junger Wüstling, alter Betbruder. Dem König selbst, der keinen andern Willen kannte, als seinen eignen, war die Sache willkommen; denn die Einziehung der Güter der Hugenotten und die aus Anlaß der Verfolgung besonders reichlich fließenden Geschenke der Geistlichkeit thaten den leeren Kassen des „allerchristlichsten“ Königs sehr wohl.

Die Geistlichkeit Frankreichs war nämlich von den Staatssteuern befreit, sie brachte dieselben dar unter der Form eines freiwilligen Geschenks an den König. Bei dieser Gelegenheit versäumten sie nie, Anklagen gegen die Hugenotten vorzubringen und deren Treue gegen den König zu verdächtigen. Schon im Jahre 1650 richtete der Sprecher der Geistlichkeit folgende Worte an den König: „Wir verlangen nicht, Sire, von Ew. Majestät, daß sie diese unglückselige Gewissensfreiheit augenblicklich aus dem Lande verbanne, welche die wahre Freiheit der Kinder Gottes schädigt; denn für leicht halten wir die Ausführung eines solchen Planes eben nicht. Aber wir wünschen, daß, wenn

Ew. Majestät mit Ihrer Autorität das Uebel auch nicht mit einem Schlage ersticken kann, Hochdieselbe es doch nach und nach zum Absterben bringen möge." Je härtere Maßregeln Ludwig XIV. gegen die Protestanten ergriff, um so williger war die Geistlichkeit, zu schenken. Um seinen Glaubenseifer anzufachen, verehrten sie ihm 1675, gerade um die Zeit, als der königliche Sünder sich zu bekehren anfing, 27 Millionen Franks (nach heutigem Geldwert) und bemerkten hierzu: nach all den Siegen, die Gott dem Könige verliehen habe, könne er auch nicht verweigern, was Gott durch den Mund der Geistlichkeit von ihm fordere; er könne Gott seine Dankbarkeit nur dadurch beweisen, daß er die Ketzerei in seinem Reiche ausrotte, dann werde er zugleich ein Kriegsheld und ein religiöser Held sein. So werde sich das Heil der Kirche und des Staates zugleich an den Namen Ludwigs des Großen knüpfen.

Im Jahr 1680 konnte die Geistlichkeit schon rühmen, daß die Ketzerei sich zu den Füßen des Königs sterbend winde; sie spendete zum Dank dafür 18 Millionen. Im Jahre der Aufhebung des Ediktes von Nantes wurde der König von der Geistlichkeit mit einem Geschenk von ebenfalls 18 Millionen belohnt. Kleine Geschenke, sagt man, halten die Freundschaft warm; kein Wunder, daß Ludwig der katholischen Geistlichkeit gefällig war. Zudem war er von seiner „göttlichen" Machtfülle und der vollkommenen Unumschränktheit seiner Fürstengewalt so überzeugt, daß er es wirklich, als er anfing ein bigotter Frömmler zu werden, für einen Frevel an seiner geheiligten Person hielt, wenn jemand in seinem Reiche einen andern Glauben hatte als er.

Was er aber that, that er unter dem Einflusse der katholischen Geistlichkeit, wie sich der Bischof von Valence, Cosnue, selbst rühmt: „Ich redete dem König kräftig zu und vergaß, glaube ich, nichts dabei, so daß ich vielleicht ein Weniges dazu beigetragen habe, den Entschluß zur Aufhebung des Edikts in ihm reifen zu machen, und er nur noch Katholiken im Lande dulden wird." Daher kommt es auch, daß — ausnahmsweise — das Papsttum bei diesen Freveln wider die Protestanten seine Hände nicht im Spiele hatte. Es konnte auch ruhig zurückhalten, denn die Jesuiten besorgten das Nötige. Ludwig hatte nämlich mit dem Papste stets Händel, weil er ihn nicht in sein Land hineinregieren lassen und selbst das Oberhaupt der französischen katholischen Kirche sein wollte. Dieser Streit hinderte aber den Papst Innocenz XI. nicht, dem sonst gehaßten Könige sein Wohlwollen über seine Frömmigkeit und Thatkraft bei Ausrottung der Ketzer auszusprechen; und als endlich das Edikt von Nantes, das dem Papsttum stets ein Dorn im Auge gewesen war, aufgehoben wurde, belobte er ihn aufs höchste, billigte es, daß er Gewalt gegen die Ketzer gebraucht habe, und ließ ihm sagen, die katholische Kirche werde nie ein so großes Werk vergessen und nie aufhören, seinen Namen zu loben.

Und was hat Frankreich durch diese Maßregel Ludwigs gewonnen? Ein französischer Schriftsteller faßt es zusammen in die Worte: „Un-

mittelbar gefolgt von Aechtungen, Hinrichtungen, Galeerenstrafen, von den Plünderungszügen der Dragoner war diese Aufhebung ein Nationalunglück, zerriß die Familienbande, bewaffnete Verwandte gegen Verwandte, um ihre Güter zu bekommen, entvölkerte das Reich, entführte unsre Industrie und unsern Handel zu unsern Nachbarn, brachte deren Staaten zum Aufblühen auf Kosten Frankreichs und gab Europa das schreckliche Schauspiel eines trefflichen, flüchtigen, nackten, herumirrenden, schuldlos verfolgten, ein Asyl fern von der Heimat suchenden Volkes."

Man hätte denken sollen, dem Könige der Franzosen hätte alles daran gelegen sein müssen, seine tüchtigen und sehr wohlhabenden hugenottischen Unterthanen zu schützen und zu hegen, und es ist bei der sonstigen Gescheitheit Ludwigs XIV., der doch sehr gut wußte, was seinem Reiche frommte, schwer erklärlich, wie er sich hat zu so schnöder Mißhandlung der Hugenotten entschließen können, auch zu einer Zeit, da er noch nicht „bekehrt" war und noch nicht daran dachte, die Sünden seiner Jugend mit derartigen „gottgefälligen" Werken zu sühnen". Noch im Jahre 1666 schrieb er: „Da die Anhänger der vorgeblich reformierten Religion mir nicht weniger treu sind, als meine übrigen Unterthanen, soll man sie auch nicht mit weniger Rücksicht und Güte behandeln." Wie anders wurde das jetzt! Hatte er kein Verständnis für die religiöse Seite des Protestantismus, war ihm der Gedanke, daß sich mehr als eine Million seiner Unterthanen erfrechten, andern Glaubens zu sein als er, bei seinem Allmachtsdünkel unangenehm, so hätte er, sollte man meinen, doch für die finanzielle Seite der Sache Sinn haben sollen. Aber wir haben oben gesehen, wie die Geistlichkeit eben diese Seite zum Schaden der Hugenotten auszubeuten wußte, und die Jesuiten haben es stets verstanden, auch dem Gescheitesten Sand in die Augen zu streuen, wenn es galt, ihre Pläne zu fördern. Dazu kam, daß der König und seine Geistlichkeit mit dem Papst in Streit lagen: beide, der König und die Geistlichkeit, suchten ihre Rechtgläubigkeit zu erweisen, und diese ist in den Augen des Papstes immer am besten durch Verfolgung von Ketzern erwiesen worden. Und noch etwas kommt dazu. Es ist zwar nicht geschichtlich bewiesen, daß die Vernichtung der Hugenotten der Preis war, um welchen die ehrgeizige Zuhälterin des Königs, Frau von Maintenon, mit Hilfe der Kirche rechtmäßige Gemahlin Ludwigs werden konnte, aber es ist nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls hat sie im Jahre 1684 oder 1685 die „kirchliche Weihe" ihres Bundes erhalten, wenn auch nicht ganz klar ist, ob eine eigentliche Heirat stattgefunden hat. Mit dazu beigetragen hat sie jedenfalls, daß Ludwig die Protestanten verfolgte; mit ihr im Bunde waren der Beichtvater des Königs, der Jesuit La Chaise und der glaubenseifrige Kanzler Le Tellier. Die Ausführung der Gewaltmaßregeln übernahm der Sohn des letzteren, der als der Räuber Straßburgs und als der Anstifter zur Verwüstung der Pfalz bekannte Minister Louvois.

Eine frömmelnde Maitresse, ein durchtriebener Jesuit, ein glaubenswütiger Kanzler, welcher der Vater des in Frankreich allmächtigen,

seinem Könige unentbehrlichen Ministers war, — diesem würdigen Kleeblatt verdankt Frankreich seine größte Schmach und seine nachhaltigste Schädigung.

Nehmen wir dazu, daß etwa 100000 katholische Priester, 90000 Mönche und 80000 Nonnen, welche damals das glückliche Frankreich bevölkerten, alles thaten, um das Volk gegen die Hugenotten aufzuhetzen, da man sich dadurch bei den Oberen und bei Hofe zugleich angenehm machte; daß die mehr oder weniger unwissenden Massen schon deshalb leicht aufzuhetzen waren, weil bei ihnen der Neid auf den Wohlstand der Protestanten eine Rolle spielte; daß die „gläubigen" Franzosen ohnedies Anstoß nahmen an dem ganz anders gearteten Wesen der Protestanten, die nichts von ihren Heiligenbildern und Prozessionen wollten — wenn wir das alles zusammennehmen, so muß man sagen, jenes edle Kleeblatt handelte im Bund und im Einverständnis nicht bloß mit dem Könige, sondern auch mit der großen Masse des französischen Volkes. Parteinahme für die Hugenotten hatten sie bei der Verfolgung derselben nicht zu fürchten. Zu erfolgreichen kriegerischen Unternehmungen wie in früheren Zeiten aber waren die Hugenotten infolge von Richelieus Politik zu schwach, selbst wenn sie hätten lieber kämpfen als dulden und leiden wollen.

Ueber zweihundert Jahre sind vergangen seit der Aufhebung des Edikts von Nantes; hundert Jahre, seit in der französischen Revolution die damals ausgestreute Saat von Heuchelei und sittlicher Verderbnis aufging: die Gewaltmaßregeln gegen die Hugenotten und deren Bekehrung durch Dragoner erzeugten religiöse Heuchelei und Abfall vom Glauben auch bei den Katholiken Frankreichs. Der Unglaube und sein Bruder, der Aberglaube, wucherten in Frankreich ungeheuer empor. Religiöse Gleichgültigkeit, Freigeisterei und Spötterei bemächtigten sich immer weiterer Kreise, während andrerseits der Katholicismus zum Jesuitismus wurde: das war das Feld, auf welchem die Umsturzmänner der französischen Revolution, die schließlich Gott selbst durch ein Dekret abschafften, ihren Weizen trefflich bauen konnten.

In dem Edikte von Nantes waren einzelne Städte namhaft gemacht worden, in welchen kein evangelischer Gottesdienst gehalten werden durfte, so z. B. in Paris selbst; ferner durften in den bischöflichen und erzbischöflichen Städten keine neuen Kirchen errichtet werden, wenn sie sich nicht zur Zeit des Edikts schon dort befanden.

An diesem Abschnitt des Edikts faßte man die Hugenotten zuerst; 1661 wurde eine Untersuchung angestellt, ob sie sich nicht durch Errichtung gesetzwidriger Kirchen gegen das Edikt vergangen haben. Mit welcher Gründlichkeit und Parteilosigkeit die Untersuchungs-Kommission arbeitete, läßt sich denken. In den Jahren 1663—1666 wurden denn auch 215 protestantische Kirchen dem Erdboden gleich gemacht und zugleich dadurch ebenso viele protestantische Prediger ihren Gemeinden entrissen. Bis zum Jahre 1685 wurden 600 Kirchen zerstört. Nach den Kirchen ging es an die Schulen: nirgends durfte eine protestantische

Schule gehalten werden, wo die Kirche zerstört oder der Gottesdienst verboten worden war. Auch die Hochschulen wurden den Hugenotten entrissen, indem sie entweder aufgehoben oder den Jesuiten als Mitteilhabern übergeben wurden: wenn Wölfe und Schafe etwas gemeinsam haben, so weiß jedermann, wie lange die Gemeinsamkeit währt.

Aber auch dem Familienleben der Protestanten wußte man beizukommen: der Uebertritt zur protestantischen Kirche wurde auf alle Weise erschwert, der umgekehrte auf alle Weise erleichtert, so daß z. B. ein „Bekehrter“, d. h. katholisch gewordener Hugenotte, von seinen protestantischen Gläubigern drei Jahre lang nicht wegen Schulden verklagt werden konnte.

Protestantische Hebammen durften bei katholischen Wöchnerinnen nicht fungieren, und wo katholische bei hugenottischen Wöchnerinnen ihres Amtes warteten, da hatten sie die Weisung, dem Neugebornen womöglich die Nottaufe zu geben, damit man vorwenden konnte, das Kind sei katholisch getauft und müsse nun auch katholisch erzogen, also anderwärts untergebracht werden. Mischehen wurden für nichtig, die aus solchen entsprossenen Kinder demgemäß für Bastarde erklärt. Vermächtnisse von Protestanten, welche zur Verteilung an die Armen bestimmt waren, wurden in die Hospitalkassen eingezogen. Niemand durfte sich erlauben, „unter dem Vorwande, Nächstenliebe auszuüben“, arme protestantische Kranke bei sich aufzunehmen.

Um ferner die Kinder zu gewinnen, wurde das Alter der religiösen Mündigkeit auf 14 Jahre bei den Knaben, auf 12 bei den Mädchen heruntergesetzt, später sogar auf sieben. Nach den Gründen für den Wunsch, katholisch zu werden, durften die Kinder nicht gefragt werden; sie konnten wählen, ob sie nach ihrer „Bekehrung“ bei den Eltern bleiben wollten oder nicht, und bezogen im letzteren Falle von denselben ein Kostgeld. Verheirateten sich „Bekehrte“ gegen den Willen der Eltern, so durfte ihnen an ihrem Erbe nichts abgezogen werden. Wurde der Vater katholisch, so wurden es damit auch die Kinder, ob sie wollten oder nicht, ob die Mutter protestantisch blieb oder nicht. Jeder katholische Priester hatte das Recht, bei einem protestantischen Kranken vorzusprechen und ihn zu fragen, ob er nicht Lust habe, katholisch zu werden.

Wenn irgendwo, so sieht man an diesen Maßregeln den echt jesuitischen Geist, in welchem die Unterdrückung der Protestanten betrieben wurde. In ähnlicher Weise haben die Jesuiten überall ihre „segensreiche“ Wirksamkeit betrieben.

Bald fing man auch an, die bürgerlichen Rechte der Protestanten zu beschneiden unter falscher Auslegung vorhandener Gesetze oder durch Aufstellung neuer.

So kam es, daß schon vom Jahre 1661 an viele Hugenotten ihr Vaterland verließen, um in einem andern Lande ihrem Glauben zu leben. Das machte den König nun doch bedenklich; denn er sah, wieviel Geld und Gut, wieviel Tüchtigkeit und Fleiß dadurch seinem

Lande entzogen wurde, und so gewährte er den Protestanten im Jahre 1669 etliche, wenn auch unbedeutende Erleichterungen; auch wurde die Auswanderung einfach verboten. Zugleich fing man aber an, wieder eifriger die Bekehrung zu betreiben und verfiel hierbei auf ein Mittel, das sich schon vielfach in andern Fällen bewährt hat: man erkaufte die Bekehrungen mit Geld. Der König selbst gab aus seinen Einkünften große Summen dazu: zahlte man doch einem Edelmann für seine Bekehrung oft bis zu 1800 Franks; andre bekam man billiger um 600 Franks, Kinder konnte man schon um 20 Franks bekommen.

Leider gab es unter den Hugenotten Leute, welche sich auf diese Weise bekehren ließen, und protestantische Lumpen — Lumpen giebt es ja überall — traten sogar an verschiedenen Orten mehrmals über, um jedesmal wieder das Bekehrungsgeld zu erhalten.

Natürlich beeilten sich Geistliche und Laien, um dem Könige zu gefallen, recht viele Quittungen einzusenden; wieviel hierbei gelogen und geschwindelt wurde, ist nicht nachzuweisen. Immerhin ist der Umstand bedenklich, daß man später in einer Gegend Frankreichs von einer Viertelmillion Bekehrter zu berichten wußte, während die Zahl der dort lebenden Protestanten überhaupt nur 182000 betrug. Daneben waren die strengsten Bestimmungen in Kraft für die, welche sich bekehrt hatten: unter keinem Vorwand durfte ein Bekehrter wieder zur protestantischen Kirche zurücktreten. Wer es dennoch that, den traf die Strafe lebenslänglicher Verbannung.

Inzwischen hatte sich der König auch „bekehrt“, Louvois war sein allmächtiger Günstling geworden, und nun wurden, vom Ende der siebenziger Jahre an, die Bedrückungen härter; ein Gesetz um das andre zur Unterdrückung des Protestantismus erfolgte. In welchem Geiste sie gegeben und ausgeführt wurden, davon nur einige Beispiele: in St. Hippolyte zog ein Reformierter den Hut nicht vor dem Sakrament ab, sofort wurde die Kirche für sämtliche Protestanten geschlossen; in Maine wurde den zur katholischen Kirche Uebergetretenen zweijährige Steuerfreiheit zugesichert, und überall waren sie zwei Jahre lang von der Einquartierung befreit. Durch Erklärung vom 17. Juni 1681 wurde das Alter, in welchem die Kinder den Uebertritt erklären konnten, auf das siebente herabgesetzt; gemischte Ehen wurden für ungültig, die Kinder aus denselben für unehelich erklärt.

„Ein allgemeiner Bekehrungseifer ergriff das katholische Frankreich; neben der Geistlichkeit, neben den Orden und Kongregationen zeichnete sich besonders die vornehme Gesellschaft aus, Hof und höchste Beamte, welchen das königliche Wohlgefallen der Leitstern für ihre Handlungen war. Es war Modesache, seine Verwandten und Bekannten zurückzuführen; es war Ehrensache, möglichst viele Seelen zu retten. Gewissensbedenken, Rücksicht auf die Wohlfahrt des Staats, auf das Glück der Familien galten nichts gegenüber diesen religiösen Aufwallungen.“

Aber die Gesetze, welche in den folgenden Jahren (1680—1685) erlassen wurden, drückten die Protestanten noch mehr und forderten

zum Uebertritt förmlich heraus; die Steuerfreiheit, deren sich die katholische Geistlichkeit erfreute, wurde für die protestantische aufgehoben; die protestantischen Offiziere mußten aus der Armee ausscheiden; protestantische Apotheker und Gewürzkrämer mußten ihre Läden schließen. Katholische Dienstboten zu halten, wurde im Jahr 1685 den Protestanten verboten; katholische Richter und Advokaten mußten ihren protestantischen Schreiber entlassen; kein Apotheker und Chirurg, kein Buchhändler und Buchdrucker durfte protestantisch sein. Da ist es kein Wunder, wenn es nicht an Bekehrungen von Protestanten fehlte, zumal da der hohe Adel, um am Hofe in Gunst zu bleiben, mit bösem Beispiele voranging. Der Marschall Türennes war schon 1668 zur katholischen Kirche übergetreten, andre hohe Beamte und Würdenträger folgten; aber im großen Ganzen hatten die Gesetze nicht viel Erfolge erzielt. Man schritt daher zu andern Maßregeln.

Dem Intendanten von Poitou, Marillac, welcher sich durch recht zahlreiche Bekehrungen bei Hofe beliebt machen wollte, gebührt die Ehre, ein Mittel angegeben zu haben, das die Bekehrung widerspenstiger Ketzer schneller förderte, als alle bisherigen Gesetze: es war die Einquartierung. Schon zwanzig Jahre vorher hatte man dieses Mittel einmal zu Montauban mit gutem Erfolg angewendet, jetzt, im Jahre 1681, versuchte man es in größerem Maßstab. Louvois kommandierte sofort Dragoner in die Grafschaft Poitou mit der Bestimmung, daß die protestantischen Einwohner das Doppelte von Einquartierung erhalten sollten, als ihnen eigentlich zukomme. Wer sich aber bekehrte, der sollte zwei Jahre lang ganz von der Einquartierung befreit sein. Das sind die berüchtigten Dragonaden, durch welche in fünf Jahren der Protestantismus in Frankreich vollends vernichtet wurde. Was nicht Gesetze noch Jesuitenbekehrungen ausgerichtetet hatten, das vollbrachten diese „gestiefelten Missionäre“, und so erprobt hat sich diese Bekehrungsweise, daß ein halbes Jahrhundert später der Erzbischof von Salzburg, als er im Jahre 1730 seine evangelischen Unterthanen bekehren wollte, nichts Besseres wußte, als ihnen kaiserliche Dragoner ins Quartier zu legen.

Die Befehle Louvois wurden so gut ausgeführt, daß die Katholiken gar keine, die Protestanten alle Dragoner erhielten, ein Haus oft zwanzig und mehr Soldaten. Wie diese hausten, läßt sich denken, zumal da ihnen von ihren Offizieren klar genug gesagt wurde, zu welchem Zweck sie da waren. Je ärgere Gewaltthaten sie begingen, um so eher war ja Aussicht, daß die Protestanten sich von einem der 85 Jesuitenmissionäre, die in Poitou wirkten, bekehren ließen. Wo Dragoner gelegen hatten, da war Hab und Gut der Protestanten verloren; sie hausten ärger als in Feindesland, und wie die Franzosen dort zu hausen pflegten, davon ist die von Ludwig XIV. verwüstete Pfalz das beredteste Beispiel.

Stock und Peitsche, so schildert Professor Schott diese Einquartierungen, Faustschläge und Säbelhiebe waren die gewöhnlichen Ueber-

zeugungsmittel dieser Bekehrer. An den Haaren oder den Strick um den Hals schleppte man die Armen in die Kirche zum Abschwören. Frauen wurden geschlagen, zu Boden geworfen, auf alle mögliche Weise mißhandelt; man fesselte sie an eine Bank und goß ihnen Wasser in den Mund, daß sie fast erstickten. An die Spitze der Musketen banden sie Kruzifixe und zwangen die Verzweifelnden, dieselben zu küssen, sonst wurden sie damit ins Gesicht gestoßen. Schlaflosigkeit war ein häufiges Mittel, um den Uebertritt zu erzwingen; die Soldaten löſten einander mit Lärmmachen und Trommeln ab, bis die Erschöpften abschwuren. In Bagnaud hatte ein Mann die erste Dragonade standhaft ertragen; drei Tage nachher kamen 23 Reiter und schleppten ihn zu einem Feuerbecken, dessen Glut ihn beinahe erstickte. Er kaufte sich mit Geld von ihnen los, aber unmittelbar nachher kamen 12 andre, warfen ihm einen Strick um den Hals, zündeten einen Scheiterhaufen an, schleppten ihn dorthin und hielten ihn die ganze Nacht hindurch den größten Quälereien ausgesetzt. In La Litière warfen sie ein standhaftes Mädchen geradezu in ein angezündetes Feuer; ihr Vater und Bruder, welche ihr zur Hilfe kamen, hatten das gleiche Schicksal; mit Brandwunden bedeckt retteten sie sich nur mit Mühe. In St. Thibaud hängten die Unmenschen einen Widerspenstigen mit Stricken an einem Balken auf: erst als er halbtot war, wurde er befreit. Einem Protestanten verbrannten sie mit einer glühenden Schaufel die Füße; einem Bauern in Romas ebenso Hals und Hände; seine 17jährige Tochter mußte, mit den Armen an einen Balken gehenkt, zusehen. Einem Manne goß man heißes Unschlitt in die Augen, den gichtkranken Ryan stachen sie in Hüften und Seiten und gossen Essig in die Wunden; angesehene Leute mußten an recht großen Feuern den Bratspieß drehen, bis sie erschöpft umfielen. Die Behandlung, welche ehrbare Frauen und Mädchen erfuhren, läßt sich nicht wiederholen. Nur eine raffinierte Unmenschlichkeit möge angeführt werden: Frauen, welche Kinder stillten, banden sie an die Bettpfosten und legten ihnen gegenüber einige Schritte entfernt davon die hungernden und dürstenden Kinder.

Will man sagen: „das war die Roheit der damaligen Soldateska!“ — so ist die Antwort: die Jesuiten wußten, wen sie aufs Bekehren schickten, und die Soldaten wußten, daß ihnen alles erlaubt war; und die Jesuiten haben überhaupt noch nie gefragt, ob eines ihrer Mittel roh war oder zart, menschlich oder unmenschlich, wenn's nur zum Zweck führte. Ihr Zweck aber war, ist und wird sein: Ausrottung der protestantischen Ketzerei!

Ist es da ein Wunder, wenn in Poitou innerhalb neun Monaten 40000 Protestanten sich bekehrten oder wenigstens als Bekehrte in den amtlichen Registern aufgeführt werden konnten, wenn andre Landesteile nachfolgten! Wer irgendwie konnte, floh; Tausende von Familien verließen das Land und wanderten aus, ob nun vor oder nach der „Bekehrung“, je nachdem die Auswanderung gelang. Es kam vor, daß

ganze Dörfer sich auf die bloße Nachricht, „die Dragoner kommen,“ „bekehrten“, um den furchtbaren, ihnen bevorstehenden Greueln zu entgehen. Sobald sie aber konnten, verließen sie ihr Vaterland, um dem alten Glauben zu leben, oder auch gingen sie öffentlich zur Messe, in der Stille der Nacht aber erbauten sie sich an der Bibel. Tausende wieder, die standhaft blieben, fanden den Tod unter den Greueln der Verfolgung. Als in einer Provinz die Protestanten zu den Waffen griffen, ließ Louvois die Dragoner einrücken und schrieb dazu: „Es ist der Wunsch Seiner Majestät, eine solche Zerstörung in diesem Lande zu verursachen, daß das Beispiel davon die übrigen Hugenotten im Zaume hält und sie lehrt, wie gefährlich es ist, gegen den König sich zu empören.“

Das wußten die Soldaten und handelten darnach.

Ein andres mal schrieb Louvois: „Seine Majestät will, daß man gegen diejenigen, welche sich nicht zu seiner Religion bekehren wollen, mit der äußersten Strenge verfahre, und daß solche, welche die verrückte Idee haben, bis zuletzt zu widerstehen, auch das Härteste erfahren sollen.“

Nach und nach kamen die Dragoner überall in Frankreich dahin, wo Evangelische wohnten, und der Erfolg war überall der gleiche: die Protestanten wurden „bekehrt“ oder ausgerottet oder vertrieben. „Von den Höhen der Pyrenäen herab breiteten sich die Dragonaden über die weiten Gefilde Frankreichs aus; vor ihnen wandelte dumpfer, zermalmender Schrecken, zerstörte Kirchen, verarmte Gemeinden, zu Grunde gerichtete Privatleute zeigten den Weg, den sie genommen, aber die katholische Kirche konnte sich rühmen, Abschwörungen und Uebertritte in einer Menge verzeichnen zu dürfen, wie zu keiner andern Zeit in keinem andern Land.“

Mit fabelhafter Geschwindigkeit gingen die Bekehrungen von statten: ein einziger Tag genügte, um ganz Montpellier zu bekehren. Warum? Weil 16 Kompanien Soldaten zur Stelle waren. In Rouen bekehrten die Kürassiere im Handumdrehen 6000 Protestanten, in Nismes genügten drei Tage, um 60000 Bekehrungen zu stande zu bringen; ganz Bas Poitou wurde durch ein einziges Regiment bekehrt.

Wer möchte auf die zum Tode geängsteten, gehetzten, gequälten und gemarterten Protestanten einen Stein werfen, zumal da sich Hunderte von Beispielen von Glaubensmut bis zum Tode finden!

Im Herbst 1685 war das Werk der Vernichtung gethan. Die Aufhebung des Edikts von Nantes konnte den Protestanten nicht viel mehr Leids anthun, als ihnen schon angethan war. Es waren nur scheinheilige Faxen, welche die Juristen machten, als sie von seiten des Rechts kein Hindernis wußten, während die katholischen Theologen es geradezu als eine religiöse Pflicht erklärten. Und so wurde das Edikt der Aufhebung des Edikts von Nantes am 17. Oktober unterzeichnet und am 18. veröffentlicht. Als der greise Kanzler Le Tellier das Staatssiegel unter das Aufhebungsedikt drückte, sprach er mit Simeon:

„Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren;“ Voltaire bemerkt dazu: er wußte nicht, daß er unter das Unglück Frankreichs das Staatssiegel gedrückt hatte. Der Inhalt des Aufhebungsedikts war, daß alle protestantischen Kirchen zu zerstören, alle Gottesdienste zu verbieten seien. Die Geistlichen mußten binnen vierzehn Tagen das Land verlassen; allen übrigen Protestanten wurde die Auswanderung bei Galeerenstrafe verboten. Alle protestantischen Schulen sollten geschlossen, alle Kinder von Protestanten katholisch getauft werden.

Nun war der Jubel bei den Katholiken Frankreichs groß, hoch und niedrig wetteiferte, den „allerchristlichsten“ König zu preisen und in Schmeicheleien und Speichelleckereien überzufließen. Frau von Sevigné schrieb an ihre Tochter: „Du hast das Edikt gesehen, durch welches der König dasjenige von Nantes widerruft; nichts ist schöner, kein Fürst hat je etwas Denkwürdigeres gethan, keiner wird je etwas Größeres thun.“ Vor dem Stadthause zu Paris wurde dem Könige eine Statue errichtet mit der Inschrift: „Ludwig dem Großen, dem ewigen Sieger, dem Schirmherrn der Würde der Kirche und der Könige.“ Der Bischof Bossuet erzählte das Wort Le Telliers rühmend, als er ihm wenige Tage nachher die Leichenrede hielt, und auch der Prediger Flechier hielt eine Rede, in welcher er den Kanzler pries, daß er durch diese heilige Handlung die Verdienste und die Arbeiten seines Amtes konsekriert, daß sein Religionseifer ihn zu seinen guten Ratschlägen getrieben habe, und daß angesichts solcher Wunder die Frömmigkeit Ludwigs aufs höchste zu preisen sei.

Also nicht die politische Weisheit Ludwigs wird gepriesen, weil es sich eben keineswegs, wie katholische Schriftsteller uns weiß machen wollen, um irgend welche politische Maßregeln handelte, sondern um Maßregeln der Kirche, deren Werkzeug Ludwig war. Deshalb nennt Flechier Ludwig auch einen neuen Konstantin, einen neuen Theodosius und Karolus Magnus und schließt seine Rede mit der Anrede an den glorreichsten König: „Du hast durch Ausrottung der Ketzerei den Glauben wieder befestigt. Die Ketzerei ist zertreten — dieses deiner Herrschaft würdige Werk wird dieser den Stempel des Ruhmes aufdrücken für alle Zeiten.“

Mit Härte und grausamer Strenge wurde das Edikt vollzogen; überdies folgten in den nächsten Jahren andre Erlasse, welche das Edikt von 1685 noch verschärften. Wo sich Widerspenstigkeit zeigte, da rückten die Dragoner ein, oder aber steckte man die Protestanten, besonders Frauen und Mädchen, ins Gefängnis oder ins Kloster, die Männer sandte man auf die Galeeren. Hier wurden sie auf alle mögliche Weise wahrhaft teuflisch gequält, damit sie ihren Glauben abschwüren; aber mit bewundernswerter Standhaftigkeit ertrugen Kinder und Greise, Frauen und Männer die Qualen, ohne ihren Glauben zu verleugnen. Der dumpfe Schrecken, welcher sich der Protestanten beim Beginn der Dragonaden bemächtigt hatte, war gewichen, sie waren in

der Schule des Elends hart geworden und widerstanden siegreich dem Drängen ihrer Verfolger. Da sie öffentlich nicht mehr Gottesdienst halten durften, so geschah es im geheimen; da ihre Geistlichen aus dem Lande gejagt wurden, so verkündigten Laien das Wort Gottes. Wer aber irgend konnte, der verließ trotz der härtesten Verbote, trotzdem daß überall im Lande auf die Flüchtigen gefahndet wurde, sein Vaterland. Das konnte freilich nur mit der größten Vorsicht geschehen, da alle Pässe und Grenzübergänge aufs sorgfältigste bewacht, da die Bauern durch die ausgesetzten Belohnungen zur Ergreifung der Flüchtlinge angeeifert wurden. In allen Verkleidungen schlichen sich die Protestanten über die Grenze, sie veranstalteten angeblich fromme Wallfahrten, warfen sich Pilgerkleider über und zogen so über die Grenze; Kinder wurden in Koffer oder in gut zugedeckte Tragkörbe gesteckt, eine Frau verkroch sich einmal unter Eisenstangen und brachte sechs Stunden unter denselben zu, bis die Grenze erreicht war. Auf den leichtesten Nachen vertraute man sich dem Meere an, um Englands gastliche Küste zu erreichen. Alle Arten von List wurden angewandt, um die Wachsamkeit der Späher zu täuschen; gelang es doch nicht, dann gab's oft heißen Kampf und Blutvergießen.

Mit Gefahren aller Art war die Flucht verknüpft. Der Graf von Marencé, erzählt L. Ranke, ist mit seiner Familie, seinen Kindern und deren Wärterinnen, auf einem kleinen Fahrzeug von sieben Tonnen Gehalt von der Normandie nach England geflüchtet in der schlimmsten Jahreszeit. Unter unsäglichen Beschwerden, die seichten Stellen der Flüsse durchwatend, im Dickicht der Gebüsche übernachtend haben andre den Grenzplatz erreicht, von wo sie dann als Spaziergänger so gut wie möglich gekleidet oder als Bediente, junge Damen als die Frauen ihrer Führer sich über die Grenze gerettet haben. Andre mußten einen höchst widerwärtigen Versteck auf den Schiffen aushalten, zwischen Warenballen, in dunkeln Räumen voll stickender Luft, in leeren Tonnen. Ohne Nachsicht der Marinebeamten, die oft ein Auge zudrückten, oder die Berechnung der Kapitäne, welche mit den Hugenotten auch Waren schmuggelten, wäre es nicht immer gelungen. Selbst Pfarrer ließen sich gewinnen, Auswandernden Bescheinigungen ihrer Rechtgläubigkeit auszustellen. Aber wie vielen ging es nicht so gut! Der Marquis du Bordage entschloß sich, das reiche Einkommen von 60000 Livres, das er in Frankreich besaß, und alle glänzenden Hoffnungen, die er sich hätte machen dürfen, zu missen, um bei seiner Religion zu bleiben. Aber unfern der Grenze wurde er festgehalten und zurückgeschleppt. De Marolles wurde in der Nähe von Straßburg ergriffen, zu den Galeeren verurteilt und unter Verbrechern, an die Kette geschmiedet, nach Paris gebracht; er trug die schwerste von allen. Er war ein Mann von hohem Verdienst und Ansehen: alle seine Freunde besuchten ihn; der König schickte zu ihm, um ihn zum Uebertritt zu bewegen. Er sagte, ihm mangle nichts, er lebe zufrieden. Der Generalprokurator des Parlaments nahm mit Thränen von ihm Abschied; er konnte nichts

für ihn thun, als ihm eine leichtere Kette anlegen lassen; so wurde er nach Marseille geführt.

Auf diese Weise verließen Hunderttausende ihr Vaterland zum größten Schaden für dasselbe. Nach geringer Schätzung hat die Unterdrückung der evangelischen Glaubensfreiheit in den Jahren 1680—1700 Frankreich nicht weniger als 400000 Menschen gekostet, die ihr undankbares Vaterland verließen; etwa 40000 Protestanten steckten in den Gefängnissen und Klöstern oder bevölkerten die Galeeren, von den vielen gar nicht zu reden, die in den Jahren des Schreckens (von 1680 an) getötet wurden. Die durch Seidewebereien berühmte Stadt Lyon hatte statt 90000 Einwohner 70000; aus der Dauphiné waren 15000 Einwohner ausgewandert, in der Normandie standen 26000 Wohnungen leer. Dieser Verlust machte sich auch in der Industrie und in der Armee sehr empfindlich bemerkbar. Von 400 Gerbereien in der Touraine gingen 344 ein, statt 8000 Webstühlen für Seide waren es nur noch 1200, von 40000 Seidewebern waren nur noch 4000 übrig und statt 700 Mühlen klapperten nur noch 70. Der Armee fehlten ein Jahr nach Aufhebung des Edikts 600 erfahrene Offiziere, 12000 kriegstüchtige Soldaten und 9000 vortreffliche Matrosen. Und was Frankreich an Gewerben verloren hatte, das gewannen andre Länder, welche die Flüchtlinge aufnahmen, denn diese brachten alle Geheimnisse ihrer Gewerbe, durch welche Frankreich bisher den Nachbarländern überlegen gewesen war, mit in ihre neue Heimat.

So verarmte Frankreich immer mehr, und diese Verarmung ist es ja hauptsächlich gewesen, welche die französische Revolution veranlaßte, nachdem Ludwigs XIV. Nachfolger, Ludwig XV., sein Land vollends ganz ausgesogen hatte. Dieser war es auch, welcher im Jahre 1724 gegen den sich wieder erholenden Protestantismus aufs neue die härtesten Maßregeln ergriff, indem er durch die Deklaration vom 15. Mai die früheren Strafbestimmungen erneuerte, die Umgehung der katholischen Taufe noch härter als früher bestrafte und noch besser dafür sorgte, daß die Sterbenden des evangelischen Trostes entbehrten. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein wütete Frankreich gegen die Hugenotten, und noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging, hatte man für das *Evangelium*, das ausgetilgt war, die *Revolution* eingetauscht, und das fürchterliche Gericht, das damals über Fürst, Adel und Geistlichkeit erging, erscheint wie eine *Vergeltung*. Man sagt, Frankreich habe in der Revolution die Sünden vergangener Generationen gebüßt: keine Sünde hat sich an Frankreich schwerer gerächt, als die Unterdrückung des Evangeliums.

Gott erhalte allen Völkern die Leuchte des Evangeliums, er helfe, daß das glimmende Docht nicht verlösche und stärke uns, daß wir in Zeiten der Not und Bedrückung glaubensfest sagen können: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Amen.

15.

Der Fastenberg und der Karmel im Lichte des Gustav-Adolf-Vereins.

Von Geh. Kirchenrat Domherr Prof. D. **Fricke** in Leipzig.

---

1. Könige 18, 42—45: Und da Ahab hinaufzog zu essen und zu trinken, ging Elias auf des Karmels Spitze, und bückte sich zur Erde und that sein Haupt zwischen seine Knie und sprach zu seinem Knaben: „Gehe hinauf, und schaue zum Meere zu.“ Er ging hinauf, und schauete, und sprach: „Es ist nichts da.“ Er sprach: „Gehe wieder hin sieben Mal.“ Und im siebenten Mal sprach er: „Siehe, es gehet eine kleine Wolke auf aus dem Meere, wie eines Mannes Hand.“ Er sprach: „Gehe hinauf, und sage Ahab: Spanne an und fahre hinab, daß dich der Regen nicht ergreife.“

Und ehe man zusahe, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind und kam ein großer Regen.

Teure Festgenossen! Es ist heute (am 30. Mai) genau 473 Jahre, da öffneten sich drüben im benachbarten Böhmen nachts die Thore der Stadt Leitmeritz. Ein wunderbarer Wagenzug, geleitet vom Bürgermeister der Stadt, vom Scharfrichter und von Soldaten, zieht aus dem Thore dem nahen Elbstrome zu. Gebunden an Händen und Füßen sitzen auf den Wagen 24 der angesehensten Bürger. Seufzen und Flehen durchbricht von Zeit zu Zeit die Stille der Nacht, und die, von denen es kommt, sind gekennzeichnet von den Spuren eines Gefängnisses, wie es nur die Roheit der damaligen Zeit gekannt. Gattinnen und Kinder, Verwandte und Freunde gehen in Thränen daneben und flehen um Gnade. Was will der Zug? Die nachts gebunden zum Strome Geführten sollen um ihres evangelischen Glaubens willen, dessen Morgenlicht ihnen Hus gebracht, ins Wasser geworfen und ertränkt werden! — Da springt die Tochter des Bürgermeisters, seine einzige Tochter, vor. Mit gefalteten Händen wirft sie sich dem Vater zu Füßen. Sie möchte einen doch losbitten, ihren Gatten. Aber nichts entmenscht so, nichts macht so fanatisch und hart, wie ein Glaube ohne Liebe, verknöchert vom Buchstaben- und Ceremoniendienste, und von der Gedankenlosigkeit der Ueberlieferung. Der Mann von Stein antwortet der Tochter: „Spare deine Thränen, du wirst einen würdigeren Mann bekommen!“ Sie aber steht auf und spricht: „Vater, verheiraten sollst du mich nicht wieder,“ — ihr Entschluß ist gefaßt! Man ist am Strome, — die an Händen und Füßen Gebundenen bekennen angesichts des Todes noch einmal laut ihren Glauben, sie werden auf die Mitte der Fähre gebracht und in die Tiefe gestoßen. Auf der Fähre aber und am Ufer stehen Scharfrichterknechte mit Stangen, oben Haken und Spieße; sie stoßen jeden in die Tiefe zurück, der etwa dem Ufer zutreiben mochte. Da sieht jene Tochter ihren Mann ringen mit den Wogen, soweit ein

Gebundener es kann! Sie wirft sich ihm nach ins Wasser, ihn doch zu retten. Der schon Sinkende reißt sie mit sich hinab in die Tiefe. Umschlingend den Sterbenden findet sie mit ihm den Tod! —

Geliebte im Herrn! 473 Jahre sind seit jener erschütternden Greuelthat vergangen. Manches Aehnliche ist seitdem von demselben Fanatismus an unsern evangelischen Glaubensbrüdern begangen worden. Wir stehen wieder an einem 30. Mai an einem Strome evangelischer Not, und einer viel größeren. Es ist nicht bloß der Strom der kirchlichen Not in dem benachbarten Böhmen, gleichviel ob czechisch oder deutsch, der über die nahe Grenze gerade hier zu uns herüberrauscht: es ist der Strom der Not über die ganze evangelische Welt hin, wo immer nur Evangelische zerstreut, vereinsamt und arm, in der gerade jetzt vielerorts so fanatisch erregten Umgebung des Katholicismus sich befinden. Nicht 24 einzelne Männer und Frauen, wie dort, nein, 1605 ganze Gemeinden über die Welt hin, ohne Kirche, ohne Pfarrhaus, ohne Schule, ohne Gottesacker, selbst von dem Friedhof ihrer katholischen Brüder vielleicht oder in die Ecke der Selbstmörder gewiesen, ohne Mittel, ihren teuersten Besitz, ihren evangelischen Glauben, aufrecht zu erhalten und ihm Genüge zu thun, — sie strecken ihre bittenden Hände hinein in jede Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins, wie wir heute sie hier feiern dürfen in euerm schönen Gotteshause. Ja, wäre dieser Berg hoch genug, einen Blick über Deutschland, Oesterreich, Ungarn, über Frankreich, Italien, Spanien und die Türkei, über ganz Europa, Asien, Afrika, Amerika zu werfen, überall dorthin, wo arme evangelische Brüder in katholischer Umgebung sind: wir würden es fühlen im Geiste, wie sie alle ihre bittenden und segnenden Hände auch auf das Haupt dieses Gustav-Adolf-Vereinsfestes in Johanngeorgenstadt legen. Wir stehen wieder an einem Strome der Not, dessen Tiefen und Wogen noch kein Auge ganz ausgemessen und kein Rechner voll zur Zahl gebracht. Aber wir stehen an diesem Strome nicht mehr wie jene Scharfrichterknechte mit Stangen und Spießen, um jeden, der auftauchen will, in die Tiefe zu stoßen, sondern um mit unsern Gebeten und Gaben die Verzweifelnden zu trösten, die Versinkenden emporzuziehen, die fröhlich Strebenden, Opfernden, Ringenden, in der Treue und dem Mute ihrer Arbeit und Sorge zu kräftigen. Und wieder stürzt sich eine „Tochter“ dem geliebten Manne nach, der ihr versinken will, dem Christus des reinen evangelischen Bekenntnisses, der den Brüdern draußen zu versinken droht: aber es ist eine Tochter des „Meisters der Bürger im Himmelreiche,“ — die Gustav-Adolf-Stiftung ist es, die in Frieden auch mit den katholischen Brüdern, wollen sie es nur so, und in der gemeinsamen That der Liebe, die aus dem Glauben kommt, sich rettend hinabsenkt in die Tiefe der Not ihrer evangelischen Brüder. Und indem sie zu stärken sucht „das andre, was sterben will,“ stärkt sie zugleich sich selbst, das eigne evangelische Herz, das eigne evangelische Haus, die Liebe der eignen Gemeinde zu *ihrer* Kirche und Schule!

Wir feiern, Geliebte, das Geburtsfest des Johanngeorgenstädter Gustav-Adolf-Vereins auf einem Berge, der von dem Geiste des Gustav-Adolf-Vereins, seiner Geschichte und seines Werdens umwoben ist schon lange zuvor, ehe unser Verein in die Welt getreten. Siehe um dich, teure Festgemeinde: Trotz deines siebenmaligen Feuers ist jede Straße, jedes Haus, ja, daß du bist, Johanngeorgenstadt auf diesem Berge, Geschichte nur von unsrer Geschichte, Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein, ein mehrhundertjähriges Zeugnis von unsers schützenden und helfenden Liebeswerkes gottgewollter Notwendigkeit!

So will ich heute, aus der Ferne zu dir gekommen, mit meinem Worte bleiben auf diesem Berge. Ich will dich führen auch auf einen Berg mit dem Worte, das dieser festlichen Stunde Geleit sein soll. Von euerm „Fastenberge“ folgt mir zum Berge Karmel im heiligen Lande, auf den unser Gotteswort uns führt.

Der Fastenberg und der Karmel, umleuchtet vom Festlichte der Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins, ist unsre Betrachtung; und zwar

1. der betende Prophet dort,
2. der ausschauende Knabe dort, endlich
3. der Strom des Segens, der aus der Wolke dort hervorbricht!

So laß es rauschen, o Herr, ein klein wenig doch, festlich durch mein und der Hörer Herz, als wären wir drunten im Thale, da alle Wasser deines Lebens zusammenlaufen, zu deinem und deines Sohnes Preise. — Amen.

1.

Was will, Geliebte, der Prophet Elias auf dem Berge Karmel? — Die Not seines Volkes hat ihn dorthin getrieben. Eine dürre und furchtbare Zeit hat auf dem Lande gelegen, sie liegt noch auf ihm. König Ahab mit seinem Schandweibe Isebel ist abgefallen von dem lebendigen Gotte; er hat dem Baal, dem Götzen Assyriens, des Franzosenreiches damals an Israels Grenzen, durch das Land hin Altäre gebaut und Götzenpriester eingesetzt. Er und sein Weib haben die Propheten und Priester des wahren Gottes erwürgt, sie haben aus dem blühenden Lande eine Wüste gemacht. Ehern schließt sich der Himmel über dem Volke!

Für dieses Volk, dessen König zwar nicht, aber dessen eignes Herz nun durch die Kraft des Propheten zu dem lebendigen Gotte zurückgeführt war, und eben nach Weise der Gewalt alttestamentlichen Zornes die Baalspfaffen samt und sonders am Bache Kison getötet hatte, steht der Prophet betend auf dem Berge Karmel, wie das betende Herz des Gustav-Adolf-Vereins auf den Bergen der Not seiner Brüder steht, und wie das betende Herz eurer Väter einst auf diesem Fastenberge stand, zu dessen unwirtlichen Höhen sie um des Glaubens willen von Platten, Joachimsthal und sonsther herbeigezogen waren.

Was sind denn, Geliebte, die Propheten und Priester, die Ahab erwürgte, gegen die Tausende und Abertausende, die Rom und seine Jesuiten, entgegen dem Wollen und Bitten vieler uns teuern katholischen Brüder selbst, der evangelischen Kirche genommen haben mit Feuer und Schwert? und gegen das Wehe und die Verwüstungen, welche Roms Priesterherrschaft und vor allem seine Jesuiten im dreißigjährigen Kriege und bei jeder sonst sich bietenden Gelegenheit überallhin gebracht haben, wo das reine Evangelium angefangen hatte Wurzel zu schlagen, vor allem aber über unser teures deutsches Vaterland? Werfet einen Blick nur hinüber in das reich gesegnete Nachbarland. In ihm stand einst die Wiege eurer Altvordern, und aus ihm sind sie, und mit ihnen ihr, um des evangelischen Glaubens willen vor nun 240 Jahren (1654) herausgeworfen worden! Es ist mir, als ob die Geister eurer Vorfahren diese Versammlung umschwebten und sprächen: „Was hätten wir darum gegeben, wenn zu unsrer Zeit ein Schutz- und Trutzverein für bedrängte evangelische Glaubensgenossen, ein Helferbund evangelischer Liebe, bestanden hätte, wie zu dieser eurer Zeit im Gustav-Adolf-Verein! Was hätten wir darum gegeben, wenn wir nicht wie zu unsrer Zeit als kaum gehörte Bettelleute ratlos in der Welt hätten umherziehen müssen, — nach Dresden, dessen evangelischer Kurfürst Johann Georg uns endlich freundlich und väterlich hier, in Sachsens Sibirien, eine neue Heimat finden ließ; — nach Dänemark, das damals freundlich uns entgegenkam und den armen Exulanten doch so wenig brachte, weil die vorbereitende sammelnde Hand in Land und Leuten fehlte, während jetzt selbst Schweden und Holland in geordnetem Bezuge zu solchem Helferwerke stehen; — nach Halberstadt und Umgegend, wo unsre Bittboten damals so wenig zu schaffen vermochten, und jetzt vor wenigen Jahrzehnten die Festversammlung des Gustav-Adolf-Vereins mit begeisterter Hingabe und mit reich gesegnetem Erfolge ist aufgenommen worden! Was hätten wir darum gegeben, wenn wir damals wie jetzt im Gustav-Adolf-Vereine und seinem Mittelpunkte in Leipzig, eine Stätte gewußt hätten, da wir unsre Not hätten ausschütten können! Wie eine undeutbare Weissagung nur auf bessere Zeit durfte es damals uns sein, daß einzelne Gaben doch auch schon aus Leipzig unser bescheidenes altes Gotteshaus schmücken halfen, — der silberne Kelch der Johanna Regina Weiß dort, (vielleicht verschont vom Feuer?) und die eine unsrer Glocken, die unser Stadtkind, Leipzigs Handelsherr Christoph Lorentz, hierher gestiftet hat. Und wieviel mehr noch habt ihr von diesem auch durch den Gustav-Adolf-Verein mit geweckten Gemeingeiste helfender Liebe erfahren, als am 19. August 1867 Feuer wieder fiel in eure Stadt, und mit so vielen auch euer geliebtes Gotteshaus und eure Schule in Asche legte! Gesegnet, — so rufen die Geister eurer Vorfahren — gesegnet, daß ihr nun auch zusammengetreten seid, an diesem Werke evangelischer Gemeinschaft und Liebe mitzuhelfen an euerm Teile!“ Und zu den Vätern gesellen sich die Mütter: „Wir sehen nicht bloß Männervereine, rufen

sie euch zu, sondern auch Frauenvereine im Gustav-Adolf-Vereine durch die evangelische Kirche hin in geordneter Thätigkeit stehen. Sie helfen Konfirmandenhäuser in der armen evangelischen Diaspora errichten und erhalten, damit unsre evangelischen Kinder dort nicht an die katholische Kirche, vor allem in den gemischten Ehen, verloren gehen. Wie schwer ist es uns geworden, den ersten Lehrer unsrer Kinder zu finden! Sie helfen jetzt neu erbaute Kirchen ausstatten, und stützen die wankenden Schulen der Brüder in der Zerstreuung durch ihre Gaben und ihrer Hände Arbeit, durch ermunternde Teilnahme und fürbittendes Gebet. Was hindert es, daß eingedenk der Not, die ihr selber bestanden, und eingedenk der Liebe, die ihr selber erfahren, auch hier Frauen und Jungfrauen zusammentreten zu einem Frauen-Gustav-Adolf-Verein, so klein der Anfang sein mag? Dem Mutigen — dem Glaubenden, und fröhlich Anfassenden gehört der Sieg! Was hindert es, dieser That lieblichen Schmuck als Erntekranz zu hängen über die Festpforte dieser Dankesfeier für durch Jahrhunderte hin in trübster Zeit empfangene Liebe?" —

So dünkt mich, Geliebte, redet der Geist eurer Väter und eurer Mütter heute zu euch! Und nun schaut hinüber in das sonst so reich gesegnete Land, aus dem sie einst ausgezogen sind ihres Glaubens wegen! Was wäre aus ihnen, was aus euch, aus euerm guten evangelischen Glauben geworden, wenn sie vertrauend den auch ihnen gemachten gleißnerischen Versprechungen, dort geblieben wären? Es war ja 1654 eben erst vorbei die Zeit des dreißigjährigen Krieges! Mehr als 30000 seiner reichsten, gebildetsten, gewerb- und kunstreichsten Familien hatte Böhmen verloren um des Evangeliums willen, — an Zahl mehr als 200000, darunter 185 Geschlechter des Herren- und Ritterstandes. In Wäldern, Schluchten, verfallenen Schlössern mußten sie mit Gefahr des Lebens ihre evangelischen Gottesdienste halten, wie eure Vorfahren, ehe sie zum Auswandern sich entschlossen, unter ihrem letzten, endlich auch verjagten evangelischen Prediger Jahn, im Walde, auf dem Jugel, des Nachts, wie die von Heiden verfolgten ersten Christen, ihre Gottesdienste hielten und ihr Abendmahl. Es war die Zeit, wo man in Prag allein den Evangelischen 30 Kirchen nahm und katholischen Händen übergab bis auf diese Stunde! Es war die Zeit, wo man in dem so gut wie ganz evangelischen Steiermark die evangelischen Kirchen und Schulen mit Pulver sprengte; wo in Ungarn auf 31 Protestanten nur noch ein Katholik kam, und weil die Evangelischen uneinig untereinander und unthätig waren, man ihnen 900 Kirchen nahm, wie in Schlesien über 1300 Kirchen! Es war die Zeit, wo im Erzherzogtum Oesterreich nur noch 1 Römischer auf 30 Lutheraner kam, und noch 1579 99 Herren, 99 Ritter, 33 Marktflecken, 155 Dörfer, 8 Städte, 152 Schlösser, 237 Prediger als Evangelische sich bekannten! Wo sind sie jetzt? — Es war die Zeit, da in der benachbarten bairischen Oberpfalz, zu Amberg und Umgegend, 234 evangelische Prediger predigten, bis jesuitische Gewalt sie auf 2 herabgebracht,

und die endlich kommende Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins auch hier wieder eintreten konnte. Es war die Zeit, da die Hauptstadt Oesterreichs, Wien selbst, zum größeren Teile evangelisch war, und ebenso alle Professoren der Universität bis auf 4. Gewalt, welche Widerstrebende selbst in der Donau ertränkte, hat auch dieses zu ändern gewußt! Es war die Zeit, wo nach der geringsten Berechnung $^{5}/_{7}$, wahrscheinlich aber $^{9}/_{10}$ von Deutschland, Oesterreich eingeschlossen, zum evangelischen Glauben sich bekannte, ja selbst in Frankreich 1560 der Präsident des französischen Parlaments an den König von Frankreich schrieb: „Die größere Hälfte des Parlaments sind Lutheraner!" Mehr als 4000 lutherische Gemeinden blühten über Frankreich hin; erst die blutige Bartholomäusnacht und ihr Gefolge seit 1572, hat zum Unglücke Frankreichs und seiner Geschichte auch diese schöne Aussaat vernichtet in dem schönen Lande. Ja, wo ist, Geliebte, ein Land, dem Rom und seine Jesuiten nicht Unglück gebracht, wie Ahab seinem Volke? Blutet nicht das schöne Spanien seit langem, geistig und materiell, an den gleichen Wunden? ist's nicht wie ein Wunder des Herrn, daß in der kurzen Zeit, da die Unduldsamkeit römischer Priesterherrschaft dort die allein geübte Macht verloren, rasch mehr als 10000 Evangelische in Madrid und in Spanien sonst sich gesammelt, und unsre Hilfe anrufend, bis jetzt sich behauptet haben? Ja, atmet nicht auch Italien selbst erst auf, seitdem es wenigstens angefangen hat, die Fesseln des selbst für Italien vaterlandslosen Rom von sich zu werfen? — die Fesseln des Rom, wo, solange es vom römischen Klerus beherrscht war, auf 100 etwa nur einer und eine lesen und schreiben konnte, und die Verbrechen wie kaum irgendwo im Schwange gingen? Aehnlich würde es mit euch, mit uns allen, mit dem ganzen katholischen Volke noch stehen, wäre nicht die Reformation und die Erneuerung von Volk und Schule vor allem durch sie gekommen. Denn, Geliebte, soweit es ohne den Vollbesitz des reinen Evangeliums möglich ist, hat die Reformation die Ströme ihrer Segnungen reichlich auch dort hinüber ergossen! Das Rom von damals, es wäre heute unmöglich, wenn es in Form und Wesen noch dasselbe wäre.

Und sind wir so sicher, Geliebte, daß wir mit der Abwehr solcher Not und ihrer bis heute dauernden Folgen, nicht unsrer eignen Gefahr und Not begegnen? Sind wir nicht wieder vielerorts zerrissen durch einen Bruderstreit, ähnlich jenem, der so große Opfer der evangelischen Kirche gekostet hat? Sind nicht Tausende und Abertausende unter uns kirchlich gleichgültig, und haben kaum eine Ahnung von den geistigen Schätzen, die sie in ihrem guten evangelischen Glauben, an ihrer evangelischen Kirche und Schule besitzen? Halten nicht so viele unter uns das Scherflein ihrer evangelischen Liebe für ihre bedrängten Glaubensbrüder noch zurück, während ein großer Zug kirchlichen Gemeingefühles — wir können und wollen es nicht leugnen — durch die im ganzen und großen weit ärmere katholische Kirche geht für ihre Glaubensgenossen? Ist's nicht beschämend und erweckend zugleich für

unsre Liebe, wenn sie in einem Jahre, durch ähnliche Vereine, wie bei uns der Gustav-Adolf-Verein, über $25^1/_2$ Millionen Mark für solche kirchliche Zwecke unter sich sammeln, und daneben allein an Peterspfennigen seit 1870 Hunderte von Millionen Franks aufgebracht haben? Die Hand aufs Herz: Wissen wir, Geliebte, so wie jene für die ihrigen, so Mann wie Weib für unsre Glaubensgenossen zu sorgen? Verstehen wir es wie sie, die Not unsrer Brüder als die unsre zu empfinden, und in freudigen Spenden zu vertrauen, daß gerade die vielen kleinen Tropfen der Liebe das große Meer der Hilfe machen? Und wäre es nicht genug, daß, wo ein Glied leidet, das Ganze leidet, und wo ein Glied gut gehalten wird, das Ganze sich freut: wer will sich selber sicher dünken? Haben wir nicht in der Jahrhunderte Lauf schon verloren an die unermüdet rührige, fest organisierte katholische Kirche 5 Könige, 3 Kurfürsten, 32 regierende Herzöge, 57 Prinzen, Landgrafen und Freiherren, und Millionen evangelischer Bekenner sonst? Ja, haben wir nicht erst jüngst wieder den Verlust einer Königin zu betrauern gehabt? — Wer will sich sicher dünken? Wird nicht der Karmel der betenden Eliasnot auf diesem Fastenberge wie von selbst heute hier zu dem Berge, von dem wir hinüberschauen in ein großes, reiches, ein fast ganz evangelisches Land, das wegen Mangels des Gemeingeistes unter uns, einst uns verloren gegangen ist? Wollen wir auch die Tausende noch lassen, die in ähnlicher Gefahr jetzt um ihren Glauben ringen und noch Treue halten?

Die Not unsers Volkes hat wie den Elias so uns auf diesen Berg unsrer betenden Feier gerufen!

2.

Da sendet der Prophet seinen Knaben hinaus, auf die äußerste, in das Meer ragende Spitze des Karmel. „Schaue dem Meere zu, spricht er, ob nicht, wie wir gebetet, unsrer Dürre und Not der Regen kommt.“ Und der Knabe ging hinaus, und schauete, und sprach: „Es ist nichts da.“ Und er sprach: „Gehe wieder hin sieben Mal!“ Und beim siebenten Mal sprach der Knabe: „Siehe, es geht eine kleine Wolke auf aus dem Meere, wie eines Mannes Hand!“

Siehe da, teure Gemeinde, auf dem Fastenberge, in dem Knaben des Propheten auf dem Karmel das Bild unsers Gustav-Adolf-Vereins-Werkes, ja das Bild deiner eignen Geschichte!

Nicht sieben Mal, sondern siebenzig Mal mögen die sieben ersten — denn der achte kehrte glaubenverleugnend wieder um — auf diesen Berg hinaufgestiegen sein. Euer erster Exulantenlehrer schreibt von ihm: „Der Berg war nichts als dicker Wald, und eine Wohnung wilder Tiere, da die Bären brummten, die Hirsche brüllten, die Wölfe heulten, die Füchse bellten,“ — und doch zogen diese Ehrenmänner diesen Berg dem Verluste ihres Glaubens und den Verfolgungen vor, die sie im Falle des Bleibens, allen Versprechungen zum Trotz, ebenso wie die andern getroffen hätten. Mit Mühe verscheuche ich vor meinem Auge

die vielen Bilder der Gewalt, die gerade um diese Zeit durch jesuitische Hand auf unsre Glaubensgenossen fiel. Mit Entsetzen sehe ich im Geiste die Gestalt des böhmischen Bauern Peschek in Grusitz (Hrusitz), der 1650, — vier Jahre nur vor der Gründung eurer Stadt! — als er auch wie eure Väter des Nachts in unser Sachsenland auswandern wollte, überfallen und ergriffen wurde. Da er sich weigerte, ein hölzernes Kruzifix, das die Jesuiten ihm vorhielten, anzubeten, weil er nur seinen lebendigen Erlöser und Herrn anbeten könne, da haben sie mit Spießruten ihn ausgepeischt, und als er, gefragt, ob er katholisch werden wolle, dies verneint, da haben sie ihn ein ganzes Jahr in ein feuchtes, finsteres Erdloch versenkt, bis die Augen ihm zu verlöschen begannen, bis er das Haupt kaum noch zu erheben und auf den Füßen kaum noch zu stehen vermochte! Dann haben sie ihn heraufgezogen. Und als man ihm von neuem das hölzerne Kruzifix zur Anbetung vorgehalten, er aber geantwortet hatte: „Ich weiß gewiß und glaube festiglich, daß Christus für mich gekreuzigt ist, und nicht dieses Holz," und sie ihm zuriefen nun: „Er ist wert, daß man ihn auf ein Feuer lege, oder auf das Feld vor die wilden Tiere werfe," — da ist der alte Mann in seiner Angst auf seine Knie gefallen, und hat laut das „Vater unser" gebetet, und ehe er die letzte Bitte gesprochen, hat der Herr seine Seele aus diesem Lande des Streites in seinen Frieden genommen!

Was haben wir denn erlitten für unsern Glauben, das solchem sich vergleichen ließe? Und ist es ein Großes, wenn unsre Gabe und unsre Fürbitte wenigstens erbeten wird für die bedrängten Nachkommen solcher Zeugenhelden? Und wie fühlen wir es doch alle, Evangelische und Tausende auch von unsern lieben katholischen Brüdern: ehe Rom um solcher der evangelischen Kirche angethanen Gewalt willen Buße gethan und bittere Thränen der Reue geweint haben wird, wie Petrus sie weinte, da er den Herrn verleugnet hatte und ging hinaus und weinte bitterlich, — wird kein reiner Segen auf seiner Arbeit ruhen! Fast alle katholischen Länder, und nur sie, sind jetzt wieder in Revolution und Anarchismus!

Aber wie mögen, Geliebte, ähnlich dem Knaben des Propheten auf dem Karmel, eure Altvordern damals, in dieser furchtbaren Gefahr des Geistes und Leibes, auf diesem Fastenberge ausgeschaut haben nach Entscheidung und Hilfe! Wie fühlen wir diese Angst den noch aufbewahrten Worten der Bitte ab, mit denen sie beim Kurfürsten Johann Georg I. am 12. Februar 1654 diese bescheidene Stätte und einer Bergstadt Freirecht sich erbaten! Wie mögen sie ausgeblickt haben, nicht sieben Male, sondern 77 Mal, ob wohl komme der Bote, der die Gewährung bringen sollte! Und als sie verhältnismäßig rasch — am 23. Februar schon — die gnädige Gewährung erhielten und den Namen „Johanngeorgenstadt" dazu: wie mögen sie da erfahren und gepriesen haben die Herrlichkeit des prophetischen Wortes: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, zu Zion sagen: dein Gott ist König!" Wie eines Mannes Hand groß

nur war das Geschenk dieses öden Berges. Es war belastet mit der arbeitsvollen, zweifelhaften Hoffnung, den Urwald hier lichten und aus unberechenbarer Tiefe das für das Leben Nötige herausschürfen zu können. Aber wie groß mag dennoch ihre Freude gewesen sein, als der Platz nun bereinigt war und in eben diesem Jahre, am 10. Mai 1654, die erste Thürschwelle dieser Stadt gelegt werden konnte! Dieses Haus, Zierolds Haus am Markt, es ist wohl mit verbrannt? oder war es vorher schon verschwunden? Nun, seine Schwelle, die erste Schwelle Johanngeorgenstadts, ist an demselben Tage gelegt, wo 216 Jahre später, am 10. Mai 1871, nach unsern welthistorischen Siegen der große Frankfurter Friede von der Hand des ersten protestantischen Kaisers der Weltgeschichte geschlossen werden sollte! Es soll auch dieses uns erhebende „Fügung Gottes“ sein!

Aber wie der Knabe auf dem Karmel und eure Väter damals hier, so stehen heute noch unsre armen evangelischen Brüder draußen in katholischer Umgebung auf ihrem Fastenberge. O, könnte ich, Geliebte, euch aufschließen allein aus dem Archive des Centralvorstandes in Leipzig die Hunderte von Bitt- und Dankschreiben bedrängter Brüder und die fröhlichen Botschaften helfender Brüder oder zum Ziele geführter Gemeinden: ihr würdet euch erquicken an dem heißen Danke und an den Strömen neuen Lebens wie brüderlichen Zusammenwirkens, die von dort uns kommen! Ihr würdet erhoben und — ich bin dessen gewiß — stolz darauf sein, beteiligt zu sein an diesem großen gemeinsamen Werke, das an seinem Teile zugleich ein Band brüderlichen Friedens legt um unsre ganze deutsch-evangelische Kirche und weiterhin. Und ob auch der Bote, der in den Segen dieser Mitarbeit euch rief, wie der Knabe des Propheten, siebenmal und öfter auf den Berg hat steigen müssen und immer von neuem gefragt werden mußte: „Siehest du noch nichts in Johanngeorgenstadt?“ — und antworten mußte: „Ich sehe noch nichts“: er hat es jetzt doch aufsteigen sehen, unser Werk, auch bei euch, ihr Lieben, „eines Mannes Hand groß“, und wahrlich, das schöne, liebliche Fest, das wir heute hier feiern, es ist mehr schon als nur „eines Mannes Hand“! —

Aber „eines Mannes Hand groß“, Geliebte, ist auch die Hilfe erst noch, die wir den bedrängten Brüdern draußen bringen können, selbst mit unsrer ganzen vereinten Kraft. Die Akten unsers Vereins zeigen es noch immer, daß in den 1605 bittend vor uns stehenden Gemeinden mehr oder minder dringlich noch 405 Kirchen, 125 Schulen, 151 Pfarrhäuser, und weithin Friedhöfe mit unsrer Hilfe erst noch zu errichten sind! Ja, die meisten dieser Gemeinden sind ohne unsre Hilfe überhaupt existenzunfähig; — sie sind es trotzdem, daß sie selber in einer uns oft beschämenden Weise opfern für ihre Kirchen und Schulen, und dieses überall die nie erlassene Vorbedingung ist für unsre Unterstützung; sie sind es trotzdem, daß unter der pflegenden Hand unsrer Arbeit herrliche Frühlingsströme neu erwachten evangelischen Lebens durch unsre Brüder draußen ziehen in allen katholischen Ländern!

3.

Und dies, Geliebte, führt mich zu dem Letzten in unserm Texte und in unserm Werke: „eines Mannes Hand“ groß war und ist unser Werk, gemessen an der bittenden Not und an der Aufgabe Größe, — und doch hat der Herr, wie dort auf dem Karmel, „Ströme des Segens“ aus dieser Wolke hervorbrechen lassen schon bis zu dieser Stunde! —

„Wie eines Mannes Hand groß“ nur hat der Herr am alten Schwedensteine bei Lützen, am 6. November 1832, bei der zweihundertjährigen Feier des Todes König Gustav Adolfs, den er für der evangelischen Kirche Wahrung, Freiheit und Selbständigkeit dort sterben ließ, den Gedanken unsers Werkes zuerst aufgehen lassen in der Seele des nun längst heimgegangenen ehrwürdigen Superintendenten Leipzigs, D. Großmann; — die Not einer böhmischen Gemeinde, Fleißen, war der Karmel, der Fastenberg, von dem Großmann diese Wolke des Herrn aufgehen sah. Nur ahnen konnte er damals in prophetischem Geiste das Größere, das damit im Heranziehen war. Denn der Anfang war lange klein genug und blieb lange nur Anfang. „Wie eines Mannes Hand groß“ nur stand die Wolke der „Gustav-Adolf-Stiftung“ zehn Jahre am Himmel der evangelischen Kirche unbeweglich fast und unvermehrt, — wenige Tausende wurden gesammelt, wo Millionen nötig gewesen wären; man hatte den Mut noch nicht gefunden, die Gemeinde, auch deine Liebe, teure Festgemeinde, als das vertrauensvoll und jährlich immer wieder anzurufende Kapital zu betrachten, und bloß die Zinsen des Gesammelten zu verwenden gewagt. Wenige Gemeinden konnten unterstützt werden, die Not von Tausenden kannte man nicht einmal.

Da zog mit dem Reformationsfeste des Jahres 1841, mit dem Aufrufe des Prälaten Zimmermann in Darmstadt, das Wetter des Segens herauf, das diese Wolke verkündet hatte! „Ehe man zusah, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind, und kam ein großer Regen“ über das lechzende Land. Aus dem Scherflein der Armen wie aus den Gaben der Reichen, aus der Hand von Männern und Frauen, aus der Hand von Lebenden wie solcher, die auf ihrem Sterbebette noch reiche Legate der Arbeit des Vereins darbringen wollten, — der Centralvorstand in Leipzig allein verwaltet an solchen Stiftungsgeldern 1138033 Mk. 52 Pfg. und ebenso fast alle Hauptvereine und viele Zweigvereine! — wurden die Gaben von erst nur wenigen Thalern zu den 1042867 Mk. 54 Pfg. der Einnahme des Gesamtvereins im vorigen Jahre. 1668 evangelische Gemeinden und Institute konnten allein im vorigen Jahre damit unterstützt werden. Und die Hauptversammlung des laufenden Jahres wird wieder von einem vermehrten Segen berichten können. Und während zuerst kaum jemand von unserm Vereine wußte und um ihn sich bekümmerte, ja, selbst noch der Verfasser des Aufrufes vom 31. Oktober 1841 ohne Kenntnis war

von dem Bestehen der „Gustav-Adolf-Stiftung“: da hat ihn 1875 sein Kaiser, der erste protestantische Kaiser Deutschlands, in seine Stadt Potsdam geladen, — denselben Verein, dem einst katholische Staaten, wie Oesterreich, Baiern, in Ungerechtigkeit gegen ihre eignen evangelischen Unterthanen, ihre Grenzen verschlossen, — denselben Verein, der lange, ehe man den Mut fand, voll und ganz auf das geeinte deutsche Reich hinzusteuern, durch das innige Band der freien evangelischen Liebe alle evangelischen Stämme und Gaue Deutschlands verknüpfte und unsre neue, große deutsche Zeit vorbereiten half an seinem kleinen Teile, — ein Prophet, dessen Thatweissagung für die Einigung der ganzen deutsch-evangelischen Kirche noch nicht zu Ende ist. Von je bis heute hat er unter Ehren und Wahren des konfessionellen Gewissens überall statt des Trennenden das Einende, statt des Krieges und Streites der Brüder untereinander den Frieden und das gemeinsame Wirken hervorgehoben, gegenüber dem gemeinsamen Feinde, der aus unsrer Zersplitterung von je nur unser Verderben ersann und seines unversöhnlichen Hasses blutigste Siege stets aus unsrer innern Spaltung zu schöpfen wußte. — Und während im Anfange hin und her nur „wie eines Mannes Hand groß“ die Segenswolke „Jesus Christus“ am Himmel des Vereins stand, da rauscht jetzt durch alle seine Zweige und durch alle seine Versammlungen hindurch das Bekenntnis: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit!“ — Der Verein ist nicht bloß nach außen, er ist auch nach innen gewachsen!

Seit seinem Bestehen hat er nun über 28000000 Mk. für die Kirchen und Schulen bedrängter Glaubensgenossen an mehr als 4000 Gemeinden und Institute verteilen können, — darunter in dem Oesterreich, das eure Väter einst verlassen mußten, allein mehr als 1100 Gemeinden! Und ob mehr noch als unsre Mittel die Menge der Bittenden gewachsen ist und nun nicht mehr, wie eure Väter einst, vereinsamt und verlassen sich fühlend, unter dem Taue der Liebe unsers Werkes hinauswachsen überall wie Frühlings-Morgensaat von Tag zu Tage mehr: dieses Emporwachsen neuen evangelischen Lebens ist doch auch nur ein weiterer Beleg von dem Segen, den Gottes Gnade auf unser Werk gelegt über Bitten und Verstehen und über all unser Verdienst! Auch hier, auf dem Boden des Bittens und Vertrauens, war es erst nur „wie eines Mannes Hand groß, und ehe man zusah, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind, und kam ein großer Regen!“ —

Möchtest du nicht auch, mein Bruder, meine Schwester, ein warmer Tropfen der Liebe werden in diesem „großen Regen“ eines großen Segens bei großer Dürre und Not? Für die im Kampfe für ihr Vaterland gefallenen Krieger unsrer Gemeinden richten wir in den Kirchen und auf den Straßen Denkmäler auf durch unser ganzes deutsches Vaterland, und wahrlich mit geheiligtem Rechte: möchtest du nicht, teure Gemeinde Johanngeorgenstadt, in der Stiftung und Pflege eines blühenden Gustav-Adolf-Vereins auch in deiner Stadt ein

Denkmal des Dankes aufrichten zum Gedenken der Geschichte deiner noch in ganz anderm Sinne als bei andern Städten in Wahrheit evangelischen Geburt? ein Denkmal zum Gedenken der unvergeßlichen Treue deiner Väter, die nicht bloß in Versicherung und Wort, sondern in Wahrheit Haus und Hof, Gut und Blut ließen zur Wahrung des evangelischen Glaubens, in dessen segnendem Besitze ihr durch diese Treue steht? —

Nun gewiß, giebt es irgend eine Stadt fast in der Welt, die berufen ist durch ihrer Geschichte wunderbaren Lauf eine Gustav-Adolf-Vereinsstadt zu sein, so ist es diese Stadt! Und nicht die Summe, sondern das Herz der Gabe ist die Größe der Gabe vor Gottes Angesicht und eurer Stadt auf dem Berge lieblichster Schmuck. Auf dem Karmel im heiligen Lande, da blühen jetzt unten die Lorbeer- und Oelbäume, oben die Fichten und Eichen, und alles ist voll der schönsten Blumen, der Hyazinthen, Tazetten, Anemonen: auf dem „Fastenberge“ heute hier blühen, ich hoffe es freudig im Herrn, die schöneren Blumen der aus betender Hand fröhlich spendenden Fest-Liebe evangelischer Bruder-Schwester-Herzen!

So bindet zum bleibenden Werke den Kranz zum Feste! Ja, schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars! Und über der Eingangspforte des Johanngeorgenstädter Männer- und Frauen-Gustav-Adolf-Vereins bleibe geschrieben, solange der Herr seinen Knecht, den Gustav-Adolf-Verein braucht, dasselbige Wort, das in Stein gehauen Jahrhunderte einst stand über der Eingangspforte eures Gotteshauses: Jesus nobiscum, state! d. i. „Jesus ist mit uns, stehet fest,“ — stehet fest aus der Kraft des Herrn in eurer Väter Treue! — Amen.

16.

Die Gnadenkirche zur heiligen Dreifaltigkeit vor Landeshut.

Ein Bild aus der Leidensgeschichte der evangelischen Kirche Schlesiens.

Von P. **Rudolf Kobbelt** in Landeshut.

Apostelgeschichte 26, 22: Aber durch Gottes Hilfe ist es mir gelungen und stehe bis auf diesen Tag und zeuge beiden, den Kleinen und den Großen.

Dieses demütige und doch so zuversichtliche Bekenntnis, das einst der große Apostelfürst Paulus, ein guter evangelischer Christ, wie Gerok ihn gelegentlich genannt hat, vor dem großmächtigen Landpfleger Festus zur Verteidigung seines Glaubens abgelegt hat, macht die evangelische Kirche Schlesiens mit ganz besondrer Innigkeit zu dem ihrigen. Denn

wahrlich, einzig und allein durch Gottes Hilfe ist es ihr gelungen, daß sie steht bis auf diesen Tag und beiden, den Großen und den Kleinen Zeugnis ablegen kann von dem Felsengrunde, auf dem sie erbaut ist und der kein andrer ist, als der der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Wäre es nach Menschenmacht und Menschenwillen gegangen — in ganz Schlesien gäbe es kein evangelisches Gotteshaus, wäre keine Spur evangelischen Glaubenslebens, ertönte keine Predigt des lautern Evangeliums. Traurige Bilder, düstere Nachtgemälde menschlicher Verirrung sehen wir in der Vergangenheit, Dankesthränen füllen unsre Augen beim Blicke auf die Gegenwart, Verzagtheit könnte unsre Herzen beschweren beim Ausblick in die Zukunft, wenn wir nicht wüßten: Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben, Gott ist bei ihr darinnen; darum wird sie wohl bleiben.

Es dürfte kaum ein Land geben, als Schlesien, das beim Vergleiche der Vergangenheit mit der Gegenwart so viel Veranlassung hätte, sich der gnädigen Hilfe Gottes dankbaren Herzens zu freuen, der Hilfe, die es möglich gemacht hat, daß auch hier bis auf diesen Tag beiden, den Großen wie den Kleinen, Zeugnis abgelegt werden kann von dem Wege, der zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott führt, nämlich vom Wege des Glaubens allein und nicht der Werke des Gesetzes. Aber kein Land dürfte auch mehr Veranlassung haben als Schlesien, für die Zukunft auf dem Posten zu sein, damit dieses herrliche Gut, für das die Väter gekämpft und gestritten, dessen Besitzes wir uns durch Gottes Hilfe erfreuen, auch unsern Kindern und Kindeskindern erhalten bleibe. Die Zeiten sind ernst und — die Jesuiten sind nahe. Und Schlesien, das schon einmal im Sinne der Römlinge eine „heilsame Reformation“ durchgemacht hat, dürfte nach den damals erzielten Erfolgen leicht wieder als erstes Versuchsfeld in Angriff genommen werden. Ist doch das einst ganz protestantische, jetzt stockkatholische Böhmen so nahe, überschwemmen doch jetzt schon ungeheure Scharen dieser „treuen“ Kinder ihrer Kirche die evangelischen Kreise Schlesiens, und haben sie doch jetzt schon eine für die Evangelischen recht bedenkliche Verschiebung der konfessionellen Verhältnisse zuwege gebracht. Der Kampf, der auf märkischem Boden zur Entscheidung gebracht werden soll, dürfte die ersten Schlachtfelder in Schlesien haben.

Wie die Weltgeschichte überhaupt die Lehrerin der Menschheit sein soll, so soll dem vernünftigen Menschen die Vergangenheit die Lehrerin für die Zukunft sein. Darum ein Blick in die Vergangenheit, um für die Zukunft uns zu rüsten. Das, was die Väter in schwerer Zeit nicht zu Schanden werden ließ, das war ihr Glaube und ihr Vertrauen in die gerechte Sache und auf die Hilfe Gottes, die es möglich gemacht hat, daß auch heute noch das Evangelium seinen Weg geht und seinen Lauf nimmt; und das muß auch in Zukunft unser bester Trost, unsre schärfste Waffe sein. Dann mag Gott dieselben Mittel zur Hilfe nehmen wie damals oder andre, das ist nebensächlich, ihm ist's ja doch gleich, durch wenig oder viel zu helfen — der Sieg wird

unser sein. Damals erweckte er Männer aus fremdem Volke, die dem Evangelium zu Hilfe eilten, künftig sucht er sich seine starken Helden vielleicht im eignen Lande. Das sei ihm anheimgestellt.

Wird der große Schwedenkönig Gustav Adolf überhaupt als Retter des Protestantismus in Deutschland gepriesen, so sind ihm die Schlesier ganz besonders dankbar, und nicht nur ihm, sondern auch seinem großen Nachkommen, Karl XII. Lange bevor an die Gründung des in seiner Arbeit so reich gesegneten Gustav-Adolf-Vereins zu denken war, der mit geschärftem Auge Ausschau hält nach den Notständen der Evangelischen in der Diaspora, der mit liebewarmem Herzen Geldmittel zu deren Abstellung sammelt und der mit hilfsbereiter Hand evangelische Gotteshäuser und Schulen baut, evangelische Geistliche und Lehrer anstellt — lange bevor an ihn und seine Thätigkeit zu denken war, gab es in Schlesien, wohin die Segensströme des Vereins besonders reichlich fließen, um die Wunden, die die Vergangenheit geschlagen hat und die noch jetzt bluten, zu verbinden und, wo möglich, zu heilen, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch der Sache nach schon Gustav-Adolf-Kirchen. Und solange noch eine Spur von den „Friedenskirchen" in Jauer, Schweidnitz und Glogau vorhanden ist, solange noch ein Stein auf dem andern bei den „Gnadenkirchen" vor Landeshut, Sagan, Freistadt, Hirschberg, Militsch und Teschen sein wird, solange werden die Namen jener Glaubenshelden nur mit innigster Dankbarkeit im Herzen über die Lippen der Schlesier kommen. Denn Denkmäler, dauernder als Erz, haben sie sich errichtet durch ihre Thaten und ihre Worte, von denen jene Kirchen Zeugnis ablegen. Die Geschichte jeder einzelnen derselben ist ein getreues Spiegelbild der evangelischen Leidensgeschichte der ganzen Provinz. So mag denn eine Vorgeschichte der Gnadenkirche vor Landeshut unsre Dankbarkeit und unsre Bewunderung für unsre Vorfahren in unserm Herzen rege machen, vor allen Dingen aber uns ein Ansporn sein, dem Glauben felsenfeste Treue zu halten, in dem wir geboren und erzogen sind, für den die Väter Luthers Wort zur That machten: Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's keinen Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben.

Kaum hatte Luther das uralte und doch neue Evangelium von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben ausgesprochen, so wurde seine Lehre wie auf Windes Flügeln durch die deutschen Gaue getragen und fand in Schlesien so fruchtbaren Boden, daß um das Jahr 1530 fast die ganze Provinz lutherisch war. Wann Landeshut, — die berühmte Leinenstadt am Zusammenfluß des jugendlichen Bober und seines ersten Nebenflusses Zieder, der aus Adersbachs Felsenstadt kommt, im lieblichen Thale belegen, rings umkränzt von luftigen Höhen, im Hintergrunde der Kolbenkamm, die Schneekoppe, die von hier aus ihren Namen bekommen hat, — öffentlich zur neuen Lehre übergetreten ist, läßt sich nicht mehr genau feststellen, denn in acht Jahren des 30jährigen Krieges ist die Stadt nicht weniger als 27 mal

geplündert worden, die Pest wütete zwei mal, der Brand verheerte 1628 und 1638 die Stadt so, daß zuletzt von 650 Bürgern nur fünf ein Obdach hatten, „armselig ausgeworfene und ausgemergelte Reliquien“, nennen sie sich in einer Bittschrift an den Kaiser um freie Religionsübung, aber sie gestehen und bekennen auch damals schon, „daß sie alle Plagen nur durch den wundervollen Beistand Gottes hätten ertragen können“. Auch sie bekannten: Aber durch Gottes Hilfe ist es mir gelungen und stehe bis auf diesen Tag. Woher sollten da urkundliche Nachrichten zu bekommen sein? Von dem Drängen und Sehnen des Herzens aber nach der lauteren Predigt genügt eine Geschichte, die, obwohl sie in allen Chroniken berichtet wird, doch wohl in das Gebiet der Sage zu verweisen ist, immerhin aber als Zeugnis aus alter Zeit der Mitteilung wert sein dürfte.

Am 20. Mai 1503 ritten die Knechte des Vorwerksbesitzers Gottfried Krause aus Nieder-Zieder, einem hart an die damalige Stadtmauer grenzenden Dorfe, die Pferde ihres Herrn zum nahe gelegenen Teiche, um sie nach einem Morgenbade zur Weide zu führen. Zu ihrem Erstaunen erblickten die Knechte auf dem Wasserspiegel einen großen Vogel, der stolz und majestätisch auf demselben herumschwamm. Da sie das Tier nicht kannten — es war ein großer Schwan — machten sie Kehrt und meldeten solches ihrem Herrn. Derselbe ließ den Vogel in seinen Hof und beherbergte ihn im Schafstalle, woselbst der Schwan das dargereichte Futter annahm. Dieser Vogel blieb vom 21. Mai bis 18. Oktober auf dem Hofe, alle Morgen sein Element, die kleine Wasserfläche, aufsuchend und tagsüber sich darauf tummelnd. Am 19. Oktober früh war er spurlos verschwunden. Ein Zigeuner prophezeite dem ihn um Rat fragenden Bauer, daß auf seinem Hofe dereinst ein Heiligtum des lebendigen Gottes stehen würde. Gottfried Krause ließ eine eiserne Wetterfahne in Gestalt eines Schwanes anfertigen und befestigte sie auf dem Schafstalle. Wunderbar ist diese Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Denn am 2. November 1708 wurde das Krausesche Bauerngut von den Evangelischen als Bauplatz für die Gnadenkirche ausersehen und später auch gekauft. Sie steht auf dem Grund und Boden des alten Vorwerkes. Der alte Schwan der Wetterfahne befindet sich heute noch auf dem Kantorhause, welches auf dem Platze errichtet ist, wo der Schafstall gestanden hat.

So sagenhaft diese Geschichte sein mag, Thatsache ist, daß mindestens ums Jahr 1562 der Rat und die Einwohnerschaft Landeshuts der neuen Lehre zugethan waren, denn wir kennen die Namen der evangelischen Geistlichen jener Zeit und wissen, daß unter Ambrosius Lange (1585—1627) die Stadtkirche bedeutend erweitert und herrlich ausgestattet, sowie daß unter ihm auch die Begräbniskirche erbaut wurde. Lange sollte die Herrlichkeit freilich nicht dauern.

Die Entstehung des Majestätsbriefes und seine offenkundige Verletzung unter Rudolf II. und Matthias, sowie die Entfesselung des 30jährigen Krieges gehören der Weltgeschichte an und sind ja allgemein

bekannt. Ferdinand II., ein erklärter Liebling und Beschützer der Jesuiten, kannte keine ehrenvollere Lebensaufgabe, als die, jeden Funken der neuen Glaubenslehre zu ersticken. Er hatte schon als Erzherzog durch die Art, wie er seine protestantischen Unterthanen bedrückte und unterdrückte, seinen Erziehern zur Genüge bewiesen, daß er die gute Meinung, die sie von ihm hegten, zu rechtfertigen und die schönen Hoffnungen, die sie auf ihn setzten, zu erfüllen wisse. Ein solcher Mann mußte den Protestanten furchtbar sein, und er war es.

Kaum war die Schlacht am weißen Berge geschlagen, so ließ Ferdinand in Schlesien seine Truppen eindringen und gewaltsam das Reformationsgeschäft, das er für eine väterliche Fürsorge für die menschlichen Seelen erklärte, beginnen. Der Bischof von Breslau und die Aebte der Klöster gingen mit den kaiserlichen Kommissarien Hand in Hand und gaben ihren Maßregeln und Befehlen durch Soldaten, besonders die Lichtensteinschen Dragoner, die man deshalb „Seligmacher“ nannte, den erforderlichen Nachdruck. Liest man die bei Berg (Geschichte der gewaltsamen Wegnahme ꝛc. Breslau 1854) auf 76 enggedruckten Seiten mitgeteilten Protokolle der „k. und k. Friedens-Exekutions-Kommission in den beiden Fürstentümern Schweidnitz und Jauer“, so muß man staunen über die Genauigkeit der Angaben, betreffend die weggenommenen oder „reconciliierten“ Kirchen und deren Vermögen, wie über die ungeheuern Leistungen der Kommission in der Zeit vom 8. Dezember 1653 bis 30. April 1654. Die Sprache hat keine Worte, um die Greuel zu beschreiben, die man verübte, um das Seelenheil der guten Schlesier zu begründen.

Man belegte die Einwohner mit grausamen Einquartierungen und forderte unerschwingliche Geldabgaben. Man schleppte sie an den Haaren in die Kirche, der Messe beizuwohnen. Man steckte ihnen die Hostie mit Gewalt in den Mund und setzte ihnen die Pistolen und bloßen Degen auf die Brust, um unter den härtesten Bedrohungen den Abfall zu erzwingen. Man führte sie unter den Galgen, man peitschte sie mit Ruten, bis das Fleisch von den Rippen fiel. Man ließ sie zu keinem Schlaf kommen, um sie wahnsinnig zu machen. Man nahm den Wöchnerinnen ihre Kinder und drohte, diese zu töten, falls jene nicht katholisch würden. So konnte sich denn Graf Dohna rühmen, mehr gethan zu haben, als der Apostel Petrus, der doch nur 3000 durch eine Predigt bekehrt habe, während er ohne Predigt viele Tausende bekehrt hätte. Viele Tausende, denen das Unsichtbare mehr galt als das Sichtbare, sahen sich genötigt, den Wanderstab zu ergreifen, um in der Fremde die Güter zu suchen und zu genießen, die sie im Vaterlande nicht finden konnten oder deren Genuß ihnen dort verweigert wurde. Um das Bekehrungsgeschäft so viel als möglich zu fördern, kannte man kein besseres Mittel, als den Evangelischen die Kirchen zu nehmen, ihnen Bibeln und Gebetbücher zu rauben, ihre Geistlichen in die Verbannung zu schicken, die Erwachsenen zum Besuch der Messe und die Kinder zum Besuche der katholischen Schulen mit aller nur denkbaren Gewalt zu zwingen.

Die Evangelischen Landeshuts, die das Ungewitter heraufziehen sahen, sollten über ihr Schicksal nicht lange im Ungewissen bleiben. Im Oktober 1628 wurde durch den Landeshauptmann v. Bibran aus Jauer der evangelischen Obrigkeit der Wille des Kaisers bekannt gemacht, daß hier wie überall die evangelischen Prediger abgeschafft und die Kirchen geräumt werden sollten. Da der Erfolg der Bemühungen des damaligen Bürgermeisters Fischer den Erwartungen der Kommission nicht entsprach, so wurde er abgesetzt und an seine Stelle Friedrich Reuschel als Bürgermeister und Königsrichter eingesetzt zur Belohnung dafür, daß dieser evangelische Kirchvater so viel „Seelenstärke" besaß, augenblicklich seinen bisherigen Ueberzeugungen zu entsagen und katholisch zu werden. Was dieser Mann seiner unglücklichen Vaterstadt gewesen, das steht mit Blut und Thränen in der Geschichte Landeshuts. Sein erstes Geschäft war, die beiden evangelischen Prediger zu verweisen. Nachdem der eine noch seine Abschiedspredigt gehalten, wurde die Kirche einem katholischen Pfarrer übergeben. Reuschel zwang, unterstützt von einer Dragonade, den Magistrat, im Namen der Gemeinde schriftlich zu erklären: „daß sie allen bisher eingeschlichenen Ketzereien, falschen Lehren und Irrtümern freiwillig und ungezwungen (!) abgeschworen, dagegen die heilige, allein seligmachende römisch-katholische Religion angenommen hätten; daß sie entschlossen wären, diesen ihren Glauben mit Gut und Blut zu verteidigen und fest darüber zu halten, daß niemand weder in den Rat, noch in eine Zunft, noch als Bürger aufgenommen oder in der Stadt geduldet werde, der nicht der katholischen Religion zugethan sei." Wie es mit dieser ungezwungenen Freiwilligkeit bestellt war, geht daraus hervor, daß Reuschel alle evangelischen Mitglieder des Rates verdrängte und durch seine Kreaturen ersetzte. Seinen eignen Schwiegersohn, den Organisten, verjagte er, weil dieser nicht katholisch werden wollte; die Bürger, die sich weigerten, in die Messe zu gehen, warf er ins Gefängnis, an der Spitze von fünf Bütteln überfiel er die treuesten Anhänger ihres Glaubens in ihren Häusern, die Familienglieder, die Fürbitte einzulegen wagten, wurden auf öffentlicher Straße bis zur Ohnmacht gemißhandelt u. s. w. Am 1. August 1630 forderte er das Bäckergewerk auf, zum Abendmahl in die katholische Kirche zu gehen, widrigenfalls ihnen das Handwerk untersagt würde. Als der Aelteste hierauf erwiderte: „Darauf gebe ich nichts, es ist nicht, als ob man eine Herde Säue dazu triebe", nötigte er ihn durch die Drohung, ihm die Spannadern zerhauen zu lassen, zur Flucht; den Nebenältesten, der heldenmütig sprach: „Ehe ich das thue, will ich mir den Kopf abschlagen lassen," ließ er sogleich ins Gefängnis werfen. Alle Meister dieser Zunft bis auf den jüngsten folgten freiwillig dem unglücklichen Flüchtling nach und teilten mit ihm sein Schicksal bis auf drei, die nach acht Tagen zurückkehrten. Frauen und Kinder wurden ihnen zum Troste nachgejagt. Besonders unmenschlich behandelte er die Frau des Aeltesten, die sich in gesegneten Umständen befand, und die er unvermutet am frühen Morgen mit seinen Bütteln überfiel. Der

Schreck bewirkte bei ihr epileptische Anfälle und eine frühzeitige Niederkunft. Ohne ihr auch nur einen Augenblick Erholung zu gönnen, läßt Reuschel die Entkräftete barfuß und mit entblößtem Kopfe aus der Stadt hinauswerfen und die unmündigen Kinder, die er aus dem Schlafe riß, der Mutter nachtreiben.

Das Erscheinen der Schweden im Jahre 1632 bewirkte die Zurückberufung der Prediger, die drei Jahre lang segensreich wirken durften. Schon 1635 kam aber der gemessene Befehl, die Geistlichen sofort abzudanken, von ihnen die Kirche und die Kirchenschlüssel zu fordern und sie selber zu vertreiben. Der Befehl kam eines Sonntagsmorgens. Diakonus Profe hielt trotzdem seine Predigt, zu der er schon hatte läuten lassen, und als er nach derselben vor den kaiserlichen Kommissar gefordert wurde, erwiderte er auf den erneuten Befehl, abzudanken, er könne seine Entlassung nicht eher nehmen, als bis die sie von ihm gefordert hätten, von denen er angestellt sei. Die Kirchenschlüssel aber könne er nur denen geben, die sie ihm anvertraut hätten. Als er vom Rathause kam, umringten ihn dreihundert Frauen mit der dringenden Bitte, sie nicht zu verlassen, sie wären bereit, Leib und Leben, Gut und Blut zu opfern. Am folgenden Tage wiederholten sie ihre Bitte, und Profe lehrte und tröstete täglich in der Kirche und teilte das Abendmahl aus. Endlich mußte er der Gewalt weichen, aber hielt noch zehn Tage lang vom offnen Fenster der Schule aus seine Predigten. Er fand Zuflucht und liebevolle Aufnahme im Hause einer Witwe John, die deswegen ins Gefängnis geworfen wurde. Als er ihre Befreiung erwirkt hatte, griff er mit seiner Familie zum Wanderstabe, schenkte aber beim Abschiede der Tochter seiner Wirtin einen Speciesthaler mit den Worten, „sie würde es noch erleben, daß man hier eine Kirche bauen und Pfarrer einsetzen würde“.

Der Friede zu Münster und Osnabrück brachte den Landeshutern leider nichts oder doch äußerst wenig. Wohl versuchten sie alles, den Wiener Hof zur Milde zu bewegen, sie baten flehentlich um Zurückgabe ihrer Kirchen, ja sie wollten es als höchsten Beweis der Gnade und als den reichlichsten Ersatz für ihre erduldeten Leiden betrachten, wenn ihnen auch nur die von Evangelischen erbaute Begräbniskirche überlassen würde. Alles umsonst — das einzige, was sie als besondere Gnade erlangten, war die Erlaubnis, in die Friedenskirchen nach Jauer und Schweidnitz gehen zu dürfen. Welchen Wert diese Erlaubnis hatte, geht aus einer Bittschrift des Jahres 1708 hervor, in der es heißt, „daß sowohl nach Jauer wie nach Schweidnitz vier starke Meilen sind, welche Meilen noch dazu durch die überall im Wege liegenden Berge und steinigten Straßen so beschwerlich, ja manchmal so unmöglich oder doch mit Leib- und Lebensgefahr bei Winterszeit oder Regen zu reisen sind, so daß fast kaum junge und gesunde Personen fortkommen könnten, Alte und Kranke, Weiber und Kinder aber gar unterlassen müssen, die benötigste Information in ihrem Christentum und Trost für ihre Seelen sich zu holen“. Sodann wird hervorgehoben, daß die Einwohner der

umliegenden Dörfer nach jenen Kirchen 5—6 starke Meilen haben. „Ob nun wohl sothane Leute nach der Anhörung göttlichen Wortes und andern Glaubensübungen herzlich seufzen, so können es doch die wenigsten darunter des Jahres ein= oder zweimal dazu bringen, eine solche schwere Reise zu thun, ja sie müssen dazu wohl noch gewärtig sein, daß sie wegen der großen Menge in obgedachte Kirchen nicht einmal hineinkommen, oder was hören können, folglich mit Seufzen und Thränen, wenigstens ohne allen Nutzen und Erbauung in ihrem Glauben und Leben wieder nach Hause kommen.“

Ein halbes Jahrhundert lebten sie nun unter diesem fürchterlichen Drucke. Mit großen Kosten mußte der Erlaubnisschein zur Taufe oder Trauung gelöst werden; wer die nötigen Mittel nicht erschwingen konnte, mußte diese Akte durch den katholischen Pfarrer vornehmen lassen. Zur Feier des heiligen Abendmahls wallfahrten sie zu Tausenden nach Jauer oder Schweidnitz. Dahin führte der Sohn den betagten Vater und die Tochter die schwache Mutter. Es war eine Herde ohne Hirten!

Eine Aussicht auf Besserung dieser Verhältnisse schien gar nicht denkbar zu sein. Und doch kam die Hilfe, von wo sie niemand erwartet hatte. Der Nachkomme des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf, dem Schlesien wenigstens die drei Friedenskirchen verdankt, Karl XII., war vom Herrn der Heerscharen, der der Menschen, auch der Könige Herzen lenkt wie Wasserbäche, ausersehen, den Landeshutern das Brot des Lebens billig zu machen nach der entsetzlichen Teuerung, die sie durchgemacht. Als er am 22. August 1706 bei Steinau über die Oder ging, drängte sich ein grauköpfiger Schuhmacher aus dem versammelten Volkshaufen hervor, faßte den Zügel des königlichen Pferdes und ließ ihn nicht eher los, als bis ihm der König mit Handschlag versprochen hatte: „an die armen, elenden Leute und den unterdrückten Glauben in diesem Lande zu denken.“ Und er hat Wort gehalten. Freilich hat er lange nicht alles erreicht, was er wünschte. Denn nach dem Wortlaute der Alt=Ranstädter Konvention vom 22. August 1707 wurden zwar in den Fürstentümern Liegnitz, Brieg, Münsterberg, Oels und in Breslau 118 den Evangelischen 1653 weggenommene Kirchen wiedergegeben, aber in den beiden Erbfürstentümern Schweidnitz und Jauer, zu denen Landeshut gehörte, und in welchen man damals den Evangelischen 254 Kirchen weggenommen hatte, war an eine Zurückgabe nicht zu denken. Das, was nach langen Verhandlungen endlich erreicht wurde, war die Erlaubnis, vor d. h. nicht innerhalb des Weichbildes, sondern vor den Städten Landeshut, Hirschberg, Sagan, Freistadt, Militsch und Teschen evangelische Kirchen und Schulen zu bauen. Es war herzlich wenig und doch zugleich unendlich viel!

Aber welche Hindernisse waren noch zu überwinden, welche Mühe, Beschwerden und Aufopferungen kostete es noch, ehe man auch nur daran denken konnte, den ersten Spatenstich zu diesen Kirchen zu thun. Verschiedene Gesuche und Bittschriften um Ueberlassung der von Evan=

gelischen erbauten Begräbniskirche waren erfolglos. Da entsandte die Bürgerschaft im Dezember 1708 einen ihrer Bürger Namens Schrödter, dem später der Kaufmann Liebenwald nachgesandt wurde, mit einem ausführlichen Bittgesuche nach Wien. Im Laufe der Verhandlungen mußten die beiden Vertreter der Stadt einen Schein ausstellen, worin die Stadt versprach, als Zeichen „ihrer Erkenntlichkeit für die allermildeste Verstattung einer aufzuerbauenden evangelischen Kirche nebst Schule binnen Monatsfrist dem Kaiser 20000 Gulden als Geschenk und innerhalb drei Monaten 80000 Gulden als Darlehn geben zu wollen". In der Heimat wartete man unter Wachen und Beten auf die Hilfe des Herrn und wurde nicht zu Schanden. Am 31. Januar 1709 kam die frohe Botschaft vom kaiserlichen Throne: Ihr möget wieder anbeten nach eurer Ueberzeugung, es soll euch werden, was ihr gebeten habt. Die Ankunft der Abgesandten glich einem Triumphzuge. Männer und Frauen, Kinder und Greise begleiteten sie, riefen ihnen zu: „Kommet herein, ihr Gesegneten des Herrn" und sangen ein Danklied nach dem andern. Mit der sofort vorgenommenen Wahl der ersten Kirchenvorsteher verschwanden auch die betenden Kinder. Seit dem 22. Januar 1708 hatten sich nämlich die Kinder tagtäglich auf dem nahen Burgberge eingefunden; dort knieten sie nieder, beteten und sangen und ließen sich selbst durch Drohungen davon nicht abbringen, denn sie müßten, wie sie sagten, eine Kirche vom lieben Gott erbitten.

Es nahte der 25. April 1709 und mit ihm die in feierlichem Zuge eingeholten kaiserlichen Kommissare, die den zum Bau der Kirche bestimmten Platz anweisen sollten. Es war das oben erwähnte Krausesche Bauerngut, das für 2600 Thaler angekauft worden und wo zur Feier des Tages ein kleines Zelt errichtet war. Man hatte diesen Platz gewählt, weil er unmittelbar vor der Stadt lag und bergig war, denn, sprachen die braven Landeshuter, „kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen". Durch einen kaiserlichen Kommissar wurde ein mit gelb und schwarzem Bande umwundener und oben mit dem Doppeladler gekrönter Stab im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit in die Erde gesteckt. Die evangelischen Einwohner der Stadt und Umgegend standen in dichtem Kreise um das kaiserliche Gnadenzeichen, das noch jetzt hinter dem Altare in der Kirche aufbewahrt wird, und nun sangen sie nach der Taufe dreier Kinder und einigen Dankesworten im Anschluß an den 46. Psalm durch einen neu berufenen evangelischen Prediger voll Inbrunst das erste: „Allein Gott in der Höh sei Ehr'" und „Verleih uns Frieden gnädiglich," da beteten sie nach langer Zeit zum ersten male wieder gemeinschaftlich, auf ihren Knieen liegend, das Vaterunser mit einer Andacht, die der Andacht der Seligen nahe war.

Die Bauerlaubnis war erteilt, der Platz für die Kirche war bestimmt, aber trotz der innigsten Freude darüber konnten die guten Landeshuter nicht zur Ruhe kommen, denn nun tauchte die bange Frage auf: Woher nehmen wir Geld? Das dem Kaiser versprochene Gnadengeschenk von 20000 Gulden mußte gezahlt werden und nach kurzer

Zeit das in Aussicht gestellte Darlehn von 80000 Gulden. Bei der Zahlung der ersteren bat man, das Darlehn in ein Geschenk von 30000 Gulden umwandeln zu dürfen, was auch allergnädigst gestattet wurde. So kostete die durch die Alt-Ranstädter Konvention ausgewirkte Bauerlaubnis allein noch 50000 Gulden bar!

Unter solchen Umständen konnte natürlich an den Bau der Kirche noch nicht gedacht werden. Die Gottesdienste wurden daher, der erste am Sonntag Kantate 1709, unter freiem Himmel abgehalten. Die Kanzel war auf einem niedrigen Gestell errichtet. Am 14. Mai wurde der Bauplatz der Kirche abgesteckt, wobei das kaiserliche Gnadenzeichen die Mitte der Kirche angab, dann wurde zunächst eine hölzerne Interimskirche errichtet und am 5. Juni der Grundstein zu dem eigentlichen Gotteshause gelegt. Wieder waren es Kinder, die hierbei eine Rolle spielten. Ihre schwachen Hände haben den Grundstein an den dafür bestimmten Platz geschleppt! Es ist ein Bild von jener im Verhältnis zu der großen Aufgabe schwachen, aber im Glauben dennoch siegreichen Kraft der Väter, die rastlos gestritten und gesiegt haben. Mit Freuden wurden die Gebühren für die Bestätigung der vier berufenen Geistlichen mit 800 Gulden nach Wien bezahlt, später kostete übrigens jede Bestätigung 400 Gulden, mit Freuden wurden die Stolgebühren doppelt, an den katholischen Pfarrer und an den evangelischen Geistlichen, bezahlt. Selbst letztere waren von dieser Zahlung nicht ausgenommen. Sie mußten ersterem sogar, als wären sie seine Eingepfarrten, die gewöhnlichen jährlichen Opfer entrichten. Bei dem Begräbnisse eines um die evangelische Sache hochverdienten Mannes (Elias v. Beuchel) forderte der katholische Parochus im Jahre 1724 bloß als Douceur für sich 60 Thaler, für den Schulbedienten 20 Thaler und für die Glöckner 12 Thaler. Aber alle Opfer wurden freudig gebracht, denn der Vogel hatte ja ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, durch Gottes Hilfe war es der evangelischen Gemeinde Landeshut gelungen, daß sie noch stand und zeugen konnte von ihrem Glauben.

Mit unermeßlicher Freude ging es an den Bau des schönen Gotteshauses. Aber damals gab es keine unterstützende Staatsbehörde, keine helfende Kirche, keinen beispringenden Gustav-Adolf-Verein, die Einwohner brachten alles, jeden Stein, jeden Balken, jeden Schmuck der Kirche mit ihren Gaben auf. Und das will etwas heißen bei einer der schönsten und größten Kirchen Schlesiens, faßt sie doch gegen 5000 Seelen. Aber der Reiche gab von seinem Ueberflusse, und der Arme brachte sein Scherflein, Greise griffen ihren Notpfennig an und Kinder ihre Patengroschen, um der Kirche etwas schenken zu können. Sieht man von jenen 50000 an den Kaiser für die Bauerlaubnis gezahlten Gulden, von jenen 800 für die Bestätigung der Geistlichen gezahlten Gulden, von den für den Bauplatz bezahlten 2600 Thalern ab, so verursachte der Bau der Kirche und der dazu gehörigen Gebäude einen Kostenaufwand von 59023 Thalern 26 Silbergroschen $14^1/_2$ Heller. „Bedenkt man nun," so schreibt das geistliche Ministerium

im Jubeljahre 1709, „daß viele Fuhren und Handdienste umsonst gethan worden sind, daß man die Steine aus dem hinter der Kirche gelegenen Steinbruche nehmen konnte, daß sowohl der Arbeitslohn als die Baumaterialien gegen jetzt gehalten, sehr wohlfeil waren, daß endlich vieles geschenkt wurde, z. B. die Glocken, der Altar, die Kanzel, der Taufstein, die Staffierung der Chöre 2c., so wird man wohl mit Gewißheit behaupten können, daß dieser Bau in unsern Tagen anderthalbhundert Tausend Thaler kosten würde.“ Welcher Summe mag das heute entsprechen, wenn man erwägt, daß damals der Maurer täglich 10 Silbergroschen, der Zimmermann 7½ Silbergroschen, der Handlanger 4½ Silbergroschen bekam, und 46 Stück Eichen zum Glockenstuhle mit je 1 Thaler 18 Silbergroschen bezahlt wurden? Am 8. Oktober 1720 konnte endlich die feierliche Einweihung der Kirche erfolgen. Mit freudestrahlenden Gesichtern und unbeschreiblichen Dankesgefühlen trat man über die geweihten Schwellen des Heiligtums, um zum ersten male dort gemeinschaftlich anzubeten und Gott Dank zu opfern, nachdem man früh ¾6 Uhr noch einen feierlichen Abschiedsgottesdienst in der hölzernen Interimskirche gehalten hatte. Wenn die Anzahl der Abendmahlsgäste irgend einen Maßstab abgiebt für lebendiges Christentum, für den Hunger und Durst nach dem Worte und dem Brote des Lebens, nun so muß er hier groß, sehr groß gewesen sein. Von 37120 Abendmahlsgästen im Jahre 1709 stieg die Zahl im folgenden Jahre auf 45214 und erreichte 1731 die Höhe von 48749! Die Zahl der Kirchenbesucher erhellt daraus, daß die Einnahme an Gotteskasten- und Klingelbeutelgeld im Jahre 1709 über 5370 Thaler war und auch nachher bis zur Errichtung der durch Friedrich den Großen ermöglichten Kirchen und Bethäuser der Umgegend noch über 3000 ja über 4000 Thaler betrug.

Eine merkwürdige Begebenheit aus dem ersten Jahre der evangelischen Gottesdienste verdient noch mitgeteilt zu werden. Als im Jahre 1709 am ersten Pfingstfeste, nach der schwer erkämpften Religionsfreiheit das Opfer für die Geistlichen gesammelt wurde, fand sich in der Kollekte ein alter sächsischer Speciesthaler eingewickelt in ein Blatt Papier, auf dem folgende Worte standen: „Weil dieses der Thaler ist, der mir geschenkt worden von dem letzten Pfarrer als Herrn N. N., da ihn meine Mutter die letzte Nacht beherberget, und ich ein kleines Kind war, sagte er zu mir: ich würde es noch erleben, daß Gott wieder würde Pfarrer geben. Weil ich nun solches mit meinen Kindern Gott Lob und Dank erlebt habe, und heut der erste heilige Fest- und Opffertag; als will ich meinen Herren Seelsorgern ihn wiederum zum Andenken schenken. Anna Beerin, Färberin, geb. Johnin.“ Dieser Thaler wird noch heut zum dankbaren Andenken in der mit der Kirche verbundenen v. Wallenberg-Fenderlinschen Bibliothek aufbewahrt, die, wie hier nebenbei bemerkt sein mag, zwei dicke Bände Originalbriefe der Reformatoren, darunter viele von Luther und Melanchthon, ihr eigen nennt.

Wahrlich, die Landeshuter hatten allen Grund zu dem dankbaren Bekenntnis: Durch Gottes Hilfe ist es mir gelungen, daß ich stehe bis

auf diesen Tag! Denn die große, hochragende Gnadenkirche außerhalb der Stadt ist ein sichtbares Denkmal der Hilfe des gnädigen Gottes, der immer wieder Mittel und Wege findet, seine Herde zu erquicken, auch wenn die Mächte der Finsternis noch so sehr wüten. Die Gemeinde aber gehört zu denen, die wirklich unter Darangabe von Hab und Gut, Leib und Leben für ihren Glauben eintraten und unter dem Kreuze sich als standhaft und sieghaft bewiesen auf dem Felsengrunde der evangelischen Wahrheit!

Und was die Väter gefühlt, das muß erst recht laut im Herzen der Nachkommen nachklingen. Die Kirche war erbaut, aber wahrlich nur durch Gottes Hilfe ist es ihr gelungen, daß sie steht bis auf diesen Tag und Zeugnis ablegen kann, den Kleinen und den Großen, nicht nur von dem gekreuzigten und auferstandenen Christus, sondern auch von dem bergeversetzenden Glauben, der unmöglich scheinendes möglich macht. Denn wie manchen Gefahren ist das auf dem Berge stehende Gotteshaus ausgesetzt gewesen, wie mancher Feuersgefahr durch den Blitz des Himmels, aber auch der Geschütze. Nur eins sei erwähnt. Die Spitze des Kirchberges führt heute noch den denkwürdigen Namen: „Preußens Thermopylen“ zur Erinnerung an den 23. Juni 1760, an welchem Tage bei Landeshut 54000 Oesterreicher unter Laudon gegen 8000 Preußen unter Fouquet kämpften. Gerade in der unmittelbaren Nähe der Kirche — Flintenkugeln schlugen in dieselbe ein, eine Kanonenkugel bedrohte das Leben des am Schreibtische sitzenden Pastors Napierski — fand der entscheidende Kampf statt. Außer einer Tags zuvor gezahlten Kontribution von 50000 Gulden büßte die damals ganz evangelische Stadt unendlich viel durch die Plünderung ein. Der Gesamtschaden wurde auf 635356 Thlr. 5 Sgr. 2 Pfg. berechnet — und doch steht und blüht die evangelische Gemeinde Landeshut und zeugt beiden, den Großen und den Kleinen, von ihrem Glauben. Die gestifteten Donner-, Wasser- und Plünderungspredigten reden eine deutliche Sprache von dem, was die evangelische Gemeinde Landeshut durchgemacht hat.

Laut predigt diese Kirche den Nachkommen jener schweren, drangsalsvollen Zeit, aber auch allen Evangelischen von dem großen Gotte, der die nicht zu Schanden werden läßt, die auf ihn bauen. Sieht man in den Kirchenkreis Landeshut hinein, so sind in folgenden Orten den Evangelischen vor, in und nach dem 30jährigen Kriege die Kirchen weggenommen worden, in: Alt-Weisbach, Gablau, Gießmannsdorf, Hartmannsdorf, Haselbach, Hermsdorf, Johnsdorf, Konradswaldau, Landeshut (vier), Michelsdorf, Reichenau, Reußendorf, Rohnau, Rudelstadt, Schreibendorf, Wernersdorf und Wüste-Röhrsdorf (Berg, Geschichte der gewaltsamen Wegnahme 2c., Breslau 1854). Wie evangelisch diese Orte mitunter gewesen sind, geht daraus hervor, daß z. B. die Kirchen in Alt-Weisbach, Haselbach, Konradswaldau und Rohnau nur von Evangelischen erbaut worden sind, daß heute noch in Reußendorf nur eine einzige katholische Familie ist, nämlich der Glöckner nebst Frau

und Kindern! Mit den Kirchen ist natürlich auch das Kirchenvermögen in katholische Hände geraten und darin geblieben.

Die Zeiten sind andre geworden. Solche Mittel, wie damals, werden nicht mehr angewendet, um die Predigt des lauteren Evangeliums zu unterdrücken und, wenn denkbar, unmöglich zu machen. Aber Rom ist auf dem Plane, und manche traurige Klage dringt auch heute noch an unser Ohr, tausendfachen Versuchungen zum Abfalle sind die Evangelischen in der Zerstreuung ausgesetzt. Von den Schwedenkönigen haben sie nichts mehr zu erwarten, desto mehr erwarten, erflehen und erhoffen sie von der thatkräftigen Unterstützung der evangelischen Glaubensgenossen. Den Evangelischen in der Zerstreuung ruft Landeshuts Kirchengeschichte tröstend zu: Verzage nicht, du Häuflein klein, obschon die Feinde willens sein, dich gänzlich zu zerstören! den Evangelischen, die in geordneten Kirchenverhältnissen leben, ermunternd: Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen! und uns allen: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme! Amen.

17.

Die Tiroler in Schlesien.

Von Prediger **Tischer** in Sorau N./L.

Psalm 129, 1—4: Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, so sage Israel, sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht. Die Pflüger haben auf meinem Rücken geackert und ihre Furchen lang gezogen. Der Herr, der gerecht ist, hat der Gottlosen Seile abgehauen.

Von der Höhe des Marienberges bei Brandenburg a. H. schaut ein herrliches Denkmal in die Lande. Die Kurmark hat es an der Stelle der ehemaligen Marienkirche, des ersten christlichen Gotteshauses der Gegend, zum Andenken an die gefallenen Helden der Kriege 1864, 1866, 1870 und 1871 errichtet. Man sieht den trotzig kräftigen Turmbau, mit Zinnen gekrönt und vom Kreuze überragt, sich erheben. Die vier Ecken des Unterbaues tragen die Standbilder der größten brandenburgisch-preußischen Herrscher; die zwischen diesen befindlichen Wandflächen sind von Künstlerhand mit Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte geschmückt. Eine derselben zeigt die Aufnahme der evangelischen Salzburger in Preußen durch König Friedrich Wilhelm I. am 9. Juni 1732. Der Bildhauer läßt den verblendeten Erzbischof Firmian wie zürnend sich von den Bekennern des Evangeliums abwenden; ein würdiger Greis, tiefen Abschiedsschmerz im Angesicht, hält die Hand über des weinenden Enkels Haupt, als wolle er es vor dem Fluche schützen, den ein mönchischer Begleiter Firmians den Abziehenden

nachschleudert. Als Gegenstück sieht der Beschauer die königliche Familie bemüht, die Leiden der Vertriebenen zu lindern, den Kronprinzen bereit, Geldunterstützungen darzureichen, seine Schwester beschäftigt, einen durstenden Knaben zu tränken. Vor dem Könige aber steht ein Ehepaar in der bekannten Kleidung der Bergbewohner, der Mann mit lebhafter Bewegung die Hand aufs Herz gelegt, wie zum Schwur der Treue, welche dem königlichen Schutzherrn des Protestantismus die gewährte Wohlthat vergelten soll.

Die Gestalt dieses Salzburgers ruft uns vor das geistige Auge alle diejenigen, welche nicht nur von König Friedrich Wilhelm I., sondern vor ihm von dem großen Kurfürsten und nach ihm von Friedrich Wilhelm III., und nicht von ihnen allein Heimatsrecht und gesicherte Glaubensfreiheit erhielten. Dem Sohne der Mark wird das Herz warm von stolzer Freude bei der Erinnerung, daß die Herrscher seines Vaterlandes seit Jahrhunderten sich der um des evangelischen Glaubens willen Bedrängten mit Treue angenommen haben. Die Elenden aber, welche sie ins Haus führten, die Hungernden, welchen sie das Brot, auch das geistige Brot brachen, wetteiferten mit den Alteingesessenen um den Ruhm, die besten Unterthanen zu sein.

Unser Jahrhundert hat die Zahl der bei uns heimisch gewordenen Fremdlinge vermehren dürfen. Am Fuße des Riesengebirges sitzen die Nachkommen der evangelischen Zillerthaler, welche im Jahre 1837 dort angesiedelt wurden, eine lebendige Erläuterung des Wortes: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht.“

Nach der Vertreibung der evangelischen Salzburger erfüllte sich an mancher Stelle des Erzbistums buchstäblich der Fluch, den Firmian selbst einst ausgesprochen hatte, er wolle lieber Dornen und Disteln im Lande sehen, als die Ketzerei. Bald wurde schmerzlich auf den Aeckern und in den Bergwerksschächten die fleißige Hand derer vermißt, welche zuvor die Arbeit thaten. Aber auch guter Same war vorhanden geblieben und fand an allerlei Orten Boden, um in der Verborgenheit seine Keime weiter zu treiben. Denn viele, die in der Heimat zurückgeblieben waren, hatten sich nur äußerlich vor ihren Drängern gebeugt und hielten, während die Pflüger auf ihren Rücken ackerten und ihre Furchen lang zogen, dennoch an der besseren Glaubenserkenntnis fest. Sie fanden Gesinnungsgenossen in dem benachbarten Tirol, im Oberpinzgau, im Teffereckenthal, in Innsbruck, in Mitterbach bei Mariazell und an mancher andern Stelle. Die Bewegungen, welche das „Toleranzedikt“ Kaiser Josephs 1781 hervorrief, sind dessen ein Beweis.

Auch im Zillerthal, welches halb zum Erzbistum Salzburg, halb zum Bistum Brixen gehörte, keimte evangelisches Glaubensleben. Nachweislich waren bereits seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in einzelnen Familien Bibeln vorhanden, welche fleißig benutzt wurden. Dazu kam, besonders gern gelesen, der köstliche „evangelische Sendbrief“, welchen der schon vor der großen Auswanderung vertriebene Salzburger

Joseph Schaitberger seinen Brüdern zur Mahnung und zum Troste zugesandt hatte. Mancher auf Reisen gegangene Tiroler brachte mehr oder minder tiefgehende evangelische Anregungen, auch wohl gute Bücher mit heim. Jedenfalls waren in neuerer Zeit auch Luthers Katechismen, die Augsburgische Konfession, Büchners Konkordanz u. a. in mehreren Exemplaren verbreitet. Ja, in dem Hause eines besonders angesehenen Mannes, Heim, befand sich zu allgemeinem Gebrauche eine ganze Sammlung von Schriften, aus welcher die evangelisch Gesinnten fleißig entliehen, was sie zur Stärkung ihres Glaubens bedurften. So geschah es, daß im Zillerthale, besonders in seinem südlichen Teile, sich allmählich eine stille Gemeinschaft von Gläubigen zusammen fand. Gewohnheitsmäßig nahmen dieselben noch eine Zeit lang an den Veranstaltungen katholischer Frömmigkeit teil, doch je länger, je mehr sahen darin die Gefördertsten eine Verleugnung. Die gewonnene Erkenntnis der Wahrheit forderte das Freiwerden auch von falschem Schein. Deshalb meldeten sich im Sommer 1826, außer dem schon genannten Heim, J. Ram, Franz Steinlechner, Jakob Kreidel mit seinen Söhnen, Matthias Drubmaier und die Brüder Hauser bei den Pfarrern ihrer Dörfer. Sie begehrten den sechswöchentlichen Unterricht, zu welchem jeder, der die Konfession wechseln wollte, sich stellen mußte. Andre folgten ihnen nach. Der Dechant von Zell suchte die vor ihm Erschienenen zu beschwichtigen, und allgemein wurde die Anstellung des „Sechswochenexamens“ verweigert.

Die Bischöfe verwahrten sich gegen die Einrichtung eines nichtkatholischen Kultus, und nachdem die Innsbrucker Regierung nach Wien berichtet hatte, geschah fast fünf Jahre lang nichts. Man hoffte eben, die Unzufriedenen dadurch andern Sinnes werden zu sehen. Umsonst; als im Jahre 1832 Kaiser Franz nach Tirol kam, bekannten sich bereits 240 Personen im Zillerthal zum Evangelium. Eine Deputation, bestehend aus Bartholomäus Heim, Johann Fleidl und Christian Brucker, erlangte Zutritt zum Kaiser. Sie baten, eine protestantische Filialgemeinde errichten zu dürfen, die ein evangelischer Geistlicher einige male im Jahre besuche. Franz erklärte wohlwollend, er zwinge niemand in seinem Glauben; wenn sie Gewissens halber nicht bei der katholischen Kirche bleiben könnten, so wolle er nicht, daß sie heuchelten; er wolle sehen, was er thun könne. Kaum wurden diese Aeußerungen bekannt, so bestürmten verschiedene Gemeinden den Kaiser durch Abgesandte um Abwehr der Glaubensspaltung, und im Tiroler Landtag setzten Adel und Geistlichkeit eine Erklärung durch, daß das josephinische Toleranzedikt im Erzbistum Salzburg, wie im Bistum Brixen überhaupt nicht bekannt gemacht sei, also nicht nachträglich auf diese Länder angewendet werden dürfe. In der That hatten seiner Zeit die Landesgeistlichen den Befehl des Kaisers, Glaubensduldung zu gewähren, zwar zugestellt erhalten, aber — ihn unbeachtet gelassen.

Gegen die Mitte des Jahres 1834 erhielten endlich die Evangelischen aus Wien den Bescheid, solange sie in Tirol verblieben, könne

ihnen nicht gewillfahrt werden; doch dürften sie in eine andre Provinz des Reiches, z. B. nach Siebenbürgen, übersiedeln, wo es bereits nichtkatholische Gemeinden gäbe. Bald darauf bereiste Erzherzog Johann das Land. Ihm klagten die Evangelischen, sie seien wie Schafe ohne Hirten, und doch habe der verstorbene Kaiser Franz ihnen nicht nur in seinen andern Staaten, sondern in Tirol selbst Duldung zugesagt. Der Erzherzog versicherte den Bittenden, sie dürften nach Wien kommen und den Kaiser Ferdinand persönlich angehen. Dennoch, als sie nun Pässe zur Reise nach Wien verlangten, hieß es: „Es würde die höchste Beleidigung für den Kaiser sein, wenn sie selbst ihn wieder beschweren wollten.“ Der neue Erzbischof aber, Fürst Schwarzenberg, erklärte, er könne ihnen den Uebertritt zur evangelischen Kirche unmöglich gestatten; denn das wäre nicht anders, als wenn sie sich ins Feuer stürzen wollten.

Schlimm genug hatten sich inzwischen die Verhältnisse der evangelisch Gesinnten gestaltet. Innerlich der katholischen Kirche fremd geworden, waren sie doch aus derselben nicht entlassen. Die Kinder mußten in den katholischen Kirchen getauft werden, doch ohne daß die Eltern zugegen sein durften. Patenstelle durften nur rechtgläubige Katholiken übernehmen, aber diese ließen sich je länger, je schwerer dazu bereit finden. Der Schulbesuch brachte den Kindern eine stete Versuchung zum Abfall von ihrem Glauben; verhielten sie sich standhaft ablehnend, so galten sie als hartnäckig und vorwitzig. Trauungen wurden überhaupt nicht gewährt, wie ein katholischer Bericht sagt, „aus Achtung für die Gewissensfreiheit der katholischen Geistlichen“. Schmerzlich entbehrte man die Spendung des heiligen Abendmahls. Kranke und Sterbende wurden mit Bekehrungsversuchen gequält. Die Gestorbenen durften nicht in geweihter Erde ruhen. Irgendwo in Gärten und auf dem Felde mußte man sie beerdigen. Der Gerichtsdiener war anwesend, um Unordnungen zu verhüten; aber selbst ein lautes Gebet zu sprechen oder ein „Lutherlied“ zu singen, war den Leidtragenden verboten. Der Erwerb von Grundstücken, welcher u. a. die Befreiung vom Militärdienst mit sich brachte, wurde auf jede Weise den Evangelischen erschwert. Endlich in Predigt und Beichtstuhl wurden die Katholiken davor gewarnt, Umgang oder Geschäftsverkehr mit ihren Nachbarn zu pflegen, und angewiesen, weder Dienst noch Arbeit oder selbst Almosen bei ihnen zu suchen.

Wenn unter all diesem Druck die Evangelischen sich keine Ungesetzlichkeit, keinen Ungehorsam gegen die Behörden zu Schulden kommen ließen, so ist das gewiß ein unwiderleglicher Beweis für die Lauterkeit ihrer Gesinnungen. Sie fanden eben den rechten Ausdruck für dieselben in Schaitbergers Exulantenlied:

„Das weiß ich wohl, Herr Jesu Christ,
Es ist dir auch so 'gangen;
Nun will ich dein Nachfolger sein,
Herr, mach's nach dein'm Verlangen.“

Die Seele der Bewegung, welche sich immer mehr darauf richtete, außerhalb Oesterreichs, womöglich in Preußen, eine Freistätte zu suchen, war der Handwerker Johann Fleidl in Bichl. Auf diesem ruhte der Segen eines gläubigen Großvaters, welcher schon die Zeiten der Salzburger Verfolgung erlebt hatte. Fleidl reiste, nachdem er längere Zeit auf den durch kaiserliche Entscheidung bewilligten Paß hatte warten müssen, im Mai 1837 nach Berlin. In seiner Bittschrift an den König Friedrich Wilhelm III. vom 27. Mai 1837 heißt es:

„In meinem Namen und im Namen meiner Glaubensgenossen wage ich einen Notruf an die Großmut und Gnade Eurer Majestät als des erhabenen Schutzherrn des reinen Evangeliums. Von ganzer Seele gern hätte ich Eurer Majestät diese Bitte persönlich und mündlich vorgetragen, doch bescheide ich mich auch, wenn ich dieses bloß im schriftlichen Wege thun darf. In unserm Vaterlande wiederholt sich nach etwas mehr als hundert Jahren ein Akt der Verfolgung und Vertreibung. Nicht wegen Verbrechen oder sonstiger Vergehungen, sondern des Glaubens wegen müssen wir den heimatlichen Boden verlassen, wie das angeschlossene Certifikat des Landgerichts Zell vom 11. d. Mts. zeigt. Wir haben zwar die Wahl zwischen der Uebersiedelung in eine andre österreichische Provinz und der gänzlichen Auswanderung; wir ziehen aber die letztere vor, um uns und unsern Kindern jede weitere Gehässigkeit zu ersparen. Schon einmal gab Preußen unsern bedrängten Voreltern eine sichere Zufluchtsstätte, auch wir haben all unser Vertrauen auf Gott und den guten König von Preußen gesetzt. Wir bitten demnach Eure Majestät unterthänigst um huldvolle Aufnahme in Allerhöchst Ihre Staaten und um gnädige Unterstützung bei unsrer Ansiedelung. Nehmen uns Eure Majestät väterlich an und auf, damit wir nach unserm Glauben leben können. Unser Glaube beruht ganz auf der Lehre der heiligen Schrift und auf den Grundsätzen der Augsburgischen Konfession; wir haben beides fleißig gelesen und den Unterschied zwischen Gottes Wort und dem menschlichen Zusatz wohl erkannt. Von diesem Glauben können und werden wir nimmer weichen; ihm zu Liebe verlassen wir Haus und Hof, ihm zu Liebe das Vaterland. Lassen uns Eure Majestät aber auch huldvoll in einer Gemeinde beisammen bleiben. Das wird unsre Hilfe, unsern Trost gegenseitig vermehren. Geben uns Eure Majestät einen recht gottgetreuen Prediger, einen recht eifrigen Schullehrer. Wir werden anfangs wenigstens nicht wohl im stande sein, diesfalls viel zu bestreiten. Gott lohne Eurer Majestät das Gute, was Allerhöchstdieselben an uns thun; treu, ehrlich und dankbar werden wir auch in Preußen bleiben und das Gute unsrer Tirolernatur nicht ablegen. Wir werden nur die Zahl Allerhöchst Ihrer braven Unterthanen vermehren und in der Geschichte als bleibendes Denkmal dastehen, daß das Unglück, wenn es neben dem Erbarmen wohnt, aufhört Unglück zu sein, und daß das vor dem Papsttum flüchtige Evangelium bei dem großherzigen Könige von Preußen allezeit seinen Schutz findet.“

„Sie haben mich nicht übermocht; der Herr, der gerecht ist, hat der Gottlosen Seile abgehauen.“

Der König Friedrich Wilhelm III. empfing Fleidl persönlich und erklärte sich bereit, die vorgetragenen Bitten zu erfüllen. Tags darauf eilte Fleidl heim. Die amtliche Antwort der preußischen Regierung erfolgte dann am 13. Juli. Zuvor schon hatte im Auftrage des Königs der Hofprediger Strauß in Wien verhandelt. Es muß der österreichischen Regierung nachgerühmt werden, daß sie, nachdem einmal die Dinge so weit gediehen waren, alles that, um selbst den Schein einer Religionsverfolgung zu vermeiden. Sie unterstützte sogar die Aermsten der Auswanderer mit Reisegeld. Strauß besprach sich sodann mit den hervorragenden Zillerthalern über die Einrichtungen der preußischen Landeskirche. Etwas später that der Geheime Ober-Regierungsrat Jakobi dasselbe in betreff der staatlichen Verhältnisse. Namentlich die allgemeine Militärpflicht sollte nach dem Willen des Königs den Zuwandernden nichts Unerwartetes sein.

Sobald Fleidl die Kunde von der in Berlin gefundenen Aufnahme in die Heimat brachte, rüstete man zur Reise. Wagen wurden hergerichtet, Häuser und Grundstücke verkauft. Von den Bibeln und evangelischen Erbauungsschriften ließ man als eine wertvolle, edle Saat einen Teil im Lande zurück. Denn viele der Bleibenden begehrten, sie zu besitzen, die Abziehenden aber hegten das Vertrauen, es werde ihnen daran in Preußen sicher nicht fehlen.

Zwischen dem 31. August und dem 4. September brachen die 416 Protestanten auf, um in vier getrennten Zügen der neuen Heimat zuzustreben. Nun erst fühlten die meisten ganz, wie schwer es war, wenn auch um des Glaubens willen, die alten Verhältnisse aufzugeben. Ging doch vielfach mitten durch die Familien der Riß zwischen evangelisch und katholisch Gesinnten, zwischen Ziehenden und Bleibenden. Eltern sahen ihre Kinder, Kinder ihre Eltern von dannen gehen. Mehrere hochbetagte Greise und Greisinnen schlossen sich an, um nur in Glaubensfreiheit sterben und auf einem geweihten Gottesacker begraben werden zu können. Ein Mann, erst in den vierziger Jahren, aber durch innerliche Kämpfe längst ergraut, verließ sein Weib und seine acht Kinder, die ihm nicht in den neuen Glauben folgen wollten und doch ebensowenig ihn zur Verleugnung der Wahrheit bestimmen konnten.

Selbst die bisherigen Gegner bedauerten vielfach das Scheiden ihrer Nachbarn, und manch lockendes Anerbieten wurde gemacht, um einzelne zum Bleiben im Thale und „bei der Kirche“ zu bewegen. Noch im Angesicht der heimatlichen Berge hielt ein den Auswanderern entgegengereister Geistlicher aus Franken diesen einen ergreifenden Gottesdienst. Dann ging der Zug durch Salzburg, Oberösterreich, Mähren und Böhmen der preußischen Grenze zu. An vielen Orten wurden die Wanderer von den Glaubensbrüdern in feierlichen Gottesdiensten willkommen geheißen, in einigen Städten auch von Katholiken trotz

priesterlichen Verbots freundlich verpflegt. Ueberhaupt erfuhren sie unterwegs viele Teilnahme, und fast nur in Mähren ging man ungütig mit ihnen um.

Bei Michelsdorf im Kreise Landshut betraten die ersten den Boden des neuen Vaterlandes am 20. September 1837, begrüßt von dem evangelischen Geistlichen Bellmann und seiner Gemeinde. Der Zug bestand aus etwa 120 Personen. An der Spitze desselben schritten Männer und Frauen, hoch aufgeschossene, kräftige Gestalten, mit ihrer einfachen Landestracht angethan, das Haupt bedeckt mit dem bekannten Tirolerhut. Ernst und still ging der Zug vorwärts, selbst die Menge der Schauenden beobachtete ein tiefes Schweigen. Feste, ruhige Entschlossenheit lag auf dem Antlitz der Männer, die Züge demütiger Duldung auf dem der Frauen ausgeprägt. Es folgten zehn bis zwölf Wagen mit den Schwächeren, Weibern und Kindern, sowie den notwendigsten Habseligkeiten beladen und geleitet von nebenher ziehenden Männern. Hinter diesen einige zweirädrige Karren mit Büchern, welche die Besitzer selbst zogen. Am 23. September kam der zweite Zug, in diesem Fleidl, Tags darauf kam der dritte und etwas später die letzten, einige 30 Personen.

In Schmiedeberg fanden sich endlich alle zusammen und konnten am 8. Oktober ein Lob- und Dankfest für ihre glückliche Ankunft feiern. Die Zillerthaler wurden an der Kirchthür von den Geistlichen, Primarius Süßenbach und Pastor Neumann, empfangen. Man sang: „Wenn Christus seine Kirche schützt, so mag die Hölle wüten.“ Dann geschah der Eintritt in die Kirche. Am Altar empfingen die Tiroler ihre Plätze. Wieder sang man: „Auf meinen lieben Gott trau ich u. s. w.“ Darauf eine Rede vor dem Altar und zum Schluß: „Nun danket alle Gott!“ Die Kirche faßte kaum alle Herzugekommenen. Es gab sich eine allgemeine herzliche Teilnahme zu erkennen.

Noch in derselben Woche wurden die Familienhäupter und die ledigen jungen Leute auf das Rathaus berufen, um aus der Hand des Pastor Siegert von Fischbach ein jeder eine Bibel zum Geschenk zu erhalten. Ein tüchtiger Lehrer wurde berufen, um den etwa 80 Kindern vormittags Unterricht zu erteilen. Nachmittags wurden dann an 90 Erwachsene und in einer besonderen Stunde 20 alte Leute unterrichtet, welche durchaus ihre Bibel selbst lesen lernen wollten.

Bei Gelegenheit der Einweihung der Schule begrüßte der Oberpräsident Dr. von Merkel die neuen Unterthanen des Königs. Die Geistlichen hatten sich bald von der ausreichenden Glaubenserkenntnis der Tiroler überzeugt. Daher konnten diese am 12. November in Gegenwart des Prinzen Wilhelm in die evangelische Landeskirche aufgenommen werden. Fleidl las in aller Namen ein Glaubensbekenntnis vor, während die andern um den Altar standen. Darauf erfolgte ihr erstmaliger Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Die Bürger Schmiedebergs wetteiferten mit ihren Geistlichen und den Pastoren von Buchwald und Fischbach darin, die Fremden leiblich und

geistlich aufs beste zu versorgen. Nicht minder machte die Prinzessin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm, und die Familie v. d. Schulenburg sich um dieselben verdient. Vor allen andern aber hat die edle Gräfin Reden auf Buchwald den Tirolern dauernd ein thatkräftiges Wohlwollen bewiesen, so daß sie bei ihren Pfleglingen den Ehrennamen „Tirolermutter“ erwarb.

Ihr größter Wohlthäter blieb allerdings König Friedrich Wilhelm III. Dieser hatte im Jahre 1833 nach Gneisenaus Tode dessen Gut Erdmannsdorf angekauft. Dort in seiner unmittelbaren Nähe sollten sie wohnen, am Fuße der Berge, welche den Tirolern wenigstens bis in die Mitte des Sommers hin durch den Schnee ihrer höchsten Abhänge eine Erinnerung an die eisbedeckten Schroffen und Fernen der alten Heimat gewährten. In den Feldmarken von Erdmannsdorf, Lomnitz und Seydorf wurden 1550 Morgen Landes abgesteckt und nach geschehener Verteilung des Landes zum Hausbau geschritten. Die Tiroler selbst fällten Baumstämme und sprengten Steine; 600 Maurer und Zimmerleute richteten für die Kinder der Alpen die schmucken Wohnstätten her, welche durch ihre Bauart jenem Teile des Hirschberger Thales sein eigenartiges Ansehen verleihen. Die Bauhandwerker, ebenso den Unterhalt der Tiroler bis zu ihrer völligen Seßhaftmachung bezahlte die Staatsregierung, welche überhaupt für die ganze Ansiedelung die Summe von 141500 Thalern aufwendete.

Der preußische Staat gewann dafür eine ganze Gemeinde fleißiger, tüchtiger Leute, die dem Königshause mit innigster Liebe anhingen und zugleich lebendige Mitglieder der evangelischen Kirche wurden. Die Fremden haben die Wahrheit des Wortes erfahren: „Es ist niemand, so er um meinetwillen verläßt Haus oder Brüder, der nicht hundertfältig empfange, was er aufgab.“ Sie sind aber andrerseits auch denen ein Segen geworden, neben welchen sie im schönen Schlesierlande ihre Stelle fanden. Es hat nicht ausbleiben können, daß das Vorbild ihrer Glaubenstreue eine heilsame Erweckung unter den alten Bewohnern jener Gegenden bewirkte.

Das stämmige, oft rauhe Wesen der Tiroler und das nachgiebige der Schlesier dienen einander zu gegenseitiger Anregung und Ergänzung.

Es wird mitgeteilt, daß die Seelenzahl der Tiroler jetzt gegen die Zeit ihrer Einwanderung stark zurückgegangen ist. Von den damals 64 Niederlassungen sollen ihnen nur noch 40 gehören. Es hat sich durch Verheiratung manche Veränderung des Besitzstandes vollzogen. Manchen hat der angeborne Wandertrieb weiter geführt. Einzelne kehrten auch wohl in die ursprüngliche Heimat zurück. Ließ es sich doch die Prinzessin Marie, die nachmalige schwergeprüfte Königin-Mutter von Baiern, angelegen sein, im Jahre 1844 bei einer Reise nach Tirol die Verwandten ihrer schlesischen Freunde im alten Zillerthal aufzusuchen und allerlei abgerissene Beziehungen wieder anzuknüpfen. Die im neuen Zillerthal ansässig Gebliebenen aber haben mit bewußter Absichtlichkeit ihre alttiroler Art, in etwas sogar ihren Dialekt bewahrt. Möge es

ihnen vor allem gelingen, auch die schlichte Treue und die Glaubensinnigkeit ihrer Vorfahren unvermindert festzuhalten! Dann würde ihrer Gemeinde die Verheißung erfüllt werden, die einst Abraham zu teil ward: „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein.“

18.

Der Notschrei der bedrängten Protestanten in den russischen Ostseeprovinzen.

Von **W. von Langsdorff**, Pastor in Rittmitz.

---

2. Kor. 1, 8—11: Wir wollen euch nicht verhalten, lieben Brüder, unsre Trübsal, die uns in Asien widerfahren ist, da wir über die Maße beschweret waren und über Macht, also, daß wir uns auch des Lebens erwegten und bei uns beschlossen hatten, wir müßten sterben. Das geschah aber darum, daß wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst stellten, sondern auf Gott, der die Toten auferwecket. Welcher uns von solchem Tode erlöset hat und noch täglich erlöset; und hoffen auf ihn, er werde uns auch hinfort erlösen durch Hilfe eurer Fürbitte für uns.

In Christo geliebte Freunde des Gustav-Adolf-Vereins! Oft genug ist auf unsern Vereinsfesten, am Reformationsfest, auch in solchen Stunden, da wir in engerem Kreise uns zusammen fanden, in unsrer gut evangelischen Sache zur Hilfe an den Brüdern uns zu stärken, das Wort Pauli an uns ergangen: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.“ An was denkt ihr dabei? Daran, daß die draußen in der Zerstreuung unsre Pfennige und Mark haben wollen? — Gewiß, auch das meint Paulus: thatkräftige Hilfe thut den Brüdern in der Zerstreuung not. Ist der Apostel doch unermüdlich gewesen, auf seinen Reisen eine Kollekte zu sammeln für die in harter Not sich befindende Urgemeinde in Jerusalem. Aber auch da, wo er Gaben sammelt, will er in erster Linie die Herzen haben. Auch unser Gustav-Adolf-Vereins-Ruf geht nicht in erster Linie an den Geldbeutel, wie manche meinen, sondern an die Herzen wendet er sich: schauet, fühlet, fühlet mit — und dann gebet, gebet von Herzen! Darum nicht bloß das „gebet!“, sondern das „Gebet“ ist die rechte Christengabe, mit der ein evangelischer Christ für seine Brüder eintritt. Ich denke da heute besonders an unsre bedrängten evangelischen Brüder in den russischen Ostseeprovinzen, die — zum großen Teil als Deutsche uns stammverwandt — vor allem, seien sie Deutsche, Letten oder Esthen, uns noch inniger verbunden sind durch das gemeinsame Band evangelisch-lutherischen Glaubens. Sie brauchen nicht unsre Beihilfe durch Gaben und Sammlungen. Sie haben ihre geordneten Kirchen-

verhältnisse, ihre dotierten Pastorate, sie sammeln selbst für allerlei gute Zwecke und geben insbesondere in aller ihrer Bedrängnis treu und reich zu unsrer lutherischen Leipziger Mission, wie früher, so auch jetzt noch, seit das unsinnige Verbot des russischen Minister Durnowo vom Jahre 1889, das die Sammlung für Missionszwecke verbot, wieder aufgehoben ist. Aber in harter Not schwerer Verfolgung strecken sie die flehenden Hände zu uns herüber: stützt uns, ihr lieben evangelischen Brüder, indem ihr uns eure Teilnahme zuwendet, laßt uns fühlen, daß wir nicht verlassen sind von aller Welt, — betet, betet, helft durch eure Fürbitte, daß wir nicht ersterben unter dem schweren Druck, daß wir erlöst werden von der Verfolgung. — Ich meine, ob's auch kein Gustav-Adolf-Kirchlein, keine Schule aus den Mitteln unsers Vereins dort zu bauen und mit zu unterhalten gilt: dies Werk der lebendigen Anteilnahme und christlichen Fürbitte ist doch ein echtes und rechtes Werk für Gustav-Adolf-Leute! Dem aber Ausdruck zu geben, was unsre Brüder dort leiden, glauben und von uns hoffen, ist so recht geeignet das Wort Pauli, das wir vorhin vernommen haben.

In diesen Worten habt ihr alles: unsrer evangelischen Brüder Bedrängnis, ihre Zeugenkraft und, was sie von uns hoffen und wollen. So reden wir denn heute von der evangelischen Ostseeprovinzen Bedrängnis, Zeugenkraft und Bitte um unsre Fürbitte.

„Wir wollen euch nicht verhalten, lieben Brüder, unsre Trübsal, die uns in Asien widerfahren ist, da wir über die Maße beschweret waren und über die Macht, also, daß wir uns auch des Lebens erwegten und bei uns beschlossen hatten, wir müßten sterben."

Nach Osten lenkt der Apostel den Blick seiner Korinther, um sie an die gewaltigen, ja übermäßigen Trübsale zu erinnern, die er um des Glaubens willen hatte erdulden müssen. Nach Osten lenkt er auch unsern Blick, lieben Freunde, dorthin, wo Tausende und Abertausende evangelischer Glaubensgenossen unter dem Druck moskowitischer Macht seufzen und uns zurufen: o lieben Brüder, wir wollen euch nicht verhalten unsre Trübsal, da wir über die Maße beschweret werden, also, daß wir uns auch des Lebens erwegten. Ja, ein Kampf ist es auf Leben und Tod. Ueber die Maße und über alle menschliche Kraft geht es, was das Luthertum in den Ostseeprovinzen zu dulden hatte und noch zu dulden hat. Die Bedrängungen durch die orthodoxe Regierung des Russenreichs erinnern in einer für das 19. Jahrhundert kaum glaublichen Weise an die Zeiten der Verfolgung der Christen durch die römischen Cäsaren. Mehr noch: wie im Russenreiche der Cäsareopapismus seine glänzendste Repräsentation hat, da der Czar Kaiser und Papst in einer Person vertritt, so eint sich auch mit den cäsarischen Gewaltmaßregeln das papistisch-jesuitische Wesen der „heiligen" Inquisition fluchwürdigen Angedenkens in hinterlistiger Spionage, verborgener Denunziation und arglistiger Verführung. Wohl ist es uns betrübend, daß dort auch deutsche Sitten, deutsche Sprache, deutsche Art mit Gewalt unterdrückt und niedergetreten wird und in absehbarer Zeit ein

uraltes Stück deutschen Wesens vernichtet sein wird, — denn ob auch etwa nur eine viertel Million Deutscher unter über $1^1/_4$ Million Letten und Esthen im gemeinsamen Bande der evangelisch-lutherischen Kirche miteinander leben, die Deutschen haben den andern so den Stempel ihrer Art aufgeprägt, daß man sie in allem außer der Sprache für Deutsche halten könnte. Aber weit näher geht es uns noch an, daß dort eine der ältesten und blühendsten Provinzen unsrer evangelisch-lutherischen Kirche zerstört werden soll! Und das ist doch für den russischen Bedränger das eigentliche Ziel. Selbst wo man das Deutschtum schlägt, meint man zumeist eigentlich das Luthertum, denn die Deutschen, Pastoren und Lehrer, Adelige und Bürger, sind die eigentlich führenden lutherischen Kreise. Und in gewissem Sinne dürfen wir Gott danken für die von neuem und stärker wieder hereingebrochenen Verfolgungen. Man hatte es vorher verstanden, indem man selbst in unbegreiflicher Verblendung die lettische und esthnische Bevölkerung gegen die Deutschen aufhetzte, denen sie so viel, ihren kräftigen Bauernstand im Gegensatz zu dem jammervoll vegetierenden russischen Bauer, ihre höhere Schulbildung, ja selbst die Ausbildung einer eignen lettischen Schriftsprache und Grammatik, zu danken hatten, — man hatte es in unbegreiflicher Verblendung verstanden, selbst von Regierungs wegen hier zu Aufruhr und Umsturz aufzuwiegeln und ein Junglettentum großzuziehen, das dem Jungczechentum in Böhmen wenig nachgeben zu wollen schien. Aber Gott sei Dank, als nun als Hauptschlag die religiöse Verfolgung immer mehr in den Vordergrund trat, als es insbesondre wider die treuesten Geistlichen der lutherischen Kirche ging, da schlossen Letten, Esthen und Deutsche, Bauer, Bürger und Adel sich innig zusammen zur Schirmung ihres Glaubens, zur Wahrung ihres evangelisch-lutherischen Kirchentums.

Aber, was will denn eigentlich der moskowitische Bedränger? Nun, unsre Brüder im Osten haben nicht unrecht, wenn sie das mit den Worten Pauli ausdrücken: daß sie „übermächtig also beschweret würden, daß sie sich auch des Lebens erwegten und meinten, sie müßten sterben“ — auf nichts mehr und nichts weniger als die Ertötung echt evangelischen Geistes und Lebens ist es abgesehen, denn das will der Riesenkoloß des Reußenreichs nicht in sich dulden. Der eiserne Selbstherrscher Czar Nikolaus sah seit 1830 das Heil seines Reiches in der starren Durchführung der Losung: Ein Glaube, ein Gesetz, eine Sprache für das ganze Reich. Kaiserlich russischer Staatsglaube — mit allen Mitteln! Der protestantische Geist, der Letten und Esthen so eng mit den Deutschen verbindet und das festeste Band um alle Bevölkerungsschichten schlingt, soll aus der Schule verbannt, in der Kirche in den Winkel gedrückt werden und im Volksleben an Stelle des evangelischen Geistlichen der griechische Pope treten. Bis dahin hatte sich die lutherische Kirche vollständiger Gleichberechtigung mit der orthodox-griechischen Kirche erfreut. Unter der Herrschaft der Schweden war die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen zuletzt besonders erstarkt. Auch hier treffen

wir auf Spuren unsers evangelischen Heldenkönigs Gustav Adolf: 1632 im deutschen Feldlager gab er die Stiftungsurkunde der Landesuniversität Dorpat, dieses geistigen Horts des Luthertums; auch mehrere Gymnasien gründete er. Einer seiner Nachfolger, Karl XI., fundierte zu ihrer materiellen Sicherung die lutherische Kirche mit ausgedehnten Pastoratsländereien. Als nun die Ostseeprovinzen durch Czar Peter russisch wurden, versprach er im zehnten Artikel des Nystädter Traktats: „Es soll in solchen abgetretenen Ländern kein Gewissenszwang eingeführt, sondern vielmehr die evangelische Religion, auch Kirchen- und Schulwesen und was dem anhängig ist, auf dem Fuße, wie es unter der letzten schwedischen Regierung gewesen, gelassen und beibehalten werden.“ Dieses Versprechen, von Peter dem Großen mit freiem Blick für die Bedeutung dieser Provinzen gegeben, von seinem Nachfolger bestätigt, ward im 19. Jahrhundert für null und nichtig erklärt, mit Füßen getreten und durch Ukas des Czaren Nikolaus vom Jahre 1832 die lutherische Kirche von der Stufe einer mit der griechisch-katholischen Kirche gleichberechtigten Kirche zu derjenigen einer nur geduldeten Sekte herabgedrückt! In die Kirchenordnung der lutherischen Kirche aber wurden die für unsre Zeit unglaublichen Bestimmungen des Swod, des russischen Strafgesetzbuchs, aufgenommen, in welchem mehr als 1000 Artikel vom Schutz der Kirche durch den Staat und vom Verhältnis der Polizei zum Glauben und zu den Gläubigen handeln. Rechtsschutz genießt darnach nur die griechisch-katholische Kirche, die lutherische wird geduldet, — aber was ist das für eine Duldung, namentlich wenn sie sich mit hinterlistiger Verleitung paart! Jenem Gesetz nach sind Angehörige der griechischen Kirche unabänderlich an dieselbe gebunden, ebenso gehören ihr Kinder gemischter Ehen; Uebertretungen und Verleitung zu solchen werden mit Zuchthaus oder Verbannung nach Sibirien und in die östlichen Gouvernements wie gemeine Verbrechen bestraft. Und nun die Anwendung: wenn ein lutherischer Geistlicher die Wahrheit des Evangeliums gegenüber den Irrtümern der griechisch-katholischen Kirche in seiner Predigt hervorhebt, so ist das Verleitung zum Abfall und fällt unter die Zucht des Strafgesetzes! Wenn ein Geistlicher seine Gemeinde, ein treuer lutherischer Christ seine schwankenden Angehörigen um Jesu willen bittet, dem Glauben der Väter, der evangelischen Kirche treu zu bleiben, so ist das Verhinderung des Anschlusses an die Staatsreligion und wird nach den Zuchtparagraphen bestraft! Wenn solche, die zur Staatsreligion durch Verführung übergetreten sind, es dann bereuen, sich nach dem Schatz des Evangeliums sehnen und ihre Kinder zur Taufe bringen oder zur Kommunion kommen, so wird der Geistliche, auch wenn er von der Zugehörigkeit dieser Personen zur griechischen Kirche nichts weiß, nach dem Strafgesetz abgesetzt, vom geistlichen Stand ausgeschlossen, unter Polizeiaufsicht gestellt, verschickt. Das russische Strafgesetz zeigt so viel Winkelzüge und Hinterthüren in seiner Auslegung und Anwendung, daß keiner, insbesondre kein Geistlicher, einen Augen-

blick vor ihm sicher ist. Czar Nikolaus dekretierte sogar, daß „alle widerstrebenden lutherischen Pastoren ohne Urteil stille gemacht werden sollten.“

Mehr noch. Man verstand auch Gelegenheit zu machen und Verführungskünste anzuwenden, — hatte man erst einen nur zu einer einzigen Handlung, einem einzigen Schritt des Anschlusses an die Staatskirche gebracht, so gab es für ihn nach dem Strafgesetz kein Zurück mehr. Nachdem 1836 in dem protestantischen Riga ein griechisch-katholisches Erzbistum errichtet ward, wurden die Jahre der Hungersnot 1841, 1845 und 1846 treulich, aber nicht auf die reinlichste Weise zur Propaganda ausgenutzt. Man versprach den Leuten goldne Berge, Befreiung von Steuern, freies Land, machte ihnen das „Anschreibenlassen“ durch fliegende Agenturen in den Schänken möglichst bequem, man verschmähte Drohungen nicht, stellte es auch den Leuten dar, als könnten sie ruhig ihren Glauben behalten, als wäre die „Anschreibung“ nur eine äußere Gefälligkeit gegen das „gute Väterchen“, den Czaren, — kurz, es wurde kein Mittel der Lüge und List unangewandt gelassen. Und es gelang. An 60000 Letten und Esthen ließen sich bethören, darunter allerdings Gesindel, das glaubte straffrei, Kinder, die glaubten, schulfrei zu werden. Viel trug dazu der äußere Notstand bei, viel aber auch die naive Unklarheit über den Bekenntniswechsel, da bis dahin noch keine Veranlassung gewesen war, das Volk über die Unterscheidungslehren eingehend aufzuklären. Durch Zuwachs der durch neuere Verführungen und Verfolgungen Bethörten, sowie der Nachkommenschaft, die ja nach dem Gesetz nun unweigerlich der Staatskirche gehört, ist die Zahl auf über 150000 gewachsen. Aehnlich, ja schlimmer als damals geht heute die Verführung und die Bedrängung Hand in Hand. Es ist der reine Seelenfang. Czar Alexander II. hatte der Propaganda Stillstand geboten, nachdem ihm der mit der Untersuchung beauftragte General Bobrinsky das ganze Verfahren als einen großen offiziellen Betrug bezeichnet hatte. Er hob zwar den Ukas Nikolaus' nicht auf, suspendierte aber die Strafbestimmungen des Synod auf Zeit und für die lutherische Kirche trat eine Zeit der Ruhe ein. Aber mit erneuter Kraft tritt die Verfolgung seit dem Regierungsantritt Alexanders III., des jetzigen Czaren, auf. Er ist ein eifriger Schüler seines Erziehers, des fanatischen Pobedonosczew, der jetzt als Prokurator des heiligen Synod seine rechte Hand ist. Sein Haß gegen das Luthertum ist noch größer als der gegen das Deutschtum. Die Verordnung seines Vaters hat für ihn keine Gültigkeit: er erklärte alle in den letzten 25 Jahren unter kaiserlicher Zulassung durch protestantische Pastoren geschlossenen gemischten Ehen für ungültig, die Kinder für illegitim, wenn nicht Eltern und Kinder sofort in die Staatskirche übertreten. Die evangelische Kirche ist vollständig rechtslos. Auf den Grundstücken haftende kirchliche Realabgaben brauchen nicht bezahlt zu werden, wenn der Besitzer griechisch-katholisch geworden ist. Die Erlaubnis zum Bau und zur Erneuerung lutherischer Kirchen muß vom griechischen Erzbischof eingeholt werden, — infolgedessen unterbleiben die nötigsten Ausbesserungen,

begonnene Neubauten verfallen. Ja, der Pope hat das Recht, alle Grundstücke, selbst Kirchen und Schulen, zu expropriieren, um an deren Stelle griechische Kirchen zu bauen! Kirchliche Stiftungen, wie der Revaler Gotteskasten, dürfen nicht mehr zu kirchlichen Zwecken verwendet, von den Stadtgemeinden, wie Riga, nichts mehr für kirchliche Ausgaben aufgebracht werden! Die Zeitungen stehen unter der Censur der Popen, dürfen sich daher gegen die lutherische Kirche die unfläthigsten Beschimpfungen erlauben. Dabei wird das System, das unter Nikolaus solche Früchte getragen, ungescheut weiter ausgebildet: Verleitung durch Versprechungen, die nach dem Uebertritt nicht gehalten werden, weil der Konvertit ja nicht zurück darf! Ein ganzes Verleumdungs- und Spionagesystem hat sich ausgebildet. Griechisch-katholische Sendlinge hetzen die Gemeinden durch Lügen gegen ihre Geistlichen auf, sitzen in den Kirchen, verdrehen die Worte der Predigt und denunzieren daraufhin den Prediger. Die Gensdarmerie — die bei der ganzen „Bekehrung" eine Hauptrolle spielt — stellt willkürliche Verhöre mit den Geistlichen an, fertigt falsche Protokolle, zwingt die Gemeindeältesten mit Gewaltmaßregeln, diese zu unterschreiben; — doch wozu das alles noch, da der Minister des Innern durch kaiserliche Befugnis einen Prediger ohne jedes gerichtliche Urteil des Amts entsetzen kann? Besonders auch werden die Geistlichen wegen Amtshandlungen an Gliedern der Staatskirche verklagt, — diese Amtshandlungen aber haben meist vor dem kaiserlichen Erlaß von 1885 stattgefunden, also zu einer Zeit, da der Befehl Alexanders II., die evangelischen Prediger wegen solcher Handlungen nicht zu verfolgen, noch nicht außer Kraft gesetzt war. Der bekannte Pastor Brandt zu Palzmar ist seines Amts entsetzt und verbannt worden, weil er einigen Bauern auf ihr Befragen angeraten hatte, eine Bittschrift an den Kaiser um Gestattung des Wiedereintritts in die lutherische Kirche zu richten. Ein lieber Freund von mir ward seines Amts entsetzt, weil er am Reformationsfeste seine Gemeinde bat, dem lutherischen Glauben treu zu bleiben! Doch was soll ich all die Bedrückungen einzelner aufzählen? Befinden sich doch weit über 100 lutherische Geistliche, d. h. etwa ein Viertel der gesamten Geistlichkeit, in Untersuchung oder sind bereits auf dem Disciplinarwege verbannt. Man geht eben darauf aus, jegliche kirchliche Organisation zu vernichten, so daß es zuletzt nur noch einzelne Evangelische, aber keine evangelischen Gemeinden mehr giebt! Daß man dabei nach dem ausgesprochenen Wunsche des Czaren: „Man muß ihnen auf den Beutel klopfen" die lutherischen Gemeinden, Kirchen, Pastorate in jeder Weise materiell auch bedrückt, schädigt, beraubt, braucht kaum noch gesagt zu werden.

Ja, es handelt sich um die Existenz der evangelisch-lutherischen Kirche in dieser Bedrängnis! Wie Paulus in den citierten Worten sagt: „und bei uns beschlossen hatten, wir müßten sterben." Doch fährt er fort: „Das geschah aber darum, daß wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst stellten, sondern auf Gott, der die Toten aufer-

weckt. Welcher uns von solchem Tode erlöset hat und noch erlöset." Das Gute haben, wie alle Trübsale, so auch die Bedrückungen der Lutheraner in den russischen Ostseeprovinzen gehabt, daß sie sich nicht mehr auf sich selbst verließen, daß sie merkten: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren." Waren sie vorher durch jahrhundertelange Ruhe in Sicherheit gewiegt, so daß leider Tausende so leicht fallen konnten, — durch die Verfolgungen sind sie sich ihres evangelischen Bekenntnisses bewußt geworden, haben sie in lebendiger Zeugenkraft gelernt, ihr Vertrauen auf Gott stellen, der auch die Toten erweckt, und bekennen: „welcher uns vom Tode erlöset hat und noch erlöset" mitten in der Verfolgung. Am furchtbarsten war das Erwachen aus dem Verlassen auf sich selbst, und rührend ist die evangelische Zeugenkraft und Opferfreudigkeit bei den sogenannten Revertenten, d. h. solchen, die sich zum Uebertritt in Schwachheit haben bereden lassen und nun reuig zur lieben evangelisch-lutherischen Kirche zurückmöchten und nicht können, sich nach dem Genuß des heiligen Mahles sehnen und es nicht erhalten dürfen. Unzählig sind die Beispiele, daß sie versucht haben, unter dem Schein, als seien sie noch lutherisch, zum Tisch des Herrn zu kommen, ihre Kinder zur Taufe zu bringen, — die armen Leute sind bereit, alle Strafen auf sich zu nehmen, sie drohen den evangelischen Geistlichen im Falle ihrer Zurückweisung mit der Bildung von evangelischen Sekten. Sie greifen wieder zu Nottaufen, wie in den sechziger Jahren, um ihre Kinder vor der griechischen Kirche zu retten, sie schließen wieder Gewissensehen, da der evangelische Pastor sie nicht trauen darf. Sie lassen sich nicht durch Gensdarmerie, Drohung und Inhaftierung abhalten, alle Mittel zu versuchen, petieren an den Kaiser, trotzen der Polizei, die sie zur „Kirchlichkeit" im Staatssinne anhalten will, — mit dem Zeugenmut einer Anna Krusemneeks, die dem Gensdarmerieoffizier antwortete: „Ich bin bereit, dem Kaiser alles zu geben, was er von mir verlangt, auch mein Leben kann er haben; aber mein Herz und meinen Glauben kann ich nicht geben." — Sie war von ihrem trunkenen Vater mit in die Listen der Staatskirche angeschrieben worden! — Klingt nicht aus all der Not heraus gewaltig ein Zeugnis der Kraft des wiedererwachten evangelischen Bewußtseins? Ja, hier zeigt sich die Kraft Gottes, die auch Totengebeine lebendig macht. Und wie opferbereit zeigen sich die, die noch der lutherischen Kirche angehören dürfen. Die Protestanten der Stadt Riga — ich erinnere nur an ein Beispiel — haben 1887 in drei Tagen für eine zu erbauende Vorstadtkirche eine Kollekte von 40 000 Rubel, das sind etwa 85 000 Mark, aufgebracht, — die ärmsten Leute steuerten mit Freuden! Wie opferbereit insbesondre die treuen Seelsorger, die lieber, eher sie ihre treue Warnerstimme verstummen lassen, mit den Ihrigen in das Elend der Verbannung gehen, wo man ihnen samt Weib und Kind kaum 20, 30 Pfennig täglich Unterhalt gewährt, so daß sie mit Erdarbeiten sich notdürftig durchfristen müssen. Klingt uns nicht daraus entgegen der echt lutherische Zeugenmut:

Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin, Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

„Ja, wir hoffen auf ihn," des das Reich ist, so spricht ihr Zeugenmut, — „wir hoffen auf ihn, er werde uns auch hinfort erlösen durch Hilfe eurer Fürbitte für uns."

Sieh, lieber Christ, welche Kraft der Apostel der Fürbitte seiner Korinther zuschreibt, — sieh, wie ebenso unsre Brüder im Osten vertrauensvoll zu uns herüberschauen, zur Stütze in ihrer Bedrängnis unsre brüderliche Teilnahme, unsre Fürbitte erhoffend. Aber was finden sie? — Wir wollen nicht davon reden, daß es wünschenswert wäre, unser protestantisches deutsches Vaterland könnte seine Macht für die bedrängten Deutschen und evangelischen Brüder in die Wagschale werfen, — der moskowitische Bedrücker läßt sich nur mit Konsequenz, Selbstbewußtsein und Kraft imponieren, und dazu sind unsre gegenwärtig leitenden Staatsmänner weder geneigt noch geeignet. Wohl aber muß ich es schmerzbewegt sagen, wie unser lieber und verehrter jugendkräftiger Kaiser, den sie dort fast vergötterten, weite evangelische Kreise tief erschüttert hat, — unbewußt und ohne es zu wollen — indem er bei dem russischen Paradefeldgottesdienst das von dem Popen dargereichte Kreuz küßte. Nicht das Küssen des Kreuzes, nein, daß dies ein griechisch-katholischer Kultusakt ist, der hier vor aller Augen von dem Oberhaupt des protestantischen Deutschlands als ein Zeichen der Höflichkeit gegen den kaiserlichen Gastgeber mitgemacht wurde, das ist's, was die treuen Evangelischen so schmerzlich berührte. Nun heißt es: ihr verweigert das Küssen des Kreuzes, das ist also nichts als eitles, eigensinniges Trotzen! Ja, mehr noch: wenn deutsche evangelische Prinzessinnen um der Erlangung äußerer glänzender Stellung am russischen Throne willen ihren Glauben wechseln, wie man etwa einen Handschuh wechselt, — welch einen niederschmetternden Eindruck muß das auf die machen, die Gut und Blut an Erhaltung ihres Bekenntnisses setzen! Darum auf, evangelische Brüder, stützt sie durch eure Teilnahme, durch eure Fürbitte. Die evangelische Allianz hat erfolglos eine Adresse eingegeben für die bedrängten Brüder an den Herrscher des russischen Reiches, — thun wir uns zusammen zu einer Adresse an den König aller Könige, der da hört und hilft, — beten wir, zum Trotz dem russischen Reich: Dein Reich komme! „Durch Hilfe eurer Fürbitte für uns," sprechen sie mit Paulus, hoffen wir erlöst zu werden. Dazu braucht's nicht besonders eingeführter neuer Fürbitten, betet nur allsonntäglich recht andächtig in der allgemeinen Fürbitte mit: „Auch die, so um deines heiligen Namens und der Wahrheit willen angefochten und verfolgt werden, tröste sie, o Gott, mit deinem heiligen Geiste." Hier gilt die allgemeine Wehrpflicht aller evangelischen Christen, hier das hehre Kampflied: Wir alle wollen Hüter sein! Stützt es sie schon, daß wir an sie denken in Teilnahme, daß sie nicht allein stehen, so mehr noch, wenn sie wissen, daß wir unser Gebet mit dem ihren vereinen. „Wir hoffen

auf ihn, er werde auch uns hinfort erlösen durch Hilfe eurer Fürbitte für uns." Ja, liebe Brüder in der Bedrängnis: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden! — Herr, du hast es verheißen: bittet, so wird euch gegeben. Ja, Herr, das hoffen wir, das bitten wir! Siehe, wir bitten für unsre Brüder! Das Feld mußt du behalten, denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

19.

Komm hernieder und hilf uns! — der beständige Bittruf der Evangelischen draußen an die Evangelischen daheim.

Von D. **P. Kaiser**, Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig.

Apostelgeschichte 16, 8—10: Da sie aber von Mysien überzogen, kamen sie hinab gen Troas. Und Paulo erschien ein Gesicht bei der Nacht; das war ein Mann aus Macedonien; der stand und bat ihn und sprach: „Komm hernieder in Macedonien und hilf uns!" Als er aber das Gesicht gesehen hatte, da trachteten wir alsobald zu reisen in Macedonien, gewiß, daß uns der Herr dahin berufen hätte, ihnen das Evangelium zu predigen.

Es giebt einen Kranz von unvergeßlichen Namen, von unverwelklichen Immortellen, der um Jesu Kreuz gebunden ist, nicht eine Glorie von Heiligen — die hat unsre Kirche nicht — aber einen Kranz von Jüngern, Zeugen, Streitern, Märtyrern, von welchen gilt, was von Bethaniens Maria gesagt ist: „Wo das Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie gethan hat." So klingt auch heute in diese festliche Versammlung ein Name hernieder, der sich nicht zu den Toten legen läßt: Gustav Adolfs. Um diesen Namen schwebt ein zarter Hauch von Liebe und von Dank. Ins Erz der Geschichte ist er gegossen, aber was mehr ist, in tausend und abertausend Christenherzen ist er gegraben, und, was das Höchste ist, er gehört auch zu den Namen, die im Himmel geschrieben sind.

Man trifft oft in alten Kirchen ein Grab mit einem Denkstein etwa das eines Reformators oder sonst eines frommen Helden, den man sonderlich ehrte und an heiliger Stätte begrub, und über dessen Grabesstaube nun die christliche Gemeinde betet und singt. So, dünkt mich, ist in den Mauern der evangelischen Kirche mit dem Gustav-Adolf-Verein ein ehrender Grab- und Denkstein dem königlichen Helden gesetzt, der Luthers Kirche errettete, als ihre Dränger sie übermochten. Und wie man jenen Retter des alten Rom (Camillus ist sein Name), ob er auch nur das Schwert geführt und nicht die Kelle, den zweiten

Erbauer der Stadt genannt hat, so könnten wir auch sagen, Gustav Adolf hat Luthers zerschlagene Kirche zum andern Male errichtet.

Du, geliebtes Sachsenland, stehst ja sonderlich da als ein Denkstein solcher Gnade. Du hast nicht bloß an der Wiege der lutherischen Kirche gesessen, du hast auch in vorderster Reihe unter den Taufzeugen gestanden, als die Bluttaufe jenes dreißig Jahre langen Krieges über unsre Kirche kam, und in deinen Grenzen fiel unser Held. Und wenn damals auch in dir der schwedische Name zum öftern mit Schrecken genannt ward, so geschah es, weil des langen Krieges heiße Wunde zur brandigen Beule entartet war, und weil Gustav Adolf im Grabe schlummerte. Wir aber sind heute hier, um nach dem Kampf und blutigen Glaubenshader der vorigen Zeiten Werke des Friedens zu üben und festliche Grüße auszutauschen in diesen Hallen. Ja, liebe evangelische Brüder und Schwestern, lasset jetzt auch im Heiligtume einen stillen Händedruck im Geiste von Hand zu Hand gehen und von Herz zu Herz, daß wir uns alle als Teile fühlen an einer Kette und als Glieder wissen an einem Leib! Mag uns Gustav Adolfs teures Gedächtnis zusammenführen, recht einen kann uns doch erst der Name, der über alle Namen ist: Jesus Christus, gestern und heut.

Er das Haupt und wir die Glieder,
Er das Licht und wir der Schein,
Er der Meister, wir die Brüder,
Er ist unser, wir sind sein.

Unser Text redet von einem bedeutungsvollen Augenblick. Es ist einer jener heiligen Augenblicke, da der Pendel- und Seigerschlag der Geschichte zu einer neuen Stunde ausholt. In den Büchern der Weltgeschichte findet sich von diesem Textwort vielleicht nichts; denn sie hat nur zu schreiben, was vor Augen ist. Aber das Wort Gottes läßt uns tiefer dringen und zieht zuweilen die Schleier weg, welche die sichtbare Welt vor ihrem Angesicht trägt. Es zeigt uns nicht bloß, was auf der Oberfläche wächst, sondern läßt uns auch schauen die himmlischen Tauperlen stiller Nächte, tiefer Gedanken, heiliger Gottesoffenbarungen, welche die äußere Welt befruchten. So auch hier. Unser Schriftwort redet von den Augenblicken, da sich (man kann das sagen) das Geschick unsers Erdteils entschied. Es ist der weltgeschichtliche, heilige Augenblick, in dem Paulus und seine Genossen an den Strand Europas traten mit der Predigt des Evangeliums. Solch ein Augenblick war es einst, als Bonifacius nach Deutschland kam mit seinen goldenen Bibelbuchstaben. Solch ein Augenblick war es, als Luther an jene Kirche Wittenbergs hintrat mit seinen Thesen, und solch ein Augenblick war es, als Gustav Adolf mit dem Schwerte am 26. Juni 1630 am Strande der Ostsee niederkniete zum Gebet.

Komm hernieder und hilf uns! Und wir trachteten alsobald zu reisen, gewiß, daß uns der Herr berufen hätte. — Liebe Gustav-Adolf-Gemeinde, ist das nicht ein Text für dich: „Komm hernieder und hilf uns!“?

Wer ist der Mann, der Paulo im Traume winkt bei der Nacht? Ist's der Kerkermeister drüben in Philippi? Ist's Dionysius in Athen? Ist's Europa, das aus seiner Nacht und Not bittende Hände erhebt nach seinem Glaubensboten, Europa, das Athens Philosophen nicht weise, Roms Juristen nicht gerecht gemacht? Was war's für eine Gestalt, die ihm ruft und winkt? O, es war wohl ein Mann, wie er Jakob erschien am Jabbok, es war wohl ein Engel des Himmels, wie er vor Zacharias hintrat im Tempel, es war eine himmlische Weisung, es war ein Gottesruf: „Komm hernieder und hilf uns!" Wir lesen: Paulus und die Seinen waren gewiß, daß sie der Herr berufen hätte.

Es war vor 260 Jahren; da vernahm ein König, kaum heimgekehrt vom Feldzug, mit warmem Herzen, im stillen Sinnen einen Ruf von Deutschland her, vom evangelischen Volke. War es etwa der Brandenburger Georg Wilhelm, war es der Sachsen-Kurfürst Johann Georg, der ihn rief? Waren es die protestantischen Fürsten, die ein jesuitischer deutscher Kaiser mit ihrer Kirche zu Boden drückte, die er noch jüngst in die Schrauben und Fesseln eines unerträglichen Zwangsediktes geschnürt? War's das deutsche protestantische Volk, das schon zwölf Jahre gelitten unter einem gräßlichen Kriege mit einem Leibe voller Wunden, mit einem Herzen voller Aengste, und das nun sein zerschlagenes Haupt, seine ringenden Arme ausstreckte nach dem Helfer, nach dem jungen, glaubensvollen König des Nordens: „Komm hernieder und hilf uns!"? Nein, es war der Ruf Gottes an seinen Knecht. O, meinte Axel Oxenstierna, seiner Jugend Freund, seines Reiches Kanzler, als er den König nicht abbringen konnte, herzuziehen mit seinem Häuflein klein, das sei nichts andres denn eine dispositio divina, eine himmlische Veranstaltung, ein Gottesruf. „Ihn treibt," so spricht er weiter, „ein mächtiger Geist, dem keiner widerstehen kann."

Lieber Gustav-Adolf-Verein, so stehst auch du da, ein wandernder Bote des Evangeliums, ein heiliger Engel rettender Liebe mit dem Kreuz des Glaubens auf der Schulter, mit dem Schwert des Geistes an deiner Seite, ein spätgeborner Sohn Gustav Adolfs, doch ein Liebling geworden deiner Mutter, die dich aufzog, der evangelischen Kirche, ein kleines Senfkorn, einst gepflanzt von treuer Hand an Lützens Steine, aber von hier zum großen Baum gewachsen mit deinen Aesten und Zweigvereinen durchs ganze deutsche Land und weit hinaus über unsre Gauen — wahrlich nichts andres denn eine „dispositio divina", eine himmlische Veranstaltung, ein Gottesruf, der fort und fort aus manchem Ort an unsre Herzen dringt: „Komm hernieder und hilf uns!"

Nicht selten geschieht es, daß Kriegsgeschütze zu Kirchenglocken umgegossen werden, und die Donner des Streites sich wandeln zum Friedensgeläute. So ist es geschehen mit Gustav Adolfs Werk: Die Kriegswetter der früheren Zeiten sind im Gustav-Adolf-Vereine wiedergeboren zum Friedensglockenton helfender Liebe. Aber, wenn die festlichen, sanften Töne klingen, müssen wir doch zuweilen noch denken,

woher die Weise und wes der Klang. Wir müssen denken, daß es vor allem jener finstere, fanatische sogenannte Orden Jesu war, welcher das unsagbare Elend des dreißigjährigen Krieges und darnach noch viel mehr Jammer, Blut und Thränen über unser liebes Vaterland gebracht hat. Wir müssen denken, daß es noch immer viel Macht und List ist, welche Rom anwendet sonderlich in den Grenzgebieten unsrer Kirche. Unser Verein ist keine aufgehobene Streitaxt, aber ein schützender Schild will er sein gegen ihren falschen Eifer. Wir müssen auch denken, daß, was sie im römischen Lager nicht offen erringen und erreichen konnten, durch Jesuiten wiederum erschleichen möchten. O, du liebe evangelische Christenheit, was soll da deine Antwort sein? Ich will's dir sagen: desto größere Treue im evangelischen Glauben, desto treuere Liebe zu deiner teuren Kirche, desto schärfere Zucht am eignen Herzen! Nicht ins fremde Fleisch nur schneiden, aber zusehen, daß das eigne gesund ist! Offene Augen haben, aber keine drohenden Blicke! Liebe üben und Gutes thun an jedermann, aber allermeist an des Glaubens Genossen! Sage doch, du liebe Versammlung, die du des großen Gustav Adolf Namen an deiner Stirn trägst, rinnt nicht etwas von dem Blute deines frommen Helden auch durch deine Glieder? Man sagt von der christlichen Kirche auf Erden, sie sei gewachsen durch das Blut ihrer ersten Zeugen. Auch von dir, du teurer Gustav-Adolf-Verein, könnte man das sagen: Du bist gepflanzt an einer Stätte, da die Erde deines großen Zeugen Blut getrunken hat. O, so wachse doch in viel tausend mal tausend und vergiß deine Herkunft nicht! Vergiß deine Herkunft nicht, du ganze vielgeliebte Kirche! Du hast noch ein Blut, das besser redet denn Abels, das lauter predigt als Gustav Adolfs. Möge vor allem immer mehr von dem Blute des guten Hirten durch deine Adern rollen, daß du daran erstarkest und einem Paulus, Petrus und allen Zeugen gleich den Ruf deines Gottes hörst, wie er laut immer wieder an unsre Herzen dringt: „Komm hernieder und hilf uns!“ Es war in den Schreckenstagen, da der Stadt Magdeburg, jener großen Dulderin, die Märtyrerkrone gewunden wurde von grausamer, frevelhafter Hand. Da stand Gustav Adolf vor seinem Schwager Georg Wilhelm von Brandenburg, jenem unentschlossenen Manne, welcher lange zögerte, das verlangte Bündnis mit dem Schwedenkönige zu schließen. Endlich rief Gustav Adolf nach manchem Wort und mancher Drohung: „Am jüngsten Tage werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr nichts um des Evangelii willen habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden!“ Könnten wir das nicht auch heute vielen sagen?

Die Männer unsers Textes warten nicht lange. Ich stelle mir vor, daß Paulus, sobald der Morgen graute, noch erregt vom Gesicht der Nacht, seinen Begleitern Silas, Lukas und Timotheus erzählt hat, was er gesehen und gehört, und daß sie noch an demselben Morgen die Reise angetreten haben, die ein Segensgang werden sollte für Millionen. Zwar waren auch in Asien erst wenige Felder bebaut und

erst einige Gemeinden gesammelt, aber, was in Europa geschah, sollte als Segen zurückfluten an Asiens Küste.

Aehnlich geht es noch heut: Wir hören fort und fort von der Not der Glaubensbrüder und von fremder Armut, von evangelischen Kirchen, die man bauen, von Bethäusern, die man errichten, von Schulen, die man gründen sollte, von Kindern, die unserm Glauben verloren gehen, von Kranken und Sterbenden, die ohne Sakrament und Tröstung bleiben, und ihr könntet ja bei alledem billig fragen, ob es nicht auch mitten unter uns so himmelschreiendes, geistliches Elend giebt und so manche Not. Ja, ihr habt recht — es ist allenthalben eine grausam ernste Zeit, in der wir stehen, und in Zukunft dürfte es für viele unter uns schwer sein, zu leben. Glaubenslose Tiefen thun sich vor unsern Blicken auf, und unheimlich heiser klingt das Geschrei ohne Glauben und ohne Gott wider Christum und sein heiliges Evangelium, und auch solche Stimmen wandeln sich für uns zu dem Rufe: „Komm hernieder und hilf uns!“ Wohl steht unsre Kirche überall mitten im Kampf, aber was wäre das für ein Kriegsheer, das wohl seine Reihen aufstellt, aber nicht an seine Vorposten denkt und sie preisgiebt? Und wäre der Herzschlag gesund, der zwar die nächsten Adern und inwendigen Teile mit Blut und Leben füllt, aber zu schwach ist, um seinen Inhalt auch wärmend und stärkend hinauszusenden bis in die äußersten Glieder? Ja, wirst du nicht gerade dadurch erstarken, du evangelische Kirche, für alle deine Aufgaben, wenn du dein Herz recht weitest und dem guten Hirten gleich auf Stunden die neunundneunzig lässest und deine Sorge hinausschickst zu den fernen Schäflein, um mit neuer Liebe zurückzukehren zur größeren Herde? Hat der, welcher seinem Petrus die große Aufgabe zuwies: „Weide meine Schafe!“ nicht auch das Schwache und Kleine ihm auf dasselbe Hirtenherz gebunden: „Weide meine Lämmer!“

So schüret doch die Flammen frommer Liebe in eurer Brust! Mit dieser heiligen Liebe zu den Seelen hat Paulus einst seinen Segensgang gethan herüber zu unserm Erdteil und ist nicht zurückgelaufen, als sie ihn schon in der ersten europäischen Stadt, die er betrat, übel empfangen und ins Gefängnis geworfen haben. Mit dieser heiligen Liebe ist ein Gustav Adolf den bedrängten Glaubensbrüdern beigesprungen in unserm Lande, ob er auch ahnte, daß er sein Leben lassen werde für seine Brüder, also daß er sich schon beim thränengeweihten Abschied von der Heimat sein Plätzlein ausersah für seinen Sarg und Leichnam. Mit dieser heiligen Liebe zu den Seelen hat einer seiner Zeitgenossen, der Hamburger Prediger Balthasar Schuppius, seinen Christen zugerufen: „Und wenn ich euch könnte auf meinem Rücken bis zum Himmel tragen, so wollte ich's thun.“ Solche heilige Liebe zu pflegen, solche christliche Segensgänge zu thun, dazu will uns auch der Gustav-Adolf-Verein anleiten, und um solche heilige, evangelische Liebe werbe ich hier in seinem Namen und bin's gewiß: Es wird keine Liebe taugen als die, welche auch die schwersten Gänge thun und die härtesten Proben

bestehen kann, keine Liebe als die, welche, wenn der Herr wollte, einem Paulus, Hus und Gustav Adolf gleich auch die letzte Prüfung aushalten und das Leben lassen kann für die Brüder. Der Rock des Heils ist oft zum Märtyrerkleide geworden, und sollte es Gott gefallen, das seiner Christenheit noch einmal anzuziehen, so wollen wir es wie die alten Christen und Helden in Ehren tragen. Aber was uns schadet, ist, daß es uns an jenem wirklichen, kernhaften Christentum fehlt. Es giebt viele Christen, welche auf der Grenze stehen, wo das christliche Leben erst anfängt. Wir brauchen einen Glauben, der nicht bloß ein äußerer Putz ist, sondern inneres Mark, und darum bringt uns wohl Gott in so ernste, schwere Zeit, daß wir daran fest und wirklich glauben lernen und lieben. O, es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, und wir gewisse Tritte thun auf unserm Wege!

Liebe Christen! Weshalb feiern wir denn solche Tage, heißen sie nun Reformations- oder Gustav-Adolf-Feiern? Thun wir's nur, um der Propheten Gräber zu schmücken mit unsern Sängen und Reden? Schmücket die Gräber, rühmet die Helden, denket der Lehrer, ehret ihr Gedächtnis, sehet auch ihr Ende an, aber vor allem folget ihrem Glauben nach und lasset ihren Geist aufstehen in euern Seelen! Sonst werden wir doch nur Tote sein, die ihre Toten mit Gesänge und Gepränge begraben. Sonst werden wir doch nur wieder Heiligenbilder errichten und sie zieren mit verlöschenden Lichtern und verwelkenden Blumen. Paulus ist nicht mehr noch Petrus, Luther ist auch nicht mehr noch Gustav Adolf, aber sind sie ganz tot, sind sie uns wirklich gestorben? O, mich dünkt, ihr Geist geht noch um unter uns, und es ist auch hier wie mit dem Erstling aller Brüder: Es fiel ein Samenkorn in der Erde Schoß, um zu sterben und aufzustehen und nach dem Tode erst noch viele Frucht zu bringen. Als Luther gestorben war, rief Myconius mit edlem Schmerz und großem Trost: „Dieser Luther ist gar nicht gestorben, wird und kann gar nicht sterben!“ So soll es auch von Gustav Adolf gesagt sein. Dieser Gustav Adolf ist gar nicht gestorben, wird und kann gar nicht sterben. Oder meinet ihr, die Reformation sei vergangen und Gustav Adolfs Werk sei gethan? Nein, es liegt noch viel davon vor uns und ist der Zukunft behalten. Drüben in der dänischen Hauptstadt steht in einem berühmten Museum eine Lutherbüste. Der nordische Christusbildner (Thorwaldsen ist sein Name) hat diesen Luther gemacht, und als er ihn vollenden wollte, entsank der Meißel für immer seinen Händen. Dieser Lutherkopf ist ein unvollendetes Werk. Man sieht an der Büste des Reformators gewaltige Kraft und jenen heiligen Trotz, der ihm eigen war, aber wie gesagt, es sind nur die Grundzüge, die wir erblicken, und an der Ausgestaltung fehlt noch viel. Ist es nicht auch also mit Luthers Kirche und Werk? Es ist nicht fertig. Gustav Adolf hat auch nicht vollendet, was er zu thun kam. Jedes neue Geschlecht ist berufen, weiter zu bauen; auch ihr seid es. O, daß ich euch eifern machen könnte!

In der Stadt, aus der Gustav Adolf herkam, und die ganz lutherisch ist, lebt die katholische Kirche in der Diaspora wie unsre evangelischen Gemeinden in katholischen Ländern. Durch Zuzug und Uebertritte hat sie es zu einer Gemeinde von etwa 900 Seelen gebracht, aber in dieser kleinen Gemeinde stehen 5 Priester, 3 Schulen in den verschiedenen Teilen der Stadt und 30 barmherzige Schwestern, die meist in evangelischen Häusern thätig sind. Die Gemeindeglieder selbst haben keinerlei Steuern, Mittel fließen reichlich von außen zu, eine zweite katholische Kirche wird gebaut. Weshalb ich das berichte? Um die Frage daran zu knüpfen: Was könnten wir wohl dem gegenüber in einer Gemeinde von 900 Seelen thun in der Diaspora? Ich gebe keine Antwort. Die Berichte des Gustav-Adolf-Vereins haben je und je laute Antworten darauf gegeben. Lasset uns doch ein Herz fassen zu unsrer teuern evangelischen Kirche! Wir müssen vorwärts! Wer noch kein Mitglied unsers Gustav-Adolf-Vereins ist, werde es heut! Wenn, wie es leider ist, unsre Kirche gehaßt wird von den Feinden, sollte sie nicht um so inniger geliebt werden von ihren Kindern?

Ich habe oft in der Riddarholmskirche in Stockholm an Gustav Adolfs Sarge gestanden. Es ist ein einfacher Sarkophag, der ihn umschließt. Es steht keine andre Schrift darauf als des großen Toten Name, und das mag genug sein. Ueber seinem Grabe hängen die alten, zerrissenen Fahnen, die Zeichen seiner heißen Arbeit, seiner Kämpfe und Siege. Unter Siegestrophäen schläft der Held. Wenn wir einmal schlafen werden, so werden wohl keine kampfzerschlissenen Fahnen uns umrauschen, aber möchten wir ruhen, gesegnet von Christenhänden und gefolgt von den Werken treuen Glaubens, den Werken unsrer evangelischen Liebesarbeit! Das sind Siegestrophäen, unter denen jeder schlafen kann, und wäre er noch so klein und ungekannt. Das sind die Zeichen der Treue, die Motten und Rost nicht fressen, daran der Herr die Seinen erkennen wird, und von denen geschrieben steht: Die folgen den Toten nach. Amen.

20.

Wir sehen Gottes Herrlichkeit.

Von D. **Dibelius**, Oberkonsistorialrat und Superintendent in Dresden.

Joh. 11, 40: Jesus spricht zu ihr: Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?

Jesus kommt nach Bethanien, wo Lazarus gestorben ist. Auf die Frage: „Wo habt ihr ihn hingelegt?“ empfängt er die bittende Antwort: „Herr, komm und siehe!“ Und Jesu gingen die Augen

über an Lazari Grab. Er sprach das Machtwort: „Hebet den Stein ab!“ er sprach zu Martha insonderheit das Trostwort: „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?“ Und man sahe Gottes Herrlichkeit! Auf den Ruf: „Lazare, komm heraus!“ kam der Verstorbene heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllt mit einem Schweißtuch; Jesus aber sprach: „Löset ihn auf und lasset ihn gehen!“

Wie? ist diese Wundergeschichte damals geschehen und nur damals geschehen, als Jesus in Person über die Erde gewandelt? Bekanntlich hat der Jude Spinoza, der vielgerühmte Philosoph, es ausgesprochen, er wolle sein ganzes System in Stücke brechen und den ordinären Christenglauben annehmen, wenn er an die Auferweckung des Lazarus glauben könnte. O kommt, ihr Zweifler allzumal, kommt und sehet, ob nicht diese Geschichte in unsern Tagen vor unsern Augen sich aufs neue vollzieht; die Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins eine stete Wiederholung der Auferweckung des Lazarus: „wir sehen Gottes Herrlichkeit!“

Gewiß, es giebt noch manchen andern Thatbeweis des Christentums. In unserm Missionsjahrhundert, in welchem man, wie nie zuvor, Ernst gemacht hat mit dem Missionsbefehl des Herrn: dort in der Heidenwelt, auf diesem Feld voller Totengebeine, wenn man vergleicht, wie es etwa vor 80 Jahren war und wie es heute ist in Südafrika, in Indien, in China, in Japan, auf den Inseln der Südsee, selbst unter den Papuas und Pescherähs: welch eine Totenerweckung!

In dem Zeitalter eines Fliedner, eines Wichern, eines Bodelschwingh, die uns erst die Augen geöffnet für so manche Welt, an der man früher ziemlich achtlos vorüberging, für die Welt der Verirrten, der Gefallenen, der Vagabunden — die innere Mission trägt in alle diese Welten die frohe Botschaft von Christo hinein, und siehe! die Toten werden lebendig!

Aber neben diese beiden Zeugen des Herrn, die äußere und innere Mission, tritt als dritter im Bunde unser Verein mit dem so kriegerischen Namen und dem so friedlichen Werk, mit dem Namen voll großer Erinnerungen und der Aufgabe der Erfüllung großer Hoffnungen; sein Werk seit 50 Jahren wahrlich! ein Thatbeweis: Jesus lebt noch und wirkt noch! unser Werk seit 50 Jahren eine stete Wiederholung der Auferweckung des Lazarus: wir sehen Gottes Herrlichkeit!

Ich blicke zuerst in die Ferne. Spanien, dessen Herrscher in den Tagen der Reformation unsern Luther wohl in die Acht erklärt, aber sein eigner Sekretär, sein eigner Beichtvater haben sich alsbald offen für den kühnen Mönch erklärt; Spanien, das damals evangelische Gemeinden mit zusammen 2000 Seelen zählte, welche jahrzehntelang bestanden, ohne entdeckt zu werden, da ihre Glieder sich beim Begegnen nur an der Art des Händedrucks und beim Eintritt in die Häuser nur an der Art des Klopfens erkannten, hingegen bei Nacht in unterirdischen Gängen zusammenkamen, in wohlverborgenen Wandschränken ihre Bibeln aufbewahrend; Spanien, dessen Protestantismus damals solche Aussicht

hatte, zu einer Macht zu erstarken, daß plötzlich ein Dominikaner ausrief: „Wenn wir noch drei Tage warten, so wird die Pest der Ketzerei ganz Spanien ergriffen haben!" Die Gegenreformation begann; der Sturm der Inquisition fegte durch alle Provinzen; in Sevilla allein wurden in weniger als einem Monat 800 Männer und Frauen gefangen gesetzt; die Scheiterhaufen loderten, zuerst 8 bis 10 Märtyrer, dann 100 auf einmal verbrennend; unter Folterqualen schrien die armen Opfer: „Ach Gott, giebt es denn nicht Scythen, Kannibalen oder noch rohere Heiden, daß du uns in die Hände dieser getauften Teufel hast fallen lassen!" Was ward aus den Evangelischen Spaniens? Lazarus ward zu Grabe getragen, Lazarus war tot. Herr, warum hast du das zugelassen? wärest du da gewesen, recht spürbar da gewesen, unser Bruder Lazarus wäre dort nicht gestorben. Uns gehen die Augen über an dieses Lazarus Grab. Nun liegt er schon den vierten Tag, das vierte Jahrhundert, im Grabe. Doch halt! Jesu Stunde ist gekommen. Schon längst hatte in Jesu Namen der Gustav-Adolf-Verein die evangelischen Herzen warm gemacht in evangelischer Bruderliebe, und als nun Don Manuel Matamoros, ein spanischer Offizier, der in Gibraltar das Evangelium kennen gelernt, die Bibel studiert und die biblische Wahrheit lieben gelernt, 1862 mit seinen Freunden zu neunjähriger Galeerenstrafe verurteilt ward, nur um des einen Verbrechens willen, ein Christ zu sein, in Spanien ein evangelischer Christ zu sein, da erhob sich die evangelische Bruderliebe allüberall, Deputationen reisten nach Madrid, König Wilhelm von Preußen schrieb ein mahnendes Wort an die Königin auf Spaniens Thron, und durch all solch Reden und Schreiben schallte und hallte hindurch des Herrn Jesu Wort: „Hebet den Stein ab!" ja, Lazari Grab begann sich zu öffnen. Nicht lange danach hatte er, von dem wir singen und sagen: „Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht!" Mittel und Weg gefunden, um zu beweisen, daß er auch heute noch das andre Machtwort sprechen kann in das Grab hinein: „Lazare, komm heraus!" Jetzt — o, laßt euch sagen — 8000 spanische Kinder singen: „Castillo fuerte es nuestro Dios" „Ein feste Burg ist unser Gott!". Hin und her im Lande sind evangelische Gemeinden entstanden, der Gustav-Adolf-Verein hat ihnen geholfen, Kirchen zu bauen und Prediger anzustellen; auch Gymnasium und Lehrerseminar, Hospital, Waisenhaus und evangelische Buchhandlung sind errichtet: der Herr hat Lazarus erweckt; der Gustav-Adolf-Verein führt den Befehl des Herrn aus, den noch mit Grabestüchern Gebundenen zu lösen und ihm zu helfen, daß er wieder auf eignen Füßen stehen und gehen könne. Seht da! durch die Geschichte des Evangeliums in Spanien spricht der Herr zu uns: „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?"

Und Italien? Ich will nicht viel von alten Zeiten reden, wie der Papst Clemens VII. selber 1530 klagt, „daß die verderbliche Ketzerei Luthers in Italien in hohem Grade eingerissen sei," wie Melanchthon 1540 gejubelt, daß ganze Bibliotheken evangelischer Bücher

nach Italien abgegangen seien und die Wahrheit siegen werde. Die Uneinigkeit der Evangelischen ließ den Protestantismus dort krank werden und dahinsiechen wie einen armen Lazarus; Schwert und Scheiterhaufen brachten ihn vollends ins Grab; Lazarus war tot. Aber er hatte zwei Schwestern, Martha und Maria, die schickten zum Herrn, die riefen unaufhörlich zum Herrn: „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank, der ist gestorben.“ Die Waldenser in den Thälern Piemonts und die evangelischen Glaubensgenossen außerhalb Italiens, in Deutschland, England und der Schweiz, das sind die fürsorgenden Schwestern des Lazarus. Auf Marthas und Marias Bitte zögerte einst der Herr zu kommen, aber endlich kam er doch. Noch 1852 wurden die Eheleute Madiai in Florenz in den dumpfigsten, modrigsten Kerker geworfen, weil man zwei Bibeln in ihrem Hause gefunden und weil sie andre in der Bibel lesen ließen; die Vorstellung der evangelischen Allianz wird abgewiesen; die mahnende Bitte König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, durch den Grafen Arnim-Blumberg überbracht, hilft nichts; der Herr zögert zu kommen, aber endlich kommt er doch, tritt ans Grab und ruft: Lazare, komm heraus! Habt ihr nie gelesen, daß 1870 am 20. September, als die italienischen Truppen in Rom einrückten, sich ein kleiner zweirädriger Karren an die Spitze der Kolonne drängte, ein Bibelwagen — Gottes Wort der erste Streiter, der in die päpstliche Residenz einzog? Darf ich nicht mit Freuden davon sagen, wie die Waldenser 55 Evangelisations-Stationen in Italien unterhalten, wie 35 evangelische Kirchgemeinden zur sogenannten „Evangelischen Kirche Italiens“ gesammelt sind, wie der Gustav-Adolf-Verein sie alle mit mütterlicher Liebe pflegt, wie deutsche Studenten 1883 ein Stipendium gestiftet haben, damit Evangelische Italiens an deutschen Universitäten studieren können, wie der Bau einer deutsch-evangelischen Kirche in Rom gesichert erscheint? So löst man den auferstandenen Lazarus von den Grabtüchern und nimmt die Decke von seinem Angesicht nach des Herrn Befehl; der Herr aber — nicht wahr? — er darf, auf diese Geschichte Italiens uns weisend, zur Schwester Martha sprechen: „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?“

Von Frankreich nur ein einzig Wort. In Paris, dem Louvre gegenüber, fast unter denselben Fenstern, aus denen einst Karl IX. in der Bartholomäusnacht auf die durch die Straßen flüchtenden Hugenotten schoß, steht jetzt, in weißem Marmor ausgeführt, die Bildsäule des Edelsten jener Hugenotten, des Admirals Coligny, und an der Bildsäule auf einer offenen Bibel eingegraben das Wort des Hebräerbriefs: „Er hielt sich an den, den er nicht sahe, als sähe er ihn!“ — welch eine Predigt zu Lob und Ehren des evangelischen Glaubens! Darf ich nicht, auf jenes Denkmal in Frankreich hindeutend, mit Lobpreis sagen: „Wir sehen Gottes Herrlichkeit“?

Nun endlich Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Wir wissen es, daß mindestens $^{7}/_{10}$ dieser Länder einst schon evangelisch gewesen. Da

kam der alt böse Feind, da brach die Gegenreformation hervor als ein gewappneter Mann, und — was der Kirchenvater Augustinus sagt von der Menschheit: „Es liegt ein großer Kranker hingestreckt über die Erde von Ost nach West!“ das galt sehr bald von unsrer evangelischen Kirche; und wenn wir ein Jahrhundert später hinschauen nach Oesterreich, Ungarn und Galizien, nach Schlesien, Posen und Westpreußen, nach Rheinland, Elsaß und Holland: wir stehen überall an Lazari Grab! Wollen wir darum klagen? und wollen wir, weil heute ähnliches droht, wohl gar zagen? weil das evangelische Württemberg künftig einen katholischen König haben wird und das altevangelische Haus Oranien die Zusage katholischer Kindererziehung gegeben hat, weil evangelische Fürstentöchter ihr köstlichstes Erbe ablegen, wie man ein Kleid auszieht, und unsre Kirche dadurch zu einem Spott der Leute da drüben und zu einer Verachtung des Volkes wird, weil durch starke Einwanderung ganz protestantische Gegenden plötzlich den Stempel der Diaspora empfangen, und vor allem, weil Tausende und Abertausende der Evangelischen, leicht und gleichgültig, wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand steckend, die kommende Gefahr nicht sehen wollen? O gewiß, der Verlust ist schwer und die Gefahr ist groß, aber doch, aber doch! — — wie ich dem Einzelnen in seinen Sorgen und Nöten kein besseres Mittel raten kann, als daß er sich heraussuche, wieviel er doch zu danken hat, so möchte ich auch die große evangelische Gemeinde bitten, inmitten aller Gefahren sich zu stärken und sich neue Freudigkeit zu holen durch den Hinblick auf die Wunder Gottes, die er unsrer evangelischen Kirche geschenkt, die er unsrer Vereinsarbeit zum Besten der Kirche gegönnt hat. Vor 50 Jahren ward unser Verein scheel angesehen, sogar in etlichen Ländern verboten! jetzt gilt er allüberall als barmherziger Samariter, den der Herr sichtbar legitimiert hat! Vor 50 Jahren waren es einzelne wenige Gemeinden, die sich mit ihren Sorgen ihm nahten; jetzt klopfen 1605 Gemeinden hilfesuchend an seine Thür, in jedem Jahre mehr! welch ein Beweis, daß sein Dasein und sein Wirken an zahllosen Orten, wo man gar kein evangelisches Leben mehr vermutet, den Lazarus hat wecken helfen! Vor 50 Jahren konnte er hier und da einer Gemeinde ein Scherflein bringen, jetzt darf er jährlich mehr als eine Million Mark zu seinem Samariterwerk verwenden und hat schon 4000 evangelischen Gemeinden gedient! Vor 50 Jahren schlossen sich wenige Männer zusammen zu heiliger Arbeit, längst sind nun mit den Männern die Frauen vereint, um dem Lazarus die Grabtücher zu lösen. Ob ich denke an die vielen neu entstandenen evangelischen Gemeinden Westpreußens oder an die fliegenden Konfirmandenanstalten Posens, an die Pfarrhäuser Schlesiens oder an die evangelischen Schul- und Waisenhäuser der sonstigen Diaspora: wenn ich mir vor Augen stelle, welch ein Segen von 1700 evangelischen Kirchen und 800 evangelischen Schulen ausgegangen sein mag: welch Thatbeweis des Christentums, welche tausendfache Wiederholung der Auferweckung des Lazarus: wir sehen Gottes Herrlichkeit!

Drei Einzelbilder noch aus dem Gebiete Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

Ich war in Gastein, wo der unvergeßliche Kaiser Wilhelm die evangelische Kapelle gebaut — das einzige evangelische Heiligtum im weitesten Umkreis. Sonntagmorgen war's; eine große Schar Tiroler hatte sich um die Kapelle her gelagert; Tage und Nächte waren sie gewandert, um einmal in ihrem Leben einem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen. Dem evangelischen Glauben ihrer Väter hatten sie die Treue gehalten, obschon sie niemals der Stärkung evangelischen Gemeindegottesdienstes sich erfreuen durften! Ach, wenn ich es doch recht schildern könnte, wie sie mit leuchtenden Augen sich erhoben, als das Glöcklein zu läuten begann, wie sie staunten, daß ein Mächtiger dieser Erde wie unser Kaiser da hinein ging und sich nicht schämte, ein Protestant zu sein, wie sie zitternd und mit gefalteten Händen zur Thüre traten, als da drinnen der evangelische Choral erbrauste, wie sie, ganz hingenommen, der Predigt lauschten, wie sie endlich in heiliger Freude das Sakrament des Altars empfingen: mir war's, als wenn jeder dieser Tiroler die Stimme Jesu Christi hörte: „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?"

Ich war in der sächsischen Lausitz, in der Stadt Ostritz. Jahrhundertelang waren dort die Evangelischen verfolgt; die evangelischen Geistlichen der Nachbarschaft, die einem Glaubensgenossen in Ostritz die letzte Wegzehrung gereicht, hatten oft nur unter großer Gefahr die Stadt wieder verlassen; jede Bemühung, ein evangelisches Gotteshaus zu erlangen, war wieder und wieder vereitelt; endlich, endlich brachte in Jesu Namen der Gustav-Adolf-Verein die ersehnte Hilfe. Zwar versuchte der römische Kaplan des Ortes in den Wochen vor der Einweihung der Kirche durch Verteilung einer Flugschrift über Luthers „Selbstmord" gegen die Lutherischen Stimmung zu machen, aber wie überall so wirkte auch hier dies plumpe Mittel das Gegenteil: den flammenden Zorn nicht nur der Evangelischen, die in Luther den gottgesandten Apostel der Deutschen erkennen, nein, auch der Katholiken, deren Rechtlichkeitsgefühl sich gegen jene freche Verleumdung empörte: der Bürgermeister der Stadt hatte alsbald die Abberufung dieses Kaplans verlangt und erreicht, in großen Scharen kamen die Evangelischen von nah und fern gezogen, um unter Lobpreis Gottes das Ebenezer aufzurichten: Bis hieher hat der Herr geholfen! und eine unvergeßliche Stunde bleibt es mir, als ich in dem an hervorragendem Platze in edelstem Stile gebauten evangelischen Heiligtum, um es einzuweihen, an den Altar treten und der Märtyrergemeinde zurufen durfte: Jesus Christus spricht: „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?"

Ich war im Rheinland, in Düsseldorf. Zwei evangelische Kirchen giebt es dort. Die eine nicht etwa auf freiem Platze gelegen, nicht einmal vorn an der Straße gebaut, nein, hinten auf dem Hof er-

richtet, weil aus jener Zeit stammend, in der man dort unsern Glaubensgenossen noch nicht gestattete, mit ihrem Protest gegen Rom und ihrem Evangelium von Christo öffentlich hervorzutreten. Die andre Kirche auf freiem, grün umranktem Platz, ein herrlicher gotischer Bau mit mächtigem Turm und gewaltigen Glocken, im Innern ein Heiligtum, an dem die Kunst, diese Himmelstochter, treulich das Ihre gethan zur Ehre des Herrn, weil in einer Zeit gebaut, in der das treue Harren der Väter zur Erfüllung gekommen und dem Evangelium freie Bahn gemacht ward auch am Rhein. Diese beiden evangelischen Kirchen, nebeneinander angeschaut, welch eine Gustav-Adolf-Predigt: „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?“ Nehmen wir vollends das eine noch hinzu: In jenem armseligen, auf dem Hof gebauten Kirchlein ist die einzige Zierde der schmucklosen Wand das Reliefbild eines Mannes, der dort einst Rektor der lateinischen Schule gewesen; der, weil er Bibelstunden gehalten, seines Amtes entsetzt und kaum wieder angenommen ward; der schwere Tage dort durchlebt und sich vorkam wie ein Vöglein, dem man die Flügel beschnitten, und das nun Leid tragen muß. Wie oft mag er in jenem Kirchlein mit seinem Gott gekämpft und sich neue Kraft erfleht haben zum treuen Ausharren von einer Morgenwache bis zur andern! An der Wand sein Bild, Joachim Neanders Bild — endlich schlug des Herrn Stunde. Als Pastor in seine Vaterstadt Bremen berufen, konnte Neander dichten: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ O, ihr Christen von heute, die ihr das Lied so oft und so gern singt, ist's euch nicht wie eine Predigt! „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?“

Lasset uns Glauben halten; laßt uns unserm Glaubenswerk die Treue halten; es wird sich immer mehr bewähren: wir werden die Herrlichkeit Gottes sehen! Amen.

21.

Daheim und draußen.

Von **Franz Blanckmeister,** Pastor in Dresden.

Matth. 14, 14: Jesus ging hervor und sahe das große Volk; und es jammerte ihn derselbigen und heilete ihre Kranken.

In Christo Jesu geliebte Freunde der Gustav-Adolf-Sache! Es ist die Geschichte von der Speisung der Fünftausend, mit der wir es hier zu thun haben. In hellen Haufen ist das Volk dem Heiland nachgefolgt und hat sich rings um ihn gelagert. Es wird Nacht, Nacht

in der Wüste, und das Volk ist dem Verschmachten nahe. Wie da der Blick des Herrn auf die Tausende hungernder Menschen fällt, siehe, da ruft er: „Mich jammert des Volks!“ In erbarmender Liebe nimmt er sich der Elenden an. Er heilt die Kranken, er speist die Hungernden und macht wieder einmal wahr, was er gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid: ich will euch erquicken.“

Kennst du, Gustav-Adolf-Gemeinde, die „Fünftausend“, die ich heute meine, sie, die auch in einer „Wüste“ um ihren Herrn sich gelagert haben und dort draußen auch in Not und Elend sitzen? Es ist die große, weitzerstreute Gemeinde unsrer Glaubensbrüder, es ist die evangelische Christenheit der Diaspora, es ist das große, fast unübersehbare Volk, das der Pflege des Gustav-Adolf-Vereins befohlen ist. „Mich jammert des Volks!“ dieser Schmerzensruf legt sich jedem auf die Lippen, der dieses „Volk in der Wüste“ mit Augen teilnehmender Liebe betrachtet, „mich jammert des Volks, denn sie haben nichts zu essen, ja sie sind zerstreut, als die keinen Hirten haben, und allen wilden Tieren zur Speise geworden,“ wie es einmal bei Hesekiel heißt.

Ist der Jammer unsrer Glaubensbrüder wirklich so groß? Laßt sehen! Wir vergleichen einmal nüchtern und ehrlich unsre Lage und ihre Lage, wir stellen wahrheitsgetreu unser Los und ihr Los nebeneinander. Ich denke, es werden uns die Augen aufgehen, und es wird uns brennen auf unsern Häuptern wie feurige Kohlen.

Daheim und draußen,

so lautet unser Thema.

Daheim das liebe tägliche Brot — draußen oftmals Hunger und Kummer.
Daheim Gottes Wort und Sakrament — draußen oft weder Kirche noch Gottesdienst.
Daheim ein Leben in Ruhe und Frieden — draußen nicht selten Verfolgung und Pein.

1.

Daheim das liebe tägliche Brot — draußen oftmals Hunger und Kummer. Unser Sachsenland, Geliebte, ist doch ein recht gesegnetes Land. Ist's auch kein Kanaan, wo Milch und Honig fließt, wo Palmen und Cedern wachsen, wo der Landmann zweimal im Jahre zu ernten vermag, im Lenz und Herbst; ist's auch kein Italien, „wo die Citronen blühn, in dunklen Laub die Goldorangen glühn,“ wo die Reis- und Maisfelder wogen und man ernten kann beinahe ohne gesät zu haben — so ist es doch von Gottes gnädiger Hand mit reichen Gaben ausgeschmückt. Saftige Wiesen, üppige Kornfelder überall, wohin das Auge blickt; dunkle Wälder droben im Erzgebirge und rebenbepflanzte Gelände im lieblichen Elbthal; behäbige Dörfer und aufstrebende Städte in Nord und Süd, in Ost und West — das ist das Bild unsers Heimatlandes. Jeder, der arbeiten will und kann, findet

hier sein ehrliches tägliches Brot. Unser Sachsen ist eine Perle unter den Gauen des deutschen Vaterlandes. Wir danken Gott, daß er uns gerade dies Ländchen mit all seinen Gütern und Gaben zum Heimatlande bestimmt hat.

Wie kläglich ist es dem gegenüber oft genug in all den Landen draußen bestellt, von denen aus die Hilferufe unsrer Glaubensbrüder in die Heimat dringen. Ein Blick in diese Lande mutet uns schier wie ein Blick in die „Wüste“ an. Zu unsern Pflegekindern gehören viele Gemeinden in Galizien. Galizien, — welch eine Fülle von Not und Elend, von Hunger und Kummer birgt dies eine Wort in sich! Von jeher hat man mit Recht Galizien den armen Lazarus des Gustav-Adolf-Vereins genannt. Als „Halbasien“, als „europäische Türkei“ hat man es bezeichnet. Unwirtlich ist die Gegend, wüste das ganze Land, karg der Boden, rauh und öde das Klima. Wasserfluten, Hagelschläge, verheerende Stürme, Viehseuchen und ansteckende Krankheiten, davon hört man alle Jahre wieder. Vor einigen Jahren riß ein ausgetretener Strom einer evangelischen Gemeinde Galiziens ein Stück ihres Gottesackers hinweg, legte die Särge bloß und schwemmte eine Reihe derselben mit fort. Erst in diesem Jahre wurde eine andre Gemeinde von einer jener Feuersbrünste heimgesucht, wie sie in Galizien an der Tagesordnung sind, und dabei ward die ganze Gemeinde vom letzten Tagelöhner bis hinauf zum Pfarrer buchstäblich aller Habe beraubt und rettete nichts als das nackte Leben.

Und ist es denn nur in Galizien so? Vor einigen Jahren kam ein sächsischer Geistlicher auf einer Ferienreise nach der evangelischen Gemeinde Mitterbach in Niederösterreich; sie zählt etwa 1600 Seelen, die über einen Kreis von zehn Stunden zerstreut sind. Es sind meist Senner und Holzknechte, treuherzig, bieder und fest in der evangelischen Wahrheit gegründet. Damals herrschte in der Gemeinde gerade der Hungertyphus, die armen Leute hatten buchstäblich nichts zu essen. Der Geistliche hielt ihnen einen Gottesdienst über die Speisung der Fünftausend in der Wüste. In einer Holzhütte übernachtete er — andre Wohnungen kennt man dort nicht. Schwarzbrot, Schafkäse und Milch, das war seine Mahlzeit — etwas andres giebt es nicht dort oben.

Soll ich euch aus dem Gebiete unsers deutschen Vaterlandes ähnliche Bilder zeichnen, so brauche ich euch nur hinaus nach dem Osten zu führen in die evangelische Diaspora Posens. Vor mehreren Jahren fuhr ich einmal mit der Eisenbahn quer durch Posen und war erstaunt über den trostlosen Anblick, den die weiten Sandflächen boten. Eine Gemeinde vor allem ist mir bekannt, von deren Armut wir uns hier an den gesegneten Ufern der Elbe, Mulde und Elster keinen Begriff machen können. Es klingt wie ein Märchen, wenn wir hören, daß Getreide in jener Gegend schwer, Obstbäume aber gar nicht fortkommen. Nur eine Pflanze gedeiht und selbst sie nicht immer, das ist die Kartoffel, die hier wirklich das Brot der Armen ist. Es giebt Familien,

auf deren Tisch jahraus, jahrein kein Erzeugnis der Bäckerei kommt, sondern nichts als Kartoffeln und Rüben. Wenn zur Winterszeit die Kinder und Konfirmanden des Unterrichts halber zur Schule und Pfarre kommen, und um der weiten Wege willen über Mittag dableiben, so ziehen die meisten ein paar kalte, gekochte Kartoffeln und etwas Salz aus der Tasche, das ist ihre Mahlzeit; nur die „wohlhabenderen" können sich den Genuß eines Stückchen Brotes gönnen. Zum Morgen- und Abendtrunk nehmen viele anstatt Kaffees nur warmes Wasser zu sich; so arm sind sie.

Diese Schilderung trifft auch auf viele Gemeinden Westpreußens zu. Der Geistliche von Stendsitz in der Kassubei hat mir von seiner Gemeinde Dinge mitgeteilt, die fast unglaublich sind. Klee, Weizen und Gerste gedeihen dort nicht, Kartoffeln und Roggen auch schon schwer genug. Rüben bilden die Hauptnahrung der Leute, Brot ist schon eine Kostbarkeit, Fleischspeisen kennen sie kaum; wenn der Sonntag kommt, wird als Festgericht ein Hering auf den Tisch gebracht, an dem sich die ganze Familie labt. Tritt man zum ersten male in solch eine Wohnung ein, — man meint eher einen Stall als eine menschliche Behausung vor sich zu haben.

Ich schweige von andern Dingen, von der traurigen Lage der Pfarrer und Lehrer, die oft unter dem Drucke der entsetzlichsten Armut seufzen, von dem Geschicke ihrer Witwen und Waisen, die nicht selten der bittersten Not preisgegeben sind, von den unglaublichen Opfern, welche die blutarmen Gemeinden zu Kirchen- und Schulzwecken oft bringen müssen und dergleichen mehr. Ich denke, wir werden nach all den dunklen Bildern rufen: „Mich jammert des Volks!"

2.

Indes, Geliebte, der Mensch lebt nicht vom Brot allein; und Armut und Dürftigkeit ist noch nicht das Schlimmste, was unsre Glaubensbrüder drückt. Ihre Seele hungert und dürstet; das ist mehr. Daheim Gottes Wort und Sakrament — draußen oft weder Kirche noch Gottesdienst.

Mit Recht hat man unser Sachsen das kirchlich bestversorgte Land genannt. Wir können uns innerhalb unsrer grün-weißen Grenzpfähle glücklich fühlen und danken Gott, daß er uns in unsrer evangelisch-lutherischen Landeskirche eine so gute geistliche Mutter gegeben hat. Genau 1300 evangelisch-lutherische Seelsorger walten an 1503 Kirchen und Kapellen in dem kleinen Lande ihres heiligen Amtes. Ein Kirchturm grüßt den andern im Gebirge droben wie im Niederland, und wenn Sonntags die Glocken läuten, dann klingen nicht selten die Töne der einen mit denen der andern Gemeinde zu einem Geläute zusammen, so nahe liegt Gotteshaus an Gotteshaus. Kirchliche Vereine aller Art stehen in reichster Blüte, und jedes Dörflein nennt ein sauberes Schulhaus sein eigen. Wenn ich an die Gemeinde denke, der ich zuletzt eine Reihe von Jahren dienen durfte, eine Gemeinde mit drei Geistlichen für 8000

Seelen, mit zwei schönen Gotteshäusern, in denen alljährlich 48 mal Kommunion und allwöchentlich drei-, ja viermal Gottesdienst gehalten wird — so muß ich sagen, besser und ausgiebiger kann für eine Gemeinde kaum gesorgt werden.

Und nun die kirchlichen Verhältnisse draußen in der Diaspora. Manche Gemeinden haben vielleicht einen Geistlichen, aber keine Kirche, in einem Saale, in einer Scheune müssen sie Gottesdienst halten; andre Gemeinden haben nicht einmal das, meilenweit wandern allmonatlich die Gläubigen nach einer gottesdienstlichen Stätte; nicht wenige evangelische Christen, in ferne Winkel zerstreut, bekommen jahrzehntelang niemals einen evangelischen Geistlichen, niemals eine evangelische Kirche zu Gesichte.

Laßt mich wieder einige Bilder zeichnen; ihr könnt sie im Geiste stets mit unsern heimatlichen Verhältnissen vergleichen.

Von einer evangelischen Gemeinde Ungarns, Kreigh in der Zips, wird berichtet: „Arm sind die Hütten, in denen wir wohnen, arm auch die Hütte, in der wir unserm Gotte dienen. Der Altar ist eine blau angestrichene Bretterwand, vor der ein Tisch steht, auf den statt eines Kruzifixes ein Blumenstöckchen gestellt ist; aus einem irdenen Teller werden die Kinder getauft.“ — Ist das nicht rührend?

Von dem Bethause zu Sacken in Schlesien, dem schlechtesten der ganzen Provinz, welches mehr dem Stalle von Bethlehem ähnlich sieht als einer gottesdienstlichen Stätte, macht der dortige Pfarrer folgende Beschreibung: „Der Bauzustand dieses 115 Jahre alten, in Bindwerk aufgeführten Gebäudes, eines ehemaligen Schulhauses, welches bereits einmal auf Abbruch verkauft war und von der Gemeinde als Kirche erworben worden ist, ist ein ganz jammervoller. Das alte Schindeldach ist so löcherig, daß es keinen Schutz mehr gegen den Regen bietet. Vom Boden gelangt das Wasser durch die Bretterdecke bald in den Saal, und mancher sitzt dann buchstäblich unter der Traufe. Infolge des Einregnens hat sich der Schwamm in dem Holzwerk der Decke eingenistet und sie bereits größtenteils zerstört. Von den Wänden fällt der Putz, das Holz der Wände ist vermorscht. Die Fenster gestatten dem Winde freien Zutritt. Nicht nur einzelne Scheiben, sondern ganze Flügel fallen aus den morschen Rahmen heraus. Reparaturen sind durchaus unmöglich. Daß das Gebäude überhaupt noch steht und noch nicht zusammengebrochen oder umgeweht worden ist, das hat man besondern Vorkehrungen zu danken. Die Balken mußten festgeschraubt werden. Das alte Haus wird wesentlich nur noch durch den festen Schornstein einigermaßen gestützt. — Der Betsaal ist bis zu den Balken noch nicht zwei Meter hoch. Der amtierende Geistliche, der auf einem niedrigen Tritte steht, reicht gerade bis an die Decke. Eine dicke, gesundheitsgefährliche Luft muß er atmen. Wenn er beim Sprechen oft das Gefühl hat, als sollte ihm die Kehle zusammengeschnürt werden, so ist dies erklärlich. Oft sind 200 Kirchgänger schon über eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes in dem niedrigen, modrigen Raume

versammelt, in welchem sich unbeschreibliche Dünste entwickeln.“ — Ist das nicht kläglich?

Als im Jahre 1842 in Karlsbad von dem Prediger Couard der erste evangelische Gottesdienst mit Abendmahl gefeiert ward, da öffnete sich während der Beichtrede die Thür des Saales, und auf einmal standen zwischen den Reihen der Stühle fünfzehn bestaubte Männer mit großen Stöcken in den Händen; die sagten: „Liebe Brüder, wir haben gehört, daß ihr heute das heilige Abendmahl feiert. Laßt uns mitfeiern, wir hungern seit vielen, vielen Jahren darnach und sind weit über die Berge gekommen, um Leib und Blut des Herrn zu empfangen.“ — Ist das nicht ergreifend?

In Süddeutschland unter lauter Katholiken machte sich unlängst eine evangelische Frau, die eben ihren Gatten verloren hatte, an einem Karfreitag zu stundenlanger Wanderung auf, um unter dem Kreuze des Herrn in ihrem Witwenleide sich trösten zu lassen. Als sie ankam, fand sie die Thüre verschlossen und erhielt den Bescheid: Nur aller vier Wochen findet hier evangelischer Gottesdienst statt! Trauernd kehrt sie um, ungetröstet muß sie von dannen gehen, „Karfreitag und keine Kirche!“ so ruft sie aus, und die Erinnerung an ihr evangelisches Heimatland preßt ihr die hellen Thränen aus. — Ist das nicht erschütternd?

Ein westpreußischer Pfarrer erhielt kürzlich von einem evangelischen Manne seiner Gemeinde einen Brief, in welchem dieser bittet, seinen Sohn aus der evangelischen Schule zu entlassen, damit er ihn der katholischen Schule zuführen könne. In dem Briefe heißt es: „Die Katholiken feiern ihre Gottesdienste in der Kirche, und wir warten seit dreißig Jahren vergebens darauf!“ — Ist das nicht betrübend und beschämend zugleich?

Nicht wahr, Geliebte, uns „jammert des großen Volks!“ Wir Glücklichen sitzen an der Gnadentafel Gottes und erfreuen uns an seinen Gaben, an seinem Wort und Sakrament. Unsre Brüder und Schwestern draußen leben in geistlicher Dürre dahin, sie sind wie Schafe, die keine Weide und keinen Hirten, kein Obdach und keine Zuflucht haben.

3.

Ach, und wenn es nur das wäre, aber „die wilden Tiere“ der Wüste bedrohen sie, den Wölfen und Löwen sind sie ausgesetzt. Wir führen daheim ein Leben in Ruhe und Frieden — sie leiden draußen nicht selten Verfolgung und Pein.

Wofür wir unserm Gotte täglich auf den Knieen danken müßten, das ist dies, daß wir in unserm Lande in Ruhe und Sicherheit, ohne alle Störung und Beeinträchtigung unsers evangelischen Glaubens leben können. Unsre Landesgesetze gewährleisten uns den Schutz unsers Bekenntnisses, unsrer Kirchen und Gottesdienste, unsers gesamten religiösen Lebens. Auf unsre Landesverfassung dürfen wir pochen, wenn irgend

einer es wagen sollte, unsern evangelischen Glauben, unsre Gewissensfreiheit anzutasten, für die unsre Väter Gut und Blut eingesetzt haben.

Ganz anders draußen in der Diaspora. Dort haben unsre Glaubensgenossen nicht selten den härtesten Druck zu erleiden. Es ist bekannt, daß die römische Kirche die Bekenner des Evangeliums jahrhundertelang mit Feuer und Schwert verfolgt hat. Die Waldenser in Frankreich hat Rom zu Tode gehetzt wie das Wild des Waldes, die Hugenotten hat es zu Tausenden niedergeschossen, wie man tolle Hunde niederschießt, und der Papst zu Rom hat ob dieser Menschenschlächterei frohlockend gesungen: Herr Gott, dich loben wir! Die Opfer, welche die spanische Inquisition bei lebendigem Leibe verbrannte oder zu Tode marterte, zählen nach Hunderttausenden, die Protestanten, welche um ihres Glaubens willen von Haus und Hof vertrieben wurden, nach Millionen. Ströme von Protestantenblut hat Rom vergossen und seine Aufgabe darin erblickt, mit Henkerbeil und Scheiterhaufen „zur größeren Ehre Gottes“ das Evangelium zu vertilgen.

So arg darf Rom es heute nicht mehr treiben. Seinem Blutdurst ist eine Schranke gezogen, selbst die Vertreibung Evangelischer von Haus und Hof ist nicht mehr gestattet. Der Haß Roms gegen das Evangelium aber ist derselbe geblieben, und die Evangelischen draußen können ein Lied davon singen, wie es thut, in der Umgebung und Nachbarschaft der „Schwesterkirche“ wohnen zu müssen.

Die Namen, mit denen unsre Glaubensgenossen von den Römischen belegt werden, sind nicht fein: „Ketzer, lutherische Hunde, verfluchte Deutsche“ sind noch die gelindesten.

Die Störungen, denen evangelische Gottesdienste mitunter ausgesetzt sind, spotten aller Beschreibung. Eine westpreußische evangelische Gemeinde muß ihre Gottesdienste in einem Obergemach der katholischen Schule halten. Katholische Lehrer wohnen mit im Hause und lassen sich's nicht nehmen, die Andacht nach Kräften zu beeinträchtigen. Sie spielen mitunter auf dem Klavier, so daß in den Ernst der evangelischen Predigt oft die Melodie eines leichtfertigen Tanzes klingt. Dabei werfen sie die Thüren, daß das ganze Haus erdröhnt. Mit Vorliebe gehen sie während des Gottesdienstes treppauf, treppab. An einem Totenfeste machten sie mit Holzpantoffeln auf den hölzernen Treppen ein solches Getrampel, als ob ein Bataillon Soldaten auf- und abmarschierte.

Schlimmer noch ist, was uns Fritz Fliedner aus Spanien berichtet. Um die Gottesdienste in der evangelischen Kirche in Criptana möglichst zu stören, brachten einmal Katholiken Vögel mit, die sie während der Feier durch den heiligen Raum fliegen ließen. Ein andermal ließen sie eine Maus los, am nächsten Sonntag eine große Eidechse und acht Tage darauf eine ellenlange Schlange. Natürlich erreichten sie ihren Zweck vollkommen, die Aufregung ward jedesmal größer und an eine Andacht war nicht zu denken. Das sind die Waffen des alten bösen Feindes.

Als dieselbe Kirche eingeweiht ward, gebärdeten sich die erzkatholischen Spanier wie Wahnsinnige. Sie ließen beim Anblick der evangelischen Gemeinde scheußliche Flüche zum Himmel steigen und schrien: „Heilige Mutter Gottes, töte sie! Vater unser, schneid' ihnen den Hals ab!" So „betet" die „Schwesterkirche" für die Bekenner des Evangeliums.

In ganz besonders grellem Lichte zeigt sich der Haß der Römischen, wenn es gilt, einen Evangelischen auf einem katholischen Friedhof zu begraben. Davon berichteten die Zeitungen jüngst einen lehrreichen Fall. In Altkirch im Unterelsaß sollte im August 1892 die Leiche eines evangelischen Dienstknechtes, der durch Ertrinken ums Leben gekommen war, vom benachbarten evangelischen Pfarrer beerdigt werden. Der römisch-katholische Vikar aus Schirrhaim that bei dieser Gelegenheit auf dem Gehöfte folgende Aeußerung: „Nehmt ihn, ihr Buben, schleift ihn fort und verlocht ihn, dann ist's fertig mit ihm; einer von den Buben kann die schwarze Kutte anziehen, dann kann er auch den Pastor machen." Als die Mutter des armen Verunglückten telegraphisch um Aufschub des Begräbnisses bat, rief der Vikar: „Ach was, Depesche hin, Depesche her, der Kerl muß heute noch zum Dorfe hinausgeschleift, er muß heute noch verlocht werden." Der Ertrunkene ward nun freilich nicht „hinausgeschleift" und nicht in der Selbstmörderecke „verlocht", sondern christlich und ehrlich bestattet, wohl aber ward der Vikar von der Strafkammer zu Mülhausen zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, und er hat es redlich verdient.

Genug, ihr Lieben. Welche Drangsale unsre Glaubensgenossen auf dem Gebiete der Ehe, der Kindererziehung, der Schule, des bürgerlichen Lebens und sonst von seiten der Katholiken, zumal der katholischen Priester, erdulden müssen, davon könnten wir noch stundenlang reden. Das Leben in der Diaspora ist meist immer ein Ringen mit Sorgen und Kümmernissen, Demütigungen und Drangsalen aller Art.

Warum ich euch dies alles gesagt, warum ich das Daheim mit dem Draußen nach verschiedenen Gesichtspunkten verglichen habe? Daß ihr nie vergeßt, wie lieblich euch das Los daheim gefallen ist. Daß ihr mit der Brüder Not herzinnigstes Erbarmen habt. Und daß ihr um so treuere Mithelfer werdet an dem großen und heiligen Liebeswerke des Gustav-Adolf-Vereins.

Wachet auf, schaut an das Gute,
Das ihr der Väter Mut und Blute
Und ihrer Glaubenstreu verdankt!
Auf und tilgt die alten Schulden!
Wie lange soll sich noch gedulden
Das Schifflein, das im Sturme schwankt?
Laßt nicht die Hände ruhn;
Auf, laßt uns Gutes thun
Allen Menschen
Im rechten Geist, doch wie es heißt:
An Glaubensbrüdern allermeist. Amen.

22.

Die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins an den Glaubensgenossen.

Von **Rudolph Trümpert,** Professor in Darmstadt.

Epheser 5, 16: Es ist böse Zeit.

Liebe Glaubensgenossen! „Es ist böse Zeit," schreibt der Apostel Paulus. „Wir leben in einer bösen Zeit," sagen auch heutzutage unzählige Christen. Ist denn durch die fast zweitausendjährige Wirksamkeit des Christentums die Menschheit, deren Verhalten doch der Zeit ihren Charakter aufprägt, auch in christlichen Landen um nichts besser geworden? Hat des Heilands Werk, das er zur Versöhnung der Menschen mit Gott, zu ihrer Heiligung, zu ihrer Beseligung vollbracht hat, gar keine Schäden geheilt, an denen die vor Christi Auftreten Lebenden litten, gar keine guten Früchte zur Reife gebracht, die jenen fehlten? Wer diese Fragen bejahen wollte, würde sich sehr undankbar gegenüber dem Herrn, sehr wenig unterrichtet über den Verlauf der Menschheitsgeschichte zeigen. Daß das Böse ernste Christen schmerzlich berührt, wann und wo es ihnen entgegentritt, ist selbstverständlich, denn sie arbeiten für die Ausbreitung des Gottesreichs, die Herrschaft Gottes über die menschliche Persönlichkeit und wünschen alle, die den Christennamen tragen, in gleichem Geist streben und schaffen zu sehen. Doch sollte es sie nicht allzusehr wundern, daß so viele dem Bösen anhangen, denn ein Christ muß sich über die ungeheure Macht der Sünde klar sein, um die Bedeutung der Erscheinung Jesu Christi richtig würdigen zu können, und muß wissen, daß man die Menschen zum Guten ermahnen, aber nicht zwingen kann. Keinesfalls darf der Blick auf die zahlreichen Aeußerungen eines gottentfremdeten Sinnes den für die Lebenszeichen der Kraft des Guten, der Liebe zu Gott und dem Nächsten trüben. Es ist ja wahr, daß in unsern Tagen innerhalb der Christenheit Gottesfeindschaft und satanische Bosheit in einem Maß und Umfang fühlbar werden, wie sie frühere Geschlechter nicht gekannt haben, aber auch nicht minder, daß das Gefühl für menschliche Not sich jetzt stärker, gewaltiger äußert, als je zuvor, daß unser reges christliches Vereinsleben unserm Zeitalter einen besonderen Vorzug vor dem bereits vergangenen verleiht. Man mag nämlich über die Bildung und Thätigkeit christlicher Vereine denken, wie man will, so muß man doch gerechterweise zugestehen, daß sie eine heilsame Reaktion des praktischen Christentums gegenüber dem früher vorwiegend gepflegten theoretischen Christentum bedeuten, daß sie in ihrer Existenz ein lebendiger Appell an jeden einzelnen Christen sind, sich des apostolischen Wortes (Gal. 5, 6): „In Christus vermag weder die Beschneidung noch das Gegenteil

etwas, sondern der Glaube, der sich durch die Liebe auswirkt," zu erinnern, sich mit Gleichgesinnten zur Bekämpfung irgend welcher Form der Erdennot zu verbinden. Kein Mitglied eines derartigen Vereins hat ein Recht, auf das eines andern in der Meinung herabzusehen, daß sein Verein nötiger und wichtiger sei, als der andre, wohl aber sollen alle so treu in ihrer Vereinsarbeit sein, als ob diese wirklich die nötigste und wichtigste sei. Dadurch wird allenthalben, wo Vereine thätig sind, das rechte Maß von Treue und Arbeitsfreudigkeit erreicht, das Christus, der Herr unsrer Kirche, bei den Seinen sehen will.

Wir, verehrte Anwesende, sind Mitglieder des Gustav-Adolf-Vereins und, wie ich hoffe, begeisterte Anhänger der guten Sache, die er vertritt; ja, viele von uns gehören ihm schon jahrzehntelang an. Trotzdem und auch behufs Gewinnung neuer Mitglieder und Freunde erscheint es heilsam, von Zeit zu Zeit von den Zielen und Erfolgen unsers teuren Vereins zu reden, denn die Begeisterung für eine Sache hält nur da an, wo Klarheit über ihre Notwendigkeit und den von ihr ausgehenden Segen herrscht. So lassen Sie mich denn jetzt über die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins zu Ihnen reden.

Zur Arbeit ruft ihn die geistliche und kirchliche Not, unter der viele unsrer Glaubensgenossen leiden.

Wir, werte Anwesende, sind Glieder der evangelischen Kirche. Wir stehen als solche auf dem Boden der biblischen Lehre, die gewaltige Gottesmänner in der Reformation wieder zur Geltung gebracht haben. Wir genießen die Früchte ihrer Arbeit, wir leben in dem Glanz des geistigen Lichtes, das vom reinen Evangelium ausstrahlt. Wir fühlen uns frei in der Ausübung aller religiösen Gemeinschaftspflichten; wir erfreuen uns aller Segnungen eines geordneten Kirchentums.

In dieser glücklichen Lage sind aber gar viele unsrer Glaubensbrüder nicht. Sie sind aus evangelischen Gemeinden in katholische weggezogen oder sind Kinder solcher Eltern, die bereits die evangelische Heimat verlassen hatten. Sie wohnen nun vereinzelt oder mit andern Glaubensgenossen zerstreut inmitten einer vorwiegend katholischen Bevölkerung. Jeder Sonntag zeigt es ihnen deutlich, daß sie Fremdlinge sind, jedes Fest läßt sie der mit Gotteshäusern ausgestatteten evangelischen Gemeinden in Wehmut gedenken. Um Gottes Wort nach evangelischer Auffassung zu hören, müßten sie eine weite Reise machen oder doch wenigstens stundenweit zu einer evangelischen Kirche wandern. Das erlauben aber gar manchem seine Vermögensverhältnisse oder seine körperlichen Kräfte nicht. Ueberdies sind Sonn- und Feiertage auch Ruhetage für den fleißigen Menschen. Diesen Charakter würden sie durch die mit dem Besuch eines evangelischen Gottesdienstes verbundene Anstrengung teilweise einbüßen. — Wie sollen jene es ermöglichen, daß ihnen ein neugebornes Kind in den ersten Wochen seines Erdendaseins, wie es doch bei ernsten Christen die heilige Sitte erfordert, getauft würde? Es ist Eltern namentlich in der rauhen Jahreszeit doch nicht wohl zu-

zumuten, daß sie ein zartes Kind an einen entfernten Ort bringen und so das junge Leben ernsten Gefahren aussetzen. — Wo soll die Trauung eines Paares vollzogen werden? Sie ist gewöhnlich ein Anlaß für die Verwandten und Freunde der Verlobten, sich am Tage ihrer Hochzeit zu gemeinsamer Feier zusammenzufinden. Die meisten Paare müßten dann wohl darauf verzichten, von denen, die ihnen nahestehen, zum Traualtar geleitet zu werden. — Wer soll das Grab eines geliebten Toten weihen? Die Liebe der Ueberlebenden zu den Heimgegangenen verlangt ein würdiges Begräbnis für dieselben. Von einem solchen kann aber nicht die Rede sein, wenn kein Glockenton während der Verbringung der Leiche zum Friedhof erschallt oder dem Verblichenen seine letzte Ruhestätte in einer Ecke, vielleicht gar in der Selbstmörderecke des katholischen Totenackers bereitet ist. — Wohin sollen die zerstreuten Evangelischen ihre Kinder zur Schule schicken? Wer soll diese im Glauben unterrichten und einst konfirmieren?

Das sind lauter Fragen, die ein evangelisches Herz bewegen und erregen, und gar mancher, der, wenn er mitten unter seinen Glaubensbrüdern lebte, vielleicht ein recht laues Gemeindeglied sein würde, fühlt sich schwer bedrückt durch die Stellung, die ihm unter den Katholiken angewiesen ist. Diese lassen es die Evangelischen meist recht empfindlich fühlen, daß sie nicht der „allein seligmachenden Kirche“ angehören. Es giebt ja katholische Christen, die wirklich eine Ahnung von der umfassenden Pflicht der christlichen Nächstenliebe haben; schenkten doch einer in der Bildung begriffenen evangelischen Gemeinde in der Gegend von Mainz zwei katholische Frauen ihr Besitztum zum Bauplatz für ein Bethaus! Doch ungleich größer ist die Zahl der Katholiken, die, von Fanatismus erfüllt, gehässig auf die „Ketzer“ blicken und sie mit Quälereien und Nörgeleien nicht nur im Geschäftsleben, sondern sogar bis ins Privatleben hinein verfolgen. Wieviel Lieblosigkeit, wieviel Sticheleien müssen doch oft evangelische Kinder, die eine katholische Schule besuchen, von ihren Mitschülern erdulden! Wie häufig wird der Friede in gemischten Ehen, deren Kinder evangelisch werden, durch Beunruhigung des Gewissens des katholischen Gatten aufs schändlichste untergraben! Hat doch vor einigen Jahren ein katholischer Geistlicher in Hessen einer in gemischter Ehe lebenden Katholikin, die sich bei ihm zur Beichte anmeldete, auf ihre Angabe, daß ihre Kinder nach dem Vater evangelisch würden, ein Pfui! ins Angesicht geschleudert! Wie oft ist es schon vorgekommen, daß katholische Priester oder Krankenschwestern evangelische Familien mit Aufforderungen, katholisch zu werden, förmlich bestürmten! Mir selbst erklärte, als ich hier in Darmstadt Pfarrer war, eines Tages eine kranke Frau, die ich fleißig besuchte, der ich manche Gabe aus evangelischem Fonds gebracht hatte, sie sei auf das Drängen barmherziger Schwestern hin jetzt katholisch geworden. Auch erinnere ich an dieser Stelle an die vor mehreren Jahren im St. Josephsstift zu Bremen vorgekommene und damals viel besprochene Proselytenmacherei unter kranken evangelischen Dienstboten.

Ja, selbst an Sterbebetten wagten sich die römischen Priester schon bisweilen heran und beunruhigten die Scheidenden mit ihren zudringlichen Bekehrungsversuchen. Und wie hart und lieblos treten sie oft auf, wenn ein Evangelischer auf dem Friedhof einer Gemeinde beerdigt werden soll, in der nur wenige Evangelische wohnen! So erzählte voriges Jahr auf der Bremer Generalversammlung unsers Vereins ein Pfarrer aus Mähren, daß in einem Ort dieser Provinz der katholische Geistliche anordnete, eine evangelische Frau in einer Ecke des Gottesackers zu beerdigen, und dem Mann der Entschlafenen, der sich darüber beschwerte, erklärte: „Sie können doch kein Grab in der Reihe verlangen, denn Protestanten können nicht neben Christen (!) begraben werden."

Wir sehen daran, verehrte Glaubensgenossen, daß der Groll der Katholiken, die den jesuitischen Geist in vollen Zügen eingesogen haben, uns gegenüber noch in voller Stärke besteht und sich in Thaten äußern würde, die der Tradition ihrer Kirche würdig wären, wenn diese noch die gleiche Macht hätte, wie früher. Sie setzt jetzt nicht mehr solche Verfolgungen ins Werk, wie sie im 17. Jahrhundert die unglücklichen Böhmen, Schlesier und die französischen Hugenotten erdulden mußten, sie bereitet den Evangelischen in katholischen Ländern nicht mehr solche Drangsal, wie sie im 18. Jahrhundert die glaubenstreuen Salzburger und im 19. noch die wackeren Zillerthaler betraf, denn sie kann und darf es um des Staats willen nicht mehr. Aber wer kann alle Mittel und Wege abschneiden, auf denen eine kleine Schar Gläubiger von einer ihr an Zahl der Mitglieder überlegenen, zu blindem Gehorsam gegen die Befehle der Kirchenleitung verpflichteten Glaubensgesellschaft gedrückt und geplagt werden kann?

O, es gab und giebt Hunderttausende von mühseligen und beladenen, elenden und notleidenden evangelischen Glaubensbrüdern in deutschen und außerdeutschen Landen. Unsre Väter wußten es auch, aber trotzdem geschah nichts Nennenswertes zu ihrer Unterstützung, vor allem fehlte es an einer organisierten Hilfeleistung. Doch auch sie sollte kommen, und sie zeigte sich, als sie kam, der Nachkommen derer würdig, die jene verstoßenen Anhänger des Evangeliums einst so liebreich und bereitwillig bei sich aufgenommen hatten.

Anfangs der vierziger Jahre drang mit einem Mal der Ruf durch die evangelische Christenheit unsers Vaterlandes: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen" (Gal. 6, 10) und setzte sich gegenüber den zerstreut wohnenden Evangelischen in der Nähe und Ferne in die freundliche Einladung um: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Von dem Gustav-Adolf-Verein ging er aus, dessen Entstehungsgeschichte bei Ihnen, werte Anwesende, wohl umsomehr als bekannt vorausgesetzt werden darf, als der Name unsers verstorbenen Landsmannes, des hessischen Prälaten D. Karl Zimmermann, unauslöschlich in ihre Blätter eingeschrieben ist.

Nachdem einmal die Möglichkeit, Hilfe in der kirchlichen Not zu finden, gegeben war, wurde das Verlangen, sie zu erfahren, an vielen Stellen wach, ein weites Arbeitsfeld that sich vor den Augen derer auf, die ihre Liebe zu den bedrängten Evangelischen durch die That beweisen wollten, die Versorgung der Diaspora, d. h. der zerstreut wohnenden Glaubensbrüder, bot eine neue Gelegenheit, dem Herrn der Kirche treu zu dienen, der einst aus seinem gütigen Heilandsherzen heraus gesprochen hatte: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan" (Matth. 25, 40).

Auf welche Art arbeitet denn aber der Gustav-Adolf-Verein, um die Not unsrer Glaubensbrüder zu lindern? lautet die zweite Frage, die wir zu beantworten haben. König Gustav Adolf von Schweden kam im Jahre 1630 nach Deutschland herüber, um seine Glaubensgenossen gegen die Gewaltthaten des Hauses Oesterreich, des thörichten Kriegsknechtes des widerchristlichen Papsttums, und seiner katholischen Verbündeten zu schützen. Ein furchtbarer, verheerender Krieg, dessen Ausbruch den Jesuiten zur Last gelegt werden muß, wurde damals schon zwölf Jahre lang in den Gauen Deutschlands geführt. Der edle Schwedenkönig mußte mit dem Schwert in der Hand für die Gleichberechtigung der evangelischen Deutschen mit den katholischen eintreten, ja es war ihm bestimmt, in diesem heiligen Kampf sein Leben zu lassen.

Unser Verein, der sich nach diesem wackeren Glaubensstreiter nennt, muß natürlich in ganz andrer Weise für die Evangelischen wirken. Die Art der Hilfeleistung richtet sich immer nach dem Zustand der Hilfsbedürftigen. Gustav Adolf trat für solche ein, die sich in religiöser und politischer Bedrängnis befanden; für ihn lag daher die Entscheidung über den Wert oder Unwert seines Eingreifens in den deutschen Krieg auf dem blutigen Schlachtfeld. Der Gustav-Adolf-Verein dagegen will evangelischen Brüdern, die nur in religiöser Beziehung Not leiden, Unterstützung und Halt bieten. Darum ist ihm die Aufgabe einer stillen, stetigen Arbeit gestellt, die den Zweck hat, jene in der Zerstreuung wohnenden Glaubensgenossen vor religiöser Verwahrlosung und damit vor dem Uebergang zum katholischen Bekenntnis zu bewahren.

Die einzig geeigneten Mittel hierzu sind: der Bau evangelischer Gotteshäuser, die Errichtung evangelischer Schulen, Konfirmanden-, Kranken- und Waisenhäuser, die Anlage evangelischer Friedhöfe, die Anstellung evangelischer Prediger und Lehrer.

Ein wirklich heimatliches Gefühl kann der evangelische Christ nur da empfinden, wo er einer organisierten Religionsgemeinde als Glied angehört. Eine solche muß aber auch ein eignes Gotteshaus haben. Man kann ja Gott überall anbeten, denn „er wohnt nicht in Tempeln, mit Händen gemacht;" immerhin giebt es keinen andern Raum, in dem sich die Seele so mächtig zu Gott emporgehoben fühlt, als eine Kirche. Mag ein Betsaal noch so schön eingerichtet sein, so macht er doch nicht den gleichen Eindruck auf das Gemüt wie die schlichteste Dorfkirche.

Doch wären viele unsrer Brüder in der Diaspora glücklich, wenn sie einen würdigen Betsaal ihr eigen nennen dürften. Das Wort „würdig" betonen wir ganz besonders stark. Das Aeußere eines Gotteshauses muß auch dessen hehrem Zweck einigermaßen angemessen, der Aufenthalt in demselben dazu geeignet sein, über die Stimmung der Teilnehmer am Gottesdienst eine höhere Weihe auszugießen. Beiden Anforderungen wird nicht genügt, wenn die Kirche baufällig, gar mit Stützbalken umgeben ist, wenn es durch das schadhafte Dach einregnet, wenn bei nasser Witterung Wasser aus dem Fußboden heraustritt, wenn ein alter Güterschuppen, ein Wartesaal, eine dürftig hergerichtete Scheune, ein Turnsaal oder irgend ein enger, niedriger Schulsaal als Stätte der Gottesverehrung dienen muß, wenn die Andächtigen so dichtgedrängt zu sitzen gezwungen sind, daß Ohnmachts- und Krampfanfälle vorkommen. Alle angeführten Mißstände sind wirklich hier und da anzutreffen. Die von dem Centralvorstand veröffentlichten Auszüge aus den Unterstützungsgesuchen für 1894 weisen 52 mangelhafte und unzureichende und 38 geradezu baufällige Kirchen und Bethäuser auf. Unsre hessische Gemeinde Horchheim z. B. besitzt eine aus einer ehemaligen Synagoge hergerichtete Kapelle, die aber zu klein ist; verschiedene Gemeinden unsers Landes halten ihren Gottesdienst in Schulzimmern. Eine sehr unangenehme Ueberraschung war es für die Evangelischen in Lorsch, als im vorigen Jahr eines Tages eine Bierwirtschaft unter ihrem Betsaale eröffnet wurde. — Manche Diasporagemeinden können überhaupt zu keinem gottesdienstlichen Raum gelangen, z. B. Ochsenfurt in Baiern.

Zum andern ist ein evangelischer Geistlicher unentbehrlich. Wieviel Segen kann doch ein tüchtiger Pfarrer auch noch in unsrer Zeit stiften, die ja viele geistige Schäden aufweist! Das weiß jede Gemeinde. Es geht von ihm, wenn er es versteht, den Herzen seiner Gemeindeglieder nahezukommen, ein fühlbar guter Einfluß auf deren ganze Haltung aus. Seine Glaubensfestigkeit, seine Ueberzeugungstreue, sein redlicher Charakter helfen ihm mit Erfolg predigen und lehren. — Wenn aber die Thätigkeit eines Geistlichen schon sehr erwünscht ist für alle Gemeinden, die sicher wohnen, wieviel mehr für solche, die stets um ihren Bestand nach innen und außen ringen müssen! An dem Hinblick auf seine echt evangelische Gesinnung und Lebensführung stärkt sich gar mancher zum treuen Ausharren bei seinem Glauben, zum mutigen Bekenntnis des Evangeliums; er ist der geistige Mittelpunkt und Halt der zerstreuten Glaubensgenossen. Damit er dies in Wahrheit sein könne, darf aber der ihm anvertraute Kreis nicht allzugroß sein. Lautet es uns nicht wie eine unglaubliche Mär, daß der Sprengel des Pfarrers von Ugartsthal in Galizien 140 Quadratmeilen, also nur 10 weniger als unser ganzes Großherzogtum, der kleinste in jener Provinz aber mindestens 30 Quadratmeilen, der des Pfarrers von Tuchel in Westpreußen 10 Quadratmeilen umfaßt? Und doch ist es in Wirklichkeit so, und es ließen sich noch gar viele übergroße Pfarrbezirke nachweisen. Unter solchen Verhältnissen kann natür-

lich der Geistliche nicht die gleiche Sorgfalt auf die einzelnen Seelen verwenden, als ihm das in einer normal großen Pfarrei möglich wäre, aber es ist doch immer besser, daß er im Jahre nur einigemal zu seinen zerstreuten Parochianen reden kann, als wenn er ganz ausbliebe. Zudem macht das seltner gehörte Gotteswort auf die nach seiner Verkündigung Hungernden und Dürstenden auch erfahrungsgemäß einen tieferen Eindruck, als auf gar viele Glieder unsrer rein evangelischen Gemeinden, in denen die Kirchenschläfer nicht aussterben werden.

Ein Geistlicher, der in der Diaspora eine schwere Arbeit zu leisten hat, muß doch wohl auch eine anständige Wohnung haben. Wir sollten es denken, doch es ist nicht so. Das Pfarrhaus zu Hartfeld in Galizien besteht aus zwei Wohnzimmern, einer finstern Küche und einem Gesindezimmer. Die Decke ist überall bequem mit der Hand zu erreichen. Es ist von Modergeruch erfüllt und kalt und wird selbst von der einfachsten Strohhütte des Dorfes an Wohnlichkeit übertroffen. Der Pfarrer von Ugartsthal, dessen ich vorhin als eines überlasteten Mannes gedachte, hatte ein überaus großes Mißgeschick mit seinem Hause. Im Jahre 1890 berichtete das Presbyterium: „Nach nochmaligem vergeblichen Versuchen, die faulen Wände zu untermauern, stellte es sich heraus, daß die äußeren Wände vom Grunde auf erneuert werden mußten, wenn man die Notwendigkeit eines vollständigen Neubaues umgehen wollte. Wir entschieden uns umsomehr für einen Umbau, weil dieser stückweise durchgeführt werden und unser Pfarrer während der Bauzeit wenigstens notdürftig im Pfarrhause wohnen konnte.“ Dieses Umherziehen des Pfarrers aus einem Zimmer ins andre dauerte mehr als zehn Jahre. Fast komisch klingt die Angabe, daß dem Geistlichen zu Stendsitz in Westpreußen in der Oberstube eines Wirtshauses eine Wohnung unter der Bedingung eingeräumt wurde, daß er, wenn Logierbesuch kommt, mit seinem Bett das Zimmer räumt und unter dem Dache Platz nimmt, daß der Geistliche von Schaffarnia in Westpreußen längere Zeit bei dem katholischen Lehrer im katholischen Schulhause zur Miete wohnte. Im Grunde sind aber solche Zustände sehr demütigend für die beteiligten Personen und auch nicht dazu angethan, das Ansehen der evangelischen Kirche bei den Andersgläubigen zu heben.

Die größte Sorge bleibt freilich immer die für den festen Bau der Gemeinde. Zu seiner Sicherung ist die Errichtung einer evangelischen Schule, die Anstellung eines evangelischen Lehrers durchaus notwendig. Die evangelischen Kinder müssen es schon früh lernen, sich als eine Gemeinschaft zu fühlen, und das wird nur durch den Besuch derselben Schule möglich. Die Schulkameradschaft bringt die Herzen der Kinder einander sehr nahe, wie wir alle ja aus eigner Erfahrung wissen. Sie haben zugleich ein Recht darauf, mit Liebe und Wohlwollen behandelt zu werden. Das kann ihnen jedoch nur von einem evangelischen Lehrer zu teil werden, nicht von einem streng katholischen, der in ihnen stets die Kinder der Ketzer, die verirrten Schäflein sehen, oder, wenn er christlich denkt, aus Scheu vor den Katho-

liken mit der Offenbarung seiner Gesinnung vorsichtig zurückhalten wird. Indessen ist mit der liebevollen Behandlung evangelischer Schulkinder noch nicht der volle Zweck der Thätigkeit ihres Lehrers erreicht. Er muß auch eine tüchtige Vorbildung haben, um den Beruf der Jugenderziehung und -unterweisung mit Erfolg ausüben zu können. Es ist ein großer Mangel, daß in vielen östreichischen Diasporagemeinden nur ungeprüfte Aushilfslehrer arbeiten, weil die Dotationen für geprüfte Lehrer nicht aufgebracht werden können. Daß dieser Umstand den Spott der Katholiken vielfach herausfordert, ist nicht zu verwundern. Auch ist es ein unhaltbarer Zustand, daß zahlreiche Schulhäuser solcher Gemeinden strohgedeckt und baufällig sind, dumpfe kleine Schulstuben haben und dem Lehrer eine äußerst beschränkte, dazu oft auch ungesunde Wohnung bieten.

Selbstverständlich muß auch dafür gesorgt werden, daß durch die Anlage von Konfirmandenhäusern eine genügende Vorbereitung der Kinder für ihre Konfirmation ermöglicht wird. Evangelische Kranken- und Waisenhäuser sind zu erbauen, damit die krankhafte Bekehrungssucht fanatischer Katholiken nicht allzuviele Erfolge bei unglücklichen und verlassenen Evangelischen erzielt. Auch müssen, wo es nötig erscheint, besondere Friedhöfe für evangelische Gemeinden erworben werden, damit ihre von Todesfällen heimgesuchten Glieder nicht solche Verletzungen ihres Gefühls für die lieben Heimgegangenen, solche erbitternde Demütigungen erfahren müssen, wie wir sie vorhin angedeutet haben.

Welche Freude, welche Dankbarkeit erfüllt aber dann auch die Herzen solcher Evangelischen, die nach langem Harren endlich erreicht haben, wonach sie sich innig sehnten, ihr eignes Gotteshaus, ihre eigne Schule, ihren Pfarrer, ihren Lehrer! Was bleibt für eine Gemeinde noch zu wünschen übrig, wenn sie sich solches Besitzes erfreut? Weiter nichts — und doch ist das die Hauptsache —, als daß sie denselben zu ihrem Heil benutzt, daß sie das Licht ihres Glaubens und Wandels vor ihren Widersachern und Lästerern leuchten läßt. Wenn sie unter solchen Bedingungen der evangelischen Kirche keine Ehre macht, so ist das ihre Schuld, die Möglichkeit und Anregung dazu ist ihr gegeben.

Seit mehr als 50 Jahren hat der Gustav-Adolf-Verein unendlich viel Gutes gewirkt, vielen Evangelischen die Sammlung zu Gemeinden ermöglicht, vielen organisierten Gemeinden alljährlich reiche Hilfe geleistet. Er hat 1734 Kirch-, Bethaus- und Turmbauten, 795 Schulhausbauten, 672 Pfarrhausbauten aus seinen Mitteln bestritten, im ganzen 3911 Gemeinden mit 27069240 Mark unterstützt, in unserm Hessenlande allein 16 Kirchen und 7 Bethäuser erbaut, lange Zeit die Besoldung der Geistlichen in den Diasporagemeinden und der Lehrer an deren Konfessionsschulen aufgebracht, große Summen zur Verzinsung und Tilgung der durch jene Bauten entstandenen Kapitalschulden, wie zur Befriedigung der laufenden kirchlichen Bedürfnisse seiner Pflegebefohlenen aufgewandt.

Aber es ist immer noch Aufforderung genug zu neuer Arbeit vorhanden. Der Verein bietet ja allen Evangelischen, die als solche Not leiden, seine Hilfe an. Das will viel sagen bei der Beweglichkeit der heutigen Menschheit. Wenn wir in einem seiner Hauptberichte die Punkte der Erde kennen lernen, an denen er mit seiner Arbeit einsetzt, so stehen wir verwundert und staunend da und fragen: „Ist es denn möglich, ein so ausgedehntes Gebiet überhaupt zu übersehen und nun gar mit Erfolg zu bearbeiten? Ist es möglich, die Mittel aufzubringen, um so vielen Bedürfnissen auch nur einigermaßen zu genügen, die Bedürftigen dauernd zu unterstützen?“ Der Bestand und die Wirksamkeit des Vereins geben die bejahende Antwort. Durch Berichterstattungen verschiedener Art kommen die Notstände zur Kenntnis der Centralleitung des Vereins, durch die Arbeit der Zweig- und Frauenvereine werden die Mittel zur Bekämpfung der Notstände beschafft.

Der Umfang aber der auf solche Art gewonnenen Mittel hängt von der Barmherzigkeit der Geber ab, welche die Mitglieder jener Vereine bilden. Auf ihre Treue und Freigebigkeit ist unser Verein, wie jeder andre angewiesen, um eine gesegnete Thätigkeit entfalten zu können. Ueberhaupt lebt und besteht jede große Sache nur durch die Begeisterung derer, die sie vertreten, und durch deren Aeußerungen. Wer unter den Evangelischen die Sache des Gustav-Adolfs-Vereins nun nicht für groß und wichtig halten, wer sich nicht für dessen hohe Zwecke begeistern könnte, trüge wahrlich kein Protestantenblut in seinen Adern, und wer nicht zur Förderung der bedeutungsvollen Vereinsarbeit die Hand bieten wollte, würde seine Begeisterung als ein Flackerfeuer darstellen. Ja, Herz und Hand muß sich uns öffnen, denn der Verein arbeitet zwar für das geistliche Wohl der zerstreut wohnenden Evangelischen, bedarf aber dazu irdischer Mittel, denn der Bau von Kirchen, Bethäusern, Schulen und Pfarrhäusern u. s. w. verursacht große Kosten, Geistliche und Lehrer müssen besoldet werden. Viele Gebäude, die errichtet wurden und nun schon im Gebrauch stehen, sind noch lange nicht schuldenfrei — es ruhen auf solchen im ganzen jetzt noch 4 607 652 Mark Schulden — und an gar vielen Orten müssen solche erst noch errichtet werden. Die Gemeinden der Diaspora sind meist sehr opferwillig, zahlen teilweise mehrere hundert Prozent ihrer Staatssteuer für kirchliche Zwecke, aber auch die größte Opferwilligkeit findet doch in den Vermögensverhältnissen ihre natürliche Grenze.

Wir, die wir in unsrer Heimat in kirchlicher und geistlicher Beziehung gut versorgt sind, müssen die zerstreut wohnenden Glaubensbrüder reichlich und mit Freuden unterstützen. Wie viele Liebesgaben gingen doch in den Kriegsjahren 1870 und 1871 von wahren Vaterlandsfreunden hinaus zu unsern tapfern Truppen! Wir wußten zwar, daß unsre Heeresverwaltung sie nach Kräften mit allem Notwendigen versah, aber wir wollten doch auch etwas für sie thun. Diese Liebesbeweise haben unsern braven Soldaten sehr wohlgethan, ihre Opferfreudigkeit noch erhöht. — Wer wirklich ein evangelisches Herz in

seiner Brust trägt, fühlt sich getrieben, seine Glaubensbrüder, die gleichsam immer im Feindesland stehen und mit vielen Sorgen belastet sind, liebreich zu unterstützen, damit sie gerne evangelisch bleiben, damit sich nicht öfter die traurige Erfahrung wiederholt, die die böhmische Gemeinde Policka machen mußte, indem sie innerhalb drei Jahren zwanzig Glieder zum Katholicismus übertreten sah.

Das ist ja doch eine unleugbare Thatsache, daß diese Unterstützungen nicht nur Eindruck machen, sofern sie greifbare Mittel bieten, sondern auch, sofern sie die Fürsorge der Evangelischen füreinander bezeugen. Wie erhebend muß es z. B. für eine Gemeinde im fernen Ungarlande sein, wenn sie eine Geldsendung aus unserm Hessenlande erhält! Ihre Glieder dürfen das Bewußtsein haben, daß in einem Teil Europas, den sie vielleicht noch nicht haben nennen hören, viel weniger kennen, Christen leben, die mit ihnen fühlen, denen ihr Wohl und Wehe zu Herzen geht, denen es ein Bedürfnis ist, ihnen zu helfen. Sie erfahren dabei, daß die evangelische Bruderliebe, von der so viel gepredigt wird, kein leerer Wahn ist, sondern eine Macht, die auch ihnen Schutz und Förderung gewährt, und fühlen sich zu neuer Treue gegenüber ihrem evangelischen Glauben gestärkt. So kann jede Gabe in doppelter Beziehung wirken. Keine ist zu gering. Es giebt ja auch nicht einer allein. Jeder gebe nach seinen Kräften! Viele Tropfen bilden den Strom, der die Gefilde bewässert und fruchtbar macht.

Keine unsrer evangelischen Gemeinden ist so klein, daß sich nicht ein Verein in ihr bilden könnte, der die Sache des großen Vereins mit Sorgfalt verträte. An vielen Orten bestehen neben den Männervereinen noch besondere Frauenvereine der Gustav-Adolf-Stiftung und zwar mit gutem Grund. Die Frau ist dazu bestimmt, in Liebe zu dienen. Sollte sie sich mit ihrem Dienen auf irdische Dinge beschränken? Gewiß nicht; christliche Frauen müssen sich auch am Vereinsleben beteiligen und thun es auch, wenn eine echte Religiosität sie erfüllt. Die Schilderung der Notstände unsrer Glaubensgenossen wird sie zur Vereinsthätigkeit anregen und die rührenden Dankesschreiben der Unterstützten werden ihren Eifer mehren und sie veranlassen, ihre Freundinnen und Bekannten für die heilige Sache des Vereins zu begeistern. Sollte das nicht in jeder evangelischen Gemeinde zu erreichen sein? Es fehlt meist nur am ersten Anstoß hierzu. Alle Evangelischen, Männer und Frauen, sollen sich glücklich fühlen, wenn sie denen etwas schenken können, die so vieles entbehren müssen, was ihnen als evangelischen Gemeindegliedern selbstverständlich erscheint. Jede evangelische Gemeinde muß es geradezu als eine Ehrensache ansehen, daß sie eine reiche Kollekte, zu der jede Familie ihr Teil beigetragen hat, für den Gustav-Adolf-Verein aufbringt. Er giebt keinen Pfennig unnötig aus, sondern wendet alles, was ihm gegeben wird, zur Linderung geistlicher und kirchlicher Not an. Sind wir heiter, wenn wir einem Armen ein Stück Brot geschenkt haben, so können wir es auch in dem Gedanken sein, für das Seelenheil evangelischer Brüder und Schwestern in der Nähe

oder Ferne etwas geleistet zu haben, denn „der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht“ (Matth. 4, 4).

Verehrte Glaubensgenossen! Alle Gedrückten haben ein Recht auf die Liebe und Hilfe der Besitzenden und Reichen, zwar kein juristisches, aber ein moralisches. Wie sind im vorliegenden Fall die Reichen, denn wir stehen alle inmitten eines geordneten evangelischen Gemeindelebens, wir haben als Eltern keine Sorgen darum, daß unsre Kinder gut evangelisch erzogen und unterrichtet werden. Viele Tausende aber vermissen dies schmerzlich, viele Tausende kämpfen unausgesetzt um die Organisation einer Kirchengemeinde oder deren Bestand. Wir wollen gemäß dem für uns geltenden moralischen Recht ihnen gegenüber unsre Schuldigkeit thun, gründen und erhalten, bauen und schützen, helfen und stützen, wo es not thut! Dann sind wir auf dem Wege, rechte Jünger unsers Heilands zu werden, und segnen den Gustav-Adolf-Verein, der auch uns in seinen Dienst rief mit dem apostolischen Wort: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!“ Amen.

23.

Die deutsche evangelische Volksschule in der Diaspora.

Von Sup. a. D. **Oßwald** in Beyernaumburg.

Luk. 7, 5: Denn er hat unser Volk lieb und die Schule hat er uns erbaut.

Dieses den heidnischen Hauptmann von Kapernaum ehrende Wort dürfen wir mit vollem Recht auch auf den evangelischen Gustav-Adolf-Verein anwenden. Denn nächst der Erbauung von evangelischen Kirchen und Betsälen in katholischen Ländern ist auch die Fürsorge für die evangelische Schule ein Hauptgegenstand seiner Thätigkeit. Nach dem letzten Jahresbericht des Centralvorstandes sind mit seiner Hilfe in den bisher 62 Jahren seines Bestehens 795 Schulen gebaut, wurden 1555 Gemeinden Beihilfen zum Lehrergehalt 2c. gewährt und empfingen außerdem 502 Konfirmanden- und Waisenanstalten, sowie 58 Lehrerseminare seine Unterstützung, — und verdienen da besonders die oft kümmerlichen und angefochtenen Schulverhältnisse in der ausländischen, nicht deutschen Diaspora unsre herzliche Teilnahme, schreien zu uns um Hilfe.

Wenn von der barmherzigen Liebe unsers Heilands gesagt wird: es jammerte ihn des Volks, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben (Matth. 9, 36), — so wissen wir, daß vor allem die Kinder des Volks es waren, die ihm am Herzen lagen, — die er gern um sich sammelte, sie zu segnen, —

denen er ausdrücklich die Verheißung gab: „solcher ist das Himmelreich.“ Und wenn jener angesehene, einflußreiche Hauptmann im Evangelium aus Liebe zur jüdischen Gemeinde zu Kapernaum für die Kinder derselben eine Schule baute, — so tritt der evangelische Gustav-Adolf-Verein nur in die Spuren des göttlichen Kinderfreundes, der im vollsten Sinne auch ein rechter Schul- und Lehrmeister war, — und ahmt im evangelischen Geist jenem heidnischen Hauptmann nach, der als ein wahrer Wohlthäter des Volks die Erziehung der Jugend im Auge hatte, — überall da, wo er für evangelische Schulen und Lehrer sorgt, damit das heranwachsende Geschlecht inmitten katholischer Umgebung sich nicht verliere von Glauben, Sprache und Sitte der Väter. Wohin werden nicht Deutsche, Evangelische bei dem regen und raschen Weltverkehr unsrer Tage, der an dem Weltmeer keine Grenze mehr hat und Völker einander nahe bringt, die zuvor gar nicht sich kannten, — durch Geschäft und Beruf jetzt verschlagen! Wollen gar nicht reden von unserm deutschen Vaterland, in dem gewisse Gegenden, wie Posen, Westpreußen und Schlesien, oder die österreichischen Lande für manche Evangelische, die dahin kommen, eine Fremde sind und bleiben, weil schon Sitten und Gewohnheiten, vor allem Sprache und Religion dort ganz anders sind, als in den Städten und Dörfern der evangelischen Heimat. Noch vielmehr macht sich das unsern deutsch-evangelischen Glaubens- und Stammesgenossen fühlbar, die in Frankreich, Italien oder Spanien ihr Glück suchen und finden, — die in Rußland oder Sibirien angesiedelt sind, — die ein rauhes Geschick nach den Küsten oder ins Innere Afrikas, nach dem australischen Festland oder auf die Inseln der Südsee, — in die großen Weltstädte oder Urwälder Nord- und Südamerikas, — nach China, Japan oder nach dem Orient geführt hat. Ueberall, auch wenn wie jetzt durch die deutsche Kolonialbewegung an irgend einem Punkte des Weltkreises eine neue Gründung in Angriff genommen wird, — findet man meist schon Deutsche, Evangelische vor, oder sieht sie schnell sich sammeln, wie jüngst in Kapland bei Entdeckung neuer Goldminen: — Deutsche, Evangelische, die nicht bloß für sich selber, noch mehr für ihre Kinder es zu ihrem Schaden erfahren und schmerzlich inne werden, wie ihnen in der Fremde das fehlt, was sie in innerem Zusammenhang erhalten mag mit der deutschen Heimat, von der sie ausgegangen sind, — und ihnen für Herz und Leben, für ihre irdische und himmlische Zukunft Kraft und Trost giebt: evangelische Kirche, evangelische Schule, die in der deutschen Muttersprache zu ihnen redet. Denn gerade die fremde Nationalität, die fremde Sprache prägt ihrem ganzen Aufenthalt im fremden Land — so wohl sie auch sonst äußerlich sich da fühlen, — den Fremdlingscharakter auf, — und sind sie in ihrer oft recht vereinsamten Stellung, — aber auch wenn ihrer eine größere Anzahl zufällig zu einer deutschen Kolonie sich zusammengeschlossen hat, — nicht in der Lage, aus eignem Antrieb und mit eignen Mitteln diesem dringenden Bedürfnis entsprechender und ausreichender geistiger und geist-

licher Versorgung abzuhelfen. Freilich macht sich dieser Mangel von Kirche und Schule meist erst bei dem Heranwachsen eignen Familienstandes mit dem Verlangen nach beidem in ihrer Notwendigkeit geltend. Unsre jungen in die Fremde geschickten und ziehenden Beamten, Kauf- und Geschäftsleute lassen zum großen Teil (das ist überall die ziemlich gleiche Erfahrung!) die Liebe zu Kirche und Schule, welche sie großgezogen hat, in der Heimat zurück, wenn sie da überhaupt ihnen treu und dankbar waren, — verlieren und verlernen schnell, was ihnen teuer und heilig sein sollte schon um ihrer Seele willen! Sie sind darum im großen und ganzen wenig geneigt, irgend welche Opfer für solche Einrichtungen zu bringen, sie gern willkommen zu heißen, ihnen ihre Teilnahme und Beteiligung zuzuwenden. Aber trotzdem sehen wir — dank dem religiösen Sinn der Familienväter und -mütter und der eifrigen Anregung, welche einzelne lebendige Glieder solcher Kolonieen hierfür geben, — fast überall seiner Zeit das brennende Verlangen zum Durchbruch kommen: wir müssen eine evangelische Kirche und einen evangelischen Geistlichen, — wir wollen eine deutsche Schule, einen deutschen Lehrer haben! Freilich in betreff der Schule, im Unterschied von der Kirche, kann der streng konfessionelle Charakter nicht immer gewahrt und erhalten bleiben! Wie die deutschen Kolonieen zumeist mit Landsleuten aus den verschiedensten Gegenden unsers deutschen Vaterlands sich zusammengesetzt haben, — so sind auch die Kirchengemeinschaften, denen sie in der Heimat angehörten, gleicherweise sehr verschieden. Da wohnen Lutherische und Reformierte, Römisch- und Griechisch-Katholische, Methodisten, (englische und amerikanische) Baptisten, Glieder der englischen Episkopalkirche, amerikanische Kongregationalisten u. a. in einer solchen Kolonie, mag sie nun in dem schönen Italien oder in der Kapstadt oder auf einer der Sandwichsinseln im stillen Ocean oder sonst wo sich gebildet haben, beisammen. Gelingt es nun da — und meist nach langen schwierigen Anläufen —, für die Deutschen eine deutsche Schule zu begründen, — so trägt sie zwar an erster Stelle der Pflege deutscher Erziehung und Ausbildung Rechnung und wird nach dem Muster unsrer deutschen Schulen eingerichtet; aber um sie lebensfähig und wirkungskräftig zu erhalten, sowohl nach der wünschenswerten möglichst großen Zahl der Schüler, als um der für eine Schule im Ausland erheblichen Kosten willen, — müssen womöglich alle deutschen Kinder ihr zugeführt werden, und die haben nicht immer dieselbe Konfession, — ja auch Franzosen, Engländer, Holländer und andre Nationalitäten schicken gern ihre Kinder gerade in die gut geleiteten und zweckmäßig organisierten deutschen Schulen, so daß diese um deswillen fast überall einen in gewissem Sinne internationalen und interkonfessionellen Charakter tragen, bei dessen nun einmal unvermeidlichem Vorhandensein den einzelnen Konfessionen überlassen bleibt, innerhalb des Rahmens des Schulunterrichts für religiösen Unterricht und religiöse Erziehung ihrer Kinder durch ihre Geistlichen und Lehrer selbst zu sorgen, wenn es auch dadurch notwendig bedingt

ist, daß Zeit wie Stoff dafür nur in sehr beschränkter Weise, — bei weitem nicht in dem Umfange, wie in unsern deutschen Volksschulen in der Heimat gewährt werden kann. Ganz besonders schwierig und verantwortungsvoll ist unter solchen Umständen die Aufgabe der Lehrer und Leiter deutscher Schulen im Ausland. Es gehört ebenso die Treue und Selbstlosigkeit und Gewissenhaftigkeit eines christlichen und sittlichen Charakters und hingebende Begeisterung für die deutsche, evangelische Sache, — als Umsicht und Geschick und Takt dazu, sowie Tüchtigkeit im Können und Wissen, bei solch verwickelten Verhältnissen und mannigfaltigen Ansprüchen eine deutsche Schule zu begründen, sie dann auch weiter in guter sorgsamer Pflege zu erhalten. Schon die Aufstellung eines einheitlichen zielbewußten Lehrplans für die Kinder nicht bloß von verschiedenem Geschlecht und Alter, sondern auch aus der verschiedensten Lebens-, Berufs und Bildungsstellung des elterlichen Hauses, vom hohen Beamten und reichen Kauf- und Handelsherrn an bis herunter zum subalternen Diener und kleinen Handwerker, — welche nach den verschiedenen Gesichtspunkten des Elementar-, des Gymnasial- und höhern Töchter-Schulunterrichts in Pflege genommen sein wollen. Erfaßt da ein Lehrer seine Aufgabe im rechten Sinne, — giebt er sich derselben mit voller Lust und Liebe hin, — gelingt es ihm, all diesen verschiedenartigen Anforderungen einigermaßen gerecht zu werden, — auch ohne den Hintergrund und Zusammenhang eines größern schon ausgereiften Schulorganismus, — frei und ledig jeder Aufsicht, aber auch nicht geschützt und getragen durch die in der Heimat bewährten und feststehenden Schulordnungen, — eine autoritative Stellung sich zu erringen und zu wahren, besonders gegenüber den Eltern seiner Zöglinge, — welch ein Segen kann dann solch eine deutsche Diasporaschule für die Kolonialangehörigen sein, — und welchen wohlthätigen Einfluß vermag dann neben dem Geistlichen auch der Lehrer auf die Familien zu gewinnen, im guten deutsch-evangelisch-christlichen Sinne, — wenn beides die rechten Männer sind, — und nicht etwa das Gegenteil! Mit Recht wendet daher auch die deutsche Kolonialregierung der deutschen Schule im Ausland aus Reichsmitteln in steigendem Maße ihre Fürsorge und Teilnahme zu, nur daß sie es mehr im deutschnationalen, — der Gustav-Adolf-Verein im evangelisch-kirchlichen Interesse thut. Jedenfalls ist es für das deutsche Reich, wie für die deutsch-evangelische Kirche eine Ehrenpflicht, die Glieder, die von ihr ausgegangen sind, sei's nun aus eigner Wahl in Handels- und Berufsrücksichten, sei's von ihr ausgesandt mit bestimmten Aufgaben für Reich und Kirche — in der Fremde nicht zu vergessen, sondern für sie zu sorgen, daß sie den Zusammenhang mit der Heimat nicht verlieren, und mit ihren Kindern der Mutter, die sie in Staat und Kirche einst großgezogen hat, treu erhalten bleiben. Daß hierfür die deutsche resp. evangelische Schule im Ausland an erster Stelle verantwortlich, dazu berufen ist, — wird keiner in Abrede stellen, der in der Heimat den bedeutsamen Einfluß derselben auf das junge Kindes-

gemüt, besonders in den ersten Schuljahren, kennt, — und der dankbar die bestimmende Einwirkung seiner einstigen Lehrer auf seinen ganzen Bildungsgang, wie auf seine persönliche Charakterentwicklung, ja seine ganze Welt- und Lebensanschauung erfahren hat, wenn letztere auch erst in den reiferen Jahren zum bewußten Ausdruck und zur kräftigen Auswirkung kommt. Statt vieler Beispiele für diese unsre Darlegungen, die aus den Jahresberichten des Centralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung in Leipzig, sowie aus den Jahresbüchern der Diaspora-Konferenz*) leicht beigebracht werden können, sei nur auf Süd-Australien verwiesen, wo nicht weniger als 150000 Deutsche wohnen, die 72 Gotteshäuser besitzen (allerdings katholische, evangelische und methodistische) und etwa 1260 Kinder in 32 Schulen von 33 Lehrern nach deutscher Weise unterrichtet werden, — oder auf Brasilien mit seinen zahlreichen deutsch-evangelischen Gemeinden: — nur in der Provinz Rio Grande do Sul wohnen 100000 evangelische Deutsche, weit zerstreut, zu etwa 60 Gemeinden gesammelt, die von 22 Geistlichen und ebenso viel Lehrern bedient werden, — oder auf die deutsch-evangelischen Gemeinde- und Schulgründungen in Ostasien: Kalkutta mit 250 Deutschen, Singapore mit 1500 Deutschen, Hongkong, Shangai, Tokio in China und Japan — die zum Teil noch um gesunde und kräftige Ausgestaltung ihrer kirchlichen und Schulverhältnisse ringen. Daß die Schule auf die Kirche angewiesen ist, und wieder, daß der Diaspora-Pfarrer an der Schule eine unentbehrliche Stütze, am Lehrer den berufensten Mitarbeiter hat, — darum zu gemeinsamer Arbeit an den Gemeinden sich verbinden und treulich zusammenhalten müssen, — das lernt man so recht im Ausland verstehen und dankbar schätzen, wie aus einem uns vorliegenden Bericht eines deutschen Lehrers der Viktoria-Synode in Australien deutlich hervorgeht. Ebenso dies, daß aus der deutschen Schule oft eine deutsch-evangelische Kirchengemeinde hervorwächst, wie wir in Lihue auf Kauai, der nördlichsten der acht Sandwichsinseln sehen, wo an die 1882 mit anfangs nur 35 Kindern begründete Schule fast mit innerer Notwendigkeit 1883 die Konstituierung der ersten deutsch-evangelischen Gemeinde auf den Sandwichsinseln sich anschloß, die am 18. Oktober 1885 ihr eignes Gotteshaus einweihen konnte, — und nun in der Inselwelt des großen Ocean durch eine deutsche Schule mit 2 Lehrern und 100 Kindern, sowie durch regelmäßige fleißig besuchte evangelische Gottesdienste ein neues Zeugnis dafür ist, von welchem Segen deutsches Gotteswort mit seiner erziehenden, bildenden und seligmachenden Kraft auch draußen in der Fremde für deutsche Seelen ist.

Ebenso wie die deutsche evangelische Kirche bedarf und verdient darum auch die deutsche Schule im Ausland unsre herzliche Teilnahme und kräftige Handreichung, wie unsre persönliche Heimsuchung und Begrüßung, wenn wir durch Beruf oder sonst auf unsern Wegen

---

*) Jahresbücher der Diaspora-Konferenz, Schloßprediger Schubart in Ballenstedt.

in unsrer so schnell reisefertigen Zeit in ferne Länder geführt werden. Unvergessen bleiben dem Schreiber dieser Zeilen die schönen Stunden, die er während des Winters 1890/91 in den deutschen Schulen zu Neapel, Florenz, Mailand u. a. verleben durfte, wenn da aus dem Mund unsrer deutschen Kinder (freilich auch italienische, französische, Schweizer und Holländer waren dazwischen!) die Lieder erklangen: „So nimm denn meine Hände", — „Laßt mich gehn", „Deutschland, Deutschland über alles" u. a., und man dort inmitten treuer und tüchtiger Lehrer es lebhaft empfand, wie auch die deutsche Schulgemeinschaft da ein Band ist, das uns Deutsche, uns Evangelische in der Heimat mit denen draußen in der Fremde verbindet.

Möchten meine Worte an ihrem bescheidenen Teil dazu beitragen, dieses Gemeinschaftsgefühl innerer Anteilnahme und äußerer Hilfe zu wecken und zu mehren, daß wir Gustav-Adolf-Freunde, so oft wir jetzt vom Ausland und unsern deutschen Stammes-, unsern evangelischen Glaubensgenossen, die dort weilen, lesen und hören wie der deutsch-evangelischen Kirche, so auch der deutschen Schule nicht vergessen, sondern ihrer fürbittend und teilnehmend gedenken. Amen.

24.

Und ich sah keinen Tempel darin.

Von Pfarrer J. **Scheuffler** in Lawalde in Sachsen.

Offb. 21, 22. u. 21, 3: Und ich sahe keinen Tempel darinnen; denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, und das Lamm. — Und hörte eine große Stimme von dem Stuhl, die sprach: Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein.

„Und ich sah keinen Tempel darin!" so mußten die wohl nur wenigen Besucher der kleinen evangelischen Dörfer Sacken und Heinrichsfelde in dem abgelegensten Winkel Oberschlesiens ausrufen, die etwa dahin kamen: und so gern hätten sie doch auch hier eine Stätte gefunden, von der das andre Wort der Offenbarung gilt: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen!" Und noch mehr staunten sie, wenn man ihnen nun zeigte, daß es doch in beiden Orten Gotteshäuser giebt, aber was für welche: sie gleichen buchstäblich „dem Häuslein im Weinberge, der Nachthütte in den Kürbisgärten" (Jes. 1, 8), und sind gänzlich „ohne Gestalt und Schöne", wie es vom Menschensohne heißt Jes. 53, 2. Und dabei sind sie Kolonien evangelischer Ansiedler, die der große König nach der Eroberung Schlesiens in das Land hinein rief, um es fester mit seinem Preußen zu verbinden, auch wohl, um die durch die frühere Vertreibung der Evangelischen an vielen Orten dünn gewordene Bevölkerung wieder zu ergänzen.

Aehnlich wie später Joseph II. das neugewonnene Galizien, so wollte damals Friedrich II. sein Oberschlesien durch deutschen Fleiß und protestantische Kernhaftigkeit heben. Aber die Kolonien waren zu klein und schwach angelegt. Schön klingen ihre Namen: Königshuld, nach des Königs Bruder Heinrichsfelde, nach seinen Generälen Tauenzinnow, Blumenthal, Finkenstein, Zedlitz und so auch Podewils und Sacken. Aber die armen Leute auf dem sandigen Boden nähren sich nur dürftig, da ist niemand zu einem auch nur annähernden Wohlstande gelangt. Namentlich aber hat der große König es unterlassen, sogleich bei der Begründung der Gemeinden ausreichend für Kirche und Schule zu sorgen. Die Gemeinden Sacken und Heinrichsfelde haben darum von Anfang an gesiecht und gekränkelt, und es ist nun Sache des Gustav-Adolf-Vereins, dafür zu sorgen, daß sie endlich zu frischem, fröhlichem Glaubensleben gelangen.

Aus böhmischen Protestanten, Nachkommen der alten Husiten, entstanden die Kolonien zu Friedrichsgrätz und Sacken. Erstere empfing Kirche und Pfarrer, hierher wurden auch damals die mehr als zwölf Kilometer entfernten Sackener Kolonisten gewiesen. Wohl schenkte ihnen Friedrich der Große 22 Morgen als Kirchenacker und Pfarrhof, aber weder Kirche noch Pfarre wurden gebaut, noch ein Pfarrer angestellt. Nur eine Schule in einem gar dürftigen, 1777 aus Fachwerk erbautem Hause war vorhanden. Und so blieb's auch, als Sacken ums Dreifache sich vergrößerte, als zu den Böhmen auch Polen und Deutsche hinzukamen. Die letzteren hielten sich lieber zu dem näheren Karlsruhe, da die dortigen Geistlichen in ihren Muttersprachen predigten.

Aber im vollsten Sinne des Wortes galt: „und ich sah keinen Tempel darin!" Der Kirchenacker, der Kirchenplatz, die vielen zerstreuten Glaubensgenossen der Umgegend, in fünf verschiedene Kirchspiele gewiesen, riefen nach einer eignen Kirche. Endlich kamen sie zu einer Kirche, aber zu was für einer! Die 1777 erbaute Schule wurde als für Schulzwecke ungeeignet erklärt — was sie in hohem Grade war — und eine neue zweckmäßige Schule erbaut — und die alte schlechte Schule? Nun, sie wurde von der Kirchengemeinde als Kirche erworben, und sie ist noch heute „die Kirche"! Aber ist sie auch die Hütte Gottes bei den Menschen? Ist sie würdig ihrer hohen, erhabenen Bestimmung, würdig des himmlischen Königs, der in ihr unter uns Menschen wohnen soll? Das Haus ist durch Herausnahme der inneren Wände zum Bethause umgewandelt, freilich dadurch nur noch baufälliger geworden. Die stützenden Balken, die sich in die Mitte neigen, sind an einen über sie quer geneigten Balken geschraubt und so der Betsaal notdürftig vor dem Einsturze bewahrt worden! Durch das löcherige Dach dringt die Feuchtigkeit unaufhaltsam ein, der Putz fällt von den Wänden, das Holzwerk der Fenster vermorscht; der Schwamm wuchert auf den Dielen, aber auch an der Decke: die Luft ist darum ungesund, das Sitzen in den alten Schulbänken inmitten dieser Luft eine fast

unerträgliche Pein, und darum ist die Andacht in den Gottesdiensten schwer festzuhalten. Und so möchte die Gemeinde recht bald eine wirkliche Kirche bekommen, eine wirkliche „Hütte Gottes bei den Menschen“ an Stelle der gegenwärtigen niedern Hütte, da der Prediger auch bei mittlerer Körpergröße an die Decke reicht; möchte es nicht länger heißen von Sacken: „ich sah keinen Tempel darin!“ Möchte der ehrwürdige Patriarch unter den Gemeindevertretern, möchte „Vater Hoffmann“ es erleben, wonach er sich sehnt, wofür er besonders treu gearbeitet, die wirkliche Kirche! Möchte die jetzt in fünf entlegene Kirchen und Kirchspiele gepfarrte und so zerstückelte Gemeinde zusammengefaßt werden unter einem treuen Seelenhirten gegenüber der rührigen Bekehrungssucht der zahlreicheren Kirche! Hoffentlich hilft hierzu die Hauptversammlung aller Gustav-Adolf-Vereine in diesem Jahre, welche in Darmstadt abgehalten werden soll, und welcher unser Sacken zur großen Liebesgabe des Gesamtvereins mit vorgeschlagen wird!

Vorgeschlagen war auch schon einmal die Nachbargemeinde Heinrichsfelde, eine deutsche Kolonie, und zwar im Jahre 1892: leider wurde ihr die große Liebesgabe nicht zu teil, sondern nur ein „Schmerzensgeld“ von immerhin 6700 Mark. Auch diese Gemeinde hat ähnliche Schicksale gehabt wie Sacken. Im Jahre 1772 wurden Hessen, Rheinländer, Westfalen und andre Kolonisten aus dem westlichen Deutschland in den Kolonien Heinrichsfelde und Podewils angesiedelt; obwohl mit den umliegenden zerstreuten Evangelischen noch nicht 1000 Seelen unter 11000 katholischen Polen, bekamen sie weder Kirche noch Geistlichen. Erst 1783 erbauten sie ein Kirchlein gleich dem Sackener, ja womöglich noch ärmlicher; aus Lehm und Fachwerk, mit Schindeln gedeckt, ist's längst baufällig, dazu auch viel zu klein, niedrig und düster. Sein unbrauchbarer, ungenügender Zustand ist längst erkannt; aber eine Reparatur wäre unmöglich. Es ist eher ein Stall zu nennen, als eine Hütte Gottes unter den Menschen: und wenn nicht neuerdings eine stattliche Schule dran gebaut worden wäre, die ihm Halt verleiht, so wäre das Kirchlein längst zusammengebrochen. Da die Kirche gar niedrig ist, fast gar nicht über den Erdboden sich erhebt, so ist die Luft feucht und dumpf; und da die kleinen Räume auch für die kleine Gemeinde zu klein und eng sind, kaum den vierten Teil der Kirchgänger fassen, so ist der Aufenthalt auch in diesem Gotteshause gar unfreundlich, und die Andacht aufs äußerste gefährdet. Nur die Armut der Gemeinde, nur der Mangel an Geldmitteln hat bisher die Ausführung des von allen Seiten als dringend nötig erkannten Kirchbaues verhindert.

Nur in einem Stücke ist Heinrichsfelde seit einem Vierteljahrhundert glücklicher als Sacken: es hat seit 1869 einen Geistlichen, dem auch eine freilich dürftige und kleine Pfarrwohnung geboten wird. So brauchen die Konfirmanden nicht mehr stundenweit zum Unterrichte zu gehen.

Und wenn du in einem freundlichen, geräumigen, würdig geschmückten Gotteshause deinem Gotte deine Lieder singst und seiner

beseligenden Gemeinschaft dich erfreuest, o so denke daran, wie diese armen Glaubensbrüder in so gar traurigen Räumen, die alle Andacht niederdrücken und hemmen, ihre Andacht halten sollen. Da wirst du auch für ihre Not und Sorge Mitgefühl empfinden und, wenn der Sammelbote zu dir tritt, gern deinen Beitrag spenden! Auch deine Gabe hilft dazu, daß in Sacken und Heinrichsfelde und wo's sonst heißt von einem Dorfe: „und ich sah keinen Tempel darin!“ sich bald erhebe ein neues, würdiges Gotteshaus, von dem das Wort gilt: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen! Dazu helfe der Herr bald in Sacken und Heinrichsfelde! Amen.

25.

Die evangelische Gemeinde Proskau in Schlesien.

Von P. **Hartmann** in Proskau.

Ps. 84, 12: Gott, der Herr, ist Sonne und Schild, der Herr giebt Gnade und Ehre, er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen.

Wappen und Siegel haben symbolische Bedeutung, sind ein Hinweis auf die Gesinnung derjenigen, welche sie führen, seien es einzelne oder Familien, Ortschaften oder ein ganzes Land. Ein Siegel ist es auch, in welchem die Gesinnung und die Geschichte einer Gemeinde sich ausprägt, die eine rechte Gustav-Adolf-Gemeinde ist, die evangelische Gemeinde zu Proskau in Oberschlesien. Im Jahre 1796, drei Jahre nach Gründung der Gemeinde, erkoren sich die Protestanten Proskaus den 12. Vers des 84. Psalms zum Wahlspruch, als ihnen die Erlaubnis gegeben ward, ein eignes Kirchensiegel zu führen, und zu diesem Spruch fügten sie auf dem Siegel eine sinnige Zeichnung: Eine sonnenbestrahlte Felsgruppe, aus welcher einige Bäume gen Himmel ragen. Welch christenmutiges Bekennen liegt in dieser Wahl! Was die Vorväter der heutigen Proskauer Protestantengemeinde in frommer Ahnung bildlich ausgesprochen, der Grundgedanke jenes Wortes aus dem Psalm der Kinder Korah, ist erfüllt, denn obschon der Weg, den die Gemeinde zu wandeln hatte, kein Rosenpfad war, sondern oftmals eine dürre Felseneinöde, blieb dennoch der Baum, den Gott gepflanzt, erhalten und bewahrt und von der göttlichen Gnadensonne beschienen. Wie die Sonne den Erdboden erwärmt und des Landes Frucht sprießen und reifen läßt, wie sie ihre sieghafte Kraft bewährt über Hagelschauer und Wettergewölk, so hat auch die Sonne himmlischer Gnade und göttlichen Schutzes über diesem evangelischen Ackergefild gestrahlt, von den ersten vereinzelten, zarten Hälmchen an bis zur in sich geschlossenen, fest umgrenzten Gemeindepflanzung, von der Zeit des stillen Hausgottes-

dienstes bis zu dem schönen Fest- und Freudentag der Einweihung der Gustav-Adolf-Kirche zu Proskau. Hier ist eine Gemeinde, reich an Kämpfen, aber auch stets neuen Gottesdurchhilfen, reich auch an Liebe, die sie empfing von den Glaubensgenossen im Gustav-Adolf-Verein, eine kleine Diasporagemeinde, die kennen zu lernen, lohnend ist.

Fast zwei Meilen von der Regierungsstadt Oppeln entfernt liegt der kleine Marktflecken Proskau, von herrlichen Forsten und einem niedrigen Höhenzug, auf welchem sich die schönen Anlagen des pomologischen Instituts befinden, umgeben. Der Ort zählt fast 2300 Einwohner, darunter 300 Protestanten. Die evangelische Kirchengemeinde Proskau aber ist über 25 Ortschaften auf 5 Quadratmeilen und unter 20000 Katholiken zerstreut. Die letzte Volkszählung ergab eine Seelenzahl von 472. So klein der Ort Proskau ist, so liegt doch seine Bedeutung darin, daß er den Beruf hat, durch seine mancherlei Anstalten im kleinen Maßstab ein Muster für weite Kreise zu sein. Auch die evangelische Gemeinde hat dies stets als ihre Aufgabe betrachtet. Wie einem Gärtner für seine Ausbildung nichts daran gelegen sein kann, große Flächen schlecht bewirtschaftet zu sehen, sondern kleinere, welche in mustergültiger Weise bepflanzt und gepflegt sind, so hat sich auch die Protestantengemeinde Proskaus niemals dadurch entmutigen lassen, daß sie gleichsam nur eine kleine Baumschule ihres himmlischen Meisters und Herrn war, sondern ein Muster wollte und will sie sein; und wenn es auch immer in ihr einzelne Bäume gab, welche sich durch Gottes Wort und Zucht nicht veredeln lassen wollten und schließlich an ihrer sündigen Wildlingsnatur zu Grunde gingen, so darf sie doch — wenn auch ohne Selbstruhm und stets mit dem Bekennen: Soli Deo gloria — den Ruf für sich in Anspruch nehmen, die Vorpostenstellung des Protestantismus und auch des Deutschtums, welche sie inmitten des Katholicismus und Polonismus einnimmt, bislang gut verteidigt zu haben. Wohl kamen manchmal Zeiten, wo es schien, als sei die Gemeinde wie eine Treibhauspflanze, künstlicher Erhaltung durch Menschenschutz bedürftig, aber sie baute dennoch nicht auf Menschengunst und Menschenhilfe, sondern traute auf Gott, ihre Sonne, ihren Schild. Und wie in alter Zeit ein guter Schild den ganzen Kämpfer deckte, so ist auch Gott dieser kleinen Streiterschar für Christi Wort und Luthers Lehre Schild und Schutz gewesen und hat ihr kein Gutes mangeln lassen. War die Not am größten, dann war auch seine Hilfe am nächsten. Zur rechten Zeit sandte er den rechten Mann, zur rechten Stunde lenkte er die Aufmerksamkeit opferfreudiger Glaubensgenossen auf die verlassene, hilfsbedürftige, kleine Herde.

Bereits im siebzehnten Jahrhundert hatte in Proskau eine evangelische Gemeinde bestanden. Trotz der Hindernisse, welche die polnische Sprache der Verbreitung der Reformation bereitete, hatte Luthers Lehre doch in Oberschlesien Eingang gefunden, und auch in Proskau und der Umgegend war die protestantische Gemeinde so zahlreich geworden, daß in der früheren katholischen Proskauer Kirche

nunmehr lutherischer Gottesdienst gehalten wurde. Aber bald ward die Ausbreitung der Reformation gehindert, der Protestantismus gewaltsam unterdrückt. Die Evangelischen schmolzen zusammen, wird doch sogar von dem benachbarten Oppeln, wo einst zwei Kirchen protestantisch waren, berichtet, daß dort zuletzt nur noch ein Weiblein evangelisch gewesen sei. Auch in Proskau räumte die Gegenreformation mit dem lutherischen Bekenntnis gründlich auf, so gründlich, daß außer einigen wenigen bis zum Jahre 1629 reichenden dürftigen Notizen über die Proskauer evangelische Gemeinde nichts mehr über sie erhalten ist. Nicht nur in der Erinnerung der Zeitgenossen sollte das Gedächtnis jener lutherischen Gemeinde ausgelöscht werden, sondern auch sämtliche Urkunden, welche späteren Generationen über jene Zeit Aufschluß geben könnten, sind beseitigt worden, und fast hundertundfünfzig Jahre vergingen, ehe wieder ein Lichtstrahl des hellen Evangeliums das geistige Dunkel, welches über dem einst so vielversprechenden Gebiet sich gelagert, durchbrach.

Eine Wendung der Verhältnisse begann erst einzutreten, als der große Preußenkönig Friedrich II. von Schlesien Besitz ergriff. Selbst nach Beendigung des letzten schlesischen Krieges verging noch geraume Zeit, ehe der segensreiche Einfluß preußischer Herrschaft sich auch in Proskau geltend machen konnte, da bis zum Jahre 1769 Proskau nebst den umliegenden Ortschaften unter den streng katholischen Reichsgrafen von Proskau stand und erst deren österreichische Erben vierzehn Jahre später ihre schönen Besitztümer in Schlesien an Friedrich II. verkauften. Nun begann eine neue Zeit. Evangelische Beamte aus andern preußischen Provinzen gelangten in der Forst- und Domänenverwaltung zur Anstellung, protestantische Arbeiter und Werkmeister zogen in die Gegend, denen Grundstücke gegeben und Häuser gebaut wurden. Alle schlossen sich eng aneinander an und strebten dem gemeinsamen Ziele zu, auch äußerlich zu einer Kirchengemeinde vereinigt zu werden. Zunächst mußten sie sich freilich mit einem Hausgottesdienst, den der evangelische Domänenverwalter in einem seiner Zimmer hielt, begnügen, später übernahm ein Oppelner Feldprediger die Abhaltung dieses Hausgottesdienstes, und erst nachdem auf wiederholte Gesuche um einen würdigeren gottesdienstlichen Raum eine amtliche Zählung das Vorhandensein von fast 150 Protestanten ergeben hatte, wurde gestattet, daß die Gottesdienste in einem Saal des einst reichsgräflichen Proskauer Schlosses stattfinden durften, und Sonntag Estomihi 1793 wurde der erste Geistliche der Parochie Proskau feierlich in sein Amt eingeführt, so daß Proskau bereits einen eignen Seelsorger besaß, als die weit größere Nachbargemeinde Oppeln hinsichtlich ihrer geistlichen Versorgung noch auf die Oppelner Militärgemeinde sich angewiesen sah. Allerdings war das Einkommen des Proskauer Geistlichen ein äußerst kärgliches, so daß derselbe genötigt war, eine ausgedehnte unterrichtliche Thätigkeit zu entfalten, bis später das Pfarramt in Proskau mit der Oppelner Feldprediger-

stelle verbunden wurde. Bis zum Jahre 1808 hatte die Gemeinde Proskau sich geregelter geistlicher Pflege erfreuen können, dann aber brach eine Zeit schwerer Prüfung herein, eine Zeit des Ringens und des Kämpfens um die Existenz, in der es öfter den Anschein hatte, als würde die kaum gegründete Proskauer Gemeinde das Geschick jener verschollenen Protestantenschar aus dem siebzehnten Jahrhundert teilen. Das große nationale Unglück, welches Preußen betroffen, machte sich in seinen Folgen auch hier spürbar. Oppeln wurde als Garnisonort aufgegeben, und beide Gemeinden waren nun völlig verwaist. Herzbewegend sind die Bittschriften, welche die verlassenen Evangelischen damals an die verschiedensten Behörden richteten, und die Klagen, wie nicht nur kein Gottesdienst und keine Abendmahlsfeier stattfinden könne, sondern auch kein evangelisches Kind getauft, kein protestantisches Paar kirchlich eingesegnet, kein Evangelischer mehr mit kirchlichen Ehren zu Grabe geleitet werde, wie die nur von den Eltern unterwiesene Jugend unkonfirmiert bleibe, die Protestanten um ihrer Verlassenheit willen verspottet würden, nicht wenige, um nur überhaupt religiöse Erbauung zu finden, anfingen, katholische Gottesdienste zu besuchen, ja, wie bereits Uebertritte zur römischen Kirche stattgefunden hätten. Wiederholte Vorschläge um Prüfung und Bestätigung von Kandidaten als Geistlichen wurden gemacht. Der stereotype Bescheid blieb, daß „für die Besoldung des Geistlichen jetzt nicht der Zeitpunkt ist, hierbei zu konkurrieren", allerdings der damaligen Notlage des Staates entsprechend, aber von niederschmetternder Wirkung auf die mittellose Gemeinde. Endlich nach zweijährigem Warten wurde die Pfarrbesetzung in Oppeln geregelt und die Civilgemeinde Proskau mit der zu Oppeln vereinigt, insofern allerdings ein Nachteil für die Proskauer Evangelischen, als der Geistliche zu jedem Gottesdienst und jeder Amtshandlung fast zwei Meilen schlechtesten Weges zurücklegen mußte, ja, zuweilen noch bedeutend mehr, da die entfernteren Ortschaften der Parochie Proskau vom Pfarrorte selbst noch eine Wegstrecke von mehr als zwei Meilen abliegen. Naturgemäß zeigte sich im Laufe der Jahre immer gebieterischer die Notwendigkeit, Proskau zur selbständigen Parochie zu machen. Die Zunahme dieser Gemeinde, die stets wachsende Arbeitslast der Oppelner Geistlichen, die in den großen Entfernungen liegende Unmöglichkeit einer speciellen Seelsorge stellten vor die Alternative, die eine oder die andre Gemeinde zu vernachlässigen, und so erfolgte im Jahre 1854 die völlige Lostrennung der Proskauer Gemeinde. Beschleunigt war dieselbe durch die im Jahre 1847 erfolgte Errichtung einer landwirtschaftlichen Akademie im Proskauer Schloß, an welcher eine größere Anzahl evangelischer Docenten wirkte, und die, von Studierenden des In- und Auslands zahlreich besucht, Proskau in landwirtschaftlicher Hinsicht einen über die Grenzen Deutschlands reichenden Namen erwarb. Bald begann in der Gemeinde das regste Interesse für Pfarrhaus- und Kirchenbau wach zu werden. Denn einerseits konnte bei der starken Nachfrage nach Wohnungen dem Geistlichen nur ein

bescheidenes Mietsquartier zugewiesen werden, andrerseits machte die steigende Frequenz der Akademie der Benutzung des Betsaals die größten Schwierigkeiten. Denn da die Räume des Schlosses zu Hörsälen, Laboratorien und Docentenwohnungen umgewandelt waren, fehlte es an der sabbathlichen Stille, und besonders bei feierlichen Amtshandlungen an Wochentagen störte Harmoniumspiel und Gesang die Vorlesungen, und das Hin- und Hergehen in den schallenden Korridoren unterbrach die gottesdienstliche Ruhe. Es bildete sich daher ein Kirchenbauverein, der in den ersten sechs Jahren seines Bestehens eine Summe von 3300 Mk. sammelte. Jedoch bald sah man ein, daß der geplante Bau die Kräfte der Gemeinde bei weitem übersteige, und da ein Beitrag des Staates zum Bau noch ungewiß erschien, wandte sich die Gemeinde hilfesuchend an die Gustav-Adolf-Vereine, zuerst an den Gustav-Adolf-Jungfrauen-Verein zu Oppeln, welcher seitdem der einst mit Oppeln verbundenen Gemeinde bis zur Gegenwart stets eine opferfreudige Hand bewahrt hat, sodann an andre schlesische Zweigvereine. Und die Gemeinde bat nicht umsonst. Größere und kleinere Gaben kamen von allen Seiten, von herzlichen Segenswünschen begleitet, und mit fröhlichem, dankerfüllten Herzen aufgenommen. Freude und Leid wechselten wie bisher im Leben der Gemeinde. Mit Freude wurde die 1868 erfolgte Eröffnung eines pomologischen Instituts in Proskau begrüßt, welches dem Orte ebenfalls Lernende*) aus allen Gauen des Vaterlandes zuführt, zu denen sich auch Ausländer, besonders Russen, gesellen, und das durch seine protestantischen Zöglinge die Gemeinde verstärkt. Traurige Folgen dagegen hatte ein in dem neben dem Betsaal gelegenen Laboratorium ausgebrochener Brand, welcher auch den Betsaal schädigte und seine polizeiliche Schließung veranlaßte, so daß die Gemeinde sich nunmehr gezwungen sah, in einem kleinen Auditorium ihre Gottesdienste zu halten. Da dasselbe wenig Personen faßte, blieb, erst notgedrungen, bald aus übler Gewohnheit, eine Menge Evangelischer dem Gottesdienste fern. Taufen und Trauungen mußten in den Häusern abgehalten werden, da man sich nicht entschließen konnte, dieselben im Auditorium stattfinden zu lassen; die Wochengottesdienste fielen in Rücksicht auf die Vorlesungen gänzlich aus, und die Abendmahlsfeiern wurden trotz der Reparaturarbeiten in dem alten Betsaal gehalten, immer nur in sehr kleinen Gruppen, da die Balkenlage keine Sicherheit für eine größere Versammlung bot. Mit Freude begrüßte daher die Gemeinde die Vollendung der Reparatur, deren Kosten für sie sehr beträchtliche gewesen waren und in dem Rückgang der Gemeindesammlungen für den Kirchbau sich einige Jahre hindurch bemerkbar machten. Doch durch die Spenden der Gustav-Adolf-Vereine wuchs der Kirchenbaufonds stetig fort, und hätte der Staat einen namhaften Beitrag gewährt, so würde die Gemeinde eine Anleihe aufgenommen und den Bau schon damals

---

*) Die Durchschnittsfrequenz beträgt 60 Zöglinge.

ausgeführt haben. Da auf gütlichem Wege nichts zu erreichen war, ließ sich die Gemeinde, im Glauben an ihr gutes Recht, auf einen Prozeß gegen den Fiskus hinsichtlich der Patronatsfrage ein und verlor denselben, ein harter Schlag, auch für den Plan zu bauen, denn trotz aller Hilfe seitens des Gustav-Adolf-Vereins blieb die zum Bau noch fehlende Summe zu groß, um in kurzer Zeit erreicht werden zu können. Unermüdlich jedoch baten und warben die Geistlichen der Gemeinde, umsomehr, als die 1881 erfolgte Auflösung der landwirtschaftlichen Akademie durch den Wegzug der evangelischen Akademiker und der Docenten mit ihren Familien nicht nur die Seelenzahl der Gemeinde außerordentlich minderte, sondern auch ihre Steuerkraft schwächte. Dazu brach eine neue Prüfung über die Gemeinde herein, da nach dem Tode ihres Geistlichen eine fünfjährige Vakanzzeit eintrat. Wenn auch der Zustand gänzlicher geistlicher Verlassenheit, wie im Anfang des Jahrhunderts, nicht wiederkehrte, und in den ersten Vakanzjahren die Pastoren der Nachbarparochien, allen voran die Oppelner Geistlichen, hilfreich eintraten, und später Kandidaten und Vikare die verwaiste Gemeinde verwalteten, so pflegt doch in der Diaspora mehr noch als anderwärts das Bewußtsein, keinen eignen Geistlichen zu haben, entmutigend und zerstreuend auf eine Gemeinde einzuwirken. Die Kirchenbauangelegenheit jedoch nahm ihren guten Fortgang. Reiche Spenden liefen von den Gustav-Adolf-Haupt- und Zweigvereinen ein, die große Liebesgabe ward bewilligt, und der Fonds erreichte eine so stattliche Höhe, daß auch ohne Staatsbeihilfe zum Bau geschritten werden konnte. Ein andrer Grund noch trieb zur Beschleunigung des Kirchenbaues, nämlich die beabsichtigte und später auch erfolgte Verlegung des Oppelner katholischen Schullehrerseminars in das Proskauer Schloß. Selbst bei der größten Toleranz würde die Benutzung eines Raums im katholischen Seminar zur Abhaltung evangelischer Gottesdienste für beide Teile Unzuträglichkeiten im Gefolge gehabt haben, und für die evangelische Gemeinde war ein andrer zu gottesdienstlichen Zwecken sich eignender Raum in Proskau nicht zu finden.

Der 9. September 1886 wird in der Geschichte der Evangelischen Proskaus allzeit einen Wendepunkt bedeuten, denn an ihm wurde die neuerbaute Gustav-Adolf-Kirche eingeweiht. Es war eine herrliche Feier, welche die Gemeinde mit ihren zahlreich erschienenen Festgästen begehen durfte, und aller Herzen und Lippen waren des Lobes voll, nächst Gott dem Verein dankbar, der unermüdlich Bausteine gespendet und opferbereit zur Erreichung des Ziels geholfen, denn was hätte die kleine Gemeinde ohne seine reichen Gaben der Liebe vermocht? Nicht nur der Kirchenbau ist aus den geschenkten Geldmitteln bestritten, sondern auch der sogleich für die spätere Erbauung eines Pfarrhauses berechnete Platz mußte erst käuflich erworben werden. Und infolge der bei dem Bau geübten Sparsamkeit ist noch ein kleines Kapital übrig geblieben, aus dessen Zinsen die Reparaturen bestritten werden können, ohne daß die Gemeinde dadurch belastet würde.

Schon dem von fern Proskau Nahenden fällt eine schlanke Turmspitze auf, es ist die des evangelischen Kirchturms. Durch einen eisernen Gitterzaun mit massiven Pfeilern geschützt, liegt das schmucke, im Rohbau aufgeführte Gustav-Adolf-Kirchlein da, rings von Nadelbäumen und Strauchanlagen umgeben, zur einen Seite einen weitgedehnten Rasenplatz, die Stätte für das spätere Pfarrhaus. Ueber der Vorhalle, zu der einige Stufen führen, erhebt sich der Glockenturm, mit einem Kreuz gekrönt. Das Innere des Gotteshauses ist einfach, aber würdig ausgeschmückt. Bunte Fenster zieren die Altarnische, und auch die Umrandung der andern Fenster besteht aus buntem Glas. Stufen führen zu dem Raume, auf dem sich Altar und Kanzel befinden, beide aus Holz, mit schlichtem, aber schönem Schnitzwerk. Zwei der Kirche geschenkte, goldbronzene Kronleuchter schmücken die geweihte Stätte, und eine gute Orgel begleitet den Gesang der Gemeinde. Der Eindruck, welchen die Kirche äußerlich wie in ihrem Innern auf alle Besucher macht, ist ein äußerst sympathischer, und selbst an Großstadtkirchen Gewöhnte zollen dem freundlichen Gotteshaus gern ihre vollste Anerkennung.

Noch einen zweiten gottesdienstlichen Raum besitzt die Gemeinde. Von Proskau 16 Kilometer entfernt, im benachbarten Kreise, liegt das Filial Schelitz, zu dem noch vier andre Ortschaften gehören. Der kleine protestantische Friedhof ist vom Filialort wieder drei Kilometer entfernt. Die Fuhrkosten sind bei der weiten Entfernung vom Pfarrort bedeutend, und der evangelische Oberkirchenrat bewilligt daher jährlich 75 Mk. Fuhrgelder. Im Erdgeschoß des Schlosses zu Schelitz befindet sich der evangelische Betsaal, welcher nebst dem dazu gehörigen Vorraum von dem jedesmaligen Pächter der königlichen Domäne der Gemeinde unentgeltlich zur Abhaltung ihrer Gottesdienste überlassen wird. Der Saal bietet fünfzig Personen Sitzplätze und enthält einen einfachen Altar, eine Kanzel und ein Harmonium, letzteres freilich sehr alt und schlecht, so daß die Gemeinde zur Beschaffung eines neuen die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins anzurufen neuerdings sich genötigt gesehen hat, da die eigne Opferkraft für diese große Ausgabe sich als nicht hinreichend erwies. Ein schlichtes Altarbild hat die Gemeinde aus eignen, mehrjährigen Sammlungen angeschafft. Altar- und Kanzelbibel sind Gustav-Adolf-Gaben. Abendmahlskelch und Patene, sowie ein eisernes Altarkruzifix sandte der Zweigverein zu Eberswalde.

Noch auf einem andern Gebiet hat die Hilfsbereitschaft des Gustav-Adolf-Vereins der Proskauer Gemeinde einen Liebesdienst erwiesen. Jahr um Jahr wiederholt sich in der Diaspora der Fall, daß die Kinder weniger bemittelter Eltern aus denjenigen Ortschaften, welche vom Pfarr- und Schulort weit entfernt liegen, eine Reihe von Jahren die katholische Schule ihres Heimatsdorfes besuchen, nur in den letzten beiden Jahren vor ihrer Konfirmation, wenn sie körperlich den Anstrengungen des weiten, täglichen Schulweges gewachsen zu sein scheinen, Schüler der evangelischen Schule werden, und nun erst den protestan-

tischen Religionsunterricht erhalten, dessen sie so lange entbehren mußten. Bei der Ausdehnung der Parochie Proskau liegen die Verhältnisse ebenso. Die wenigsten dieser Kinder sind imstande, auch wenn sie kräftig und gesund sind, im Winterhalbjahr regelmäßig an dem Unterrichte teilzunehmen; schlechtes Wetter und noch schlechtere Wege machen den Schul- und Konfirmandenstundenbesuch oft unmöglich. Kein Wunder, daß die Kenntnisse solcher Kinder, namentlich in der Religion, höchst lückenhafte bleiben; die Konfirmation muß ohne die vorauszusetzende religiöse Reife erfolgen, weil die Schüler das entsprechende Alter und die vorschriftsmäßige Schuljahrszahl haben. Daher wurde auch in Proskau der Bau eines Konfirmandenhauses geplant, und die Gustav-Adolf-Vereine nahmen sich auch dieser Angelegenheit brüderlich helfend an. Seit Verlegung der Akademie hat es sich jedoch gezeigt, daß es zu weit gegangen wäre, ein Konfirmandenhaus für Proskau zu bauen und zu unterhalten, aber ein Konfirmandenfonds wird immer Bedürfnis sein, und schon mancher Konfirmand hat es dem Gustav-Adolf-Verein Dank gewußt, daß aus den Zinsen des Fonds ihm die Möglichkeit gegeben war, wenigstens zwei Winter hindurch in evangelischen Familien Proskaus in Pension zu sein und somit regelmäßig am Schul- und Konfirmandenunterricht teilnehmen zu können. Ist auch der Fonds nicht groß, so dürfte er doch bei sparsamer Verwaltung für absehbare Zeit ausreichen, und daher bittet die Gemeinde für diesen Zweck nicht mehr um Liebesgaben, desto dringender jedoch um weitere Hilfe zum Pfarrhausbau.

Einer spät im Jahr blühenden Pflanze gleich hat auch die evangelische Gemeinde Proskau lange auf ihre äußere Entfaltung geharrt, mußte sie doch 93 Jahre mit ihrem Gottesdienste zu Gaste gehen, ehe sie eine Kirche ihr eigen nennen konnte, und noch besitzt sie kein Pfarrhaus. Zur Miete zu wohnen hat für Pastoren in der Diaspora mehr Bedenkliches noch als anderwärts. Ist es gegenwärtig auch in Proskau nicht mehr so wie zu Zeiten der Akademie, daß der evangelische Geistliche genötigt ist, mit Studenten in einem Haus zu wohnen, so ergeben sich doch aus dem Mietsverhältnis öfter mancherlei Schwierigkeiten. Fern liegt es evangelischem Wesen, auf Aeußerlichkeiten viel Gewicht zu legen und darin mit der Romkirche sich auf einen Wettkampf einlassen zu wollen, aber es läßt sich doch nicht wegleugnen, daß der Vergleich zwischen den stattlichen katholischen Pfarreien und der bescheidenen Mietswohnung des protestantischen Pastors in den Gemeindegliedern immer wieder den Wunsch erregen muß, dem Pastor wenigstens ein Heim zu geben, in dem er sich wohl fühlt. Kirche und Pfarrhaus gehören nun einmal zusammen, und lieber geht das trost- und ratsbedürfende Gemeindeglied in das Pfarrheim, als in ein Haus, in welchem der Pastor nebst mehreren andern Familien zur Miete wohnt. Gern bringt auch die Gemeinde Proskau Opfer für ein eignes Pfarrhaus durch die Aufnahme eines Darlehns, aber ihre geringe Steuerkraft ist ohnedies so außerordentlich in Anspruch genommen, daß für den Kopf

25 Mark Steuer aufzubringen sind. Bedenkt man, daß die Mehrzahl der Gemeindeglieder aus armen Arbeitern, Kolonisten und kleinen Handwerkern besteht, daß nur wenige besser gestellte Beamte und noch weniger Gutsbesitzer ihr angehören, und daß an Stelle der evangelischen Beamten leicht katholische treten können, so leuchtet ein, daß die Beitragsfähigkeit zum Pfarrhausbau nur eine begrenzte sein kann. Der Staat ist um seine Hilfe angegangen worden, aber ebensowenig wie er zum Kirchenbau einen Beitrag gegeben hat, ist Aussicht, daß er solches zum Pfarrhausbau thun werde. So ist denn wieder der Gustav-Adolf-Verein die Zuflucht der Gemeinde. Und er hat sich dieses seines Sorgenkindes auch in der Pfarrhausbauangelegenheit angenommen, so daß die kleinere Hälfte des zum Bau nötigen Kapitals vorhanden ist. Aber noch fehlen 9000 Mark, und so bittet die Gemeinde hierfür auch noch weiter um Hilfe, bis das erstrebte Ziel erreicht ist. In wie hochherziger Weise der Gustav-Adolf-Verein der Gemeinde bisher geholfen hat, geht daraus hervor, daß seit dem ersten hilfreichen Eingreifen des Vereins in die Gemeindeverhältnisse den Proskauer Evangelischen von den Haupt- und Zweigvereinen eine Summe von beinahe 40000 Mark zugewendet worden ist.

Als die Gemeinde ihr fünfzigjähriges Jubiläum beging, that sie es unter drückenden Verhältnissen, ganz in der Stille. Der Gedenktag des hundertjährigen Bestehens, der 14. Februar 1893, ward um so festlicher begangen. Die Spitzen der Regierungs- und Kreisbehörden beteiligten sich an dem Festgottesdienst und dem darauffolgenden Festmahl, außer andern Geistlichen war ein früherer Seelsorger der Gemeinde zu ihrem Ehrentage gekommen, auch seitens der katholischen Mitbürger zeigte es sich, daß die evangelische Gemeinde bei ihnen in hoher Achtung steht, Spenden zur Schmückung des Gotteshauses wurden von ehemaligen Gliedern der Gemeinde aus der Ferne gesandt, eine Sammlung in der Gemeinde hatte ebenfalls ein erfreuliches Resultat, der Gottesdienst in der im schönsten Festschmuck prangenden Kirche bildete den Höhepunkt der Feier, mit Dank gegen Gott vereinigte sich beim Festgottesdienst wie bei dem Festmahl ein dankbares Gedenken des irdischen Helfers in der Not, des Gustav-Adolf-Vereins; es war ein schönes Fest, welches die kleine Gemeinde feiern durfte, ein Tag, an dem so recht vor aller Augen stand, tröstend auch für den Ausblick in die Zukunft, die hundertjährige Erfüllung des Psalmwortes: „Gott, der Herr, ist Sonne und Schild, der Herr giebt Gnade und Ehre, er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen.“ Amen.

26.

Westpreußisches Elend.

Von Oberkonsistorialrat **Koch** in Berlin.

---

2. Kor. 6, 9 u. 10: Als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben.

Mit diesen Worten grüßen die westpreußischen Glaubensgenossen euch, teure Brüder und Schwestern, mit dem Gruße der Liebe und des Dankes.

Als die Unbekannten und doch bekannt — ja schon seit vielen Jahrzehnten haben die Evangelischen Württembergs, und namentlich die dieser schönen Stadt Stuttgart, hinübergeschaut zu uns, die wir an der Weichsel tückischem Strom treue Wacht halten gegen den stetig vordringenden Polonismus und Romanismus und haben uns mit dem Bande stärkender Liebe in der seligen Gemeinschaft gehalten, die uns, als die von einem Stamme, unter dem Zeichen des Kreuzes und unter dem Leuchten des göttlichen Wortes von der alleinigen Gnade in Christo Jesu, unserm einigen Mittler im Leben und im Sterben, verbindet.

Was war es doch für ein Freudentag für die westpreußische Diaspora, als im Jahre 1874 von dieser Stadt, wo damals die 28. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins tagte, die Kunde zu uns kam, Gorzno, diese kleine, hart an der russischen Grenze auf einem weit hinausblickenden Hügel zwischen dichten Wäldern gelegene Gemeinde, hat die große Liebesgabe erhalten! Dieser Gemeinde, die seit 1836 in einer dumpfen Schule ihre Gottesdienste hatte feiern müssen, ward durch diese Stuttgarter Gabe ihre Lebenshoffnung erfüllt. Der große Steinblock, auf welchem der große Schwedenkönig Gustav Adolf im Jahre 1626 bei seinem Zuge durch unsre Provinz gesessen, von wo aus er die waldige Gegend mit ihren Thälern und Seen beobachtet hatte, der Königssessel genannt seit jener Zeit bei allen Leuten, ward der Grundstein einer neuen Kirche, die als ein Wahrzeichen für die evangelischen Glaubensbrüder der Umgegend, als ein Denkmal, geweiht dem nordischen Glaubenshelden, als ein Leuchtturm evangelischer Wahrheit, aufgerichtet an der Grenzmark des deutschen Reiches, hinausleuchtet von hoher Warte in das Chaos des russisch-slavischen Völkermeeres. Und Väter erzählen es ihren Söhnen und Mütter ihren Töchtern, von Stuttgart ist uns gekommen die Erlösung und die Hilfe, und brünstige Gebete des Dankes und der Liebe schicken sie dort an der russischen Grenze auf zum Throne der Gnade für euch, ihr teuern Glaubensgenossen, die also in Liebe unser gedacht — als die Unbekannten und doch bekannt.

Nicht weit von diesem Gorzno in demselben Strasburger Kreise liegt eine andre Gemeinde, die in diesem Jahre bange auf die Entscheidung über die große Liebesgabe wartet. Es ist Goral. Seit 25 Jahren seufzt diese arme Gemeinde nach einem Kirchlein. Etwa 2000 Seelen in 32 Ortschaften auf etwa zwei Quadratmeilen verteilt, sehnen sich, endlich einzugehen in die Vorhöfe des Herrn, um ihm würdig dienen zu können im heiligen Schmuck. Das Schulzimmer ist so klein, die zuströmende Menge oft so groß, daß der Geistliche gezwungen ist, auf einer Leiter durch das geöffnete Fenster zu klettern, um den Platz auf dem eingerichteten Altar, dem Katheder des Lehrers, einzunehmen. Wie sehnlich schauen sie aus nach der Hilfe ihrer Glaubensgenossen; ihre Kräfte, die sie redlich und willig eingesetzt zum Gelingen dieses Werkes, sind erschöpft, über 3000 Mark haben die kleinen Leute, die armen Tagelöhner, die kleinen Besitzer zusammengebracht. Aber, seufzt oft das verzagte Herz, das in der Umgegend ein Kirchlein nach dem andern entstehen sieht, sind wir allein die Unbekannten in der großen Welt der evangelischen Bruderliebe, sollen wir weiter so traurig gehen, wenn der Feind uns drängt? Täglich tröstet sie der treue Geistliche und fordert sie auf zum Gebet. Da eine Betglocke noch fehlt, so öffnet des Morgens der liebe Pastor sein Fenster und stößt in ein Waldhorn die kräftige Mahnung: „Wach' auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge", und wenn abends die müden Arbeiter aus Feld und Wald heimwärts ziehen, und die müden Augen sich zum Schlafe schließen wollen, so holt er wieder sein Waldhorn hervor: „Nun ruhen alle Wälder", so klingt es über die einsame Flur, und die Lippen und die Herzen dieser vereinsamten Brüder öffnen sich und stimmen mit ihrem Pastor in das Dankeslied, dem Herrn zum Lob und Preis. Wann wird dieses Waldhorn endlich verstummen können, wann wird von einem Turme die Gebetglocke ihre Klänge mahnend, bittend, ladend in die Gemeinde senden? Ja, Herr, das weißt du allein, dir befehlen sie ihr Hoffen und Harren, du wirst es erfüllen.

O, welch selige Bekanntschaft, die die aus dem Glauben stammende Liebe schafft! Da stand ich vor 25 Jahren in einer kleinen Diasporagemeinde, die ich als junger Pfarrverweser sammeln sollte; mitten auf der öden, unwirtbaren Hochebene, die zwischen Danzig und Pommerland sich hinzieht, lag das polnische Dorf, in das ich eingezogen. Wie waren mir die fremd klingenden Laute einer nie gehörten Sprache so schmerzlich, mitten im deutschen Vaterlande ein ganz fremdes Volk! Hier sollte ich auf einem Umkreis von fünf Quadratmeilen 500 in 45 Ortschaften lebende evangelische Seelen zu einer Gemeinde sammeln. Wie bange schlug mir mein Herz, als ich aus der Großstadt, in der ich bisher gelebt, in diese Einsamkeit und Fremde trat. Kein Pfarrhaus nahm mich auf, ich kehrte mit meinem Weibe bei dem Lehrer ein, der uns seine Stube abtrat. Wie fehlte mir alles; neben dem Worte Gottes sollte ich die Sakramente austeilen, aber die heiligen

Gefäße waren nicht da. Da wandte ich mich an euch, Ihr lieben Stuttgarter Schwestern, und der Stuttgarter Frauenverein schenkte mir kostbare Geräte, die noch heute vom Altare des Herrn die Gemeinde Lippusch grüßen von euch, ihr Unbekannten und uns doch so wohlbekannt. Und wenn am seligen, schönen Weihnachtsabend der Himmel sich öffnet und mit dem Lobgesang der himmlischen Heerscharen sich die Dankeslieder der erlösten Menschenkinder verbinden, und hier und dort in der westpreußischen Einöde ein Lichtlein nach dem andern aufblitzt, und um den duftenden Weihnachtsbaum sich jung und alt lobend und dankend versammeln, so sind's die Stuttgarter Gaben wieder, die Grüße der Liebe uns bringen von euch, ihr Unbekannten und doch bekannt.

Aber nicht als die Unbekannten und doch bekannt, sondern auch als die Sterbenden und siehe, wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, so stehen vor euch die westpreußischen Glaubensbrüder. Welche Wetter der Trübsal und des Todes sind über unsre heimatlichen Fluren gegangen! Die gefährlichsten Feinde des Evangeliums, der Polonismus und der Jesuitismus hatten sich verbunden, um der fröhlich aufschießenden Saat des Evangeliums in unsern Landen den Garaus zu machen. Von den westpreußischen Städten Danzig, Elbing und Thorn, wo Luthers Lehr schon seit 1525 auf allen Kanzeln verkündet wurde, war das Evangelium auf das Land gekommen und eine Gemeinde nach der andern hatte sich um das Palladium, das der Bischof von Marienwerder, Paulus Speratus, hoch erhoben: „Es ist das Heil uns kommen her aus lauter Gnad' und Güte", geschart. Diese aufblühende Saat mußte vernichtet werden mit Gewalt und mit List. Da kommt nach dem Städtchen Schöneck einst der polnische Bischof Rekoschewitz, bittet um die Schlüssel der Kirche, um nur für sich eine Messe zu lesen. Man giebt sie ihm auf Treu und Glauben, aber nie wurden sie wieder zurückgegeben. In 24 Stunden sollt ihr euch eine andre Kirche bauen, so hieß der spöttische Befehl. Die Schönecker wandten sich an den Rat in Danzig, dieser ließ das Gebäude in Holz in Danzig herrichten; als Stadtsoldaten verkleidete Zimmerleute brachten das fertige Gebäude auf vielen Wagen nach dem 5 Meilen entfernten Schöneck und ehe eines Tages die Polen erwachten, stand das Kirchlein da, welches ein Denkmal aus der Zeit der Not und der Bedrängnis bis zum Jahre 1875 die evangelische Gemeinde in seinem engen Raum versammelt, bis die Liebe der Glaubensbrüder der Gemeinde eine neue Kirche gebaut.

Dort in Tarnowke im Kreise Flatow soll die Gemeinde ihr ehrwürdiges Gotteshaus den anstürmenden Jesuiten ausliefern, sie weigern sich standhaft, als alles Weigern nichts hilft und der Prior mit einer Schar fanatischer Geistlicher zur Strafe der Gemeinde heranzieht, da brechen die evangelischen Bauern lieber ihre liebgewonnene Kirche ab, als daß sie sie den Feinden ausliefern und auf den Trümmern ihres

zerstörten Gotteshauses haben sie Decennien hindurch ihre Gottesdienste gefeiert, bis unter Preußens Herrschaft ihnen gestattet wurde, ihr Kirchlein wieder aufzubauen.

In Thorn wurden in der fast ganz evangelisch gewordenen Stadt sämtliche Kirchen durch List und Gewalt genommen und der Bürgermeister Rösner endete als Märtyrer für sein evangelisches Bekenntnis auf dem Henkerblock. Eine erhebende Feier war es, die wir vor wenigen Wochen, gelegentlich unsrer Provinzialversammlung, feiern durften, da das Denkmal, das der Rat und die Stadt zum Andenken an diesen teuern Mann errichtet, enthüllt wurde; treu bis in den Tod, so lautet die Inschrift, die unter seinem Bilde eine immerwährende Mahnung sein soll an das evangelische Volk dieser Stadt.

Ja, wenn Gott der Herr nicht in jener Zeit unsern Gemeinden treue evangelische Bürgermeister und Ratsherren beschert hätte, die als Beschützer und Schirmer die armen, ihrer evangelischen Gotteshäuser beraubten Gemeinden in ihre Ratshäuser aufgenommen hätten, wäre unsre evangelische Kirche nicht auf unsre Zeit hindurch gerettet worden.

Wie traurig mögen damals unsre Väter hingeschaut haben auf das sie umgebende große Totenfeld? Wie mag die Frage des Propheten auch auf ihren Lippen gezittert haben; meinst du, daß diese Toten leben? Aber mit dem Propheten haben sie sich getröstet: Das weißt du, Herr, allein — und sie haben recht gehabt, — als die Sterbenden und siehe, wir leben, so schallt's aus den vielen nun neugesammelten Gemeinden, denen die Liebe der Glaubensbrüder im Gustav-Adolf-Verein zu neuem Leben geholfen. Wohl hat seit seinem Bestehen der Gustav-Adolf-Verein seine Liebesarbeit auch auf unsre Provinz ausgedehnt, von jener ersten Kirche an, die er in Osche, in der Tuchler Heide, wozu die Lumpensammler in Paris ihre Sous in teilnehmender Liebe gespendet, sind 30 Kirchen rings um uns her erbaut. Aber was ist noch zu thun! 43 neue Gemeinden warten sehnsüchtig auf die Erfüllung ihrer Lebenshoffnung, dem Herrn dienen zu können in einem würdigen Gotteshause. Die dumpfen Schulstuben, in denen sich die neugesammelten Gemeinden zum Gottesdienste einfinden müssen, in denen trotz der geöffneten Fenster und Thüren die Luft so drückend ist, daß eine Anzahl ohnmächtiger Männer und Frauen bei jedem Gottesdienst herausgetragen werden müssen, sind für die Dauer als gottesdienstliche Räume nicht zu halten, ohne die angestrebte Sammlung der vereinsamten Glaubensgenossen ernstlich zu gefährden. Wo Schulen nicht zu Gebote stehen, da muß man sich, wie in Czerwinsk mit dem Kühlraum einer Molkerei, in Warlubien mit einem Güterschuppen begnügen, in dem kein einziger Gottesdienst ohne mehrmalige Störung durch andauerndes Rangieren der Züge abgehalten werden, in dem kaum eine Trauung durch Störung von Bretterwerfen oder Mehlabladen vollzogen werden kann. Da kniet ein Brautpaar vor dem Altar. Der Geistliche hält die Traurede. Es ist ein heilig ernster Augenblick.

Da tönt plötzlich, Mark und Bein durchdringend, das Quieken eines Schweines in die feierliche Stille hinein. Der Prediger hält inne. Ein Lächeln zuckt über die Gesichter der Trauzeugen, Betrübnis lagert sich über die des Brautpaares. Wir fühlen, so berichtet der eifrige Ortspfarrer, das Unwürdige unsrer Lage. Doch nun ist's vorüber. Wir atmen auf. Der Prediger fährt weiter fort in seiner Traurede, aber ach, er hat sich getäuscht! Dicht hinter der Thür des Schuppens, an welche sich der Altar lehnt, werden Schweine verladen und Stück für Stück wandert mit demselben intensiven Quieken vom Wagen in den Waggon. Von Andacht keine Spur mehr. Die Trauung muß unterbrochen werden. Sie wird dem jungen Paare unvergeßlich sein, unvergeßlich ihm und uns allen die Roheit des katholischen Viehhändlers, der dem hinausgesandten bittenden Küster höhnisch antwortet: „Was geht mich Ihre Trauung an. Wollen Sie mich hier in meinem Geschäfte stören, so beantrage ich bei der Bahnverwaltung, daß ich ohne Störung durch Ihre Gemeinde hier mein Vieh verladen darf." Da wagt der Küster kein Wort mehr: und die Gemeinde? Ach, die evangelische Gemeinde Warlubien ist froh, daß der Mann seine Drohung nicht ausführt.

Welch eine unwürdige Lage einer evangelischen Gemeinde in diesem Güterschuppen. Wer verstände da das Sehnen dieser Gemeinde nach baldigem Bau einer Kirche nicht. Und dieser Güterschuppen soll demnächst, wie er für die Bahnverwaltung nutzlos ist, in allernächster Zeit abgebrochen und auf einem andern Bahnhof aufgebaut werden. Was dann? Wohin soll die Gemeinde alsdann mit ihren Gottesdiensten? Sie wird auseinandergehen, da sie sich in dem engen Schulraume nicht einzwängen lassen wird.

So wird uns Schritt auf Schritt das Demütige unsrer Lage fühlbar gemacht. Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, sammeln sich die jungen Gemeinden, die als die Armen zwar zu ihnen kommen, sie aber unendlich reich zu machen. Armut und Dürftigkeit umfängt die Diener des Worts an allen Orten. Niedre Lehmhütten, elende Dachstuben in polnischen Krügen müssen ihnen als Wohnung dienen. In Schaffarnia findet das junge Predigerpaar in der Dachstube des katholischen Lehrers ein elendes Unterkommen. Auf einer schmalen Stiege mußte der Präsident des evangelischen Oberkirchenrats, den ich vor einiger Zeit durch die westpreußische Diaspora führte, emporklimmen und in der rauchgeschwärzten Stube, die dem Pastor Studier-, Wohn-, Schlaf- und Küchenraum war, bot sich ihm ein Anblick des Schreckens, ein elendes Weib mit fieberglühenden Wangen trat ihm mit der Bitte entgegen: Schaffen Sie uns bald eine andre Wohnung, denn hier vergehen wir.

Als die Armen reichen die Diener des Worts den teuern Gemeinden den köstlichsten Schatz, in dem sie überreich werden: das Evangelium von der alleinigen Gnade in Christo Jesu; und ob sie nichts inne haben, so haben sie doch alles nun in der Befriedigung

der Sehnsucht ihres Herzens, die so köstlich unser teurer, entschlafener Freund, der selige Laurmann, in seiner Danziger Festpredigt gedolmetscht: Wir möchten Jesum gerne sehen. Ja, Jesum wollen sie gerne sehen: darum machen sie sich frühe auf, um in den engen Schulräumen noch ein Plätzchen zum Anhören des teuern Gottesworts zu finden; Jesum wollen sie gerne sehen, darum strömen sie zusammen, wo irgend bei einem verlassenen Bruder der Geistliche erscheint, um mit dem ewigen Trostesworte ihn für seinen letzten Gang zu stärken; Jesum wollen sie gerne sehen: darum sehnen und verlangen sie nach den Vorhöfen des Herrn, wo sie ihn schauen und anbeten können in heiligem Schmuck. O, helfet uns, daß die noch fehlenden 30 Kirchen bald den wartenden Glaubensbrüdern erstehen!

Ich werde nicht sterben, sondern leben; mit diesen Worten seines Lieblingspsalms schaute einst unser Luther von der Koburg trotz aller Sorgen und Kämpfe, die ihn umtobten, hochgemutet auf die Versammlung der Fürsten und Völker in Augsburg. Wir werden nicht sterben, sondern leben, mit diesem Wort des Trostes und der Hoffnung blicken unsre westpreußischen Glaubensgenossen auf die Gustav-Adolf-Versammlungen in Süd und Nord unsers Vaterlandes und grüßen auch diese Versammlung in der festen Zuversicht, daß die Liebe, die Gutes thut an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen, sie nicht sterben lassen, sondern zu neuem, frischen Leben wecken und stärken wird. Amen.

27.

Aus der Posener Diaspora.

Von Oberkonsistorialrat D. Max Reichard in Posen.

---

1. Kor. 15, 58: Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist indem Herrn.

Die Provinz Posen, welche erst seit einem Jahrhundert zum preußischen Staat gehört, ist eine derjenigen, welche in ganz besonderm Maße die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins von Anbeginn an erfahren durfte, wie sie desselben auch vor allen andern bedürftig war. Kaum irgendwo in unserm ganzen Vaterlande tritt uns die evangelische Kirche in so armer Knechtsgestalt entgegen wie hier, wo sie unter dem zwiefachen Druck einer überwiegend polnischen Bevölkerung einerseits und anderseits eines mächtigen Katholicismus ihr Dasein zu fristen und die ihr von Gott angewiesene Stellung zu behaupten hat. Alle Züge, welche auch sonst im Reiche Gottes eine Diasporakirche an sich trägt, finden sich in besonders hervorragendem

Maße in der ganzen Erscheinungsform der evangelischen Kirche Posens wieder: die übermäßige räumliche Ausdehnung und stets noch viel zu kleine Zahl der Parochien; die Vereinsamung der einzelnen Parochianen, die oft meilenweit vom Pfarrort und auch von ihren Glaubensgenossen entfernt wohnen; die Armut der evangelischen Gemeinden und auch der meisten Gemeindeglieder selbst; die kümmerliche Gestalt der Kirchen, der Bethäuser, der Pfarrhäuser; die Geringfügigkeit der Einnahmen bei der weitgrößten Anzahl der Geistlichen. Daneben aber darf mit Dank gegen den Herrn hervorgehoben werden, daß auch die andern Kennzeichen einer lebendigen Diaspora in der Posener Provinzialkirche nicht fehlen: ein reges kirchliches Gemeindeleben und ein lebendiges evangelisches Bewußtsein, wie sich solches in einem überaus erfreulichen Kirchenbesuch und im Festhalten an Wort und Sakrament, an Sitte und Ordnung der Kirche kundgiebt; ein durchweg gutes Verhältnis zwischen Geistlichen und Gemeindegliedern; eine Opferwilligkeit für kirchliche Angelegenheiten auch in den ärmsten Gemeinden, die viele reiche Gemeinden beschämen kann; und vor allem eine im Worte Gottes gegründete Schar von Geistlichen, die unter großen Entbehrungen und schwerer Arbeitslast, doch mit Freudigkeit, ohne Parteigezänk, ohne viel Aufhebens nach außen hin, das ihnen befohlene Tagewerk im Segen vollbringen.

Da liegt denn auch, wie nur sonst irgendwo in unserm Vaterland, ein Feld für die Liebesarbeit des Gustav-Adolf-Vereins vor — und, Gott sei Dank! es haben sich seit fünfzig Jahren reiche Ströme des Segens aus dieser Liebesarbeit über die evangelische Kirche in der Provinz Posen ergossen, die auch überall die dankbarste Aufnahme gefunden und das dürstende Land erquickt haben.

Ein Ueberblick über die Vergangenheit und in die Gegenwart der evangelischen Kirche in der Provinz Posen, so gedrängt derselbe hier nur sein kann, dürfte geeignet sein, das Interesse der Gustav-Adolf-Freunde unter den Lesern dieser Blätter zu wecken und in Anspruch zu nehmen.

Die jetzige Provinz Posen hat, als Teil des früheren mächtigen und ausgedehnten Polenreiches, in den Tagen der Reformation eine große Zeit evangelischer Erweckung durchlebt. Manche der edelsten Geschlechter des polnischen Adels, aber nicht sie allein, sondern auch das Volk in den Städten und Dörfern, vor allem die früh schon im Lande ansässigen Deutschen, hatten das lautere Wort Gottes aus Luthers und Calvins Munde mit Freuden aufgenommen.

Im Posenschen, in Fraustadt, verkündigte ein Valerius Herberger die »Magnalia Dei« (die großen Thaten Gottes) und hielt die köstlichen Predigten, wie sie in seiner Herzpostille noch heute zu lesen sind; in Lissa sang ein Johannes Heermann seine Lieder, wie „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen" — „Jesu, deine tiefen Wunden" — „O Gott, du frommer Gott". In Lissa ebenfalls wirkte in großem Segen ein Amos Comenius, der Verfasser des »Orbis pictus« und

der »Didactica magna«, als Bischof der alten mährischen und böhmischen Brüder in der Unitas fratrum, die aus den Ueberresten der hussitischen Flüchtlinge gesammelt worden — da lebte ein Johannes von Laski, der Reformator Polens, zum Segen von Tausenden. Blühende Gemeinden deckten das Land hin und her, treue Knechte Gottes erbauten das Volk in deutschen und polnischen Predigten. Fürsten, Starosten und Piasten waren es, die für den Druck der ersten Bibelübersetzung in polnischer Sprache und für die Verbreitung derselben die höchste Sorge trugen. Aber wie überall in deutschen und slavischen Ländern, trat schon gegen Ende des 16., besonders aber im 17. Jahrhundert jene trübe Zeit der Gegenreformation ein, in welcher durch den Jesuitismus auf allen erdenklichen Wegen und mit allen möglichen Mitteln das evangelische Leben in den Gemeinden unterdrückt und größtenteils vernichtet wurde. Die polnischen Könige, welche anfangs den Lutheranern und Calvinisten in ihrem Lande gegenüber eine freundliche oder doch wenigstens gerechte Gesinnung bekundet hatten, ließen sich besonders seit der Zeit Sigismunds III. (1587) zu Willkürlichkeiten aller Art bestimmen, und die Geschichte der zwei nun folgenden Jahrhunderte, bis zum Warschauer Traktat 1768, bildet größtenteils nur eine lange Märtyrergeschichte der Evangelischen Posens, besonders die Zeit des schwedisch-polnischen Krieges um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo die Protestanten für die Schweden Partei ergriffen und nachher furchtbar dafür büßen mußten. Unter Johann Casimir wurde der Protestantismus so gut wie unterdrückt. Die Ausübung des Gottesdienstes wurde vielfach verboten, die Vermögensverhältnisse der Evangelischen, der „Dissidenten", wie man sie ungerechterweise benannte, durch Einziehung von Kirchen und Pfarrhäusern, durch Auferlegung von schweren, an die katholischen Geistlichen zu entrichtenden Gebühren, empfindlich geschädigt, und das reiche evangelische Leben, welches in dem ganzen Königreich blühte, tödlich untergraben. Durch Drohungen und Plackereien aller Art wurde das Volk, durch feinere Verlockungen und Verführungskünste der Adel dem evangelischen Glauben entfremdet; und als das Gericht Gottes über Polen in den beiden Teilungen des alten Königreichs vom Jahr 1792 und 1793 hereinbrach, traf dasselbe ein Land, in welchem das gute Salz des Evangeliums so gut wie ausgerottet worden war. Ein besonderes Augenmerk hatte der Jesuitismus auf den alten eingesessenen Adel geworfen, um ihn um jeden Preis wieder zur römischen Kirche zurückzuführen. Und es ist ihm nur allzusehr gelungen. Die schroffsten Calvinisten, welche dem Luthertum gegenüber, das rings um sie her im Volk lebte, stets einen scharfen Gegensatz hervorgekehrt hatten, verfielen den feinen Netzen, mit welchen man sie durch Mischehen, Versetzungen, Beförderungen ꝛc. zu umgarnen und ins römische Lager zu locken wußte; und es kann nur zum größten Schmerz gereichen, wenn man sieht — ähnlich wie solches in Frankreich zur Zeit der Gegenreformation geschehen ist —, daß von den frühern

Dynastenfamilien Polens kaum noch eine oder zwei dem Glauben, für den die Väter so treu eingestanden, zugethan geblieben sind.

Erst mit der Einverleibung dieses Teiles von Polen in die preußische Monarchie ist neues Leben aus den Ruinen erblüht. Friedrich des Großen Scharfblick erkannte, daß deutsches Blut allein imstande sein würde, ein Volksleben zu erneuern, das durch so viele Wirren verwüstet worden; seine großartigen Kolonisationen im Netzedistrikt, dem heutigen Regierungsbezirk Bromberg, errichteten lebendige Brennpunkte deutschen und evangelischen Gemeindelebens in diesen Landesteilen und schufen gleichzeitig ein Vorbild, dem die gegenwärtige Verwaltung in einer zu großen Hoffnungen berechtigenden Thätigkeit nachzufolgen bestrebt ist. Es läßt sich deutlich nachweisen, wie ungleich viel deutscher derjenige Teil Polens geworden ist, welcher gleich nach der ersten Teilung Polens den Segen dieser Friedericianischen Thätigkeit erfahren durfte, als der erst später zu Preußen geschlagene südliche Teil der Provinz, um so mehr als auch bald schon nach dessen Annektierung die Kriegsläufte unter Napoleon und die Errichtung der Warschauer Regierung die Germanisation der Provinz wieder auf Jahre hinaus zurückwarfen.

Nur sehr schwer und langsam ist das Werk der Wiederbelebung der evangelischen Gemeinden fortgeschritten; unendlich mühsam ist es gewesen, die zerstreuten Evangelischen zu sammeln, und nach und nach geordnete kirchliche Zustände für dieselben herbeizuführen. Dazu trägt schon der stets zunehmende und in den letzten Jahrzehnten ganz besonders verschärfte Gegensatz bei, welcher zwischen den beiden Nationalitäten, der deutschen und der polnischen, besteht, und dessen Einwirkung auf das religiöse Gebiet von größtem Gewicht ist.

Die größte Mehrzahl der Einwohner der Provinz Posen ist polnischen Ursprungs. Sie bilden zwei Drittel einer Bevölkerung von etwa 1500000 Seelen; die Zahl der Evangelischen beläuft sich rund auf 550000, außerdem leben etwa 60000 Juden in der Provinz. Die Begriffe polnisch und katholisch decken sich in den allermeisten Fällen vollständig. Geringe Ausnahmen bilden einerseits die eingewanderten Katholiken aus andern Provinzen, namentlich im Beamten- und Militärstande; anderseits ein Häuflein von etwa 12000 evangelischen polnischen Bauern, welche, im südlichen Teil der Provinz wohnend, trotz aller über sie ergangenen Prüfungen, mitten unter den sie umringenden Polen katholischen Glaubens, ihrem evangelischen, streng lutherischen Bekenntnis treu geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Sie unterscheiden sich von den in denselben Dörfern und Städten mit ihnen lebenden katholischen Polen, bei allem Festhalten an ihrer Muttersprache, durch ihre gut preußische Gesinnung und Königstreue, ebenso aber auch durch ihren kirchlichen Sinn, ihre wirkliche Frömmigkeit, ihr wahrhaft rührendes Hangen an ihrer Bibel, an ihren polnischen Kirchenliedern und an ihrer alten Dombrowskischen Postille, die in keinem Hause fehlt. Seit Jahrhunderten ist dies Häuflein lutherischer Polen

wie eine Oase mitten in der katholischen Umgebung verblieben, auf drei landrätliche Kreise und neun Parochien verteilt: es hat nicht abgenommen, hat sich aber auch nicht nach außen verbreitet. So scharf ist der Glaubensgegensatz zwischen Evangelischen und Katholiken daselbst, daß eine Mischehe zu den allergrößten Seltenheiten gehört, ebenso aber auch der Uebertritt aus einer Konfession in die andre. Eine Gefahr, die in neuerer Zeit diesem wirklich in hohem Grade der Teilnahme werten Völklein droht, liegt in der Auswanderungslust, die es seit einigen Jahren ergriffen hat — nicht nach überseeischen Ländern, sondern in die reichen Zuckerrübengegenden Mittel-Deutschlands, in Sachsen, Hannover und Braunschweig. Dorthin strömen in jedem Frühjahr Tausende von Männern und Frauen aus diesen polnischen Gemeinden, und kehren erst im Herbst nach vollbrachter Arbeit zurück. Im deutschen Land sind sie vielfach kirchlich verwahrlost, weil sie der deutschen Sprache nicht mächtig genug sind, um mit Erfolg die Predigt zu hören. Dort sind sie auch, in höherem Maße als zu Haus, den Einflüssen ihrer katholischen Landsleute, aber leider! auch der Verführung des Unglaubens und der Unsitte preisgegeben. Mit tiefem Schmerz haben unsre polnischen Geistlichen schon wahrnehmen müssen, wie verderblich diese Auswanderungen, gegen welche sich keine Zwangsmaßregeln anwenden lassen, auf den alten kirchlichen Geist ihrer Gemeinden einwirken. Die kirchlichen Behörden, sowie die Seelsorger der Heimatgemeinden dieser Sachsengänger, haben diese Gefahren ernstlich ins Auge gefaßt: seit Jahren ist Fürsorge dafür getroffen, daß jeden Sommer eine Pastorierung dieser Arbeiter durch polnisch sprechende Geistliche stattfinde. Ergreifend ist es, eine Beschreibung der Freude zu lesen, mit welcher die Leutlein die Pfarrer begrüßen, die sie besuchen — so viel wie möglich sind es stets ihre eigenen Seelsorger, welche die weite Reise zu ihnen unternehmen. Herzbeweglich ist der Eifer, mit welchem sie sich dann zu den großen Sonntagsgottesdiensten, stets mit Abendmahlsfeier verbunden, versammeln, die von denselben hin und her für sie an ihren Arbeitsstätten, in Kirchen, in Sälen, in Schuppen, auf freiem Felde gehalten werden. Aber was bis jetzt geschehen, ist erst ein Anfang; in weit größerem Umfang noch müßte solches getrieben werden, und auch da bietet sich für die werkthätige Hilfe der Gustav-Adolf-Vereine ein ergiebiges, dankbares Feld gesegneter Arbeit.

Das ist aber nur ein einzelnes Bild aus der Reihe der zahlreichen Gebiete, deren Pflege die Arbeit in der Diaspora mit sich bringt. Und welche Aufgaben dieselbe in sich birgt, mögen die nachstehenden Zahlen einigermaßen veranschaulichen. Die Posener Provinzialkirche umfaßt 22 Diöcesen mit ungefähr 200 Parochien, welche von etwa 250 evangelischen Geistlichen verwaltet werden. Gottesdienste werden in 400 Lokalen gehalten; darunter giebt es jedoch nur 220 Kirchen, die übrigen sind Schulstuben, Rathäuser, Privatwohnungen, Bahnhofssäle — ja selbst Restaurationen und Wirtshäuser!

Auf jeden Geistlichen kommt durchschnittlich eine Zahl von 2500 Seelen, welche auf drei Quadratmeilen verteilt sind. In einzelnen Fällen liegen jedoch die Verhältnisse, was die Bevölkerung und die Entfernungen innerhalb einer Gemeinde selbst betrifft, so ungünstig, daß ein einziger Geistlicher mitunter bis zu 8000 und 9000 Seelen zu weiden hat, und der Umfang einer einzigen Parochie sich auf vier oder fünf Quadratmeilen erstreckt.

Lassen wir einmal das Leben eines solchen Diasporageistlichen, aus der vollen Wirklichkeit gegriffen, vor unserm innern Auge erstehen.

In der weit ausgedehnten Heide, nur von wenigen strohbedeckten Kätnerhütten oder Hauländerhäuschen umgeben, liegt vereinsamt das Pfarrhaus, daneben das Kirchlein, vielfach nur ein Bretterhaus ohne Turm; die Glocke hängt im Balkengerüst, das den Glockenstuhl vorstellen soll. Ringsumher die weite, unabsehbare Ebene, die kein Höhenzug durchbricht, nur am Horizont durch einzelne Linien von Kiefernschonungen begrenzt. Nur ein paar Hütten und Blockhäuser, die „Ausgebauten“ der Bewohner, die „Hauländereien“, wie die Leute ihre Wohnungen nennen, bieten dem Auge in der oft furchtbaren Eintönigkeit der Landschaft einigermaßen eine Abwechslung. Und nun das Pfarrhaus selbst! Es ist ja Vieles und Großes geschehen, um den Geistlichen allen nach und nach ein Haus zu schaffen, das ihnen wirklich ein Heim biete. Aber wie viele Häuser giebt es noch, in welchen der Sturm durch die Fenster, ja durch die Risse in den Wänden heult, in welchem der Pastor zur Winterzeit froh ist, *eine* Stube elendiglich heizen zu können, darinnen er sich dann mit Weib und Kind zusammenthut, die Küche und Wohnstube, Studier- und vielleicht auch Schlafzimmer, alles in einem ist! Ich habe schon im Mai in Pfarrhäusern geherbergt, in welchen wir den Pelz im Zimmer anziehen mußten, da wir anders uns nicht erwärmen konnten. Ich könnte mehr denn einen Geistlichen nennen, der dreißig und vierzig Jahre in solcher Hütte gewohnt — der darüber Gehör oder Augenlicht eingebüßt, der Weib und Kind an den schwersten Leiden erkranken sah, und der dennoch unermüdlich seinen Dienst an den Seelen in aller Stille und Treue weiter gethan hat. Und nun die Arbeit! Es giebt nur wenige Gemeinden, die nur eine Kirche, eine gottesdienstliche Stätte haben. Die meisten Geistlichen haben an zwei bis drei Orten Gottesdienst zu halten, und nicht wenige unter ihnen unter solchen Entfernungen, daß sie Sonntags vom frühen Morgen bis zum späten Abend unausgesetzt im Dienste sind. An den meisten Orten findet allsonntäglich Beichte und Abendmahl statt; gehen doch die evangelischen Deutschen vielfach mehrmals im Jahr, die evangelischen Polen fast alle vier bis sechs Wochen zum heiligen Abendmahl. Wenn nun noch auf den Sonntag, wie solches mit Vorliebe geschieht, die Taufen und Trauungen, und in den Nebenorten auch die Begräbnisse verlegt werden, wenn gar solches in einer der polnisch redenden Gemeinden stattfindet, in welcher der Geistliche zwei Gottesdienste in

verschiedenen Sprachen und ebenso zwei Abendmahlsfeiern hintereinander halten muß, so wird man es verstehen, wenn ich von der Arbeit eines solchen Diaspora-Geistlichen, der sein Amt von Herzen wahrhaft treu und nicht handwerksmäßig verwaltet, nur mit der größten Achtung spreche. Und Gott sei Dank, es darf den Geistlichen, gewiß den allermeisten unter ihnen, das Zeugnis gegeben werden, daß sie es in diesem Sinne thun, daß es ihnen ein heiliger Ernst ist, die Sache des Herrn und das Heil der Seelen in ihren Gemeinden zu fördern. Aber nun möge man die Schwierigkeiten in Erwägung ziehen, welche sich dieser Arbeit entgegenstellen.

Zunächst die Verkündigung des Evangeliums in der Predigt! — Wie viele unter den Glaubensgenossen leben so vereinsamt, so weit vom Kirchenort entfernt — so der evangelische Vogt, Schmied, Wagner oder Schäfer auf dem polnischen Gut —, daß es ihnen geradezu oft unmöglich ist, besonders in der schlechten Jahreszeit, bei den unsäglichen Witterungs- und Wege-Verhältnissen, die meist im Osten herrschen, den Gottesdienst zu besuchen! Es ist zwar unglaublich, was die Liebe zum Worte Gottes oft den Leuten an Opfern und Anstrengungen aufzuerlegen vermag. Von leeren Kirchen, von schlechtem Kirchenbesuch ist wohl kaum irgendwo die Rede in unsrer Provinz. Gerade der Umstand, daß Gottes Wort so schwer zu erreichen, daß der Genuß desselben oft nur unter so großen Mühsalen zu erlangen ist, und daß die Erfüllung dieser Sehnsucht nach Gottesdienst der Gemeinde so namhafte Opfer auch am eignen Vermögen kostet — durchschnittlich 22 Prozent der Staatssteuern, in manchen Gemeinden aber über 100 Prozent derselben — macht den Evangelischen in der Diaspora das Evangelium so teuer und wert. Nehme man noch hinzu die Schwierigkeit, die sich bei der Verwaltung dieser Gemeinde in den letzten 15 Jahren dadurch erhob, daß infolge des Kandidatenmangels bis zu 50 derselben längere Zeit hindurch vakant blieben und nur notdürftig durch Nachbarsgeistliche, oft auf große Entfernungen hin, versehen werden mußten! —

Dieser Notstand hat nun aufgehört; in zuvorkommendster Weise hat aber auch der Staat durch Aufbesserung der schwersten und dürftigsten Stellen dazu beigetragen, die Wiederbesetzung derselben möglich zu machen. Aus dem Kollektenfonds der evangelischen Landeskirche sind bedeutende Zuschüsse gewährt worden, um durch Bewilligung von Fuhrkosten es den Geistlichen zu ermöglichen, an den verlornen Enden ihrer Parochien, in den Schulhäusern hin und her, Gottesdienste für die entferntest Wohnenden zu halten, und bei den Einzelnen seelsorgerliche Besuche zu machen. Aber wieviel bleibt allein auf diesem Gebiet zu thun übrig, wenn auch nur die dringendsten Bedürfnisse befriedigt werden sollen!

Wenn nur die kirchlichen Lasten aller Gemeinden auf 20 Prozent der Staatssteuer ermäßigt werden sollen, bedarf es einer Summe von 215000 Mark an einmaligen, und 79000 Mark an laufenden jähr-

lichen Zuschüssen. Wenn die dringendsten Notstände in Bezug auf Erbauung von Kirchen und Pfarrhäusern, auf Errichtung von neuen Parochien, die einigermaßen den Verhältnissen entsprächen, beseitigt werden sollten, so erheischte dies eine Summe von etwa acht Millionen allein für die Provinz Posen. Wie kann man zu hoffen wagen, daß die nächste Zeit solche Hilfe brächte? Da gilt es, das Wichtigste angreifen, und die Pflege derer ins Auge fassen, die am schwersten in ihrem Glaubensleben bedroht sind. Dazu bedarf es der Hilfe der Gustav-Adolf-Brüder und -Schwestern. Sie hat uns nicht gefehlt in den 50 verflossenen Jahren, in welchen sie der Provinz Posen über 700000 Mark gespendet und viermal die große Liebesgabe beschert hat, neben ungezählten andern Beweisen der Bruderliebe in den Geschenken der Frauenvereine für die Kirchen und Bethäuser der Provinz.

Welche Mittel müssen aber noch aufgeboten werden, wenn der neben der Predigt notwendigste Teil der pastoralen Arbeit, die Seelsorge, unter den Glaubensgenossen in der Zerstreuung, die deren so ganz besonders bedürfen, ersprießlich soll geübt werden? Wo soll der Geistliche die Zeit und die Möglichkeit hernehmen, die Kranken, die meilenweit entfernt von ihm wohnen, zu besuchen? Zu einer Nottaufe, zu einem Abendmahl, giebt ja auch der polnische Gutsherr den Wagen her für seinen evangelischen Schäfer oder Schmied; wo soll aber der Geistliche sich Pferde und Wagen her verschaffen, um seine, ihm auf dem Herzen brennenden Pflichten zu erfüllen? Wie soll er es ferner machen, um die einzelnen Kinder zum regelmäßigen Besuch des Konfirmandenunterrichts anzuhalten? Schon die Erteilung des konfessionellen Religionsunterrichts in der Schule bietet bei der Unzahl von einzelnen, zerstreut lebenden Kindern unsägliche Schwierigkeiten.

Unendlich viel ist geschehen, und wer die Mühe mit ansieht, die sich die königliche Regierung giebt, um durch Wanderlehrer den einzelnen Kindern den Besuch der Religionsstunden möglich zu machen, der kann nur die größte Anerkennung dafür hegen. Aber es bleiben doch manche Kinder auch jetzt noch ohne religiösen Schulunterricht ihrer Konfession und stehen deshalb in Gefahr, polonisiert und romanisiert zu werden — und welche Arbeit dann für den Pfarrer, wenn er solche Kinder vorbereiten soll zur Konfirmation, die noch kein Gebot und keine biblische Geschichte gelernt haben! —

Da hat die Liebe zu den vereinsamten Brüdern seit einigen Jahren unter dem Antrieb des gegenwärtigen General-Superintendenten der Provinz Posen D. Hesekiel, und nach dem Vorbild dessen, was seit längerer Zeit in den Ostseeprovinzen geschieht, Mittel und Wege gefunden, um auch in diesen Mißständen einigermaßen eine Abhilfe zu schaffen, durch die Errichtung von sogen. „fliegenden Konfirmandenanstalten". In einer Reihe von Pfarrhäusern, in den verschiedensten Teilen der Provinz, haben sich die lieben Pfarrersleute willig und bereit gefunden, einmal oder zweimal sechs Winterwochen hindurch, eine Anzahl von 12 Knaben oder 12 Mädchen bei sich aufzunehmen,

damit dieselben einen besonders gedrängten Konfirmandenunterricht erhalten können, der nicht durch die vielen Unterbrechungen wie es sonst bei den entfernt vom Pfarrort wohnenden Kindern der Fall ist, not leide. Es werden dazu besonders solche Kinder gewählt, die nur mit der größten Mühe regelmäßig zum Unterricht kommen könnten und die in besonderer Gefahr stehen, ihren Glauben unter der katholischen Umgebung zu verlieren. Von Mitte November bis Weihnachten wird nun die erste Gruppe der Schüler oder Schülerinnen, von Mitte Februar bis Ostern die zweite im Pfarrhaus untergebracht. Eine ausreichende Anzahl von Bettstellen, die zugleich den Tag über als Tische und Bänke dienen können, sind bereits für die verschiedenen Pfarrhäuser beschafft worden; — anfangs wurden sie von dem einen zum andern transportiert. Ebenso ist das erforderliche, freilich einfachste Material an Betten, an Geschirr &c. angeschafft worden, so daß die Kinder überall ein ausreichendes Unterkommen finden. Für die Nahrung und Verpflegung der Kinder sorgt, wo es die Pfarrfrau nicht selbst thun kann, eine dazu bestellte Frau aus der Gemeinde, wobei in den Mädchenanstalten die Kinder selbstverständlich tüchtig in den häuslichen Arbeiten mit Hand anlegen dürfen. Die Hauptsache bleibt aber nun die geistige und geistliche Versorgung der Konfirmanden. Da sie sechs Wochen hindurch ihrer heimatlichen Schule entzogen werden, muß für ihre Unterweisung in den Schulgegenständen während dieser Zeit gründlich Sorge getragen werden. Die königliche Regierung hat sich damit einverstanden erklärt, daß sie durch geprüfte Lehrer und Lehrerinnen im Pfarrhaus während dieser sechs Wochen den vollen Schulunterricht erhalten. An freiwillige Kräfte unter den Kandidaten der Theologie für die Unterweisung der Knaben, an Jungfrauen aus allen Kreisen der Gesellschaft, welche ihr Lehrerinnenexamen bestanden haben, ist der Aufruf ergangen, sich bei dem Werke zu beteiligen, und der Aufruf hat stets noch ein dankbares Echo gefunden. Eine ganze Reihe von Kandidaten und von jungen Damen, welche ein warmes Herz für die Kinder, praktischen wirtschaftlichen Sinn, frischen Mut und Thatkraft mitbrachten, haben sich schon zu wiederholten Malen der nicht leichten Aufgabe unterzogen, sich sechs Wochen lang ganz und ungeteilt dem Werke hinzugeben, das alle Kräfte Leibes und der Seele, bei Tag und bei Nacht in Anspruch nimmt.

Um den Lesern ein Bild von dem Leben in diesen Anstalten zu geben, möchte ich sie bitten, mir im Geiste in eine derselben zu folgen und den Tageslauf des Anstaltslebens zu belauschen.

Um 6 Uhr werden die Kinder durch die Lehrerin geweckt, rasch muß das Waschen, das Ankleiden, das Räumen und Reinigen des Zimmers und der Gerätschaften, sowie das Heizen besorgt werden, was alles, besonders in den ersten Tagen, viele Unterweisungen seitens der Lehrerin nach sich zieht, da die Kinder oft mit ganz unglaublichen Vorstellungen von diesen Dingen in die Anstalt treten.

Bis zur Morgenandacht, die stets der Pastor hält, müssen diese häuslichen Geschäfte alle erledigt sein. Nach der Andacht, die mit Gebet, Gesang und Lesen des Wortes Gottes dem ganzen Tagewerk seine Weihe verleiht, beginnt der Vormittagsunterricht, der mit einer Unterbrechung von einer halben oder ganzen Stunde (für das Frühstück und die Vorbereitung auf die nächsten Stunden) bis zum Mittagessen dauert und sich aus zwei Religions- und ein bis zwei Elementarunterrichtsstunden zusammensetzt. Die Kinder haben jeden Tag eine besondere Konfirmationsstunde beim Pastor: außerdem besuchen sie noch den Konfirmandenunterricht mit den andern Kindern der Parochie. Vor dem Essen spielen die Kinder noch eine Viertelstunde auf dem Hof, inzwischen wird ihr Schulzimmer gelüftet und daselbst der Tisch gedeckt. Das Mittagessen besteht aus derber, kräftiger Kost, wie sie die Kinder vom Elternhause her gewöhnt sind, und wird sehr sorgfältig zubereitet von der dazu gemieteten Frau aus dem Orte. Nach dem Essen sorgen die Kinder für Abwaschen des Geschirrs und Reinigung der Stube, und dann haben sie bis zum Beginn des Nachmittagsunterrichtes eine Freistunde, die sie entweder mit Spielen im Freien oder mit Beschäftigungen im Zimmer zubringen. Der Unterricht nachmittags dauert nur eine Stunde, und vor oder nach demselben wird stets ein Spaziergang gemacht. Nach dem Versperbrot, zu welchem Kaffee gegeben wird, finden die Arbeitsstunden statt, in welchen die Kinder sich auf den Unterricht des folgenden Tages vorzubereiten haben. Abends wird vor und nach dem Essen, das aus einer kräftigen Suppe oder Kartoffeln und Hering besteht, fleißig gesungen, vorgelesen, und dazu werden allerlei Handarbeiten, von den Mädchen mit der Nadel, von den Knaben mit dem Schnitzmesser und dem Leimtiegel gefertigt. Schließlich wird alles wieder ordentlich aufgeräumt, die Schulstube durch Auf- und Umschlagen der Tische zu Betten, in einen Schlafraum umgewandelt, und nach der Abendandacht, die wieder der Pastor hält, gehen die Kinder zu Bette, und auch die Lehrerin sucht bald ihr Stübchen auf, das neben dem Schul- und Schlafraum, mit einem Zwischenfensterchen versehen, liegt, wo sie sich durch gesunden Schlaf von der Arbeit des Tages erholt und für die ihr morgen bevorstehenden Aufgaben stärkt.

Der Sonntag ist selbstverständlich auch in der Konfirmandenanstalt ein Ruhetag, an welchem nur die notwendigsten häuslichen Arbeiten verrichtet werden. Der Vormittag ist mit dem Besuch des Gottesdienstes, mit der Vorbereitung auf denselben, mit der Besprechung des Evangeliums, der Epistel und der Predigt ausgefüllt. Auch erhalten die Kinder Sonntags vielfach den Besuch ihrer Angehörigen, die zur Kirche hereingekommen sind. Der Nachmittag ist fröhlichem Beisammensein gewidmet, so wie es in einem christlichen Hause Sitte sein soll. Ist's Adventszeit, so werden dann Krippen modelliert, Ketten und Netze für den Weihnachtsbaum gemacht; auch werden schon Lichte an den Baum gesteckt und angezündet und den Kindern die alttestament-

lichen Verheißungen, die neutestamentlichen Weihnachtsgeschichten ins Herz gesenkt. Nach Tisch wird, sofern es das Wetter einigermaßen erlaubt, ein tüchtiger Spaziergang gemacht, und vor allem wird viel gesungen; die Knaben turnen, exerzieren, laufen und springen; mit den Mädchen werden die bekannten Lauf- und Springspiele im Freien geübt.

Es sind unter den 5000 evangelischen Kindern der Provinz, welche noch immer in katholische Schulen gehen müssen, noch nicht sehr viele, welche seit den paar Jahren, da diese Anstalten bestehen, den Segen dieser Einrichtung erfahren haben. Sind es aber auch in jedem Winter deren nur etwa 150 bis 180, so sind es doch eben so viel evangelische Christenkinder, die sonst in beinahe ganz polnischer und katholischer Luft verbleiben würden, da sie in den katholischen Schulen stets nur eine verschwindende Minorität bilden und es daher nicht zu verwundern ist, wenn unter solcher Umgebung bei ihnen nicht nur die polnische Sprache, sondern auch Sitten, Gebräuche und Anschauung der katholischen Kirche vielfach ganz eingebürgert sind. Wer kann da den Segen hoch genug anschlagen, den diese Hunderte von Kindern schon aus dem Gemeinschaftsleben in einem evangelischen Pfarrhause, unter der liebenden Pflege tüchtiger Lehrer und Lehrerinnen, mit nach Hause gebracht haben? Wer darf die Eindrücke gering achten, welche doch gewiß fürs Leben manchem unter ihnen bleiben und die sie unter viele Versuchungen der späteren Jahre als ein Licht und eine Kraft aus der Einsegnungszeit begleiten werden? Und wie verschwindend sind dann daneben die Kosten und Opfer, welche eine solche Anstalt verursacht? Die Gesamtkosten belaufen sich für ein Kind während sechs Wochen, wenn alle Auslagen dabei mit eingerechnet werden, auf 19 bis 20 Mark, also auf nicht ganz 50 Pfennige für den Tag! Aus den Briefen, die jahrelang noch manche der Kinder an ihre Lehrerinnen schreiben und die oft in rührendster Weise ihrer Dankbarkeit Ausdruck verleihen, kann ersehen werden, wie überreichlich alle Opfer an Zeit, an Kraft und auch an Gesundheit bei den Lehrern aufgewogen werden durch die Segensfrüchte, welche solche Anstalten schon getragen haben und, will's Gott, noch in viel größerer Zahl, wenn auch unbekannt bei den Menschen, vor Gottes Auge für die Ewigkeit tragen werden.

Auch auf diesem Gebiet der Arbeit in der Diaspora hat der Gustav-Adolf-Verein treulich mitgeholfen bauen und pflanzen. Von den verschiedensten Seiten, von vielen Hauptvereinen, besonders auch von Frauenvereinen — wir nennen beispielsweise nur die von Eisenach, Potsdam, Jena, Crossen a/O., Gotha, Bielefeld, Nordhausen — sind reiche Gaben an Geld, an Wäschegegenständen und Kleidungsstücken den Konfirmandenanstalten zugeflossen, so daß bisher alle Kosten gedeckt worden sind, und den ärmeren Kindern auch schöne Geschenke an Bekleidungsgegenständen beschert werden konnten.

So wächst die Arbeit in der Diaspora von Jahr zu Jahr: bei jeder neuen Thätigkeit offenbart sich immer erst, wieviel Bedürfnisse

noch vorhanden sind, wieviel Wunden zu heilen, wieviel Not es noch abzuhelfen gilt. Darum laßt uns nicht müde werden zu stärken und zu trösten, und fest und unbeweglich weiter arbeiten auf diesem Feld! Der Herr segnet auch den geringsten, ihm und den Brüdern geleisteten Dienst, und wer kann den Segen ermessen, der für die ganze evangelische Gemeinde unsers Vaterlandes und der Erhaltung und Mehrung des kirchlichen Lebens an einem einzigen noch so gering erscheinenden Punkte der großen Diasporagemeinde erwachsen kann, wenn wir nicht die Zahl, sondern den Wert der Seelen, nicht das Maß der Zeit, sondern das Ziel der Ewigkeit bei unserm Thun in Anschlag bringen?

Darum helfe, wer helfen kann, dürfen wir doch gewiß sein, daß unsre Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn!

28.

Beverungen.

Aus der Geschichte einer westfälischen Diasporagemeinde.

Von **H. Josephson**, Pfarrer in Hamm, Westfalen.

Psalm 129, 2: Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht.

In dem Herrn geliebte Gemeinde! Das ist allezeit das Bekenntnis des Volkes Gottes gewesen: sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht. Israel ist es so gegangen. Hart war seine Jugend dort in Aegyptenland, Not über Not, Druck über Druck. Und jene schwere Jugendzeit ist nur der Anfang einer langen Kette von Kampf und Streit, Anfechtung und Verfolgung gewesen, die diesem Volk durch die Jahrhunderte hindurch beschieden war. Aber der Herr hat sein Volk dennoch erhalten. Bis auf diese Stunde ist es nicht überwältigt von seinen Feinden und wartet auf die Erfüllung der Verheißungen, die Gott ihm gegeben. Und nun erst das Volk des neuen Bundes, die durch Jesum erkaufte Gemeinde des Evangeliums! Eine harte Jugend hatte sie, die Geschichte der apostolischen Kirche eine Geschichte des Blutes und der Thränen. Wieviel Druck und Bedrängnis auch in der Zeit des Mittelalters, wo nur immer das lautere Evangelium ein Lebenszeichen von sich gab! Die reformatorische Kirche zog diese Marterstraße in gerader Linie weiter: Feinde, Todesstöße, Scheiterhaufen hier und dort. Aber sie haben sie nicht übermocht. Als ein Wunder Gottes steht sie da, die apostolisch-evangelische Kirche, trotz aller Niederlagen und Opfer stark und sieghaft in Jesu, dem Herzog unsrer Seligkeit — als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden und siehe, wir leben; als die

Gezüchtigten und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die nichts innehaben und doch alles haben.

Und was die große Gemeinde des Herrn im Laufe ihrer Geschichte an Niederlagen und Siegen, an Bedrückung und Ueberwindung je und je erlebt hat, nur zu oft begegnet es uns auch in den Führungen so mancher Einzelgemeinden. Die Liebe zur Sache des Gustav-Adolf-Vereins hat uns heute hier vereinigt. Sagt, Freunde, ist nicht die Geschichte zahlloser, ja fast aller Diasporagemeinden eine Illustration unsers Psalmwortes: sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht?

In einem lieblichen Thal, auf der einen Seite begrenzt vom anmutigen Weserfluß, auf der andern von waldigen Bergeshöhen, in der äußersten Ecke Westfalens und des „schwarzen" Paderborner Landes, da, wo Westfalen, Hannover, Hessenland und Braunschweig schier zusammenstoßen, zwischen einer mächtigen, ja übermächtigen römisch-katholischen Bevölkerung, liegt die kleine, nicht viel über 300 Seelen zählende Diasporagemeinde Beverungen, der ich eine Zeit lang als Pfarrer dienen durfte. Ich führe euch im Geiste zurück in ihre ersten Anfänge, in das Jahr der Revolution. Einen Pastor hatte das kleine Häuflein Evangelischer noch nicht, das sich damals in der Stadt Beverungen von nah und fern zusammengefunden hatte — geschweige denn Schule, Pfarrhaus oder Kirche. Waren kirchliche Handlungen nötig, so wurden dieselben — und das war nicht selten — vom römischen Priester vollzogen, oder die Evangelischen waren genötigt, die Dienstleistung des Pastors in dem fast zwei Stunden entfernten Amelunxen sich zu erbitten. Mit was für Schwierigkeiten, ja Lebensgefahren das aber verknüpft sein konnte, davon heute ein Beispiel. Nur die aus den Quellen geschöpften Thatsachen laßt zu euch reden.

Es war am 4. September 1849. In Beverungen war ein allgemein geachteter, aber durch mancherlei Unglücksfälle ganz verarmter Mann, den der Amelunxer Pfarrer öfters seelsorgerlich besucht hatte, gestorben. Natürlich, daß die Hinterbliebenen seine Beerdigung nach evangelischem Ritus wünschten. Gerne wird ihnen die Erfüllung ihrer Bitte in Aussicht gestellt. Pastor Heidsieck — so hieß der damalige Amelunxer Pastor — langt nachmittags in Beverungen an. Er hofft bestimmt, alles werde ruhig verlaufen und die Katholiken sich endlich daran gewöhnen, daß der der Stadtgemeinde gehörige Kirchhof nicht nur römischen Christen freistehe. Zum Ueberfluß und um seinerseits nichts zu versäumen, was zum Frieden und zur Beruhigung der bigott-fanatischen Bevölkerung dienen könnte, hatte er den katholischen Pfarrer schriftlich gebeten, die Leiche mitzubegleiten. Er ward keiner Antwort in Wort oder That gewürdigt. Gleich zu Anfang tritt eine unangenehme Verzögerung der Begräbnisfeierlichkeit ein, da im letzten Augenblick die Träger, lauter Katholiken, ihre Mithilfe verweigern. Schon vorher hatte eine große Zahl von Schulknaben vor dem Sterbehaus einen entsetzlichen Lärm verübt. Der Hausbesitzer, ein Katholik, ersuchte

vergebens den Bürgermeister um polizeiliche Einschreitung, vergebens, weil dessen und des einzigen Gendarmen Macht diesem Getöse gegenüber sich als völlig unzureichend erwies.

Doch das alles war noch nicht das Schlimmste. Ein Bote aus Amelunxen mit dem Talar, den er eingeschlagen ins gegenüberliegende Gasthaus trug, wurde mit Steinen geworfen, von denen einer ein Fenster des Gasthauses zerschlug. Endlich wagt es der Pastor, ins Sterbehaus zu gehen, aber umjohlt von einem entsetzlichen Schreien und Hurrarufen, das selbst während seines Gebetes am Sarge nicht verstummt. Der Zug setzt sich in Bewegung; unter stetem Anwachsen der Volksmenge und des Lärmes geht's zum Kirchhof. Es war der „lauteste Fastnachtszug", sagt der Pastor in seinem Bericht. Der Amtmann hatte nach seiner Aussage den bestimmten Befehl gegeben, den Kirchhof offen zu halten. Was kümmert sich der Fanatismus um Amtmann und Anstand, um Gesetz und Liebe? Der Kirchhof ist verschlossen. Und nicht nur das. Am Eingang sind etwa 25 Männer und Weiber, jene teilweise mit Maurerhämmern bewaffnet, aufgestellt zu seiner Bewachung. Ob auch der Polizeidiener und Totengräber dem Pastor den Schlüssel überreicht, der Zugang wird mit Gewalt gewehrt. Da war guter Rat teuer. Der Sarg wird auf die Straße gesetzt und ein Bote zum Bürgermeister geschickt, um dessen Kommen und Hilfe zu erbitten. Inzwischen erreicht der Skandal schier seinen Höhepunkt. Die Auftritte spotten jeder Beschreibung. Hier das Geschrei und Weinen der im Leichengefolge befindlichen Männer und Frauen, das verzweiflungsvolle Händeringen der einen anwesenden Tochter, während die andre, wie allgemein bekannt war, schwer krank darniederlag, aber nicht so weit, um nicht zu hören, was sich zutrug; — dort ein Toben, Jauchzen, Hurrarufen ohne Ende, dann besonders, wenn ein Ackerwagen im Galopp vorbeifuhr, und wütende Rufe wie „das verfluchte Weib!" u. a. gegen eine Frau, die mit aufopfernder Liebe den Verstorbenen gepflegt hatte, nun aber fliehen muß, um körperlichen Mißhandlungen zu entgehen.

Umdrängt und verhöhnt, ja mit Straßenkot beworfen verharrt der Pastor ruhig auf seinem Posten. Der Bürgermeister erscheint und gebietet Ruhe — vergebens. Unverrichteter Sache muß er wieder davon. Mit Mühe gelingt es dem Pastor, so viel Ruhe sich zu verschaffen, um einige Worte reden und die Leiche evangelisch einsegnen zu können, freilich nicht, ohne von mancher Störung unterbrochen zu werden. Aber was nun? Auf den Kirchhof zu gelangen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Man beschließt, die Leiche zurückzutragen. Doch wohin mit ihr? Niemand will sie auch nur eine Stunde bei sich aufnehmen. Der einzige, der sich bereit erklärt hatte, bittet bei ihrer Annäherung flehentlich, ihn zu verschonen, da man drohe, ihm sein Haus anzuzünden. Endlich gelingt es ein etwas entfernt liegendes Haus ausfindig zu machen, wo der Sarg niedergesetzt wird und von wo er durch einen bereits bestellten Wagen nach Amelunxen abgeholt

werden soll. Aber selbst das will die fanatische Menge nicht zugestehen. Bald nach des Pastors Fortgang (wobei ihm mehrere Knaben mit Stöcken, Stricken und drohenden Gebärden gefolgt sind) ward der Sarg wieder aus jenem Hause gezogen, auf die Straße gesetzt und der Wagen, der ihn nach Amelunxen schaffen sollte, zur Umkehr gezwungen. So ist die Leiche auf der Straße stehen geblieben, bis in der Dämmerung der katholische Priester — ob und von wem gerufen, wer will das sagen? — die Beerdigung vollzogen hat.

„Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf" — nicht wahr, teure Freunde, solch eine Diasporagemeinde weiß ein Liedlein davon zu singen. Gottlob, sie weiß aber auch zu jauchzen: „Aber sie haben mich nicht übermocht." Auch die Gemeinde Beverungen. Wenige Jahre später fand sie, dank der unermüdlichen, reichgesegneten Thätigkeit ihres ersten Pastors, des in Westfalen weitbekannten sel. Lorßing, bald ein Heim und einen festen Halt. Und was ist aus jenem bescheidenen Haus, das noch heute als Pfarrhaus dient, damals aber jahrelang Pfarrhaus, Kirche, Schule und Lehrerwohnung in sich vereinigte, durch Gottes Güte geworden! Dem Gustav-Adolf-Verein ist es nächst der Treue des Herrn zu verdanken, daß heute neben dem ehrwürdigen Pfarrhaus mit seinem großen, schattigen Garten und seiner herrlichen Aussicht auf die Weserberge ein schmuckes Schulhaus, eine freundliche Lehrerwohnung und vor allem ein stattliches, schönes Kirchlein sich erhebt, daß die Gemeinde, wenn auch noch nicht groß und noch nicht schuldenfrei, doch festgegründet dasteht, daß unsre evangelischen Begräbnisse besonders gern und andächtig von den katholischen Mitbürgern mitgefeiert werden und sie sich wundern und freuen, ein warmes evangelisches Zeugnis und das Bekenntnis zum apostolischen Glauben aus dem Munde des „Lutherschen" zu vernehmen.

Laßt mich schließen, Freunde, mit einem „lebenden Bilde" aus meiner alten Gemeinde. Wie ich höre, ist, was ich erzählen will, jetzt anders und eine Rücksichtnahme auf unsern Gottesdienst seitens der Katholiken erzielt worden. Hört, wie es noch vor wenigen Jahren war.

Die Katholiken hatten einen hohen Feiertag. Es war ein Sonntag. Während wir in der Kirche um Gottes Wort versammelt waren, kamen mitten in der Predigt von ferne und immer näher die Klänge einer Prozession heran: Singen, Blasen, Läuten und dergleichen. Da stimmten wir, die Predigt unterbrechend und die Kirchthüren öffnend, während die Prozession dicht an unsrer Kirche vorüberzog, nach schöner, alter Sitte unsrer Gemeinde mit mächtigem Klang unser Lutherlied an: Ein feste Burg ist unser Gott. Unser evangelisches Glaubens- und Siegeslied focht einen gewaltigen Wettkampf mit römischen Heiligengesängen, bis der letzte Ton der Prozession verklungen war.

Geliebte, stellt nicht dieser kleine Zug aus dem Leben in der Zerstreuung das Verhältnis beider Kirchen anschaulich dar? Dort die römische Kirche, äußerlich geachtet und verzogen, prangend und prunkend, mit viel Glanz und Pomp, stolz und stark, prächtig und mächtig, ein

tönendes Erz und eine klingende Schelle; hier unsre evangelische Kirche, vielfach verachtet und übersehen, zerstreut und zersprengt, unansehnlich und von geringer Bedeutung in der Welt Augen, aber dennoch groß in den Augen ihres Gottes, in Gebet und Vertrauen sich scharend um sein lauteres Wort, im lebendigen Glauben an Jesum und der täglichen Erfahrung seiner weltüberwindenden Siegesmacht im Herzen und auf den Lippen die Klage und den Triumph des Psalmisten: Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht. Amen.

29.

Das evangelische Eichsfeld.

Von Dr. **Rathmann**, Oberpfarrer in Schönebeck.

Psalm 118, 17: Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen ewiglich.

D. Luther sagt von dem ganzen 118. Psalm, aus dem der eben verlesene Text genommen ist, daß es der Psalm sei, den er lieb habe. „Wiewohl der ganze Psalter und die heilige Schrift gar mir auch lieb ist, als die mein einiger Trost ist im Leben, so bin ich doch sonderlich an diesen Psalm geraten, daß er muß mein heißen und sein, denn er sich auch redlich um mich gar oft verdient und mir aus manchen großen Nöten geholfen hat, da mir fast weder Könige, Weise, Kluge, Heilige hätten helfen können.“ Und sonderlich des 17. Verses hat sich D. Luther getröstet, als er die Bannbulle empfing, die ihn in den Tod geben wollte, dann als er in Worms vor Kaiser und Reich trat, wieder als schwere Pest seine Stadt Wittenberg heimsuchte, und auch endlich, da sein Todesstündlein nahte.

Die Gelehrten sind verschiedner Meinung, zu welcher Zeit wohl dieser Psalm gesungen sei, ob schon zur Zeit der Könige oder später nach den Tagen der babylonischen Gefangenschaft, oder gar erst, als die Makkabäer um den Glauben ihres Volkes stritten. Wir lassen das dahingestellt, da wir wissen, daß allezeit Gott der Herr derer Helfer und Hort ist, die auf ihn trauen, seine Rechte ist erhöhet, seine Rechte behält den Sieg. Seine Hand errettet auch vom Tode. Daß wir nur nimmer vergessen, dem Herrn zu danken und sein Wort verkündigen.

So ist der Herr auch seiner Kirche Schutz. Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Wie Luther, ob er gleich gestorben ist, noch lebt, so lebt auch seine evangelische Kirche, ob sie gleich oft totgesagt ist. Es leben die Gemeinden, die in Not und Verfolgung stehen. Der Herr hilft ihnen durch. Daß der einzelne Christ, der unter Andersgläubigen aufwächst, nicht absterbe, sondern im evangelischen Glauben erhalten werde, das ist zumeist auch die Aufgabe des

Gustav-Adolf-Vereins, dessen Arbeit auf einem einzelnen Gebiete wir heute betrachten.

Wir berichten heute von Freud und Leid der Evangelischen auf dem Eichsfelde. Einst hat dort überall evangelisch Leben geblüht. Noch ehe Gustav Adolf gelebt, ist aber darüber der Reif gefallen, und als Gustav Adolf gekommen, schien es, als sei das Evangelium in den Landen zwischen Harz und Thüringer Wald am Düngebirge erstorben. Daß es vor zwei Jahrhunderten an einzelnen Orten wieder belebt wurde, verdankt es der Siegeslaufbahn des schwedischen Helden. Daß mitten unter den Katholiken des Eichsfeldes gegenwärtig lebendige evangelische Gemeinden wieder bestehen und blühen, das danken wir der Gnade des lebendigen Gottes. Dazu geholfen hat auch die Liebe der Brüder und die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins.

Das Eichsfeld

1. einstmals ein evangelisches Land,
2. später des Evangeliums beraubt,
3. jetzt eine Gegend, da evangelische Gemeinden sich wieder bauen.

1.

Es war ein wunderbar frisches Leben, das in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auch in dem Landstriche an den Quellen der Leine und Unstrut sproßte und blühte. Eine ganze Anzahl seiner Einwohner lag den Studien auf der Universität Erfurt ob, frühe standen aus ihnen Männer auf, die das Eichsfeld durchzogen, das Evangelium verkündigend, oder die kirchlichen und socialen Mißstände scharf angreifend. Andre kamen von auswärts mit gleicher Predigt, und es fanden die Lehren der Reformatoren unter allen Ständen des Ländchens schnell und allgemein zahlreiche Anhänger. Auch der Bauernkrieg, der im nahen Mühlhausen angefacht war, konnte das Werk nur vorübergehend aufhalten. Christoph von dem Hagen auf Deuna war der erste Eichsfelder, welcher sich in seiner Heimat offen zum evangelischen Glauben bekannte und blieb demselben auch treu, als die Bauernhaufen Ende April 1525 sein Schloß beinahe völlig zerstörten. Er sorgte noch mehr dafür, daß auch ferner das Wort Gottes lauter und rein in seiner Heimat gepredigt würde, und seine Nachkommen bewahren eine ihrem Ahnherrn von D. Luther selbst geschenkte, mit dessen eigenhändiger Widmung versehene Bibel als wertvolles Kleinod auf. Die Herren von Hanstein förderten überall in ihren Dörfern die Verbreitung der reinen Lehre. Der eine sah den Evangelischen in seiner Stellung als Amtmann auf dem Rusteberge viel nach, der andre hatte an der Evangelisierung Braunschweigs teilgenommen und beschäftigte sich in seinem Alter vornehmlich mit den kirchlichen Angelegenheiten seiner Heimat, ein dritter wechselte als Kriegsmann oftmals seinen Dienst, nie aber seinen evangelischen Glauben, und bedang sich aus-

drücklich aus, nicht gegen Evangelische fechten zu müssen. Männlich traten die von Hanstein auch für ihre Geistlichen ein, die ihre Lehre vor dem Richterstuhle des allmächtigen Gottes verantworteten. Die Grafen von Hanstein und Bernhard von Wintzingerode führten die Reformation im Norden ein. Um 1550 zählten die meisten Adligen des Eichsfeldes zu den Anhängern der Augsburgischen Konfession, ihre Gemeinden und die Städte fielen nach und nach dem Protestantismus gänzlich zu. In Heiligenstadt waren seit 1567 nur lutherische Pfarrer und kaum noch ein Dutzend der alten Lehre zugethane Bürger. In Duderstadt zählte man kaum noch einen Anhänger der alten Kirche. Man predigte nicht nach irgend eines Menschen Weise und spendete die Sakramente, wie der Herr Jesus selbst sie eingesetzt und die Evangelisten beschrieben haben.

Der Landesherr auf dem Eichsfelde war von 1514 bis 1545 Kardinal Albrecht, Kurfürst von Magdeburg und Mainz, der Verkündiger des Ablasses im Jahre 1517, der vergeblich dem Eindringen der Reformation Widerstand entgegensetzte und zuletzt seine Residenz Halle verlassen mußte, weil Justus Jonas das Evangelium dort frei verkündete. Gegen Albrecht hat Luther schon von seinem Patmos aus auf der Wartburg den Feuerbrand wider den Mainzischen Abgott in die Moritzburg geschleudert, noch im Jahre 1539 hat er die Schrift wider den Bischof Kardinal Albrecht im Druck erscheinen lassen und ihn als Gefäß des Zorns und der Sünde bezeichnet. Doch hat der Kurfürst während seiner langen Regierung der Predigt des Evangeliums auf dem Eichsfelde keine allzugroßen Hindernisse in den Weg gelegt. Er hat sich zwar stets als ein entschiedner Gegner der Reformation gezeigt, deren sittliche Gewalt ihm bei seinen verweltlichten Lebensanschauungen höchst unbequem war, es ist aber kein einziger Fall bekannt, in welchem der Kurfürst gegen die Bekenner des evangelischen Glaubens eingeschritten wäre. Seine Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Mainz suchten zwar die Ausbreitung des Evangeliums zu hindern, doch erwies dasselbe seine volle Kraft, und freudig ertrugen die Evangelischen die Anfechtung durch ihre Feinde, denen sich seit dem Jahre 1561 die Zöglinge des damals in Mainz gegründeten Jesuitenkollegs in stets wachsender Anzahl zugesellten. Auch ihnen gegenüber hielten sie sich an das Psalmwort: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Wort verkündigen ewiglich."

2.

Die Geschichte der evangelischen Kirche weiß von mannigfachem Zwange und vielfacher Gewalt zu sagen, womit das Papsttum den evangelischen Glauben unterdrückt hat. Aber selten ist eine so einmütige evangelische Bevölkerung eines deutschen Landes so hart bedrängt und so gewaltsam des Evangeliums beraubt, als die des Eichsfeldes.

Am 11. Juni 1573 schickte der Papst Gregor XIII. einen Nuntius nach Deutschland, um die Wiederherstellung des Katholicis-

mus zu fördern. In Frankreich war er durch die Bartholomäusnacht zum Siege gebracht. Nun wurde auch Erzbischof Daniel von Mainz aufgefordert, in seinen Landen der Ketzerei ein Ende zu machen. Er erschien im Jahre 1574 in Heiligenstadt mit einer bewaffneten Schar, angeblich, um den ungehorsamen Berthold von Wintzingerode auf Bodenstein zu züchtigen. Derselbe wurde auch gefangen nach Mainz gebracht und dort wegen des an einem Förster begangenen Totschlags mit dem Schwerte hingerichtet. Der Besuch des Kurfürsten galt aber weniger der Bestrafung Bertholds, obgleich auch diese jeden, der etwa Widerstand leisten wollte, mit Furcht erfüllen mußte und sollte, als der Ausrottung der evangelischen Lehre. In Heiligenstadt verjagte er wegen Ungehorsams die evangelischen Geistlichen und ersetzte sie durch jesuitische Pfarrer, gründete ein Jesuitenkolleg und schloß die Protestanten dadurch von der Teilnahme am Rate aus, daß die Mitglieder dem Bischofe in weltlichen und geistlichen Dingen Gehorsam geloben mußten. Auf alle Weise suchten die Jesuiten ihr Kolleg in Aufnahme zu bringen. Bei den Schülern weckten sie den Ehrgeiz, bei der Bürgerschaft den Glauben an ihre Gelehrsamkeit, den großen Haufen suchten sie durch theatralische Schaustellungen herbeizulocken und dadurch mit dem von ihnen geleiteten Institute zu versöhnen, durch geschickte Reklame den Haß gegen die fremden Lehrer zu mildern und die Kinder in ihre Schule zu ziehen. Auch der Besuch benachbarter evangelischer Dorfkirchen wurde bald den Heiligenstädtern verboten. Die vermögenden Familien zogen über die Grenze, um den Glauben zu bewahren. Die Bornemann und Kastrop gingen nach Göttingen, die Eckels nach Schmalkalden, die Listemann nach Allendorf, die Maul nach Nordhausen, die Bohne nach Mühlhausen, die Strecker nach Langensalza und Thamsbrück, die von Zelle nach Arnstadt. Die übrige Einwohnerschaft erlag zuletzt dem Drucke.

Auf den Dörfern ging es ebenso. Der Oberamtmann von Stralendorf, ein vom Glauben abgefallener Konvertit, zeigte sich in jeder Beziehung befähigt, die Absichten seines Herrn gegen die Protestanten zu erfüllen. Im November 1578 fiel er in die Westernhagenschen Gerichtsdörfer ein, führte 6—7 Personen ins Gefängnis, weil sie den evangelischen Glauben nicht aufgeben wollten, vertrieb hin und her die evangelischen Geistlichen, die aber oft von den Einwohnern zurückgeholt, freilich danach von den Römischen wieder verjagt wurden. Die Verrohung der zahlreichen, durch harten Zwang der römischen Kirche gewonnenen Konvertiten wuchs stetig. Tief bewegt schildern die Gemeindevorsteher von Breitenholz ihre traurige Lage im Jahre 1594. Sie entbehren seit 16 Jahren eines Seelsorgers. Die Kinder müssen zur Taufe von einem Orte zum andern gebracht werden, dann wüchsen sie ohne Gottes Wort und Katechismus auf, wüßten nichts von der versöhnenden Macht des Sakraments des Leibes und Blutes Christi, die Gestorbenen müßten wie Tiere ohne Predigt in die Erde gesenkt werden. Vergeblich wandten sie sich an ihre Gerichtsherren in der Sache, bei der es sich nicht um Geld und Gut, sondern um das Seelenheil und die Seligkeit handle.

Einen katholischen Geistlichen wollten sie nicht, einen evangelischen durften die Herren von Hagen nicht wählen.

Nach Duderstadt war 1574 Bischof Daniel selbst gekommen und hatte die evangelischen Geistlichen abgesetzt. Lange kämpften die Duderstädter für ihren Glauben, verweigerten die Auslieferung ihrer Kirchen, zogen sonntäglich in Scharen in die evangelische Kirche nach Tastungen, riefen auch die evangelischen Fürsten, Kaiser und Reichsstände an. Alles vergeblich. Mit harter Hand wurde eine Familie nach der andern, wenn sie nicht auswanderte, zur römischen Kirche gezwungen.

Nach fünfzig Jahren, als der dreißigjährige Krieg die Gegenreformation vollendete, lebten im Jahre 1624 noch sechs evangelische Geistliche, welche in dreizehn Kirchdörfern nicht einen Katholiken hatten, in andern zehn Dörfern waren alle Einwohner dem evangelischen Glauben treu geblieben, in Duderstadt und in achtzehn Dörfern hatte sich nur die Hälfte der römischen Kirche wieder zugewandt. Ende 1624 wurden die letzten evangelischen Geistlichen aus dem Eichsfeld vertrieben, jeder Einwohner für die Versäumnis der sonntäglichen Messe mit 1 Thaler bestraft und jedes Wohnen eines Evangelischen auf dem Eichsfelde verboten, desgleichen auch der Besuch der evangelischen Kirche jenseits der Grenze des Eichsfeldes.

Für die Wenigen, welche trotz aller Leiden ihrem evangelischen Glauben — heimlich oder offen — treublieben, trat noch einmal eine Milderung ein, als im Jahre 1632 Teile des schwedisch-deutschen Heeres das Eichsfeld berührten, und Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar es für die Krone Schweden in Besitz nahm. In Duderstadt und Deuna, sowie in den Hansteinschen und Wintzingerodischen Gerichtsdörfern fanden sich die treuen evangelischen Geistlichen wieder ein. Bald aber siegten die Kaiserlichen wieder, und aufs neue mußten jene wieder das Land verlassen. Der Protestantismus auf dem Eichsfelde schien tot, aber er wurde doch wieder lebendig.

3.

Im Frieden zu Münster und Osnabrück wurde festgesetzt, daß diejenigen Kirchen in Deutschland den betreffenden Konfessionen zugewiesen werden sollen, welche am 1. Januar 1624 in ihrem Besitz gewesen waren. Gerade damals aber waren unter dem Schutze des kaiserlichen Kriegsvolks in fast sämtlichen Ortschaften römische Pfarrer eingesetzt, obwohl in vielen kaum ein Katholik, außer dem Pfarrer auch kein einziger, gefunden war. In ihnen sind nach dem westfälischen Frieden überall katholische Geistliche eingesetzt. Nur die von Hanstein halfen sich selbst und schützten ihre Geistlichen in den altevangelischen Gemeinden Großtöpfer, Wahlhausen und Werleshausen; der Geistlichen im Gericht Bodenstein zu Tastungen, Wintzingerode und Bodenstein, sowie zu Rüdigershagen nahmen sich die braunschweigischen Fürsten an. Dagegen wurde den Duderstädtern in offener Verletzung des Friedens von Münster die Uebung des evangelischen Glaubens verwehrt. Vergeblich war selbst

die Verwendung des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen und des Königs Georg I. von England und auch die Bitten an die verschiedenen Kurfürsten von Mainz im achtzehnten Jahrhundert. Duderstadt erhielt keine evangelische Kirche, bis im Jahre 1809 der westfälische König Jerome die Abtretung der kleineren Stadtkirche an die Evangelischen gebot, ähnlich wie er andrerseits in Magdeburg und Halle den Katholischen Gotteshäuser überwies.

Trotz der unaufhörlichen Bemühungen der Jesuiten gelang es diesen nur selten, ein Mitglied der wenigen oasenartig verbliebenen evangelischen Gemeinden zum Uebertritt zu bewegen. Nur sehr vereinzelte Personen, welche aus gemischten Ehen stammten oder außerhalb des Eichsfeldes lebten, haben den Verlockungen nicht widerstanden. In Duderstadt hielt sich die beinahe 2000 Seelen starke evangelische Bevölkerung zu den Gottesdiensten in Wehnde, Tastungen und Wintzingerode, auch wenn die Thore manchmal Sonntags oder besonders Karfreitags geschlossen blieben, damit kein Protestant die Stadt Duderstadt verließ, bis Gottesdienst und Kommunion in den Dörfern beendet war. Die Einwohner der evangelischen Ortschaften haben sich mit ihren Gerichtsherren durch zweijahrhundertlange Anfechtung hindurchgerettet und bilden noch jetzt den Grundstock der seit Anfang dieses Jahrhunderts zu freier Religionsübung gekommenen protestantischen Gemeinden. Das Evangelium muß fürwahr eine Kraft sein, selig zu machen, die daran glauben.

Für das kirchliche Leben der Gemeinden war der fortwährende Kampf gegen die fort und fort wiederkehrenden Quälereien von nicht ungünstigem Einflusse. Nicht allein, daß sie ihren Glauben festhielten und hochschätzten, auch Duldung gegen Andersdenkende übten, so spendeten sie auch verhältnismäßig große Gaben an die aus Frankreich, Salzburg und Tirol vertriebenen Glaubensgenossen, und die Geistlichen teilten trotz ihres meist sehr geringen Einkommens fast sämtlich bis an ihr Lebensende Freude nnd Leid mit den Gemeinden und verwuchsen völlig mit ihnen. Mehrfach gingen die Pfarr- und Lehrerstellen vom Vater auf den Sohn, ja auf den Enkel über.

Endlich im Jahre 1803 kam das Eichsfeld unter die Herrschaft eines evangelischen Fürsten. Kurmainz wurde säkularisiert, d. h. seiner weltlichen Herrschaft entbunden. Die Duderstädter Protestanten bekannten am Huldigungstage 3. August 1805:

Wir waren unterdrückt, verfolgt
Und unsrer Brüder Spott!
Um Wahrheit und Religion
Erduldeten wir Schmach und Hohn,
Und hatten Einen Gott.

König Friedrich Wilhelm III. übte in dem neuen Besitz eine Parität, welche auf dem Eichsfelde unbekannt gewesen. Nur die Kirche des aufgehobenen Martinsstiftes in Heiligenstadt, allerdings eine herrliche, im Jahre 1866 neu hergestellte Kathedrale, wurde der daselbst

aus Beamten gegründeten evangelischen Gemeinde übergeben nach dem vordem von den Mainzischen Kurfürsten aufgestellten Grundsatze, daß die Religion des Herrn die Konfession der Kirche bestimme. Die evangelische Gemeinde in Heiligenstadt zählt jetzt 1000, in Duderstadt beinahe 5000 Seelen.

Inzwischen hat der Gustav-Adolf-Verein der Gemeinden in den teilweis armen evangelischen Dörfern sich kräftig angenommen. Die unmittelbar am Fuße des Hülfensberges bei Geismar gelegene evangelische Gemeinde Gr.-Töpfer war vor fünfzig Jahren in Gefahr, von den sie ringsumgebenden römischen Orten geradezu erdrückt zu werden. Da hat der Gustav-Adolf-Verein kräftig für sie gesorgt, und ihr Bestand ist nach Menschen Gedenken, nachdem sie durch die Eisenbahn von Nordhausen nach Eschwege dem großen Verkehr erschlossen ist, gerettet. Auch die andern Gemeinden sind durch die Gustav-Adolf-Vereine reichlich unterstützt und gestärkt. An Stelle des alten Betsaals, der einem Stalle glich, schmückt jetzt eine herrliche, vor zehn Jahren geweihte Kirche den Stammsitz der Herren von Hanstein in Bornhagen. Neue Gemeinden sind durch die Kirchenbehörden und die Gustav-Adolf-Vereine gegründet in den Städten Worbis und Dingelstedt, in Gieboldehausen, Kloster Reifenstein, Teistungen und Leinefelde. Schöne Kirchen oder Betsäle mit Schulhäusern sind die Zierde dieser Orte geworden.

Im Jahre 1592 hatte Valentin Gaßmann der Kirche zu Arenshausen sechs Scheffel Roggen jährlich unter der Bedingung geschenkt, daß der Pfarrer aus Hohengandern alle vierzehn Tage eine Predigt Gottes Worts alten und unvermöglichen Leuten, die die evangelische, später zu Braunschweig-Hannover geschlagene Kirche in Hollenrode nicht erreichen konnten, in Arenshausen verrichte, und daß der Schulmeister alle acht Tage daselbst den Katechismus wegen der unwissenden Jugend übe. Bald trat der vom Geschenkgeber befürchtete Fall ein, daß die jetzige gangbare evangelische Religion um unsrer Undankbarkeit willen (die mächtig groß ist) verändert werde (da Gott für sei). Im Jahre 1597 wurde die vor 30 Jahren erbaute evangelische Pfarrei von dem Mainzischen Oberamtmann von Stralendorf zerstört und die Kirche trotz der einmütigen Erklärung der Hohengandernschen, daß sie einhellig bei der Augsburgischen, einmal erkannten Religion verharrten, den Römischen überwiesen. Das ist dreihundert Jahre her. Aber auch dort ist neues evangelisches Leben erwacht. Der Herr unser Gott vermag aus den Toten sich Kinder zu erwecken.

Nachdem wieder seit bald dreißig Jahren den neu angesiedelten Protestanten in Arenshausen (50 Seelen) und Hohengandern (20 Seelen) in einem für die Protestanten gemieteten Schulzimmer evangelischer Gottesdienst gehalten, fand im Mai 1894 die feierliche Grundsteinlegung zu einem evangelischen Schul- und Bethause statt, und wenn am 27. April 1897 der dreihundertjährige Gedächtnistag jener Zerstörung der evangelischen Pfarrei wiederkehrt, wird in Arenshausen

ein geordnetes Kirchen- und Schulwesen gegründet sein. Mögen die Gustav-Adolf-Vereine in der Zwischenzeit noch manchen Baustein zu jenem Werke beitragen, wie sie seit Jahrzehnten auch dazu helfen, daß die lebendigen Bausteine der heiligen Kirche Gottes, die jungen der Konfirmation entgegen wachsenden Christenkinder, die in der Vereinsamung leicht aus gemischten Ehen der römischen Kirche verfallen würden, der evangelischen Schule und Kirche erhalten werden.

Das Wort unsers Textes hat sich auch an den Evangelischen des Eichsfeldes erfüllt: Ich werde nicht sterben, sondern leben. Gott sei Dank, daß auch viele einzelnen Seelen dort des Herrn Wort in der That und Wahrheit mit ihrem Leben verkündigen, daß sie gekommen sind zu dem lebendigen Steine, der von den Menschen verworfen, aber bei Gott ist er auserwählt und köstlich, daß sie sich bauen als lebendige Steine zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertume, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Christum Jesum. Kein christlicher Verein hat in den dankbaren Eichsfeldischen Häusern solche Liebe und Unterstützung erfahren als der Gustav-Adolf-Zweigverein. Doch haben sie für alle christlichen Zwecke bis heute eine offene Hand.

Nach der Sage ergrünten auf der Stelle, auf welcher im vierten Jahrhundert die Missionare Aureus und Justinus im späteren Heiligenstadt auf dem Berge den Märtyrertod starben, die Fluren also, daß Bonifacius die Stätte erkannte und die Martinskirche erbaute. Daß das Evangelium auf dem Eichsfelde sich erhalten hat, daß es dort noch seine Lebenskraft erweist, ist eine Gnade Gottes. Daß gerade die Martinskirche nun ein Jahrhundert lang schon eine Stätte evangelischer Verkündigung ist, geweiht dem Bischof Martin, nun aber eine Quelle, von der Gottes Wort lauter ausgeht nach D. Martini Lehre, ist eine besonders liebe Fügung Gottes, von welcher wir den Beweis entnehmen, daß Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr.

Helfen die Gustav-Adolf-Vereine, daß auf dem Eichsfelde immer mehr evangelische Gemeinden sich bauen und das Losungswort Luthers erfüllen: Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen. Amen.

30.

Die evangelische Diaspora Hohenzollerns, ihre Geschichte und ihre Versorgung.

Von Dr. **Hermens**, Militäroberpfarrer des 4. Armeekorps zu Magdeburg.

Psalm 111, 2: Groß sind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.

Das sagt der Psalmist mit Recht von all den großen Wundern, die Gott in der Natur uns schauen läßt, und nicht minder von denen, die er in der Völkergeschichte, zumal an seinem auserwählten Volke, von alters gethan hat, aber es gilt wahrlich auch von dem Werke, das uns heute zusammenführt. Ja, es gilt zunächst auch von dem, nach dem solches Werk den Namen führt. Denn es ist eine bewunderns=werte Fügung Gottes, daß, als in Deutschland es mit dem Prote=stantismus gar aus schien, als nach menschlichem Ermessen keine Macht mehr da war, die den ungehemmten Siegeslauf Tillys zum Stillstand hätte bringen können, eben da Gott den Mann erweckt, der Rettung bringen kann, den Löwen aus Mitternacht, dessen tapferem Schwert es gelingt, den Glaubensgenossen Hilfe zu schaffen. Freilich geht es nicht immer, wie wir Menschen meinen, und oft sind Gottes Wege solche, die uns nicht gefallen, und gehen durch Leid und Thränen, aber wer Zeit hat, des Endes zu warten, der wird's schon erfahren, daß des Herrn Rat wunderbar ist und führet es herrlich hinaus! Wer doch hätte, als am Tage von Lützen Gustav Adolfs bluttriefendes Roß über das Schlachtfeld rast und seine Schweden nun daraus erraten müssen, daß ihr König gefallen sei, — wer hätte damals ahnen mögen, daß gerade dieser Tod und das Gedächtnis dieses Todes nach zwei Jahrhunderten der evangelischen Kirche den Gedanken eines lebendigen Denkmals für den Helden eingeben würden, welches sich als bestes Förderungs= und Einigungs= und Stärkungsmittel dieser Kirche selbst erweisen sollte? Und so giebt denen, die Geduld haben, auf die Wege und Werke Gottes zu achten, sich allenthalben die Wahrheit kund, daß sie eitel Lust daran gewinnen. Diese „Lust“, das ist ja nicht ein eitles Vergnügen, nichts, was eine Sinnen= und Augenlust ge=währen kann, die bald wieder schwindet, sondern es ist die tiefste Be=friedigung des Menschengeistes, der den Spuren des waltenden Gottes nachgeht. Ja, wir dürfen es sagen, daß sie auch dem erwächst, der das Entstehen und Wirken des Gustav=Adolf=Vereins näher zu be=trachten sich angelegen sein läßt. Klein und unbedeutend tritt er zu=nächst hervor, als ein rechtes Gotteswerk, wie jenes Senfkorn, das das kleinste ist unter den Samen, und anfangs schien's gar wenig ver=heißungsvoll mit seiner Entwicklung; was die ersten zehn Jahre ge=

bracht haben, das fällt wenig ins Auge; und siehe, nun ist's als ein Baum geworden, unter dessen Zweige viele sich sammeln, und alle deutschen Stämme reichen sich in seinem Schatten die Hand, und die verbundenen Hände spenden Wohlthat nach allen Richtungen, ja Weltteilen hin.

Aber auch von dem, was der Gustav-Adolf-Verein auf einzelnen Gebieten wirkt, darf und muß es fröhlich und dankbar bezeugt werden: wer auf solches Werk Gottes achtet, der hat eitel Lust daran!

Wir haben gemeint, das Wort des Psalmisten auch über das Bild setzen zu dürfen, das im nachfolgenden entworfen werden soll.

Bis in unser Jahrhundert hinein war Hohenzollern — das Stammland des glorreichsten deutschen Fürstenhauses — fast unberührt vom reinen Evangelium. Zwar kann man es für ein Angeld auf eine höhere Zukunft ansehen, wenn im Süden des Landes jener Sendbote der romfreien iroschottischen Missionskirche, Columban, am Ufer des schwäbischen Meeres einem Priester, der ihn gastlich aufnimmt, die Bibel weisen kann, oder wenn zehn Jahre nach Luther im Städtchen Vehringen an der Lauchart einem schlichten Landmanne ein Knabe — Simon Gryner, Grynäus*) — geboren wird, der unter den Gelehrten der Reformationszeit einer der nennenswertesten ist, Butzers Herzensfreund, und der wenigstens einmal — am 22. Juli 1534 — in der Heimat bei einem Religionsgespräch die geläuterte Lehre öffentlich vertreten hat.

Aber im übrigen ist hier Roms Priesterschaft ungestört geblieben. In Hechingen war das Hexenwesen stark im Schwange: wiederholt (1533; dann 1592—98) rauchen die Scheiterhaufen für arme Weiblein.**) Dasselbe Jahrhundert gab auch noch einem späteren Heiligen das Leben: Markus Roy, 1577 zu Sigmaringen geboren, wurde Advokat, dann Kapuziner und erhielt als solcher den Namen Fidelis. Er bemühte sich in Rhätien als Vorstand der dort zur Propaganda errichteten Mission und wurde von den Bauern, welche ihre Freiheit zugleich mit ihrem Glauben gegen Oesterreich verteidigten, 1622 erschlagen. Im folgenden Jahrhundert sprach Papst Benedikt XIV. (1740—1758, Lambertini) ihn heilig. Man kann auch in Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts davon lesen. Sein Gedächtnis wird natürlich in Sigmaringen besonders gefeiert; irre ich nicht, so befindet sich noch in der Stadt-Pfarrkirche seine Wiege und jeder neue katholische Erdenbürger des Städtleins wird darein gelegt.

Aber das 18. Jahrhundert sollte auch eine Märtyrergeschichte in Hohenzollern aufweisen. Ins abgelegene Berenthal war durch einen Bürger aus Friedingen, der dieselbe an Zahlungsstatt gab, eine in Köln gedruckte katholische Bibel gelangt. Der Sohn des Besitzers, Johannes Beck, fand sie, da er von der Hochschule heimkam und

---

*) S. d. Artikel Grynäus in Herzogs Real-Encyklop. 2. A., V., 452 ff.

**) J. Cramer, Die Grafschaft Hohenzollern; ein Bild süddeutscher Volkszustände 1400—1850. Stuttgart 1873.

las um so eifriger darin, als er durch seinen Lehrer, den Jesuitenpater Bernhardus Jost, an der Kirchenlehre zweifelhaft geworden, da dieser diktiert hatte, daß, wenn der Papst gebieten würde, am Mittag zu glauben, es sei Mitternacht, so wäre man im Gewissen verbunden, dies zu glauben. Als nun noch ein Student aus Zürich heimkehrte mit einer schweizer Bibel, konnten die beiden Vergleichungen anstellen, deren Ergebnisse auch die Mönche vom Kloster Beuron nicht mehr umzustoßen vermochten. Daher riefen diese den Bischof von Konstanz an und der ließ den Studiosus Beck durch den österreichischen Obervogt mitten in der Nacht aufheben und blutig mißhandelt einliefern. Mit der Mahnung Apostelgeschichte 4, 18 heimgeschickt, konnte er es doch nicht lassen, und wieder sammelte sich um ihn und seine Bibel eine kleine Gemeinde, die, als sie sich bedroht sah, den Rat von Zürich und durch dessen Vermittelung den König von Preußen und den Herzog von Württemberg um Schutz anrief. Während letzterer Aufnahme in seinem Lande anbot, antwortete Friedrich Wilhelm I. prompt, er werde den Fürsten von Sigmaringen vor „päpstlich-pfäffischem Verfolgungseifer“ warnen. Indessen von Sigmaringen erging der Bescheid, zwei von den Abgefallenen sollten aufs Schloß kommen. Da Johann Beck abwesend war, erbot sich der Zimmermann Johann Danneffel zu dem mißlichen Gange, kehrte aber nach kurzem Verhör zurück. Allein kaum war Beck wieder da, so wurden eines Nachts — es war im Februar 1719 — die Häuser der Verdächtigten von hundert Bewaffneten umstellt, viele mißhandelt, der Bücher beraubt, fünf, darunter Beck und Danneffel, in Ketten auf österreichisches Gebiet geschleppt. Hier wurden sie gefoltert, zum Tode verurteilt; drei der Gepeinigten, um der entsetzlichen Qual zu entgehen, versprachen, sich eines Besseren belehren zu lassen, wofern sie irrten. Im Berenthal wurde der Besitz einer Bibel bei Lebensstrafe, Auswanderung bei hoher Geldstrafe verboten; Jesuiten erschienen im Thale zur „Belehrung“, dies allerdings mit durchschlagendem Erfolge. Denn bei Nacht und Nebel flüchteten ungefähr vierzig Menschen über die Grenze, zunächst nach der Schweiz, wo sie förmlich zur reformierten Kirche übertraten, dann nach Württemberg, wo ihnen Grund und Boden, sowie Steuerfreiheit auf zehn Jahre angewiesen wurde. So entstand Neu-Berenthal im Oberamt Maulbronn bei Wurmberg.

Beck und sein Leidensgefährte, der Zimmermann, wurden, nachdem sie fast ein halb Jahr im Gefängnis geschmachtet, mit Ketten an den Händen und Füßen nach Wien transportiert, wo man sich erst nach langen körperlichen und geistlichen (der Wiener Jesuiten) Quälereien auf das Andringen des Preußenkönigs, der Reichsstände und des Großbrittanischen Gesandten entschloß, sie auf ewige Zeiten aus den kaiserlichen Landen zu verbannen.*)

---

*) E. Hermes, Das Evangelium in Hohenzollern. Bd. II, Heft 4 der „Ev. Bruderliebe“. Barmen, Hugo Klein. 1880.

Wie nun, wunderbar genug, auch im folgenden, unserm Jahrhundert der Besitz einer Bibel wiederholt ähnliche Wirkung in diesem Lande hervorrufen sollte, darauf kommen wir späterhin zurück.

Im allgemeinen aber war Hohenzollern bis gegen das Jahr 1834 ein rein katholisches Land. Im genannten Jahre vermählte sich der damalige Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen, Karl Anton, mit der evangelischen Prinzessin Josephine von Baden, und diese brachte einen evangelischen Hofprediger, Herrn Dietz, aus Karlsruhe mit. Damit begann nun zwar für eine Weile ein alle vierzehn Tage in der katholischen Schloßkapelle stattfindender Gottesdienst, ohne daß aber dabei der andern im Lande etwa zerstreut wohnenden Evangelischen wäre gedacht worden. Auch wurde die Fürstin bald katholisch, und Hofprediger Dietz erhielt eine Anstellung als Lehrer des Französischen am Sigmaringer Gymnasium — doch blieben in anerkennenswerter Liberalität Ort und Mittel dem bisherigen Gottesdienst zur Verfügung.

Da ging das Land infolge der Bewegung von 1848 durch den Entschluß der beiden Hohenzollerschen Fürsten an die Krone Preußen über. Von zwei verschiedenen Seiten richtete sich das Auge evangelischer Liebe auf die Hohenzollernsche Diaspora. Einmal war es der bekannte Baseler Spittler, der an einen benachbarten württembergischen Pfarrer schrieb, wie die bevorstehende Huldigung des Königs passende Gelegenheit biete, das fromme Herz Friedrich Wilhelms IV. auf den kirchlichen Notstand seiner evangelischen Unterthanen in dem neuerworbenen Lande zu lenken. Um dies aber erfolgreich zu thun, müsse man selbstverständlich Zahl und Lage der Evangelischen genau erkunden. Spittler hatte sich an den rechten Mann gewendet. Dieser durchwanderte während mehrerer Wochen das Land von Ort zu Ort und teilte das Ergebnis seiner Wanderungen dem den König begleitenden Oberhofprediger D. Strauß mit, bei dem er einen für die Sache schon vorbereiteten Boden fand. Wenige Wochen später folgte den Spuren jenes ersten Wanderers ein zweiter, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus gehend und nach zerstreuten Glaubensgenossen fragend: der schleswig-holsteinsche Reiseprediger Axelsen, welcher, auf Anregung des damaligen Bonner Professors J. A. Dorner vom rheinischen Provinzial-Ausschuß für innere Mission gesandt — (mit Jungcks Worten in der „Neuen ev. Kirchenzeitung“ zu reden) „nachdem er im Norden sein Vaterland verloren, hier im Süden unter anders redenden Menschen diejenigen aufsucht, welche im gleichen Glauben mit ihm nach der ewigen Heimat pilgern wollen. Er ist bald darauf im blühendsten Mannesalter, wohl infolge der äußeren Anstrengungen und der tiefer nagenden inneren Schmerzen, im Herrn entschlafen“. Vom 13.—29. Oktober 1851 hatte er das langgestreckte Ländchen durchzogen. Damit war die Vorarbeit geschehen. Das rheinische Konsistorium, dessen Verwaltungsbezirk Hohenzollern zugeteilt worden, berief den Pfarrer Ernst Jungck, einen an Geist

und Charakter hervorragenden trefflichen Mann aus Nitzschs Schule, der sich in den schwierigen Diasporaverhältnissen zu Linz am Rhein bewährt hatte, Ende des Jahres 1852 in dieses Arbeitsfeld. Hatte er in seiner rheinischen Stelle auf einer Strecke von 4 Stunden Länge und 1½ Stunden Breite, die niedere Schule durchgemacht, so sollte er nun (nach seinem eignen Ausdruck), wo ihm zwei Fürstentümer von 32 Stunden Länge und 2—3 Stunden Breite oder von etwa 21 Quadratmeilen zugewiesen waren, auf die Hochschule kommen. Zunächst galt es die Knotenpunkte zu ermitteln, von denen die Organisation auszugehen habe. Sie fanden sich bald in vier Hauptorten, wo auch die meisten Evangelischen wohnten: Sigmaringen, Gammertingen, Hechingen und Haigerloch, das letztgenannte von Sigmaringen 14 Stunden entfernt, während Hechingen 11 Stunden nördlich von Sigmaringen liegt; die Ortschaften Bietenhausen und Höfendorf etwa 1½ Stunden südöstlich von Haigerloch. In Sigmaringen wurde alsbald sonntäglicher, in den andern Orten zwei- bis dreiwöchentlicher Gottesdienst eingerichtet. Noch wurde in Sigmaringen die katholische Schloßkapelle benutzt; an den übrigen Orten wurden seitens der katholischen Bevölkerung mit freundlichem Entgegenkommen Schul- und Rathaussäle eingeräumt. Was die Zahl der Evangelischen anging, so hatte die königliche Regierung dieselbe in einem Schreiben vom April 1852 auf 170 angegeben, Axelsen hatte schon vorher 486 gefunden; nach zwei Jahren hatte der neue Pfarrer in den 150 Orten des Landes deren 1051 persönlich aufgesucht. „Freilich,“ schrieb Jungck, „fast zur Hälfte durch- oder hin- und herziehende Dienstboten, Fabrikarbeiter, Gesellen ꝛc. aus Württemberg, der Schweiz und dem ganzen übrigen Deutschland. Auch unter der im Verhältnis zu dieser hin- und hergewehten Bevölkerung festen, ansässigen evangelischen Einwohnerschaft bilden die ins Land gesandten gleichfalls im fortwährenden, wenngleich langsameren Wechsel begriffenen preußischen Beamten den größeren Bruchteil. Dieser Mangel an dauernd bleibenden Elementen bildete die größte, wohl nie völlig zu überwindende Schwierigkeit in der Durchdringung dieser ganzen, vielfach in die Luft verstaubenden Masse Mehls mit dem Sauerteig des Evangeliums, machte die Arbeit an ihr in einem gewissen Sinne zu einer Sisyphusarbeit. Es ist dem Prediger, wenn er fast alle Jahre wieder neue Gesichter in den Dörfern und Weilern findet, denen er bei dem weiten zu durchwandernden Raume und der knapp zugemessenen Zeit nur wenige Minuten widmen kann, als streute er den edlen Samen des Wortes Gottes in fließendes Wasser. Und wie trüb ist nicht selten dieses Wasser, wie unsäglich verkommen oft diese Leute, die 10, 20, 30 Jahre, häufig schon gleich nach ihrer Konfirmation, in der Fremde, unter Katholiken herumdienen, in denen das Bewußtsein ihres evangelischen Glaubens-, geschweige denn ihres christlichen Gnadenstandes fast erloschen, zuweilen bis auf die letzte Spur erstorben zu sein scheint! Doch je größer die Schwierigkeiten eines

Werkes, um so schuldiger der Dank, wenn das Werk dennoch vorwärts gegangen." Und vorwärts ging es doch; wie E. Hermes es schön a. a. O. ausführt: „Während sonst aus den zahlreichen Mischehen sämtliche Kinder der katholischen Kirche zugeführt wurden, besann sich hie und da ein evangelischer Hausvater auf seine Pflicht. Die Schwachen im Glauben lernten dem übermächtigen Einfluß ihrer Umgebung endlich widerstehen. Die evangelischen Kinder Hechingens zogen nicht mehr in Prozession harmlos dem „Allerheiligsten" nach; die evangelischen Dienstboten in Burladingen legten die Rosenkränze wieder beiseite, die sie bei festlichen Anlässen zur Schau getragen hatten. „Ich habe Kreuz genug vom Herrn, selbst darf ich mir keins machen," so lautete nun die unerhörte Antwort einer evangelischen Magd auf die Zumutung, beim Tischgebet sich auch zu bekreuzigen. Bibeln und evangelische Andachtsbücher wurden gern entgegengenommen.

Drei Jahre wirkte Jungck allein; in Sigmaringen, von wo aus er die Stelle des Superintendenten und evangelischen Schulrats verwaltete, hat er gearbeitet bis ans Ende. Den Weihetag der Schloß-(Christus-)Kapelle auf der wiederhergestellten Hohenzollernburg hatte er zu nutzen verstanden, um auch für Sigmaringen eine Kirche, wie sie Hechingen schon geworden war, zu erbitten. Die Freigebigkeit Friedrich Wilhelms IV. hatte zugesagt, der neben dem König stehende Fürst Karl Anton das Geschenk eines herrlichen Bauplatzes beigefügt. 1862 am dritten Advent war sie geweiht worden. Als Jungck gegen Ende 1869 seine Augen schloß, trat als Pfarrverweser der Erzähler ein, um hier das denkwürdige Kriegsjahr, das mit dem Angebot der spanischen Krone an den Erbprinzen zu Sigmaringen anhob, zu durchleben; noch half bei Festliturgie und Abendmahlsspendung der Hofprediger Dietz, an der Spitze der Regierung stand der Präsident v. Blumenthal, der, wie auch sein Vorgänger v. Sydow, keinen Sonntag im Gottesdienst fehlte; ein Kreis von trefflichen Presbytern unterstützte den Geistlichen. Im Mai 1871 ward als Pfarrer und Superintendent der Sohn Karl Immanuel Nitzschs, Cölestin, angestellt; ihm folgte Ernst Hermes, bisher Pfarrer zu Cossenblatt aus der Mark Brandenburg, unter dem sich der pastorale Arbeitskreis wieder erweiterte und dessen hübsche Schrift über das Evangelium in Hohenzollern wir mehrfach benutzt haben; jetzt ist der ebenfalls schriftstellerisch thätige Johannes Gallwitz Pfarrer und Superintendent in Sigmaringen.

In Hechingen war bereits am ersten Adventssonntage 1857 eine evangelische (Johannes-)Kirche eingeweiht worden, ebenfalls ein Geschenk König Friedrich Wilhelms IV. Gleichzeitig trat hier auch ein Vikar ein, der Württemberger Robert Moser, der seine hohenzollernschen Erlebnisse in mehreren im Selbstverlag herausgegebenen Heftchen: „Auch ein schwäbisches Pfarrleben" in reizvoller Weise niedergelegt hat. Ihm folgte als Pfarrer Karl Sachse, ein begabter, wenn auch seltsamer Mann aus des Tübingers Beck Schule; dann

Damm, der eben jetzt Hechingen verläßt, um eine Stelle in der Provinz Sachsen anzunehmen.*) Noch immer ist Hechingen nicht ganz vom Unterstützungsplan des Centralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung verschwunden.

Weithingehendes Aufsehen hatte der am 2. Februar 1858 erfolgte Uebertritt von 35 Katholiken zur evangelischen Kirche gemacht. — Im Jahre 1812 (!) hatte der katholische Pfarrer zu Bietenhausen von jener Weissagung Daniels von dem emporgekommenen Könige, der sich wieder alles Göttliche erhebt, zuletzt aber von den Königen aus Mitternacht gestürzt wird, gepredigt. Da ruhte der Schulmeister des Orts, Xaver Kuhn, nicht eher, bis er (um 11 Gulden!) eine Bibel erstanden hatte, um deren Vorlesung sich bald ein wachsender Hörerkreis sammelte. Mit der Offenbarung Johannis hob man an: Apollyon wies zu deutlich auf Napoleon. Aber den Lesern wurden auch die Augen aufgethan für den Unterschied der Bibellehre und der ihrer Kirche; man fand den verborgenen Schatz im Acker. Jungck schildert diese Verhältnisse: „Man trat in Verbindung mit erweckten evangelischen Christen in Württemberg, besonders mit den sogenannten Michelianern. Diese bildeten für die erweckten Katholiken die geeignetste Brücke von der katholischen Kirche zur evangelischen hinüber. Von dem hochbegabten und tieferleuchteten Bauern Michael Hahn, der, befruchtet durch Oetingerische Mystik und große Schriftkenntnis, ein vollständiges theosophisch-asketisches System aufgestellt hat, Ausgang und Namen nehmend, knüpfen sie einerseits durch besondere Wertlegung auf die Heiligung, die nach ihnen nicht sowohl das Kind, als vielmehr die Zwillingsschwester der Rechtfertigung ist, beide gleichzeitig erzeugt durch den Glauben und die Wiedergeburt, und auf eheloses Leben an die katholische Kirche an, bewahren aber auch andrerseits auf das entschiedenste den evangelischen Grundcharakter dadurch, daß ihnen Christus, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen, alles in allem, die heilige Schrift alleinige Richtschnur des Glaubens ist und lebendiges Christentum ihnen weit über alles Kirchenthum geht. Nach dem Beispiel der Michelianer — wie überhaupt aller sogenannten Pietisten oder Gemeinschaften in Württemberg — richteten die erweckten Katholiken Bietenhausens regelmäßige Andachtsstunden ein, besuchten die der Michelianer oft viele Stunden weit, diese die ihrigen. Natürlich erregte dies die Aufmerksamkeit und Sorge der katholischen Geistlichen. Als Abmahnungen nichts fruchteten, rief man den weltlichen Arm zu Hilfe. Die Leiter der Bewegung wurden als Neuerer und Ruhestörer verklagt, ins Gefängnis geworfen, endlich nach Sigmaringen gebracht, um dort vor das höchste Gericht des Landes gestellt zu werden. Der damalige Fürst wohnte selbst in einem Nebenzimmer dem entscheidenden Verhöre bei. Er überzeugte sich von der völligen bürgerlichen und politischen Unschuld und Harmlosigkeit der

*) Die Versetzung ist während des Druckes rückgängig geworden.

Angeklagten, aber auch von der unerschütterlichen Festigkeit ihrer durch gewissenhafte Erforschung der Schrift gewonnenen Glaubensansichten und befahl, sie loszulassen. Seitdem lebten sie unangefochten; fast die Hälfte des Dorfes besuchte regelmäßig die „Stunde". Auch in den benachbarten Dörfern, namentlich in Höfendorf, fing es an, sich zu regen. Mit kluger Milde übersah man ihr Wegbleiben aus der Ohrenbeichte, ihr Unterlassen der katholischen Ceremonien, reichte ihnen sogar das Abendmahl in scheinbar doppelter Gestalt, nämlich den sogenannten Spülkelch. Aber noch immer, und selbst als Hohenzollern preußisch wurde, waren sie zum Uebertritt nicht entschlossen. Gerade weil man sie gewähren ließ und weil ihnen der Unterschied der Kirche gegen den des lebendigen oder toten persönlichen Glaubens weit zurückstand, warteten sie um der Schwachen willen in ihrer Mitte, die sie bei einem solchen entscheidenden Schritt hätten zurücklassen müssen, auf einen deutlichen Fingerzeig des Herrn. Dieser mußte ihnen von den Gegnern selbst kommen. Die nach allen Seiten hin wieder straffer angezogenen Zügel des katholischen Kirchenregiments sollten auch ihren Nacken zurückbeugen unter das alte Joch. Der bisherige duldsame Pfarrer wurde versetzt, ein junger eifriger kam an die Stelle. Aus seinem Auftreten merkten sie, daß die entscheidende Stunde geschlagen, daß sie ohne offenbare Verleugnung ihres Glaubens nicht länger in ihrer bisherigen Kirche bleiben konnten. 39 meldeten sich zum Uebertritt, keiner unter 20, einige über 70 Jahre alt. Die größten Anstrengungen wurden gemacht, täglich Missionen gehalten, jene von ihrem Entschlusse zurückzubringen. Bei vieren gelang es, 35 (29 aus Bietenhausen, 6 aus Höfendorf) blieben fest. Es war herzerhebend, als von diesen (am 2. Febr. 1858) 31 öffentlich im feierlichen Gottesdienste zu Hechingen (die 4 andern, durch Alter oder Krankheit gefesselt, folgenden Tags im kleinen Kreise) in die evangelische Kirche aufgenommen wurden. Nach dem Gottesdienst vereinigte ein einfaches Mahl über hundert Festgenossen, darunter viele Württemberger. Es war etwas zu spüren vom Geist der ersten Gemeinde, Liebesgaben wurden gesammelt und für die Mission unter den Heiden bestimmt. Vier der Neuaufgenommenen ließen es sich, obgleich kein eigentlicher Wohlhabender unter ihnen, in der Freude ihres Herzens nicht nehmen, die sämtlichen Kosten der Bewirtung allein zu bestreiten. Als später einige den Gottesdienst, in welchem die Kollekte für die Diaspora in Preußen abgehalten wurde, nicht hatten besuchen können, sammelten sie unter sich zu Hause und schickten nachträglich den Ertrag, um nicht im Geben verkürzt zu werden. Es waren lauter Glieder, deren sich die evangelische Kirche freuen durfte, von makellos musterhaftem Wandel, in aller Achtung stehend und denen das beste Zeugnis ihrer bürgerlichen Obrigkeit ihren guten Leumund bezeugte. Trotz ihres Uebertritts lebten sie auch mit ihren katholischen Nachbarn in ungestörtem Frieden."

Am Jahrestage hat sich noch einmal Aehnliches wiederholt. Eine um das Neujahr veranstaltete Jesuitenmission gab den äußeren Anlaß.

In der letzten Predigt de confessione fidei ließen die Herren Patres an die Gemeinde die Aufforderung ergehen, durch Aufhebung der Schwurfinger (beziehungsweise Hand-auf-die-Brust-legen) das Festhalten am katholischen Glauben, wie solches im Concilium Tridentinum festgesetzt sei, zu beschwören. Da verließ ein kleines Häuflein die Kirche. Zugleich war im Beichtstuhl die Absolution abhängig gemacht worden von dem Versprechen, die Gottesdienste in der evangelischen Kirche und die Stunden der Brüder nicht mehr zu besuchen. Beides war in außerordentlichem Maße der Fall gewesen; infolge der Mission hat es fast ganz aufgehört. Nach diesen Vorgängen meldeten sich bei dem Hechinger Pfarrverweser erst 9, dann im ganzen 11 Personen zur Aufnahme in die evangelische Kirche: 6 verheiratete Männer, 4 Frauen und eine Jungfrau, angesehene Bürgersleute von Bietenhausen. Mit sechs von ihnen hatte der Geistliche nie zuvor ein Wort gesprochen, sie nicht einmal dem Namen nach gekannt. Sie hatten und länger noch als jene ersten geprüft. Pfarrer Jungck kam von Sigmaringen zu dem Aufnahmeakt herüber und erhöhte durch eine die evangelischen Grundlehren darlegende Predigt über Matth. 5, 37 die Feier, welche mit dem Genuß des heiligen Abendmahls schloß. Zuvor war jedem eine Bibel überreicht worden, welche die Stuttgarter Bibelgesellschaft mit der Widmung versehen hatte:

„Das sind der Propheten Wort' und Apostel Schreiben,
Als ein Licht am dunklen Ort, Fackeln, die vertreiben
Meines Herzens Finsternis und in Glaubenssachen
Das Gewissen frei, gewiß und recht grundfest machen."

Jene Bibel aber, die einst den ersten Anstoß zu der Bewegung gegeben, eine Nürnberger Bibel von 1781, mit kaiserlichem Privilegio gedruckt, hat einen Platz in der Sammlung der brittischen Bibelgesellschaft erhalten. Flossen doch aus England, wie auch aus Holland und aus den deutschen Gustav-Adolf-Vereinen die Gaben — über 12000 Mark — zum Bau eines Betsaales in Bietenhausen zusammen.

Während dieser Saal mit Lehrerwohnung ausgeführt wurde, mühte man sich gleichzeitig um den Bau einer Kirche in dem höchst auffällig im engen Felsthal der Eyach gelegenen Haigerloch. Ueber den Trümmern einer alten Synagoge auf den Fels gegründet, trägt sie die Inschrift: Erbaut aus Liebesgaben in den Jahren 1861—1863 (vollendet am 8. September 1863). Besonders der Berggeschworene Raiffeisen und der Kreisgerichtssekretär Corty machten sich um die Herstellung dieser Kirche verdient. Im folgenden Jahr wurde auch hier ein Vikar angestellt — Neidhart, jetzt Pfarrer in Kreuznach. Ihm sind als Pfarrer in Haigerloch Bungeroth und Theobald gefolgt. Vier Stunden westlich von Haigerloch, eine Stunde von der württembergischen Stadt Horb neckaraufwärts liegt das hohenzollernsche Dorf Dettingen. Auch hier thaten im Herbste 1863 16 erwachsene Personen mit 10 Kindern den Schritt aus der römischen in die evangelische Kirche. — Einem schlichten Bauersmanne, Joseph Kronenbitter mit Namen, war durch

das neue Testament zweier zugewanderter Schmiedegesellen, welches er zum Spotte hatte benutzen wollen, das Licht evangelischer Wahrheit aufgegangen. 27 Jahre lang hat er allein gestanden, wiederholt mißhandelt, auch obrigkeitlich bestraft, einmal mit zwei Tagen Gefängnis, weil er an einem armen im Rausch verunglückten Menschen Seelsorge getrieben. Dafür bekam er zwei Tage Gefängnis, wurde aber noch vor Ablauf auf Ansuchen des Aufsehers wieder hinausgejagt, weil er dessen Tochter mit seinem „Buch" so bezaubert hatte, daß sie nicht zum Fastnachtstanze gehen wollte. Ohne daß es dem römischen Priester gelungen wäre, ihn auf dem Sterbebette zur Verleugnung seines Glaubens zu bewegen, ist Kronenbitter in der katholischen Kirche gestorben. Gleichwohl ging der von ihm gestreute Same auf. Bibelleser, die sich um ihn gesammelt hatten, geringe Leute, fanden nun ihren Leiter in dem Kolporteur Joseph Roth. Für dreißig Kreuzer hatte er die Versammlung der „Pietisten" belauschen, sprengen, hatte er den ehrwürdigen Kronenbitter verspotten wollen und darum zur Bibel gegriffen — da war sie ihm zu stark geworden. Dann hatte er sich, um den unaufhörlichen Anfeindungen zu entgehen, in Württemberg angekauft und war dort förmlich zur evangelischen Kirche übergetreten. Aber als er nun vernahm, wie auch in der Heimat es sich regte, in Dettingen selbst an einer evangelischen Kirche gebaut werde, da litt es ihn nicht mehr, und nun setzte er die letzte Kraft seines Lebens daran, jenen Bau durch Sammeln, aber auch durch Gespräch und Bibelverbreitung die Gesinnungsgenossen zu fördern. Daß beider Männer Zeugen, Dulden und Kämpfen nicht vergeblich gewesen, das trat zu Tage, als jene sechszehn sich zur evangelischen Kirche bekannten. Im Jahre 1865 ward auf der Dresdner Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins der „sechsfachen Not" der Haigerloch-Bietenhausen-Dettinger Kirchen und Schulen die große Liebesgabe von 15000 Mark zugebilligt. Im Jahre 1891 aber wurde auch die im Laufe der Zeit für Dettingen besonders errichtete geistliche Hilfsstelle zum ständigen Pfarramte erhoben. Der Pfarrer Lamparter, den Superintendent Hermes am 11. Januar einführte, hat ein schätzbares Buch über Gustav Adolf geschrieben (im Verlage von Wiemann in Barmen erschienen). Aber auf der wackeren und opferwilligen Gemeinde Dettingen lastet vom Bet-, Schul- und Pfarrhausbau her noch eine Schuld von 7000 Mark.

Halbwegs Sigmaringen und Hechingen liegt Gammertingen, von bösen Zungen und doch mit Unrecht einst „Jammerdinge" genannt, aber für den Pfarrer von Sigmaringen, der hier im Winter alle vierzehn Tage, und im Sommer, wo das Filial in der Sonnenglut zwischen den Bergen mittels einer Fahrt von drei Stunden noch schwerer zu erreichen war, alle drei Wochen zu predigen hatte, allerdings eine sehr erhebliche Mühewaltung. Und mehr noch für die Gemeinde als für den Pfarrer war es not, daß hier ein Geistlicher stationiert wurde. Das ist vor wenigen Jahren geschehen in der Person des erst Pfarrverwesers, jetzt Pfarrers Müller, der aber bisher weder über ein

Bet- noch über ein Pfarrhaus verfügt; nur der Bauplatz ist vorhanden. Die Ausdehnung der Parochie beträgt 5 Quadratmeilen, die Seelenzahl 232, zerstreut in 18 Ortschaften unter etwa 15000 Katholiken. In den Orten Trochtelfingen und Burladingen ist besondrer Gottesdienst zu halten. In Trochtelfingen war ein Dreher (Drechsler) Namens Beetz wohnhaft, der nicht bloß den Mut hatte, am Fronleichnamstage sein Haus nur mit protestantischem Wort zu schmücken, sondern dessen Wandel es auch gelang, seine katholischen Familienmitglieder für den eignen Glauben zu gewinnen mitten in der römischen Umgebung. Kein Wunder, daß es nun an Anfechtungen nicht fehlte. Der Versuch, ihn durch Kündigung aller Darlehen zu verdrängen, schlug aber auf Anregen des Stadtpfarrers Damm von Hechingen dahin um, daß einige Stuttgarter Freunde das Haus kauften, um damit der Gemeinde einen unantastbaren Mittelpunkt zu schaffen. Hat nun auch das Stuttgarter Konsortium einen großen Teil der Schuldsumme der Gemeinde erlassen, so bleibt doch eine Restschuld von 2000 Mark, wozu noch die „Haidschule" mit einer gewissen Belastung kommt. Hier bittet die Gemeinde Gammertingen dringend entlastet zu werden, aber ihr Hauptanliegen muß natürlich darauf hinausgehen, ihren Baufonds, der zur Zeit rund 3350 Mark beträgt, durch die Opferwilligkeit der Glaubensgenossen, durch die Teilnahme der Gustav-Adolf-Vereine gemehrt zu sehen. Nebenher sind auch gute Bücher für ihre Bibliothek ihr nötig und willkommen. Wir dürfen es sagen von diesen Gemeinden: sie sind es wert!

Und blicken wir nun zurück auf den Gang unsrer Erzählung, wie dort im Hohenzollernschen Lande evangelische Gemeinden geworden sind und wie allgemach diese Gemeinden haben ein Haus gefunden, dann werden wir's wiederholen dürfen: wer darauf achtet — nämlich auf die Werke des Herrn — der hat eitel Lust daran! Amen.

31.

Aus der badischen Diaspora.

Von Stadtpfarrer **J. Bäringer** in Weinheim.

Matth. 11, 5 b: Die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Wir kennen die Veranlassung, bei der der Herr diese Worte sprach. Wollte er mit dem Bescheide an Johannes den Täufer, aus dem sie genommen sind, dessen Zweifel an seiner Messiaswürde heben: so wird wohl ein jeder, der bewußt in solche Liebeswerke des Heilandes mit eintritt, sie in geistlichem Sinne treibt, sich damit als seinen Jünger und Mitarbeiter auszuweisen imstande sein.

Diese Würde nimmt unser Gustav-Adolf-Verein in aller Demut für sich in Anspruch.

Den Armen wird das Evangelium gepredigt! Daß wir sein Werk unter dieses Wort stellen dürfen, darüber wird es nicht vieler Worte bedürfen. Alles, was in kirchlicher Hinsicht Armut heißt, des Name ist Diaspora! Mangel an Ansehen und Einfluß, Mangel an Nahrung und Obdach, Zurücksetzung und Anfechtung, Fremd- und Verlassensein und was sonst das Joch der Armut so drückend machen mag: die Brüder in der Zerstreuung tragen es reichlich überall mit Lazarusschmerz und Lazarusgeduld! Ihnen bringt der Gustav-Adolf-Verein die frohe Botschaft, daß daheim in der Kirche ihrer Schmerzen und Nöte in Liebe gedacht werde. Er predigt den Gebundenen, daß sie frei, den Hungernden, daß sie satt, den Traurigen, daß sie getröstet werden sollen, den Heimatlosen, daß sie in einem Gotteshause eine Heimat, und den Verlassenen, daß sie einen Hirten haben sollen! Welch reiche Saat der Liebe in Christi Sinn und Geist, in seiner treuen Nachfolge hat er doch schon gestreut, in stets wachsender Arbeit, aber auch gottlob! in stets wachsendem Segen!

Die Toten stehen auf! Auch dieses größere Wort nimmt der Verein getrost für sich in Anspruch.

Wir können es ja nicht vergessen, daß die Reformation wie Frühlingsrauschen durch die deutschen Lande zog; wie sie bis zur Zeit des großen Kriegs neun Zehntteile des deutschen Vaterlands für das Evangelium erobert hatte. Aber wir können es ebensowenig vergessen, wie der Krummstab das Kreuz Christi in hundert und tausend Städten und Dörfern verdrängte, wie rohe Gewalt und blinder Fanatismus im Bunde das blühende Leben der evangelischen Kirche auf Jahrhunderte hin in Blut und Thränen erstickte.

Konnte auch die starre Abgeschlossenheit der Konfessionen nie ganz erreicht werden, und fing insbesondere gegen die Mitte unsers Jahrhunderts durch Gesetzgebung und Entwicklung der Industrie die Mischung der Konfessionen an, eine stärkere zu werden, so blieben die kleinen Häuflein Protestanten, die sich besonders in den einst ganz evangelischen Gegenden wieder zusammenfanden, doch sozusagen tote Glieder der evangelischen Kirche. Es fehlte das Gemeinschaftbewußtsein, oder doch die Möglichkeit, es zu bethätigen, oft sogar der Mut, sich als Evangelische zu erkennen zu geben. Erst das Segenswerk des Vereins gab die Möglichkeit eines kirchlichen Gemeindewesens. Es erwachte unter den bisher gewissermaßen toten Gliedern Leben, und hin und her eroberte unsre Kirche Boden zurück, der vor Jahrhunderten ihr gehörte. Ja, die Toten standen auf; unter dem warmen Hauche der christlichen Liebe, deren gesegnetes Werkzeug der Verein ist, entfaltete sich fröhlich gedeihendes evangelisches Leben, wo längst die letzte Spur davon verschwunden war.

Besonders die badische Diaspora zählt viele solcher Gemeinden von Konstanz am Bodensee her bis herunter gegen Karlsruhe hin. Halten

wir in einer solchen, aus langem Todesschlaf erwachten Gemeinde kurze Einkehr!

Weit bekannt ist doch die interessante Schwarzwaldbahn, die von Offenburg im Rheinthale über die Höhe des Gebirges an den Bodensee (Konstanz) sich hinzieht! Wir könnten sie die „Diaspora-bahn“ nennen. Nahezu alle ihre bedeutenderen Stationen: Offenburg, Gengenbach, Haslach, Hausach, Triberg, Villingen, Donaueschingen, Immendingen, Engen, Singen, Radolfzell und Konstanz — sind ja Pflegekinder des Vereins, zum Teil schon zu Kirchgemeinden erstarkt.

Die zweitgenannte Stadt, Gengenbach, ist unser Ziel! Wie schon anfangs des sechzehnten Jahrhunderts das wunderschöne Kinzigthal die lutherische Superintendentur Wolfach bildete, so war auch sein Mittelpunkt die freie Reichsstadt Gengenbach lutherisch. Schon 1529 fanden um ihres Glaubens willen verfolgte Bürger der schwäbischen Reichsstadt Rottweil Zuflucht dort, und unter den Unterschriften zum Regensburger Religionsgespräch (1541) steht auch die von Gengenbach.

Leider hat die Gegenreformation alle schriftlichen Zeugnisse jener Zeit vernichtet; namentlich ist ein Brief Luthers an den Magistrat verloren gegangen. Als einziger — aber höchst interessanter — Zeuge existiert noch ein Exemplar des Katechismus, den der Magistrat für die Stadt nach dem Vorbilde des Lutherischen hatte verfassen lassen, um „ein christlich gottselig Volk dem Herren auffzuziehen“. Er fand sich im Klosterarchiv in einem Umschlage mit der Aufschrift: „Alß die gnad Gottes von der statt Gengenbach gewichen und luteri Gifft überhand genohmen, ist dieser cathecismus (sic!) getruckt worden anno 1545. Welches zum ewigen Abscheu im Archiv verwahret wird.“ — Schon drei Jahre später gefährdete das böse Interim die evangelische Sache. Zwei scharfe Erlasse Karls V. an den widerspenstigen Magistrat zeigen dessen Treue am Evangelium. Die Sage erzählt, ein katholischer Geistlicher, Kornelius Eselsperger, habe sich den Bürgern, die in Scharen zum evangelischen Gottesdienst zogen, entgegengestellt und den ganzen Tag mit solchem Eifer zu ihnen geredet, daß er zwar tot zusammengestürzt, die Bürger aber gerührt und überzeugt, zum alten Glauben zurückgekehrt seien. — Thatsache ist, daß, während der Genannte in Gengenbach Leutpriester war (er starb 1571), die evangelische Lehre in der Stadt langsam verschwand. — An all dies erinnert heute nur noch der Bildstock, den die dankbare Nachwelt dem K. Eselsperger an der Stätte seines sagenhaften Todes errichtet hat. Uns will er wie der Stein bedünken, der das Grab der Gengenbacher evangelischen Gemeinde verschließen sollte.

Aber Gottes Wege sind wunderbar! War es nicht eine bedeutungsvolle Fügung, daß 320 Jahre später gerade an diesem Bildstocke die Steine für den evangelischen Kirchbau in Gengenbach gelagert und bearbeitet wurden; daß auch das alte Standbild Karls V.

auf dem Marktplatze der Stadt 25 Jahre lang in die Fenster des Betsaals der jungen evangelischen Gemeinde hineinschauen mußte?

Die Toten stehen auf! Seit 1850 sammelte sich eine kleine Schar Evangelischer; bis 1865 war sie so erstarkt und so weit zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, daß das Verlangen nach kirchlichem Leben erwachte. Während die Kurie die Benutzung der alten Friedhofskapelle abschlug, bewilligte der Stadtrat freundlich den Saal des alten reichsstädtischen Kaufhauses zum Betsaal „ohne alle Miete“ — und am Osterfeste 1865 feierte im ersten Gottesdienste (den der Pfarrer von Offenburg hielt) die evangelische Gemeinde Gengenbach ihr Auferstehungsfest! Es war ein rechter Diaspora-Gottesdienst. Der Raum ohne Altar und Kanzel, statt der Bänke Stühle, der Gesang mit einem Klavier begleitet, unsicher, schwankend — wie viele der Anwesenden hatten längst keinen evangelischen Choral mehr gesungen! — Aber ein heiliger Eifer beseelte die kleine Schar. Die freudige Erwartung, die ihr erster Aufruf an die Brüder in der Landeskirche aussprach: „daß die evangelische Kirche in die Arbeit der helfenden Liebe überall mit Freuden eintritt, wo einmal ihr Glaube das Werk getrost begonnen hat“ — sie hat sich nicht getäuscht! Die erfahrene Hilfe machte vielen Zaghaften Mut und im Laufe des Jahres noch stieg die Zahl der gemeldeten Glieder auf 250. Hatte das Osterfest den ersten Gottesdienst gebracht — so brachte das Weihnachtsfest den ersten eigenen Geistlichen. Nun erwachte erst neues Leben im Kinzigthale. Die alte Reichsstadt Zell am Harmersbache und Haslach schlossen sich als Filiale an. That sich dort ein schöner Fabrikraum als Andachtsstätte auf, so ertönte in Haslach von der Kanzel der alten Kapuzinerkirche die evangelische Predigt. Welch ein Wechsel! Zur Vollendung der Zerstörung des evangelischen Glaubens im Kinzigthale waren die Kapuziner 1614 dahin berufen und manches Anathema über die „Lutherey“ erschallte wohl in ihrer Kapelle — jetzt zog die neue evangelische Gemeinde ein!

Wo der Hirte ist, muß aber auch die Hürde sein; mit dem Besitze eines Geistlichen erwachte auch die Sehnsucht nach der Kirche! Heißt es nun freilich: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, so ist der Diaspora-Weg zu einer Kirche leider fast immer ein recht langer. — „Sie mahnen zu geduldigem Warten, Herr Pastor; aber ich warte nun schon 30 Jahre auf unsre Kirche,“ sagte jener Greis in Posen zu seinem Pfarrer. — Nun, so lange mußten unsre Gengenbacher nicht warten — aber doch 25 lange Jahre mußten sie das Gastrecht im Kaufhaussaale in Anspruch nehmen. Glücklicherweise war die Gemeindebehörde so wohl gesinnt und für Erhaltung des konfessionellen Friedens selbst so besorgt, daß sie von sich aus einigen jungen Kaplänen Anzüglichkeiten auf der Kanzel gegen die Evangelischen und gegen Luther ernstlich verwies.

Doch diese Wartezeit war nicht vergeblich. Die Gemeinde wuchs zusehends und ihr inneres Leben gewann an Kraft und Tiefe durch

die mancherlei Proben und Prüfungen, die zu bestehen waren. Bald sollte das Kaufhaus veräußert oder anderweitig verwendet werden; dann wurde dem Geistlichen die Wohnung gekündet, eine andre war lange nicht zu haben, so daß es schien, er müsse sich in den Nebenort Zell zurückziehen. Mit Anfang der siebziger Jahre wehte auch im Kinzigthal ein schärferer römischer Wind und unter seinem Einflusse regten sich auch in der Gemeindebehörde schwierige Elemente; nur die Sorge um den guten Ruf der Toleranz und die Aussicht auf baldigen Kirchbau hielt sie nieder. Aber dieser zog sich in die Länge. Die Gemeinde brachte zu den Gaben des Vereins so große Opfer, daß ihre Beiträge zum Baufonds lange Jahre 1 Mk. 70 Pfg. auf den Kopf der Seelenzahl betrugen; neben dem eignen Eifer dazu gespornt von den spöttischen Stichelworten, die allmählich in der Rede von einer „Evangelischen Kirche im Monde“ und ähnlichen Liebenswürdigkeiten sich vernehmen ließen.

Da endlich, im Frühjahr 1889, erschien der Tag, der der heißen Sehnsucht greifbare Gestalt geben sollte, der Tag des ersten Spatenstichs und am 29. Juni der Tag der Grundsteinlegung zur Kirche! Es ist ein schöner Punkt, auf dem im Laufe des Jahres das schmucke Kirchlein sich erhob, eine vorgeschobene Höhe, von der es freundlich thalauf, thalab schon von ferne grüßt und seinen Glockenschall entsenden kann. Alles Warten und Sehnen, alles Ringen und Dulden krönte der gleiche Tag des folgenden Jahres mit der Weihe der Kirche. Die persönliche Teilnahme des allverehrten Landesbischofs, des Großherzogs Friedrich, an der Feier erhöhte nicht nur die Herzensfreude der Glaubensgenossen, sie prägte auch seine Wertschätzung der evangelischen Gemeinde der ganzen Bürgerschaft recht offenkundig ein. Und darin lag ihr für die Diaspora unschätzbarer Wert!

Noch eine große Aufgabe harrte nun der um ihren Bestand ringenden Gemeinde. Wollte sie ihre Ausstattung vollenden, so gehörte zur Kirche auch das Pfarrhaus. Durch ihr geduldiges Warten seither, durch weisen Haushalt mit den eignen und gereichten Mitteln war es ihr möglich, verhältnismäßig rasch diese Aufgabe zu lösen. Am 3. Juli 1892 zog der Geistliche ins neue Pfarrhaus ein!

So ist denn, was brutale Gewalt einst zerstört zu haben wähnte, durch die Kraft des Glaubens, der die Welt überwindet, und der Liebe, die stärker ist als der Tod — zu neuem freudigem Leben erstanden; ihm geht die beglückende Hoffnung zur Seite, daß sein Licht nie mehr werde vom Leuchter gestoßen werden; daß die Zeit nicht gar ferne sein werde, in der die Diasporagenossenschaft Gengenbach zur vollbürtigen Pfarrgemeinde der Landeskirche wird erhoben werden können.

Dann erst wird unser Verein, in demütigem Danke gegen Gott, der so starke Segenskraft auf sein Werk legen will — auch im Rückblick auf die Geschichte dieser Gemeinde — in voller Freude rühmen dürfen: Die Toten stehen auf! —

Uns aber, die wir in sicherem Besitze unsers kirchlichen Lebens sind, möge der Rückblick auf Kampf und Sieg auch dieser Gemeinde bestärken in der Treue an unserm allerheiligsten Glauben und uns ermuntern zu thatkräftiger Liebe zu den Brüdern, zu freudiger Teilnahme am Segenswerke des Gustav-Adolf-Vereins! Amen.

32.

Das Evangelium in Gablonz und Umgebung.

Von P. Lic. **A. Schmidt** in Gablonz.

Psalm 126, 3: Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich.

So müssen wir mit dem frommen Psalmsänger sprechen, wenn wir zurückblicken auf die wechselreiche Geschichte der evangelischen Kirche Oesterreichs. Der gnädige Gott ließ vor mehr denn 350 Jahren auch in unserm Vaterlande das lautere Wort des Evangeliums, wie es Luther wieder an das Licht gebracht hatte, predigen und Eingang finden in die Herzen unsrer Vorfahren. Wie stolz und zukunftsverheißend stand die Reformationskirche Osterreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts da, bekannten sich doch neun Zehntel sämtlicher Bewohner des Landes zur evangelischen Kirche. Mit Jesuitenränken und Waffengewalt ist sie durch den alt bösen Feind vernichtet worden. Lange schien es, als sollte er für immer das Feld behalten. Doch der Herr hat Großes an uns gethan, als er das Herz eines edlen Herrschers auf Habsburgs Thron gelenkt, der über die Gewissen seiner Unterthanen nicht gebieten wollte, sondern der Predigt evangelischer Wahrheit freien Lauf ließ. Der Herr hat Großes an uns gethan, als er uns in den evangelischen Glaubensbrüdern und Stammesgenossen in Deutschland treue Helfer und unermüdliche Mitarbeiter an dem Aufbau unsrer evangelischen Gemeinden bescherte. Des Schutzes unsers Gottes getrösten wir uns, des sind wir fröhlich! Wir blicken gottvertrauend und hoffnungsfreudig in die Zukunft. Der Herr, der unsre evangelische Kirche aus solch großen Fährlichkeiten gerettet hat, wird sie nicht untergehen, sondern wachsen und erstarken lassen, wenn wir uns nur treu in Wort und That zu ihr bekennen.

„Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich," so rufen wir aus, wenn wir die Geschichte der evangelischen Kirche Böhmens, insbesondre des nördlichen Landesteiles betrachten, in dem von Gablonz aus das Licht des Evangeliums verbreitet wurde. Das heutige Gablonz, als Sitz der böhmischen Glasindustrie weltbekannt, ist eine Stadt von mehr als 17000 Einwohnern, in dem lieblichen,

von bewaldeten Bergen eingeschlossenen Thale der Lausitzer Neiße gelegen. Reich an Steinen ist das rauhe Isergebirge, dagegen arm an fruchtbarem Ackerland, bedeckt doch die magere Ackerkrume oft nur handbreit den felsigen Untergrund. In harter und schwerer Arbeit müssen sich die deutschen Bewohner dieser Gebirgsgegend ihr tägliches Brot verdienen. Dem Bekenntnisse nach sind sie meist römisch-katholisch, zählen doch die Altkatholiken kaum 2000, die Evangelischen etwa 1000 Seelen. In Gablonz besitzt die evangelische Gemeinde eine schöne im Jahre 1892 umgebaute Kirche und ein geräumiges Pfarr- und Schulhaus.

Das Dorf Gablonz bildete schon im Jahre 1356 eine Pfarrgemeinde mit einer selbständigen Kirche, die zum Turnauer Dekanate gehörte. Die Seelsorge wurde von Priestern aus dem Orden der Kreuzherren mit dem roten Herzen oder der polnischen Kreuzherren versehen. Als vom Jahre 1420 angefangen in den heftigen Kämpfen der Husiten mit den katholischen Herren von Biberstein und den Lausitzer Sechsstädten die umliegenden Orte, wie Reichenberg, Liebenau, Böhmisch-Aicha, Turnau, verbrannt wurden, blieb Gablonz von den Husiten verschont, was darauf schließen läßt, daß die Bewohner des Dorfes sich zur Lehre des Hus bekannten. Als im Jahre 1469 die Heerscharen der Bibersteine und der Lausitzer gegen den husitischen Herrn von Skal, Felix von Waldstein, zu Felde zogen, verbrannten sie am 30. August das feindliche Dorf Gablonz ganz und gar, so daß nicht einmal die hölzerne Kirche verschont blieb. Wohl 70 Jahre blieb das Dorf in Schutt und Asche liegen, dichter Urwald begann allmählich die Stätte zu bedecken, wo einst die Hütten gestanden. Unterdes hatte die reine Lehre D. Martin Luthers ihren Siegeszug durch Deutschland angetreten, und auch die Deutschen Böhmens fielen ihr aus innerster Herzensüberzeugung zu. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts legte der evangelische Graf Adam von Wartenberg, um den außerordentlichen Holzreichtum des Isergebirges auszunützen, mehrere Glashütten an und rief deutsche Ansiedler, die sich zu Luthers Lehre bekannten, wohl aus der Gegend von Heida in Böhmen, ins Land.

Tschechisch und husitisch war Gablonz 1469 in Schutt und Asche gesunken, deutsch und protestantisch erstand es um das Jahr 1545 von neuem. Der Sohn Adams, Karl von Wartenberg war, wie seine Grabschrift besagt, in wahrer Gottesfurcht, Tugend und schönen Wissenschaften auferzogen worden, „evangelischer Religion, der Gerechtigkeit und Tugend Liebhaber, am höchsten um den König, Königreich und um die Kirche verdient“. Er war nicht nur ein eifriger Förderer der Glasindustrie, sondern sorgte auch für die religiösen Bedürfnisse seiner Unterthanen. Den deutschen Protestanten von Gablonz baute er ein hölzernes Kirchlein, dessen Erbauungsjahr sich nicht genau bestimmen läßt. Jedenfalls war sie 1590 schon vollendet, davon zeugt das einzige Denkmal, das Gablonz aus der Reformationszeit besitzt, nämlich die mittlere Glocke der jetzigen katholischen Dekanalkirche. Diese Glocke ist

der Inschrift nach von Karl von Wartenberg für die von ihm errichtete evangelische Kirche gestiftet und trägt die Jahreszahl 1590. Im Jahre 1615 bekam Gablonz auch einen eignen evangelischen Prediger mit Namen Nikolaus Sagittarius, zu deutsch „Nikel Schütz" genannt. In dem ältesten Kirchenbuche des benachbarten Dorfes Reichenau sind zwei von ihm vorgenommene Amtshandlungen verzeichnet. Am 19. Oktober 1615 hielt er in Reichenau eine Leichenrede bei der Beerdigung eines gewissen Georg Posselt. Am 21. November 1619 wurde der Reichenauer Pastor Andreas Kröll, gebürtig aus Meißen in Sachsen, eines Bürgers und Binders Sohn, begraben. Bei seinem Leichenbegängnis wurden zwei Reden gehalten, die eine im Pfarrhofe von Magister Zacharias Peterwegen, damaligen Pastor in Langenbruck, die andre in der Kirche von Nikolaus Sagittarius, Pastor in Gablonz, worauf die Beerdigung vor dem Altar stattfand. Auch die Chronik der Familie Schürer von Waldheim, deren Glieder durch Jahrhunderte Glashüttenbesitzer und Hüttenmeister waren, berichtet von einer Trauung und mehreren Taufen, die Nikolaus Sagittarius in dieser Familie vollzogen hat.

In Böhmisch-Aicha, einer kleinen Stadt, etwa fünf Wegstunden von Gablonz entfernt, wirkte als der letzte evangelische Pfarrer von 1622 bis 1624 Martin Felmer, der nicht weniger als dreimal aus Böhmen vertrieben wurde. Morchenstern, ein Marktflecken unweit von Gablonz, wandte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ebenfalls der Lehre Luthers zu. Das evangelische Bethaus wurde im 30jährigen Kriege zerstört. Der erste Pfarrer war Friedrich Fürbach (Feuerbach), der, aus Waltersdorf bei Zittau gebürtig, um das Jahr 1599 in Morchenstern thätig war. Als sein Nachfolger wird Andreas Kuttler genannt. Er wurde in der Gegenreformation vertrieben und fand in Zittau eine Zufluchtsstätte, wo auch seine Witwe Dorothea gestorben ist. Alle größeren Orte in der Umgebung hatten damals ihre evangelischen Pfarrer, die meist aus Sachsen eingewandert und mit denen in der Regel auch evangelische Lehrer ins Land gekommen waren, um die heranwachsende Jugend im evangelischen Geiste zu erziehen. Das Einkommen der evangelischen Pfarrer bestand nebst den Stolgebühren in einem gewissen Silberzins und Getreidezehent, der von den Pfarrkindern entrichtet wurde, sowie in dem Ertrage der Pfarrwidmuten. Bei der Bewirtschaftung der letzteren erhielten die Geistlichen freiwillige Hilfeleistungen von den Eingepfarrten, und das Verhältnis scheint ein allseitig befriedigendes gewesen zu sein.

Die Schlacht am weißen Berge bei Prag, die am 8. November 1620 geschlagen wurde, und in der der „Winterkönig" Friedrich V. von der Pfalz Krone und Land verlor, grub der blühenden Reformationskirche Böhmens ihr Grab. Kaiser Ferdinand II. hielt furchtbares Gericht über die evangelischen Adeligen Böhmens, welche die Partei Friedrich V. ergriffen hatten. Am Morgen des 21. Juni 1621 bestiegen 27 der edelsten und besten Protestanten Böhmens das Schafott auf dem altstädter Ring zu Prag. 728 Herren und Ritter wurden

ihrer Güter ganz oder teilweise verlustig erklärt, und die kaiserlichen Offiziere, meist Spanier und Italiener, damit beschenkt. Die Herrschaften, zu denen Gablonz und Umgebung gehörten, erhielt der Herzog von Friedland, Albrecht von Wallenstein, der es sich angelegen sein ließ, seine Unterthanen zur katholischen Kirche zurückzuführen. Religionskommissionen durchzogen im Auftrage des Kaisers das Land, von Jesuiten, Musketieren und Dragonern begleitet. Die evangelischen Kirchen wurden geschlossen, die Thüren versiegelt, die evangelischen Bücher, wie Bibeln, Hauspostillen und Gesangbücher, eingesammelt und verbrannt. Zuerst versuchten die Jesuiten ihre Bekehrungskünste an den Evangelischen mit gleißnerischen Zureden und eindringlichen Predigten. Verfingen diese Mittel nicht, so traten die berüchtigten „Lichtensteinischen Dragoner“, im Volksmunde „Seligmacher“ genannt, an die Stelle der Jesuiten. Die Feder sträubt sich, all die unmenschlichen Greuelthaten jener Söldnerhorden zu schildern, die die Protestanten wie die ärgsten Verbrecher behandelten und meisterhaft die Kunst verstanden, die Leute zu quälen.

Zunächst trachtete man darnach, die evangelischen Geistlichen aus dem Lande zu treiben. Im Jahre 1624 griffen alle evangelischen Prediger auf den Herrschaften Wallensteins notgedrungen zum Wanderstabe, unter ihnen auch Nikolaus Sagittarius von Gablonz. Viele fanden in Sachsen oder Preußen freundliche Aufnahme und konnten in neuen Gemeinden friedlich ihres Amtes walten, viele aber mußten, ihren Beruf aufgebend, Kummer und Sorgen, Not und Elend im Uebermaß ertragen. Nicht alle Protestanten waren gesonnen, sich den zudringlichen Bekehrungsversuchen der Jesuiten und den Mißhandlungen der Dragoner auszusetzen. Ihnen stand auch ihr evangelischer Glaube zu hoch, als daß sie ihn um irdischen Besitztums willen verleugnet hätten. Sie zogen es vor, dem Beispiele ihrer Seelsorger und Lehrer zu folgen und mit Zurücklassung ihrer Habe um des teuern Glaubens willen in die Fremde zu ziehen. Ungefähr 36000 Familien mit etwa 150000 Köpfen hat damals Böhmen verloren. Die evangelischen Länder, vor allem Sachsen und Preußen, nahmen die Vertriebenen mit glaubensbrüderlicher Liebe auf. In Gablonz wird heute noch ein Bauernhof gezeigt, dessen Bewohner, als die katholische Religionskommission heranrückte, in der Pfingstnacht den Teig im Troge stehen ließen und mit Darangabe ihres ganzen Besitzes über die nahe sächsische Grenze flüchteten. Ueber 3000 Personen sind zur Zeit der Gegenreformation aus Gablonz und den umliegenden Ortschaften um ihres Glaubens willen ausgewandert. Die zurückgebliebenen äußerlich bekehrten Bewohner hingen heimlich mit großer Zähigkeit ihrem evangelischen Bekenntnis an. Sie unterhielten mit ihren jenseits der Grenze lebenden Geistlichen oft einen regen Verkehr, und hielten in verborgenen Häusern, in einsamen Wäldern, auf versteckten Bergwiesen heimlich ihre Gottesdienste. In Kleinskal, einem herrlich gelegenen Orte im Thale der Iser, erhebt sich am linken Ufer des Flusses ein mit Felsblöcken besäeter

Berg, der jetzt mit hohem Wald bestanden ist. Mitten in der Bergwildnis gewahren wir einen großen und schroffen Felsen, in den das Bild eines Kelches mit der Jahreszahl 1634 eingemeißelt ist. Dort hielten die Thalbewohner um die angegebene Zeit heimliche gottesdienstliche Zusammenkünfte ab und brachten überdies zur Kriegszeit ihr Vieh und ihre Habe in Sicherheit.

Die Folgen der Gegenreformation waren für Böhmen recht traurig. Das Evangelium war ja mit Stumpf und Stiel ausgerottet, aber auch der Wohlstand des Landes hatte in dem jahrzehntelangen Kampfe ungeheuer abgenommen, die Dörfer und Städte waren entvölkert und verwüstet. Die Künste und Wissenschaften lagen gänzlich darnieder, die allgemeine Volksbildung, welche durch die evangelischen Schulen außerordentlich gehoben worden war, sank immer mehr. Ackerbau und Bergbau, Handel und Gewerbe hatten schwer gelitten. 150 Jahre lang lag dunkle Geistesnacht auf den Bewohnern Böhmens, bis es Gott gefiel, an ihnen wieder Großes zu thun und die Sonne des Evangeliums aufgehen zu lassen.

Nach der langen Nacht der Bedrückung erschien zuerst den Protestanten Schlesiens das Morgenrot evangelischer Glaubensfreiheit. In der Altranstädter Konvention vom 22. August 1707 wirkte ihnen der Schwedenkönig Karl XII. Religionsfreiheit aus, so daß sich um die 120 den Evangelischen zurückgegebenen Kirchen, sowie um die neu erbauten „Gnadenkirchen" blühende Gemeinden sammelten. Auch die Protestanten Galiziens, die noch zum polnischen Reiche gehörten, und die evangelischen Bewohner des Ascher Ländchens erfreuten sich der Glaubensfreiheit. Für die evangelische Kirche der andern österreichischen Erblande kam erst unter Joseph II. die Stunde, „da die Gebete, Prophezeiungen, Hoffnungen und Wünsche der vertriebenen österreichischen Dulder in Erfüllung gehen sollten: des Amos Comenius Gebet, daß Gott in diesem Lande das Evangelium wieder einst erwecken möge, — die Prophezeiung des letzten evangelischen Pfarrers in Gmunden, Daniel Tanner: „Wir gehen jetzt, aber wir werden wiederkehren!" — die Hoffnung der frommen Exulantin Maria von Auer, die nach ihrer Niederlassung in Ulm ein Stipendium gründete für Theologen, welche sich durch Revers verpflichten, „daß, wenn einstens die evangelische Lehre in Oesterreich wiederum würde freien Lauf bekommen, sie sich zur Verkündigung derselben in diesem Lande auch wollten brauchen lassen," — der Wunsch und die Zuversicht des letzten evangelischen Schulrektors in Iglau, Paulus Austerlitzer, der infolge der Gegenreformation am 16. Dezember 1622 sein durch dreizehn Jahre innegehabtes Schulamt niedergelegt mit der Bemerkung: „bis Gott das exercitium religionis wiederumb verleihen möchte."

Als Kaiser Joseph II. den Thron bestieg, ging er sogleich daran, die drückenden Fesseln, unter denen die Evangelischen schmachteten, zu lösen. Sein Erlaß vom 30. Juni 1781 hob alle „Religionspatente" für immer auf, die seit Ferdinand II. zum Nachteil der Nichtkatho-

lischen erschienen und noch am 29. November 1752 durch Maria Theresia erneuert worden waren. „Alle darin anbefohlenen Ausübungen sollten eingestellt und in keinem Stücke, außer daß sie (die Nichtkatholischen) kein öffentliches Religionsexercitium haben, ein Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Unterthanen mehr gemacht werden.“ Endlich am 13. Oktober erschien das Toleranzpatent. Es gewährte den Protestanten wenig im Verhältnis zu dem, was ihnen geraubt worden war, allein es gab die Grundlage ab, auf der das Gebäude evangelischer Glaubensfreiheit in jahrzehntelanger Arbeit aufgeführt werden konnte. Seine Gültigkeit erstreckte sich auf alle österreichischen Erbländer und stellte die Grundsätze fest, unter denen die Protestanten ihres Glaubens leben durften.

Das Toleranzpatent erweckte in Böhmen alsbald neues Leben. Im Jahre 1781 schon bildeten sich mehrere evangelische Gemeinden, hatten doch viele im geheimen der reformatorischen Lehre angehangen; keinen Augenblick wollten sie länger zögern, sich zum Evangelium offen und ehrlich zu bekennen. Neun Jahre nach dem Toleranzpatent gab es schon 42 evangelische Gemeinden in Böhmen. Die Deutschen schlossen sich durchwegs dem Augsburgischen, die Tschechen in überwiegender Mehrheit dem Helvetischen Bekenntnisse an. Die Zahl der Lutheraner betrug zu Anfang dieses Jahrhunderts in Böhmen 27600 und die der Reformierten 52000. Im nordöstlichen Teile Böhmens regte es sich nach Erlassung des Toleranzpatentes noch nicht. Die treuen Bekenner des Evangeliums waren nach Sachsen und Preußen ausgewandert, die andern hatten sich zur „alleinseligmachenden“ Kirche bekehrt. Hier und da wohnten Evangelische mitten in katholischer Umgebung, aber sie wagten es nicht, mit ihrem Bekenntnis offen hervorzutreten. Infolge der beständigen Kriegsunruhen zu Beginn unsers Jahrhunderts wanderten zahlreiche Evangelische in Oesterreich ein. Die Tuchmacherei in Reichenberg nahm damals einen großen Aufschwung und beschäftigte in allen umliegenden Orten Tausende von Händen damit, auf Handrädern Tuchgarn zu spinnen. Der gute Verdienst zog viele evangelische Tuchmachergesellen nach Böhmen, doch mit der zunehmenden Zahl wuchs auch der Neid der Tuchmacherzunft in Reichenberg. Als man ihnen die Verleihung des Meisterrechtes wehrte, wanderten sie nach dem zwei Stunden entfernten Gablonz aus, wo man ihnen gern den selbständigen Betrieb ihres Gewerbes gestattete. Der Besitzer der Herrschaft Kleinskal, Zacharias Edler von Römisch, leistete den eingewanderten Protestanten allen möglichen Vorschub, war doch die Verpflanzung eines so wichtigen Erwerbszweiges, wie die Tuchmacherei, für Gablonz von größter Wichtigkeit.

So wuchs ihre Zahl allmählich auf mehr denn 60. Viele von ihnen ließen sich in Gablonz häuslich nieder und ehelichten katholische Frauen. Nur die Söhne durften nach den Bestimmungen des Toleranzpatentes dem evangelischen Vater in der Religion folgen und evangelisch werden, die Töchter dagegen mußten katholisch erzogen werden. Da die Evangelischen ihre religiösen Bedürfnisse in Gablonz nicht befriedigen konnten,

gingen sie einige Male des Jahres nach den benachbarten sächsischen Gemeinden Reichenau, Ullersdorf und Zittau, um dort die Predigt des Gotteswortes zu vernehmen und das heilige Abendmahl zu empfangen. Oft versammelten sie sich zu gemeinsamem Gebet und zur Vorlesung einer Predigt in einem zwischen Gablonz und Reichenberg liegenden Walde, bis die Polizeibehörde diese Zusammenkünfte verbot. In ihrer bedrängten Lage fanden die evangelischen Glaubensgenossen Hilfe von einer Seite, da sie es am wenigsten erwartet hätten. Die duldsame, im josephinischen Geiste wirkende katholische Geistlichkeit und die wohlgesinnte Grundherrschaft von Kleinskal nahm sich der Verlassenen an, die da glichen einer Herde, die keinen Hirten hat. Dem tschechischen lutherischen Pastor und Senior Johann Molnar aus der acht Stunden weit entfernten Gemeinde Krschischlitz gebührt das Verdienst, den ersten Gottesdienst in Gablonz nach der Gegenreformation gehalten zu haben. Am 3. Juni 1820 erhielt er von einem benachbarten katholischen Pfarrer ein Schreiben mit der Anfrage, „ob er nicht die Gefälligkeit haben möchte, nacher Deutsch-Jablonze zu kommen und mit denen dortigen Protestanten, die ohnfelbar Augspurgischer Confession seyen, die jährliche Andacht verrichten möchte, und das zwar, damit sie nicht gezwungen wären außer Landes zu gehen, was doch verbothen ist". Als Senior Molnar sein Kommen zusagte, schlug die Grundobrigkeit in wohlmeinender Absicht die katholische Kapelle in Seidenschwanz oder Hennersdorf vor, wogegen jedoch ein Teil der katholischen Bevölkerung entschieden Einsprache erhob. Schließlich kam man überein, daß die Andacht, um jeder Störung vorzubeugen, im Speisesaale des katholischen Pfarrhauses abgehalten werden sollte. Am 29. Juni, am Feste Peter und Paul 1820, fand der erste evangelische Gottesdienst an dem genannten Orte statt, dem etwa 120 Personen, darunter nur 11 Frauen, beiwohnten. An den Gottesdienst schloß sich die Feier des heiligen Abendmahles, an der sich 45 Personen beteiligten. Das Namensverzeichnis der Abendmahlsgäste befindet sich noch heute im Pfarrarchive. Ein Gablonzer Tuchmacher, der an jenem Vormittage, als der erste evangelische Gottesdienst abgehalten wurde, mit unter der Menge gewesen ist, die vor dem katholischen Pfarrhaus gestanden, hat im Jahre 1880 dem damaligen evangelischen Pfarrer berichtet, daß es ihm gewesen wäre, als sollte Rebellion werden. Derselbe glaubwürdige Gewährsmann will auch mit eignen Augen gesehen haben, wie der damalige Marktvorsteher Stracke zwei Kerle, welche stören gewollt, bei der Brust gepackt und mit den Worten ins Pfarrhaus gezogen habe: „Jetzt kommt herein, daß ihr hört, was der Pastor lehrt." Es dürfte demnach folgende Darstellung völlig auf Wahrheit beruhen: „Einige Zeloten aus dem Pöbel, welche die Protestanten für verworfene Menschen hielten, sollen nun, von blindem Glaubenseifer gestachelt, auf Störung dieses Gottesdienstes gesonnen haben. Darum habe, erzählt man, der Marktrichter Wache vor die Thür des Pfarrhauses gestellt; er selber belehrte die Leute über das Unchristliche ihres Vorhabens."

Senior Molnar ließ sich die Neubildung der Gemeinde sehr angelegen sein. Nach dem ersten Gottesdienste wurde vereinbart, daß in Zukunft zweimal, im Frühling und im Herbst, evangelischer Gottesdienst in Gablonz abgehalten werden sollte. Durch eine Präsidialverordnung vom 20. April 1821 wurde den Protestanten in Gablonz und Umgebung gestattet, — ihre Zahl belief sich jetzt auf 136 — in einem Privathause einige Male im Jahre zusammenzukommen. Davon wurde das Wirtschaftsamt in Kleinskal verständigt mit dem Beisatz, „dasselbe habe darauf zu sehen, daß dieser Gottesdienst von dem Krschischlitzer Pastor Molnar den bestehenden allerhöchsten Toleranzvorschriften gemäß abgehalten und dabei eine jede Unzukömmlichkeit vermieden werde". Da sich die Gemeinde bald mit dem Plane trug ein „Bethaus" zu bauen, denn Kirchen zu errichten war den Evangelischen nach dem Toleranzpatente nicht gestattet, kaufte sie schon im Jahre 1822 einen Bauplatz am Markte, den sie später gegen einen geeigneteren umtauschte. Wiederholt wurden Schritte gethan, um die Bewilligung zum Baue eines Bethauses zu erlangen, doch umsonst. Dreimal wurden die eingereichten Baupläne verworfen. Erst im Jahre 1831 wurde die Baubewilligung erteilt. „Da sich gemäß der kreisämtlich gepflogenen Erhebungen die auf dem Dominio Kleinskal, Reichenberg und Morchenstern befindlichen Augsburgischen Konfessionsverwandten auf 150 Familien belaufen, so wurde denselben gemäß eines herabgelangten Hofkanzleidekretes vom 27. Juni die Errichtung eines unter dem Krschischlitzer Pastorate stehenden Filialbethauses zu Gablonz bewilligt." Trotzdem bereitete das Oberamt in Kleinskal der Gemeinde mannigfache Schwierigkeiten, so daß man erst am 4. Oktober 1833 den Grundstein zum Bethause legen konnte. Der Bau wurde aber noch mehrere Male obrigkeitlich eingestellt und erst nach Ueberwindung vieler Hindernisse im Jahre 1838 zu Ende geführt. Die Kosten des Baues beliefen sich mit allen Nebenauslagen auf 13718 fl. Es wäre der armen und kleinen Gemeinde unmöglich gewesen, diesen verhältnismäßig kostspieligen Bethausbau durchzuführen, wenn nicht das evangelische Ausland sich mit Liebe und Teilnahme der Not der Glaubensgenossen angenommen hätte. In Preußen und Sachsen, sowie in den russischen Ostseeprovinzen wurden Kirchenkollekten gesammelt, deutsche Fürsten und Herren lieferten bedeutende Beiträge, ja selbst aus Frankreich, Holland und England kamen Unterstützungen. Die Summe der aus dem Auslande gespendeten Gaben beträgt 11000 fl., die Gemeindemitglieder selbst hatten durch freiwillige Zeichnung 1400 fl. aufgebracht. Während der Ausführung des Baues war ein schweres Unglück über die Gemeinde hereingebrochen. Die Entstehung großer Tuchfabriken und andre unglückliche Zeitereignisse hatten eine fast vollständige Verarmung der meisten Gemeindemitglieder herbeigeführt, wie ja überall die Entstehung großer Fabriken den Untergang des Kleinbetriebes nach sich gezogen hat. Dadurch war ein großer Teil der Gemeindemitglieder nicht im stande, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, und wenn nicht die Beiträge aus dem

Auslande so reichlich geflossen wären, so hätte der Bau eingestellt werden müssen. Am 20. Oktober 1838 wurde das Bethaus durch den Superintendenten Kreitschy aus Prag eingeweiht in Anwesenheit des Herrn Ferdinand Ritter von Widmann, k. k. Kreiskommissärs, des Oberamtmanns auf Kleinskal, Stelzig, und andrer hoher Gäste.

Als die Errichtung eines eignen Pastorates in Gablonz durch die böhmische Statthalterei 1836 genehmigt worden war, wurde noch in demselben Jahre der Sohn des verstorbenen Seniors Molnar, Christian August Molnar, zum Pastor gewählt. Anläßlich der Einweihung des neuen Bethauses wurde er vom Superintendenten in sein Amt eingeführt. Obgleich die Gemeinde ihr Bethaus besaß und über einen Pfarrer verfügte, stand doch das ganze Gemeinwesen auf recht schwachen Füßen. Lassen wir einen Augenzeugen reden, der damals im Auftrage des Gustav-Adolf-Vereins die drei evangelischen Gemeinden Gablonz, Krschischlitz und Hermannseifen besucht hat. „Es war keine Freude, hier (in Reichenberg) lange zu verweilen; wir gingen durch die Stadt hindurch, und in zwei Stündchen lag Deutsch-Gablonz vor uns. Die ansehnliche Kirche war noch vor 200 Jahren protestantisch. Jetzt ist der Ort katholisch und die evangelische Gemeinde, welche hier ihr Bethaus hat, ist in 72 Ortschaften zerstreut; in Gablonz selbst wohnen nur sehr wenige Gemeindemitglieder. Ehe wir abreisten, besahen wir uns das neue Bethaus. Es steht auf einer eben gemachten Anhöhe, am östlichen Ende der Stadt. Einen Turm darf es natürlich nicht haben; Glocken ebensowenig, beides ist in Böhmen nur ein Vorrecht katholischer Kirchen. Aber es ist gediegen gebaut von graniten Werkstücken bis unter das Dach; das Dach selbst ist mit Schiefer gedeckt. So steht es zwar nicht groß, aber stattlich und kräftig da, als fordere es den Turm, der ihm noch fehle und ihm doch gebühre. Dieser Bau ist namentlich und vorzugsweise das Werk des evangelischen Tuchmachermeisters Karl Sigismund Schmidt in Gablonz, welcher denselben unter unsäglichen Hemmungen und Hindernissen innerhalb fünf Jahren zu stande gebracht hat. Wir traten in das Bethaus ein; es war inwendig ganz weiß, mit wenigen goldenen Leisten verziert; Altar, Taufstein und Kanzelbekleidung waren von schönem roten Tuche mit einfacher schwarzer Umwindung; es machte durch seine Einfachheit einen überaus ansprechenden Eindruck. Ich mußte doch den Meister K. S. Schmidt kennen lernen. Ich fand in ihm einen Mann von kräftigem Aussehen, alter bürgerlicher Haltung und entschiedener Gesinnung. Fünf Jahre, wie gesagt, hat ihn der Bethausbau gekostet, denn er fast ganz allein hat diesen Bau in seine Hand genommen und geleitet und zuletzt zu stande gebracht.“

Das Bethaus stand noch unvollendet da, ohne Verputz, ohne Orgel, ohne andre als Notsitzbänke. Die Bauschuld von 1300 fl. lastete schwer auf der Gemeinde, wuchs die Schuld doch durch die auflaufenden Zinsen von Jahr zu Jahr an. Da erstand der Gemeinde unverhofft ein Retter. Am Reformationsfeste 1841 bildete sich auf Anregung des

Superintendenten D. Großmann in Leipzig und des Prälaten D. Zimmermann in Darmstadt der Gustav-Adolf-Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Gemeinden in der Zerstreuung. Die Gaben dieses Vereins, der die Gemeinde seit 1843 in seine besondre Pflege genommen hatte, ermöglichten nicht nur die Tilgung der Bauschuld, sondern auch die Gründung eines Pfarrdotationsfonds von 3000 fl. So hat der Gustav-Adolf-Verein, dessen segensreiches Wirken besonders in Böhmen zu Tage tritt, wo die Mehrzahl der Gemeinden ohne seine Hilfe kaum würde bestehen können, die evangelische Gemeinde Gablonz reichlich unterstützt schon in den ersten Jahren ihres Bestehens und er ist ihr ein treuer Freund und Helfer geblieben bis in die Gegenwart.

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, die weitere Entwicklung der evangelischen Gemeinde Gablonz bis ins kleinste hinein zu verfolgen. Nur einige Marksteine mögen uns den Weg durch die nächsten Jahrzehnte weisen. Die Protestanten in Reichenberg hatten bisher zur Gablonzer Gemeinde gehört, besuchten jedoch infolge der weiten Entfernung nur selten die evangelischen Gottesdienste. Als ihre Zahl wuchs, traten sie zusammen, wählten einen Vorstand und schritten um die Erlaubnis ein, in Reichenberg Gottesdienste halten zu dürfen. Die Erlaubnis wurde ihnen erteilt und am 21. Juli 1850 hielt der Gablonzer Pfarrer zum erstenmal seit mehr denn 200 Jahren in Reichenberg wieder evangelischen Gottesdienst. Von nun an konnten die Reichenberger Protestanten an jedem dritten Sonntag die Predigt des Evangeliums hören. In den nächsten zehn Jahren wuchs die Gemeinde derart, daß sie 1860 bereits 160 zahlende Mitglieder besaß. In demselben Jahre kaufte sie um den Betrag von 9500 fl. ein eignes Schulhaus und eröffnete bald darauf mit Bewilligung der Statthalterei vom 6. August 1861 ihre eigne evangelisch-lutherische Schule. Mit Erlaß vom 18. August 1862 genehmigte der k. k. Oberkirchenrat die Selbständigkeit der evangelischen Gemeinde Reichenberg und schon am 14. Dezember desselben Jahres wählte sie in der Person des Hilfspredigers zu Wels, Gustav Walter, einen eignen Seelsorger. Am 19. Oktober 1864 wurde der Grundstein zur evangelischen Kirche gelegt, deren feierliche Einweihung am 21. Oktober 1868 stattfand.

Unterdes hatte auch die Muttergemeinde Gablonz große Fortschritte gemacht. Das Protestantenpatent vom 8. April 1861 erweckte in der Gemeinde neuen Eifer und frischen Mut, war doch die evangelische Kirche von nun an nicht mehr bloß geduldet, sondern gleichberechtigt mit der katholischen. Diese Gleichberechtigung wollten die Protestanten von Gablonz auch nach außen hin kundthun und beschlossen, ihr Toleranzbethaus mit einem Turm zu schmücken, damit es einer Kirche ähnlich sehe. Sofort wurde von den damaligen Kirchenvorstehern eine Sammlung unter den Protestanten und Katholiken von Gablonz und Umgebung eingeleitet, die 941 fl. 94 kr. trug, der Gustav-Adolf-Verein steuerte 256 fl. 70 kr. bei, aus der Kirchenkasse wurden 245 fl. 76½ kr. entnommen, so daß die Kosten des Baues in der Höhe von 1444 fl.

$40^1/_2$ kr. vollständig gedeckt waren. Am 31. Juli 1861 wurde der Bau begonnen, und am 2. September dieses Jahres eingeweiht. In Anbetracht der geringen Geldmittel mußte man sich begnügen, einen hölzernen Turm aufzusetzen und ihn mit Schiefer einzudecken. In demselben Jahre wurde auch die evangelische Schule begründet; zur Erhaltung des Lehrers sagten die Gustav-Adolf-Vereine Chemnitz und Zwickau 150 Thaler jährliche Unterstützung zu. In der Person des Lehrers Ludwig Scheibe aus Sachsen hatte man eine tüchtige Kraft gewonnen. Am 10. Oktober 1861 wurde der Unterricht mit zwölf evangelischen Kindern in einem gemieteten Raume eröffnet.

Die Lostrennung der Evangelischen in Reichenberg von der Muttergemeinde war für letztere ein harter Schlag. Nicht nur, daß die Beitragsleistung der Reichenberger Glaubensgenossen in der Höhe von 200 fl. für den Pfarrgehalt wegfiel, sondern auch die Seelenzahl der Gemeinde sank von 1200 plötzlich auf 300. Eine allgemeine Mutlosigkeit bemächtigte sich der Evangelischen in Gablonz und man erwog allen Ernstes die Frage, ob Gablonz nicht eine Filialgemeinde von Reichenberg werden sollte. Da kam Hilfe aus der Gemeinde selbst. In Böhmisch-Aicha, einem Städtchen $4^1/_2$ Wegstunden von Gablonz entfernt, hatte sich eine kleine evangelische Gemeinde von 50 Personen, meist Angestellte einer größeren Fabrik, gebildet. Diese trafen mit dem Gablonzer Kirchenvorstand ein Uebereinkommen derart, daß der Gablonzer Pfarrer allmonatlich einmal in Böhmisch-Aicha Gottesdienst abhalten sollte, wogegen sie sich bereit erklärten, 350 fl. zum Pfarrgehalte beizusteuern. Da unter den andern Gemeindemitgliedern der Betrag von 250 fl. aufgebracht wurde, galt der Bestand der Gemeinde wieder als gesichert. Später wurden auch in Tannwald regelmäßige Gottesdienste eingerichtet, die sechsmal im Jahre in der Schule und dann in der Turnhalle abgehalten wurden. Im Jahre 1864 wurden zwei Glocken angeschafft, deren Kosten im Betrage von 1100 fl. Gaben der Liebe von nah und fern deckten. Am 3. Mai des folgenden Jahres wurde der Grundstein zum Pfarr- und Schulhaus gelegt und dasselbe im Sommer 1866 seiner Bestimmung übergeben. Unmittelbar neben der Kirche, auf eignem Grund und Boden erbaut, hat es eine überaus freundliche Lage. Im ersten Stockwerke ist die zweiklassige Schule untergebracht, das zweite Stockwerk dient dem Pfarrer als Amtswohnung, in den oberen Giebelzimmern wohnt der jeweilige Oberlehrer. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 15912 fl. $71^1/_2$ kr., welche bis zum Schluß des Jahres 1867 vollständig gedeckt wurden. Wieder war es der Gustav-Adolf-Verein, dessen brüderliche Hilfe die schnelle Durchführung des Baues ermöglichte.

Im Jahre 1866 wurde Gablonz zur Stadt erhoben und nahm von da an infolge der blühenden Glasindustrie einen ungeahnten Aufschwung. Dies wirkte auch günstig auf die Entwicklung der evangelischen Gemeinde zurück. Der Aufbau derselben war im großen und ganzen vollendet, nun konnte der Ausbau um so kräftiger in Angriff

genommen werden. Die evangelische Schule erhielt mit Ministerialerlaß vom 21. Januar 1873 das Oeffentlichkeitsrecht; die Zahl der evangelischen Schulkinder wuchs in erfreulicher Weise. Die Schule besitzt gegenwärtig zwei Klassen mit zwei Lehrern und behält die Kinder bis zum 11. Lebensjahre, um sie dann an die öffentliche Bürgerschule abzugeben. 50 evangelische Kinder besuchen jetzt die evangelische Volksschule, 30 die öffentliche Volks- und Bürgerschule. Die Gemeinde hält an ihrer Schule, wenn auch mit großen Opfern, entschieden fest, eingedenk des hohen Wertes, den die evangelische Schule für die Festigung der Gemeinde hat. Da sich die Glaubensgenossen auf dem achtzehn Quadratmeilen umfassenden Gemeindegebiete beständig mehrten, erschien die Abhaltung evangelischer Gottesdienste an andern auswärtigen Orten immer dringender geboten. Abgesehen von den beiden Predigtorten Böhmisch-Aicha und Tannwald, die schon früher begründet worden waren, kamen seit dem Jahre 1885 noch die Predigtorte Morchenstern, Maxdorf und Liebenau dazu. Die Glaubensgenossen in Trautenau, die nach Hermannseifen eingepfarrt waren, wandten sich an den Gablonzer Pfarrer mit der Bitte, ihnen Predigtgottesdienste abzuhalten. Nachdem am 18. Mai 1885 der erste Gottesdienst stattgefunden hatte, wurde auf Wunsch der dortigen Glaubensgenossen dem Gablonzer Pfarrer die Pastoration von Trautenau und Umgebung übertragen, so daß er nun alle zwei Monate in Trautenau predigte. Mit Erlaß des k. k. Oberkirchenrates in Wien vom 13. September 1889 Z. 2042 wurde Trautenau als Tochtergemeinde von Gablonz anerkannt, und am 10. Oktober desselben Jahres das erste Presbyterium gewählt. Die innere Ausgestaltung der 250 Seelen zählenden Gemeinde schreitet rüstig vorwärts. Im Jahre 1891 wurde am Fuße des Gablonzberges, unweit der Schlachtfelder vom Jahre 1866, ein Bauplatz für eine Kirche im Ausmaße von 1500 Quadratmeter zum Preise von 2085 fl. angekauft. Auch ein Baufonds von 4000 fl. ist bereits vorhanden. Die Gottesdienste werden bald in einem Gasthausraum, bald in dem Zeichensaale der Realschule, gegenwärtig im Turnsaale der Mädchenbürgerschule abgehalten. Es ist der Gemeinde, die eine außerordentliche Opferwilligkeit beweist, dringend zu wünschen, daß sie bald in den Besitz eines eignen Gotteshauses kommt, allerdings ohne die ausgiebige Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins wird bei der Mittellosigkeit der Gemeindemitglieder dieser Wunsch kaum bald erfüllt werden. Auch in Iserthal, auf der Bahnstrecke zwischen Altpacka und Turnau gelegen, wo einige deutsche Glaubensgenossen ansässig sind, hält der Gablonzer Pfarrer seit 1888 Gottesdienst.

Um die jährlichen Einnahmen zu erhöhen, baute die evangelische Gemeinde Gablonz im Jahre 1889 auf dem gegen die Hauptstraße steil abfallenden Kirchengrund einen Bazar mit sechs Verkaufsläden, die vermietet werden, und nach Deckung der Zinsen für das aufgenommene Kapital jetzt schon jährlich 200 fl. Reingewinn abwerfen. Das Gotteshaus erhielt im Jahre 1879 eine vortreffliche Orgel, welche von dem

Orgelbauer Steinmeyer u. Co. aus Oeltingen in Baiern um den Preis von 4732 Mark geliefert wurde. Mehrere Geschenke wurden seit 1885 der Kirche gemacht, die das ärmliche Innere etwas freundlicher gestalteten: Ein Altarbild, Christus am Kreuz darstellend, das Professor Haseroth gemalt und gestiftet hat, ein gläserner Kronleuchter, ein Taufstein, ein Altarteppich, eine neue Altar- und Kanzelbekleidung, sowie andre kirchliche Einrichtungsgegenstände. Bald aber machten sich an der Kirche schwere Schäden bemerkbar. Die Unbilden der Witterung hatten dem auf der Höhe stehenden Gotteshause arg zugesetzt. Der hölzerne Turm begann bei heftigem Sturm oder beim Läuten der Glocken bedenklich zu schwanken, das schadhafte Schieferdach konnte dem Regen nicht mehr wehren, im Innern nistete sich der verheerende Laufschwamm ein und zerfraß die Holzdielen und Bänke der Kirche. Ueberdies machte der Innenraum mit seinen kahlen weißgetünchten Wänden, mit den rohen nicht angestrichenen Bänken auf den Beschauer einen geradezu ärmlichen und nüchternen Eindruck. Alle diese Umstände ließen in der Gemeinde den Wunsch rege werden, einen neuen, steinernen Turm zu bauen und die Kirche entsprechend herzustellen. Ja, aber woher die Mittel nehmen? Die Gemeinde besitzt bis auf den heutigen Tag nur wenige wohlhabende Mitglieder, sind doch die meisten Gemeindemitglieder Geschäftsbedienstete mit bescheidenem Gehalt, Gürtler, Glasarbeiter, Handwerker und Dienstboten. Ueberdies waren und sind die Ausgaben für Kirche und Schule, die von nur 200 zahlenden Mitgliedern bestritten werden müssen, so groß, daß die Gemeinde trotz der rühmenswerten Opferwilligkeit jedes Einzelnen ohne Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins in ihrer gegenwärtigen Ausgestaltung gar nicht bestehen könnte.

Mit der Sammlung des Baufonds wurde bereits 1885 begonnen; beim 50jährigen Kirchweihjubiläum im Jahre 1888 flossen demselben 2050 fl. und 280 Mark zu. Nachdem der Baufonds am 1. Juli 1891 den Betrag von 4575 fl. erreicht hatte, wurde die Sammlung bei den Gemeindemitgliedern, den katholischen Bewohnern von Gablonz, den Freunden der Gemeinde in der Nähe und in der Ferne unermüdlich betrieben. Das Erträgnis derselben war so reichlich, daß die Gemeindevertretung am 12. April 1892 den Beschluß faßte, den Turmbau und die Erneuerung der Kirche dem Baumeister Arwed Thamerus um den Preis von 15000 fl. zu übertragen. Auch der Gustav-Adolf-Verein spendete für den Umbau der Kirche den Betrag von 1400 fl. Am 19. Mai wurde unter schlichter Feierlichkeit der Grundstein zum neuen Turm gelegt, und der ganze Umbau im Spätherbste desselben Jahres fertiggestellt. Die Turmuhr mit vier Zifferblättern, die dritte große Glocke, die unentgeltliche elektrische Beleuchtung der Kirche auf 25 Jahre hinaus, das kleine Türmchen auf dem Dachfirst sind Stiftungen edler Spender. Der evangelische Frauenverein, der im Jahre 1885 gegründet worden ist und 70 Mitglieder zählt, schenkte den neuen Altar und die neue Kanzel. Am 18. Dezember 1892, am vierten Adventsonntag, konnte die Gemeinde in Anwesenheit vieler Gäste aus nah

und fern die Einweihung ihres umgebauten Gotteshauses, die Superintendent-Stellvertreter Karl Lumnitzer aus Teplitz vornahm, feierlich begehen. Der Festgemeinde gereichte es zu hoher Freude, daß fünf ehemalige Pfarrer der Gemeinde an der Feier teilnahmen. Es war ein rechtes Dankfest, veranstaltet zur Ehre des himmlischen Vaters, der die Gemeinde durch mancherlei Fährlichkeiten und Schicksalsschläge sicher hindurchgeführt und ihr den langersehnten Freudentag in seiner Güte beschert hat. Die ausgeworfene Bausumme wurde um 1000 fl. überschritten, doch ist die auf der Gemeinde lastende Bauschuld nicht mehr bedeutend. Die Gemeinde zählt gegenwärtig 1100 Seelen und ist in beständigem Wachsen begriffen. Christian August Molnar war, wie erwähnt wurde, der erste evangelische Pfarrer der Gemeinde und wirkte von 1838 bis 1848. Ihm folgten im Pfarramte: Georg Hölzel 1849—1854, Gottlob Stolze 1854—1862, Leopold Petri 1863—1867, gegenwärtig Superintendent in Sorau in Preußisch-Schlesien, Bernhard Grieshammer 1868—1873, gegenwärtig Oberpfarrer in Schandau a. E., Max Lampadius 1873—1877, derzeit Diakonus in Meißen i. S., Hermann Rolle 1877—1881, jetzt Pfarrer in Stift Graba bei Saalfeld in Thüringen, Karl Schimik 1882—1883, als Pfarrverweser und kurze Zeit als Pfarrer thätig, gegenwärtig Pfarrer in Vöcklabruck in Ober-Oesterreich, Dr. Erich Johanny 1884—1889, derzeit Pfarrer in Wien, von 1889 bis 1894 der Verfasser.

So ist denn Gablonz der Ausgangspunkt der Verbreitung des Evangeliums im nordöstlichen Böhmen geworden, in den Gauen des Jeschkengebirges sowohl, wie in denen des Iser- und Riesengebirges. Zu Beginn unsers Jahrhunderts bestanden in dieser Gegend nur die evangelischen Gemeinden Hermannseifen seit 1782, Haber seit 1784 und Krschischlitz seit 1785. Krschischlitz wurde die Muttergemeinde von Gablonz, das nach Erbauung des eignen Gotteshauses 1838 zur Selbständigkeit gelangte. Von Gablonz aus wurde dem Evangelium in Reichenberg eine bleibende Stätte bereitet, bildeten doch die Glaubensgenossen Reichenbergs schon 1862 eine eigne Gemeinde, die nach Erwerbung von Schule und Kirche die Muttergemeinde an Größe bald überflügelt hatte. Heute wird in Reichenberg in allen den Bezirken, wo ehemals die Religionskommissionen ihr Bekehrungswerk zur größeren Ehre Gottes verrichtet hatten, das Evangelium fleißig gepredigt, in Friedland, das zu Reichenberg bereits in das Verhältnis einer Tochtergemeinde getreten ist, in Grottau, wo vor kurzem ein eignes Presbyterium gewählt worden ist, in Gabel und in Neustadtl. Die evangelische Gemeinde Reichenberg zählt bereits 2600 Seelen. Die Gablonzer Gemeinde wieder sorgte durch Errichtung von sechs Predigtstationen für die Verkündigung des Evangeliums im Isergebirge und setzte sich im Jahre 1885 mit den Trautenauer Glaubensgenossen in Verbindung, die drei Jahre später zu einer Tochtergemeinde von Gablonz zusammentraten. Auch eine Religionsstation ist 1885 im Isergebirge, und zwar in Wiesenthal, errichtet worden, wo der Pfarrer an achtzehn evangelische

Kinder aus Wiesenthal und Morchenstern allwöchentlich Unterricht erteilt. Die Begründung einer zweiten Religionsstation in Tannwald dürfte noch im Jahre 1894 erfolgen. Gegenwärtig geht in der evangelischen Gemeinde Gablonz das Streben dahin, durch eine sorgfältige Pflege der heranwachsenden Jugend in Kindergottesdiensten und Unterredungen mit den bereits Konfirmierten, sowie durch die Einrichtung einer geordneten Armen- und Gemeindepflege die Gemeinde innerlich aufzuerbauen auf dem Felsengrunde, der da ist Jesus Christus.

Mehr als 250 Jahre sind verflossen, seitdem die Lehre Luthers in Böhmen ausschließlich geherrscht hat. Wenn sie auch in der grausamsten Weise ausgerottet worden ist, so besitzen wir doch noch das alte köstliche Evangelium, für das unsre Väter einst schwer gelitten, für das sie Hab und Gut, ja das Leben hingegeben haben. Den Nachkommen dieses Heldengeschlechtes geziemt es, das ererbte Gut treu zu bewahren. Amen.

33.

Die Auswanderung der evangelischen Zillerthaler aus Tirol.

Von Dr. Trepte, Divisionspfarrer in Rendsburg.

Matth. 10, 37—42: Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden. Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. Wer einen Gerechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen. Und wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.

Liebe Gemeinde! Wenn heutzutage hier oder da von der Vertreibung einer ganzen evangelischen Gemeinde durch unduldsame römische Priester gesprochen wird, dann denken unwillkürlich sofort viele: „Gottlob, daß solche Zeiten längst vorüber sind! Im neunzehnten Jahrhundert wäre dergleichen doch schon nicht mehr möglich gewesen.“ Nun, gemach, lieben Freunde! Schlagen wir die Geschichte unsers so gern als tolerant und aufgeklärt gepriesenen Jahrhunderts auf, so werden wir leider bald eines andern belehrt. Allerdings, Scheiterhaufen hat man in ihm zur Vernichtung der Ketzer nicht mehr ange-

zündet, auch evangelischen Familien zu ihrer „Bekehrung“ keine Dragoner mehr ins Haus geschickt, aber doch sind es noch nicht 60 Jahre her, daß eine ganze fromme und wohlgesittete Gemeinde allein wegen ihres evangelischen Glaubens vor die Wahl gestellt wurde, entweder die Heimat zu verlassen oder sich mit gebrochenem Gewissen unter das römische Joch zu beugen. Und dies geschah nicht etwa in Asien oder Afrika, auch nicht in der Türkei oder in Rußland, nein, in einem Lande, wo Fürst und Volk die deutsche Sprache sprechen, in Oesterreich, und zwar in dem schönen Tirol. Im Jahre 1837 mußten von dort, aus dem Thal der Ziller, gegen 450 Männer und Frauen, weil sie evangelisch geworden waren, erst eine schwere, lange Leidenszeit durchkosten und dann schließlich auswandern. Ein trauriges Blatt in der Geschichte unsers Jahrhunderts der Auszug dieser braven Hirten, Handwerker und Bergleute! Ein trauriger Beweis, daß noch immer in der römischen Kirche der alte böse Geist herrscht, der einst die Scheiterhaufen so hoch auflodern ließ, nur daß dieser Geist heutzutage mit andern, äußerlich gleichsam feineren Mitteln arbeitet! Aber, fügen wir mit Stolz hinzu, für die Geschichte unsrer evangelischen Kirche ist das Jahr 1837 und der Auszug der Zillerthaler kein dunkles Blatt! Sagt, lieben Freunde, ist es nicht ein großer und schöner Beweis für den Geist und die Kraft unsers Glaubens, daß jene Leute willig lieber ihre Heimat, ihren altererbten Besitz, viele ihre Eltern oder Kinder, Bruder oder Schwester verließen, als der evangelischen Wahrheit untreu wurden? Und ferner, wenn dann diese Leute, wie wir sehen werden, bei den Evangelischen Schlesiens so überaus herzliche, gastfreie Aufnahme fanden, ist dies nicht ein schönes Zeichen, daß neben festem Bekennermut unser Glaube auch freudigste Bruderliebe zu wecken vermag? — Wir hörten vorhin aus dem Matthäus-Evangelium zwei Mahnungen unsers Heilandes: Ihm treu zu sein und gälte es, Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter zu verlassen, und andrerseits aufzunehmen gastfrei um seinetwillen auch den Geringsten, der in seinem Namen kommt. Nun, was der Heiland geboten, unsre Glaubensgenossen haben es gehalten, die einen das Gebot der Glaubenstreue, die andern das Gebot der Bruderliebe. Widmen wir ihnen beiden darum diese Stunde der Andacht, ihnen zur Ehr', uns zur Lehr'!

Wir versetzen uns im Geiste nach der alten Hauptstadt Tirols, nach Innsbruck, und gehen von dort in nordwestlicher Richtung dem rasch fließenden Inn nach. Nach einem Marsche von ungefähr zwölf Stunden erreichen wir den kleinen Flecken Graß und sehen hier vom Süden her ein kleines Flüßchen dem Inn zueilen; es ist die Ziller. Von den Gipfeln der Tiroler Alpen, aus den Abflüssen weiter Schneefelder und Gletscher stammt ihr klares, grünes Gewässer und fließt, zu einem Flüßchen vereinigt, durch ein ungefähr sieben Meilen langes Thal, das Zillerthal. Rechts und links begleiten in diesem Thale das Flüßchen bald schmälere bald breitere Streifen fruchtbaren Ackerlandes; die Abhänge der Berge schmücken grüne, saftige Wiesen, auch hier und

da kleine dunkle Wälder, bis zuletzt hoch oben nur noch Schnee und Eis das Feld behaupten. Zwischen den Aeckern, Wiesen, Feldern zerstreut gewahren wir kleine freundliche Dörfer, auch vielfach einsame Gehöfte und Sennhütten; nur ein einziger kleiner Ort, Zell an der Ziller, verdient den Namen eines Städtchens. Das ganze Thal einst, als noch keine Touristen die Tiroler Berge aufsuchten, eine kleine Welt für sich; seine Bewohner, ungefähr 15—16 000 Seelen, fast ausschließlich Ackerbürger, Hirten, Handwerker oder Bergleute, treuherzig und bieder, gottesfürchtig und königstreu, fest am Alten hängend und doch zugleich empfänglich für geistige Nahrung.

Wie nun in dieses fast völlig von der Welt abgeschlossene Thal, das außerdem nur von streng katholischen Staaten umgeben ist, die ersten Samenkörner evangelischer Lehre gelangten, wird wohl nie genau festgestellt werden. Genug, daß schon sehr früh Luthers Schriften und Lehren dort Eingang fanden; wenigstens erzählten im Jahre 1832 in einer Audienz einige Zillerthaler dem Kaiser Franz von mehr als 200 Jahre alten Bibeln, die als ein kostbarer Schatz sich bei ihnen von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hätten. Und in der That, bereits um das Jahr 1730 galten die Zillerthaler den römischen Priestern als verdächtig, und viele der damals vertriebenen salzburgischen Bergleute, vor allem viele salzburgische Bibeln und Erbauungsschriften fanden im Zillerthale freundliche Aufnahme. Langsam, aber stetig reiften dann im Laufe des vorigen Jahrhunderts die evangelischen Neigungen der Zillerthaler immer mehr aus; die Zahl der geheimen Bibelleser wuchs von Jahr zu Jahr, und je tiefer sich diese schlichten Leute in die heilige Schrift hineinlasen und hineinbeteten, um so mehr wuchs ihre innere Abneigung gegen viele Lehren und Gebräuche der römischen Kirche. Gern hätten sie sich offen als Evangelische bekannt, aber wer konnte es in Tirol wagen, den Kampf gegen die übermächtige römische Geistlichkeit aufzunehmen? War doch in diesem Lande nicht einmal das Toleranzedikt des edlen Kaisers Joseph verkündet worden, weil wenigstens dieser Teil Oesterreichs „rein“ bleiben sollte! Auch lebte in aller Herzen noch die Erinnerung an die furchtbaren Leiden, welche einst die benachbarten Salzburger wegen ihres evangelischen Glaubens hatten erdulden müssen.

Und doch, war es nicht ein Unrecht gegen den Heiland, ein Verleugnen seines Namens, wenn sie ihren evangelischen Glauben geheim hielten? Wie mochte ihnen das Herz klopfen, wenn sie daheim hinter verschlossenen Thüren unsre Schriftworte lasen: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert!“ So fassen denn endlich, es war im Jahre 1826, einige unter ihnen sich ein Herz und erklären öffentlich, aus der römischen Kirche austreten zu wollen; es waren drei angesehene, wenn auch arme Familienväter, Männer im Alter von 40—50 Jahren.

Ihr Sprecher war Johann Fleidl, seinem Berufe nach ein schlichter Handwerker, ein Mann ohne besondere Schulbildung, aber begabt mit einem klaren, scharfen Verstand, wie mit einer besondern Gewandtheit und Schlagfertigkeit der Rede, ausgerüstet mit einer erstaunlichen Bibelkenntnis und vor allem im innersten Herzen erfaßt von dem Evangelium.

Doch der Austritt aus der römischen Kirche war damals in den österreichischen Landen nicht so leicht; nach einem Staatsgesetze mußte ihm ein sechswöchentlicher Unterricht bei dem katholischen Ortsgeistlichen vorangehen. Um diesen Unterricht baten nun jene drei Männer; doch vergebens. Sie wurden einfach abgewiesen, zuerst noch ziemlich freundlich, dann, als sie immer wieder ihre Bitten erneuerten, mit Hohn oder harten Scheltworten. Dies verletzte ihre Gesinnungsgenossen; bald meldeten sich sechs andre Zillerthaler zu jenem Unterricht, bald wieder andre, bald auch Frauen, und im Verlauf von zwei Jahren hatten über 200 Erwachsene sich für die evangelische Kirche erklärt. Geschlossen wandten sie sich nun an die Staatsbehörden und baten, eine evangelische Gemeinde bilden zu dürfen; auch diese Bitten verhallten ungehört. Endlich sandten sie ein Bittgesuch an den Kaiser, doch fünf Jahre lang blieb es ohne jede Antwort.

Welch trübe Zeit brach aber nun für alle die an, welche sich zum evangelischen Glauben bekannt hatten! Es ist ein trauriges Ding, lieben Freunde, die Leiden der Zillerthaler zu schildern, aber doch ist es gut, wenn dies geschieht. Nicht nur leuchtet uns dabei vorbildlich ein Glaube entgegen, dem kein Kreuz zu schwer ist; nein, wir sehen zugleich auch recht anschaulich die modernen Mittel und Wege, Praktiken und Künste vor uns, mit denen die römische Kirche heute dasselbe zu erreichen sucht, wie einst durch Scheiterhaufen und Folterqualen. Wie Aussätzige und Pestkranke mußten die Evangelischen des Zillerthales leben; sie galten als ungläubige Heiden, als Volksverführer und gemeingefährliche Menschen, vor denen sogar von den Kanzeln öffentlich zu warnen sei. Und wenn man sich nur damit begnügt hätte, sie von ihren Volksgenossen abzusondern, aber leider suchten die römischen Priester durch die grausamsteu Quälereien ihnen auch sonst noch das Leben schwer zu machen. Eine Zeitung aus dem Jahre 1832 schreibt, daß der evangelische Zillerthaler von seiner Geburt an bis zum Tode, ja über den Tod hinaus schutzlos der ganz planmäßig von der Priesterschaft betriebenen Verfolgung ausgesetzt gewesen sei. Denn, war evangelischen Eltern ein Kind geboren, so wurde es baldigst von dem Priester aus dem Hause geholt und vor streng katholischen Paten getauft. Was konnten dagegen die Eltern thun? Ein Staatsgesetz schrieb vor, daß jedes Kind getauft werden müsse; einen evangelischen Prediger aber durften sich die Zillerthaler nicht halten. Wurde dann das Kind schulpflichtig, so mußten es die Eltern in die katholische Schule und zum katholischen Religionsunterricht schicken. Natürlich suchten die Lehrer auf alle Weise die Kinder für die römischen Kirche zu gewinnen, zuerst durch Freundlichkeit und Lockmittel aller Art, dann, da dies nie

etwas nützte, durch harte, einschüchternde Behandlung. So mußten die unschuldigen Kinder sich Kränkungen und Zurücksetzungen aller Art gefallen lassen; mit Vorliebe nannten ihre Lehrer sie Ketzer und Teufelskinder, auch böse Schmähungen ihrer Eltern mußten sie oft mitanhören! Allerdings gelang es den Kleinen auch hier und da durch schlagfertige, mutige Worte, sich Respekt zu verschaffen. Als z. B. einmal ein Priester ihnen zurief: „Ihr kommt nicht in den Himmel!", mußte er sich von einem kleinen Blondkopf sagen lassen: „Wir sind zufrieden, wenn wir dahin kommen, wo unsre Eltern sind!" Gegen alle Versuche, die Kinder von der Wahrheit der römischen Lehre zu überzeugen, schützte die Kleinen aber eine ganz erstaunliche Bibelkenntnis. — Ein geradezu teuflisches Mittel, die Ausbreitung der Evangelischen zu verhindern, war ferner, daß man das Heiraten unter ihnen unmöglich machte. Nach dem Staatsgesetze konnte eine Ehe nur vor dem Priester geschlossen werden; dieser aber forderte als Bedingung das Gelübde ewiger Treue gegen die katholische Kirche. Wie konnten aber Evangelische ein solches Gelübde ablegen? Nur ein einziges Paar fand in jenen Jahren hierzu den traurigen Mut, sonst fand bis zu ihrem Auszuge im Jahre 1837 keine Eheschließung bei den evangelischen Zillerthalern statt. Lieben Freunde, wie beschämen diese Leute doch durch ihre Festigkeit so manchen evangelischen Bräutigam und manche evangelische Braut unsrer Tage, die sich nicht scheuen, vor einem römischen Priester katholische Kindererziehung zu versprechen! Ja, lebte doch mehr von der Glaubenstreue der Zillerthaler in unsern Gemeinden, dann würde unsre Kirche nicht jährlich durch Mischehen so viele Glieder verlieren. — Und schließlich, lag ein Evangelischer auf dem Sterbebette, so hatte er auch dann keine Ruhe vor seinen Verfolgern. Ungebeten stellte der römische Priester sich bei ihm ein, suchte zuerst durch gütliches Zureden, dann durch Drohungen, zuletzt mit Fluchworten den Sterbenden für die römische Kirche zu gewinnen. War dies nicht gelungen, — und es gelang nie —, dann scheute man selbst davor nicht zurück, die Leiche auf das Roheste zu beschimpfen. Schroff wies man es ab, daß die Evangelischen auf dem Ortsfriedhofe bei den Ruhestätten der Ihrigen ein ehrliches Begräbnis erhielten. Draußen vielmehr, auf dem Felde, wurden die Leichen eingescharrt, und ein Gerichtsdiener mußte mit einem Hunde den schmucklosen Sarg begleiten!

Nicht wahr, lieben Freunde, traurige Bilder aus dem Leben und Leiden der Zillerthaler, aber zugleich sind diese Bilder überaus lehrreich. An ihnen kann man lernen, was unsre Glaubensgenossen in der Diaspora heute noch für Gefahren und Leiden zu bestehen haben. Glaubt es, wenn der Gustav-Adolf-Verein einmal seine Akten aufschlüge und erzählte, was ihm diese oder jene arme evangelische Gemeinde anvertraut hat, wir würden bald merken: Was den Zillerthalern in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts geschah, geschieht heute noch hundertfach innerhalb wie außerhalb unsers deutschen Vaterlandes. Noch heute arbeitet die römische Priesterschaft planmäßig daran, Evan=

gelische in die römische Kirche zu ziehen, indem sie bald evangelischen Eltern die Kinder für die römische Kirche tauft, bald evangelische Schulkinder durch allerlei Künste und Mittel dem elterlichen Glauben abspenstig macht, bald Mischehen für ihre Kirche in unchristlicher Weise ausnutzt, bald an Sterbebetten die Sterbenden oder ihre Angehörigen für die römische Kirche zu beeinflussen sucht, und, was einem Evangelischen am tiefsten ins Herz schneidet, noch heute verweigert man Evangelischen hier oder da ein Ruheplätzchen auf dem katholischen Friedhofe, so daß der Gustav-Adolf-Verein armen Diasporagemeinden sogar schon mehrmals eigne Friedhöfe schenken mußte. Es sind eben alles dies die modernen Mittel, die an die Stelle der mittelalterlichen furchtbaren Leibes- und Lebensstrafen zur Vernichtung der Ketzer getreten sind; äußerlich sind diese Mittel feiner und sehen auch harmloser aus, aber doch sind sie gefährlich genug für unsre Kirche, wenn wir ihnen nicht mit altprotestantischer Wachsamkeit und Festigkeit begegnen. — Andeutungsweise möge übrigens noch dies hinzugefügt sein, daß man auch wirtschaftlich die Evangelischen zu ruinieren suchte. Die Evangelischen wurden geradezu boykottiert; den Bauern machte man die Knechte und Mägde, den Handwerkern und Kaufleuten die Kunden abspenstig. Und wehe dem Manne, der auf seinem Besitztum Schulden stehen hatte; er wurde zur sofortigen Bezahlung gedrängt oder von Haus und Hof verjagt. Wie oft geschieht aber noch heute Aehnliches in überwiegend katholischen Ländern! Die Akten des Gustav-Adolf-Vereins könnten auch hiervon nur allzuviel traurige Beispiele erzählen.

Doch wie überstanden nun die Evangelischen des Zillerthales die harte Probe, auf welche ihr Glaube gestellt wurde? Nun, gottlob, sie wichen und wankten nicht von dem, was sie als Wahrheit erkannt hatten; ja, je härter sie bedrückt wurden, um so mehr wuchs ihre Zahl. Und auch dies sei hervorgehoben: auch durch das größte Unrecht, das ihnen geschah, ließen sie sich nicht erbittern und etwa zum Aufruhr hinreißen. Gegenseitig ermahnten sie sich vielmehr, das Kreuz geduldig zu tragen, das ihnen der himmlische Vater auferlegt, und in echt evangelischer Weise lieber Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun.

So waren elf Jahre vergangen, seit die ersten Zillerthaler im Jahre 1826 sich zum evangelischen Glauben öffentlich bekannt hatten, elf lange, bange Jahre für diese schlichten Leute, Jahre des Leidens und des Harrens, in denen nur der eine bescheidene Wunsch in ihren Herzen lebte, eine evangelische Gemeinde bilden zu können, die einige Male im Jahre ein evangelischer Prediger besuche. Würde ihnen wohl dieser Wunsch erfüllt werden? Noch hofften sie auf des Kaisers Gnade, doch da — es war im März 1837 — kam der harte Bescheid: die evangelischen Zillerthaler sollten entweder auswandern oder in kurzer Frist zur römischen Kirche zurückkehren. Mit dumpfem Beben vernahmen die schlichten Männer und Frauen dieses grausame Machtwort; hing ihr Herz doch mit allen seinen Fasern an der schönen Heimat mit ihren Bergen und Thälern, Almen und Wäldern. Aber doch war es

ihnen keinen Augenblick zweifelhaft, was sie zu thun hatten, und, gottlob, ward ihnen auch die Wahl nicht schwer, wohin sie auswandern sollten. Nach Preußen wandte sich sofort ihr Blick, nach demselben Lande, das hundert Jahre vorher ihren Nachbarn, den Salzburgern, so gastfreie Aufnahme gewährt hatte. Bereits am 27. Mai stand Johann Fleidl dann auch in Berlin vor dem König Friedrich Wilhelm III. Er bat, daß sie in einer ihrer Heimat ähnlichen Gegend eine Gemeinde bilden dürften, und daß der König ihnen einen gottgetreuen Prediger und eifrigen Schullehrer gäbe. „Treu, ehrlich und dankbar," so schloß die Bittschrift, die Fleidl gleichzeitig dem König überreichte, „werden wir auch in Preußen bleiben und das Gute unsrer Tirolernatur nicht ablegen. Wir werden die Zahl Allerhöchst Ihrer braven Unterthanen vermehren und in der Geschichte als ein bleibendes Denkmal dastehen, daß das Unglück, wenn es neben dem Erbarmen wohnt, aufhört, Unglück zu sein, und daß das vor dem Papsttum flüchtige Evangelium bei dem großherzigen Könige von Preußen allezeit seinen Schutz findet." Und sie sollten nicht umsonst gebeten haben; Schlesien, die ihrer Tiroler Heimat am meisten ähnliche Provinz Preußens, wurde ihnen vom Könige als neue Heimat zugewiesen.

Rasch ging es nun an die nötigen Vorbereitungen zum Auszuge. Sie verkauften ihre Häuser, Aecker und Wiesen, auch einen Teil ihres Viehes und zimmerten sich starke Reisewagen. Vergebens suchten die römischen Priester durch glänzende Versprechungen sie zurückzuhalten, vergebens baten ihre Verwandten, Freunde und Nachbarn, sie blieben fest; unser Schriftwort: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, ist meiner nicht wert," stand zu tief in ihre Herzen geschrieben. Am 31. August 1837 brachen sie von ihrer Heimat auf; bei dem Flecken Graß, am Ende des Zillerthales und an der Mündung der Ziller in den Inn, nahmen sie noch einmal Abschied von ihren Eltern, Geschwistern, Freunden, schauten sie noch einmal die hochragenden Berge hinauf und noch einmal hinab auf die Ziller mit ihrem klaren, grünen Wasser, dann ging's zwar blutenden Herzens, aber doch festen Mutes unter dem Gesang evangelischer Choräle der neuen, unbekannten Heimat zu. 450 Seelen waren es im ganzen, die das Zillerthal verließen, darunter drei mehr als achtzigjährige Greise.

Wir wollen übergehen, wie lieblos hier und da die Auswanderer auf ihrem Zuge von römischen Eiferern behandelt wurden; freuen wir uns lieber der herzlichen Aufnahme, die sie in Schlesien fanden. Von der Grenze bis nach Schmiedeberg, wo sie zunächst untergebracht wurden, glich ihre Wanderung einem Triumphzuge. Nicht wie geringe Leute, nein, wie Propheten, um mit den Worten unsers Textes zu reden, wurden sie allenthalben begrüßt, nicht einen Becher kalten Wassers nur bot man ihnen an, sondern das Beste, das man hatte, und stolz war jede Familie, die auch nur eine Nacht einen Zillerthaler bei sich beherbergen konnte. Sogar einen Verein — man könnte ihn wegen seiner Absicht, bedrängten Glaubensgenossen zu helfen, auch Gustav-

Adolf-Verein nennen — gründete man, um den Fremdlingen Wohnung, Kleidung, Nahrung, Bibeln und Gesangbücher, auch Arbeit zu verschaffen. Nachdem dann die Zillerthaler einige Wochen hindurch noch gründlich in dem evangelischen Glauben unterrichtet waren, fand am 12. November desselben Jahres 1837 ihre feierliche Aufnahme in unsre evangelische Landeskirche statt. Ergreifend war es nach dem Zeugnis aller, die dem Gottesdienste in der Schmiedeberger Stadtkirche beiwohnten, als Johann Fleidl im Namen aller seiner Landsleute laut und öffentlich ein von ihm selbst verfaßtes Glaubensbekenntnis bekannte, während die andern sich um ihn vor dem Altar scharten. Den Höhepunkt des Tages aber bildete dann die gemeinsame Feier des heiligen Abendmahles; war es doch das erste Mal, daß ihnen nach des Herrn Stiftung Brot und Wein gereicht wurde. Im Frühling des folgenden Jahres zogen dann die Zillerthaler nach der nahe bei Schmiedeberg gelegenen königlichen Domaine Erdmannsdorf. Dort bauten sie sich in drei Dörfchen an, Ober-, Mittel- und Unterzillerthal mit Namen; noch heute erkennt der Besucher dieser Dörfer leicht an der Bauart der Häuser, auch an der Tracht und dem Dialekt ihrer Bewohner, daß hier Fremdlinge und zwar Tiroler sich angesiedelt haben.

Lieben Freunde! Vor der Kirche zu Erdmannsdorf steht jetzt hochragend und weithin sichtbar ein großes Kreuz. Unten am Stamme desselben sehen wir zwei Gestalten; zwei Knaben sind es. Der eine, als Schlesier leicht kenntlich, legt den linken Arm um den Nacken des andern und zieht ihn liebevoll an sich, während seine rechte Hand ihm eine aufgeschlagene Bibel reicht; der andre, in Tirolertracht mit dem Wanderhute und Wanderstabe, lehnt vertrauungsvoll sich an seinen Beschützer, beide einander voll Liebe ins Auge schauend. Wie im Jahre 1837 evangelische Bruderliebe sich armer bedrückter Glaubensgenossen erbarmte, sie an das Herz zog und ihnen das Heiligste sicherte, das wir Menschen haben, das Evangelium, das ist durch dieses schlichte, schöne Denkmal in sinniger Weise dargestellt. Nun, lieben Freunde, soll es nicht so bleiben, wie es damals war, und wie es der Heiland doch nach unserm Matthäuswort ausdrücklich gebot? Wieviel Zillerthaler, ich meine hilfeflehende evangelische Gemeinden, giebt es aber leider heute noch im Osten, Westen und Süden unsers deutschen Vaterlandes, und dann weiter jenseits der deutschen Grenzen in Rußland, Oesterreich, Italien, Frankreich, Spanien! Und ferner von den andern Erdteilen, wie oft und wie laut klingt von dort zu uns der flehende Ruf: „Kommt herüber und helft uns!“ Die einen bitten um ein Kirchlein, darin sie sich des Sonntags versammeln können, so wie wir heute hier in unserm Gotteshause; die andern bitten um ein Schulhaus für ihre Kleinen, wieder andre um ein Pfarrhaus für ihren Prediger, ja, viele haben nicht einmal einen evangelischen Prediger, auch keinen evangelischen Lehrer, sondern müssen meilenweit erst fahren, ehe sie einem evangelischen Gottesdienst beiwohnen können, und müssen ihre Kleinen in katholische Schulen schicken! Ja, ihr Lieben, Zillerthaler giebt es

noch unendlich viele, aber giebt es denn heute keine Schlesier mehr, ich meine evangelische Männer und Frauen, die die Not ihrer Glaubensbrüder nicht mit ansehen können, ohne zu helfen? Nun, gottlob, auch solche giebt es noch, und wie im Jahre 1837 die Evangelischen Schlesiens sich zu einem Vereine zusammenthaten, um vereint wirksamer und praktischer den Zillerthalern zu helfen, als der Einzelne es hätte thun können, ebenso haben längst sich Tausende und Abertausende evangelischer Männer und Frauen zu einem großen Bruderbunde zusammengethan, der auch allein die Hilfe bedrängter Glaubensgenossen auf seine Fahne geschrieben hat, ihr wißt, welchen Bund, welchen Verein ich meine: es ist der Gustav-Adolf-Verein. Und wie treu, wie segenbringend hat dieser bisher schon mehr als fünfzig Jahre hindurch gearbeitet! Um wie viele Diasporagemeinden hat er doch liebevoll schützend und zugleich aufrichtend seinen Arm geschlungen, wie auf dem Erdmannsdorfer Denkmale der schlesische Knabe um den kleinen Zillerthaler, wie ungezählten Evangelischen, die in übermächtiger römischer Umgebung wohnen, hat er schon Gottes reines Wort gereicht und gesichert, indem er ihnen Gottesdienste einrichtete, ein Kirchlein, ein Schulhaus baute, einen Prediger und einen Lehrer sandte! Und doch giebt es für unsre Diasporagemeinden solcher Schlesier, solcher Helfer noch längst nicht genug! Jährlich mehren sich die Bittgesuche ferner evangelischer Gemeinden, jährlich wächst also auch die Arbeitslast und das Arbeitsgebiet des Gustav-Adolf-Vereins, jährlich muß darum dementsprechend auch die Zahl, wie der Eifer der Vereinsfreunde wachsen. So helft denn, ihr Lieben, unserm Vereine, wie und wo ihr nur könnt! Schenkt ihm und seiner Sache euer eignes Herz und werbt dann auch weiter für ihn unter euern Verwandten oder Bekannten! Nur Liebe will ja unser Verein üben, nur Samariterdienste thun an armen evangelischen Gemeinden, die draußen vor den Thoren unsrer Landeskirche halb verschmachtet am Wege liegen, und Liebe zu üben, welch schöne Aufgabe und auch nach unsers Heilands Worten welch ernste Pflicht! Darum so kommt, ihr Lieben, und laßt uns allesamt, die wir uns heute hier zusammenfanden, Schlesier werden, das soll natürlich heißen, Leute, die einander die Hände sich reichen und sie auch rühren zu gemeinsamem Liebesdienste an allen Zillerthalern, die es noch giebt, an allen bedrängten Glaubensgenossen, und unsre Stadt und Gemeinde laßt ein neues Schmiedeberg werden, eine Stätte, wo die Herzen warm und die Hände offen sind für die Not andrer, wo man gern Gutes thut an jedermann, am liebsten und am meisten aber an des Glaubens Genossen. Amen.

34.

Erinnerungen und Eindrücke im katholischen Salzburger Lande.

Von Dr. **Heinrich Rocholl**, Militäroberpfarrer in Hannover.

Hebräer 10, 23—25: Und lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißen hat. Und lasset uns untereinander unser selbst wahrnehmen, mit Reizen zur Liebe und guten Werken; und nicht verlassen unsre Versammlung, wie etliche pflegen; sondern untereinander ermahnen, und das so viel mehr, so viel ihr sehet, daß sich der Tag nahet.

Um die segensreiche Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins zu verstehen und zu beobachten, empfiehlt es sich, den Wanderstab in die Hand zu nehmen und die Lande aufzusuchen, in welchen die Allgewalt der römischen Kirche seit den Zeiten der Reformation alle sichtbaren Spuren des Protestantismus gänzlich auszutilgen bemüht gewesen ist, in denen aber trotz aller Unterdrückungen das Evangelium nie ganz ersterben konnte, vielmehr sich verborgen und in der Stille durch die Jahrhunderte, wie ein Funke unter der Asche, am Leben erhalten hat. In der „Diaspora“ muß man seine Wanderungen anstellen und Land und Leute mit eignen Augen besehen; dann wird man erst erkennen, worin die Not der Glaubensgenossen besteht, über welche an Gustav-Adolf-Festen oft geklagt wird, wie sie nur mit Aufbietung aller ihrer Kräfte ihren protestantischen Glauben unterhalten und retten können. Man wird aber auch die Segensstätten eines barmherzigen Samariters mit Freuden entdecken, der die Wunden unsrer evangelischen Brüder zu heilen mit Erfolg angefangen hat, nämlich des Gustav-Adolf-Vereins. Ja, es ist ein Wunder in unsern Augen, daß es in fast ganz katholischen Landen überhaupt noch Protestanten giebt, wenn man bedenkt, mit welchen Mitteln der Gewalt und der Schrecken Rom die Jahrhunderte hindurch wider sie gewütet hat. Die große Leidensgeschichte der Kirchlein unter dem Kreuz überliefert uns ja die traurigsten Bilder von Verfolgung der Religion und Unterdrückung des Gewissens, wie Kerker und Schwert, Wegnahme der Gotteshäuser, Verjagung der Geistlichen, zudringliche Jesuitenbesuche, Verbrennung der Bibeln und Erbauungsbücher, Entreißung der Kinder, Absetzung von Aemtern, Versagung von Bürgerrechten, Heiratsverbot, Begräbnis außerhalb der Kirchhöfe, Geldstrafen für versäumte Messen, das Treiben in die katholischen Kirchen unter Schwerthieben, und wie die andern Zuchtmittel alle heißen mögen, die Evangelischen zermartert haben. Aber der Glaubensmut und die Glaubenstreue sind stärker gewesen als der Tod; der evangelische Glaube ist nie ganz ausgestorben; er hat sich bewährt durch die Zeiten der Trübsale und Aengste hindurch wie ein verborgener Schatz im Acker.

Welch eine Wohlthat ist es nun, daß den von neuem ausschlagenden, zarten Sprossen an den im wilden Wetter zertrümmerten und dem Absterben nahegebrachten Eichbäumen evangelischen Lebens, den kleinen Gemeindlein mitten in katholischen Ländern, Handreichung geschieht, damit sie sich aus dem Staube erheben, neue Kräfte bekommen, allmählich wieder grünen und blühen können. Diese Handreichung bietet in erfreulichster Weise der Gustav-Adolf-Verein. Er sammelt die Zerstreuten, er bringt manche kleine Gemeinde, welche tot und erstarrt dagelegen hat, wieder zum Leben, er baut ihnen Gotteshäuser und Schulhäuser und stellt Seelsorger an, er macht die evangelischen Gemeinden lebenskräftig, indem er sie anregt, die eignen Kräfte anzustrengen; er erweckt das protestantische Gefühl im ganzen deutschen Vaterland und vereinigt alle, welche die evangelische Kirche lieb haben, zum gemeinsamen Eintreten für die in Not lebenden Glaubensgenossen inmitten einer katholischen Bevölkerung nach dem Grundsatz des Apostels: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!“

Gottlob! Wir können mit Freuden verkündigen, die schöne Sache der Gustav-Adolf-Stiftung schreitet mächtig vorwärts. Immer mehr rüstige Mitstreiter stellen sich auf den Plan, mitzuarbeiten an dem Bau der evangelischen Kirche in katholischen Landen, immer reichlicher fließen die Geldmittel, um den edlen Zweck durchzuführen; überall erheben sich die schmucken Kirchlein, die den Gustav-Adolf-Namen tragen, in stattlicher Zahl. Aber trotzdem wir rühmen können mit allen Freunden unsrer Sache: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich,“ ist der Eifer für die Sache noch nicht groß genug; noch mehr Hände müßten freudiger und reicher geben; denn die Not unsrer evangelischen Brüder ist zu groß, und der alte Hilferuf dringt stets von neuem an uns von vielen Seiten und nach mannigfacher Richtung: „Komm herüber und hilf uns!“

Um Sie nun, verehrte Anwesende, zur thatkräftigen Liebe für unsre Glaubenssache, zum herzlichen Mitleid für unsre bedrängten Brüder anzufeuern, dazu möge mein Vortrag am heutigeu Abend dienen. Ich möchte Sie bitten, eben im Geiste den Wanderstab zu ergreifen und mit mir ein Land aufzusuchen, bei dessen Nennung dem Alpenreisenden, dem Menschenfreunde und Protestanten das Herz aufgeht, es ist das österreichische Krongut und Erzbistum Salzburg.

Doch bevor wir an das liebliche Land der Salzach gelangen, machen wir eine kurze Rast in München und Oberbaiern; schon hier merken wir, daß es mit dem Protestantismus vorwärts geht, obwohl wir uns von allen Seiten vom schwärzesten Katholicismus umgeben sehen. Die Hauptstadt Baierns, strahlend im Glanze aller ihrer Kunstdenkmäler und Gemäldegalerien, birgt für uns drei Denkmäler, welche wir nicht gern besehen. Es will uns in der offenen Feldherrnhalle das Standbild des bairischen Generals Tilly nicht gefallen, jenes schneidigen Kriegsführers, welcher den Protestanten im

dreißigjährigen Krieg so viel Leid zugefügt hat. Und bezeichnend für die Geschichte Baierns aus jener Zeit ist die Mariensäule auf dem Marienplatz, von Kurfürst Maximilian I. zum Gedächtnis an die Schlacht am Weißen Berge am 8. Nov. 1620 und an die Erhaltung der Stadt beim Einzug der Schweden 1623 errichtet. Oben steht triumphierend Maria, die sogenannte Himmelskönigin, an allen vier Ecken sind allegorische Darstellungen angebracht; die eine, eine Viper, stellt die Pest dar; ein Löwe bedeutet den Krieg, der Basilisk die Hungersnot. Die vierte Gestalt, ein feuriger Drache, ist ein Sinnbild der Ketzerei, nämlich des Protestantismus. Ja, diese Religion galt und gilt noch vielen bigotten Katholiken im bairischen Land ebensoviel wie andre Landplagen und Landschrecken, wie die Pest, der Hunger und der Krieg. Wir bewundern auf dem Wittelsbacher-Platz als ein Meisterwerk von Thorwaldsen das Reiterstandbild des Kurfürsten Maximilian I.; aber es kommt uns auch in die Erinnerung, welch einen verderblichen Einfluß dieser kriegskundige Feldherr gerade im dreißigjährigen Krieg auf die Politik zum Schaden der evangelischen Sache ausgeübt hat, wie gerade er über Leichenhügeln die Einheit der Kirche zurückzuführen sich vorgenommen. Wie ein Triumphator reckt er seinen Arm und seine Hand aus.

Doch charakteristisch ist ein Volkswitz in der Münchener Bevölkerung. Die Leute legen dem stolzen Maximilian, der mit seiner Hand auf eine neue protestantische Kirche zeigt, die Worte in den Mund: „Da seht ihr es nun, alle meine Anstrengungen und Siege haben keinen Erfolg gehabt; da ist eine ketzerische Kirche mitten in meinem katholischen München erbaut!“

Und allerdings hat die protestantische Kirche gerade in München wie in ganz Baiern einen ungeahnten, erfreulichen Fortschritt auf allen ihren Gebieten zu verzeichnen. Welch geistesmächtige Verkündiger des göttlichen Wortes stehen doch auf den Kanzeln, welch ein rühriges Leben zeigen die Gemeinden! Die Zahl der Kultusstätten, an welchen evangelischer Gottesdienst regelmäßig gehalten wird, vermehrt sich mit jedem Jahre, namentlich an Kurorten. Gerade der Gegensatz zu dem römischen Kirchenwesen giebt unsern bairischen Glaubensbrüdern eine achtungswerte Selbständigkeit und Freudigkeit. Freilich auf dem Lande im lieben Baierlande mitten in der katholischen Bevölkerung haben die Protestanten oft einen schweren Stand und müssen manches erdulden und mitmachen, was wider ihren Glauben und wider ihr Gewissen ist. In Partenkirchen sah ich, wie evangelische Wirtsleute, fromme, in ihrem Glauben befestigte Leute, ihre Fenster und Thüren mit allerlei katholischen Heiligenbildern und Kreuzen schmückten, weil eine katholische Prozession vorüberzog. Auf meine Anfrage, wie dies wohl bei evangelischen Leuten möglich sei, bekam ich die Antwort, daß sie ihres Lebens nicht mehr sicher sein würden, wenn sie nicht öffentlich Zeichen der Mitfeier gäben, also derartige Konzessionen an Rom machen würden. Gleichwohl haben es die römischen Priester nicht

hindern können, daß protestantische Kurgäste in Partenkirchen-Garmisch eine schöne Kapelle erbaut haben, in welcher nun das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird.

Doch nur eine kurze Rast wollten wir ja machen in München und im Baierland, um desto frischer in das Land Salzburg zu reisen, da giebt es ja viel zu sehen und zu hören, namentlich für die Freunde und Beförderer des Protestantismus und des Gustav-Adolf-Vereins. Wir eilen durch das Land Tirol, welches stets die Hochburg des römischen Katholicismus geheißen, und kommen in das Salzburger Land, in welchem lange Jahre Licht und Finsternis, Sonnenglanz und düsterer Nebel, nämlich evangelischer Glaube und römischer Fanatismus im Kampfe gelegen haben, wo Rom freilich endlich gesiegt hat, aber niemals protestantisches Leben und Wesen ganz hat ausrotten können.

Vorhin sagte ich, daß bei dem Namen Salzburg jedem Freunde der Hochgebirgswelt das Herz aufgeht. Welch ein herrliches Land an den Ufern der eilig dahinfließenden Salzach mit ihrem grünlich-grauen Gletscherwasser! Welche Glanzbilder der Alpenwelt, wenn man die interessante Giselabahn befährt! Ueberall hohe Schneespitzen, welche sich an die Bergriesen Groß-Glockner und Groß-Venediger anlehnen, überall wilde Bergwasser mit ihren eingezwängten Betten von himmelanstrebenden Felsenwänden, den sogenannten Klammen, überall schauerlich düstere Hochgebirgspässe, und daneben liebliche Wiesenthäler mit ihren niedlichen Dörflein, voll Kirchen und Kapellen. Beim Anblick dieser großartigen Gottesnatur möchte man mit dem frommen Sänger ausrufen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ man möchte vor Entzücken sprechen: „Ja, hier ist's gut sein; hier laßt uns Hütten bauen!“

Und dieses Gefühl hat der Wandrer durch das herrliche Land erst recht, wenn er mit den Menschen verkehrt, die dort ihre Heimat haben. Welche malerische Tracht tragen doch die kräftig gebauten, gesund aussehenden Leute! Die Männer gehen einher in braunen Lederjoppen, in rotem Wams mit schön bestickten Gürteln; sie tragen schwarzlederne, kurze Beinkleider und weiße Strümpfe. Die Frauen haben schwarze sammtene Mieder und blaue Schürzen. Das Gesicht der Salzburger hat etwas Anheimelndes; sie haben ein sehr freundliches, offenes Auge, aus welchem ein treues Herz und eine biedere Gesinnung spricht. Daher kommt es, daß man unter ihnen gerne weilt und namentlich reist. Sie sind noch nicht, wie die Leute in manchen Schweizergegenden, raffinierte Fremdenausschinder geworden; unter ihnen fühlt man sich wohl und man bleibt bei ihnen gern lange.

Freilich der Protestant sieht Land und Leute noch anders an, als der Tourist, und zwar mit einem doppelten Gefühl. Es ist zunächst die Freude, welche uns Preußen bei dem Gedanken erfüllt, daß wir auf salzburgischem Boden stehen. Wissen wir doch, daß es der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. gewesen ist, der die um ihres Glaubens willen vertriebenen Salzburger in sein Land Preußen in den Jahren

1731—1733 in großmütigster Weise aufgenommen. Ja, Preußens König hat durch diese edle That einen nie verlöschenden Ruhm in den Annalen der Menschenliebe, Religion und Gewissensfreiheit gerade an den biedern Salzburgern sich erworben. Aber diese Freude wird übertönt durch eine große Wehmut, wenn wir bedenken, daß aus diesem von Gottes Hand an Naturschönheiten und irdischen Reichtümern so sehr ausgestattetem Lande wohl an 30000 Menschen um ihres evangelischen Bekenntnisses willen vertrieben wurden, so daß sie sich eine andre Heimat im fernen Norden Deutschlands suchen und erbitten mußten. Eine große Wehmut erfaßte mich auch eines Sonntags in dem über alle Beschreibung hübsch gelegenen Zell a/See. Wir genossen die herrliche Gegend, labten uns an dem Blick auf das Felsengebirge, steinernes Meer genannt, und auf die mit ewigem Schnee bedeckte Tauernkette. Da erklangen die Glocken der alten Hippolytus-Laurentiuspfarrkirche, sie luden durch ihr Geläute zum Gottesdienst in das altehrwürdige Gotteshaus ein. Zahlreiche Leute vom Lande strömten herbei; sie trugen die Rosenkränze in den Händen. Bald war das Kirchlein überfüllt; viele Männer und Frauen blieben mit entblößtem Haupte vor den Thüren stehen. Obwohl seit der Reformation auch in Zell der Protestantismus Wurzel geschlagen, ist heute von ihm keine Spur mehr zu entdecken. Keine Glocken laden mehr ein zum evangelischen Gottesdienst, kein Abendmahl wird mehr in beiderlei Gestalt gefeiert, kein protestantischer Prediger verkündet mehr das Wort Gottes aus der Bibel. Nur bigotter katholischer Glaube herrscht dort; es ist derselbe Geist, der gar viele Zeller 1525—1526 zur Zeit des Bauernkrieges die Treue dem Erzbischof von Salzburg halten ließ; sie verschworen sich ihrem geistlichen Herrn und thaten ein Gelübde, stets beim römischen Glauben zu bleiben. Daher wurden sie die treuen Rupperts-kinder genannt. Zum Dank dafür gestattete ihnen ihr Oberhirte, daß sie alljährlich eine Wallfahrt nach dem Dom zu Salzburg machen durften. Sie wurden nach dem feierlichen Gottesdienst festlich von demselben bewirtet. Zum Spott über sie entstand das Lied, welches auf den Universitäten viel gesungen wird: „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn, sie thäten gerne singen und kunnten's gar nit schön", ein Lied, welches heutzutage in jener Gegend sehr verpönt ist.

Doch erst recht ergriff mich ein trauriges Gefühl, als ich mit der Giselabahn nach Sankt Johann im Pongau reiste, um dort die Lichtensteinklamm, eine großartige, enge Gebirgsschlucht, zu besuchen, welche von der wildschäumenden Ache durchtobt wird. Als ich in einem Gasthaus, wo ich zu Mittag aß, den Wirt fragte, ob es in dem schön gelegenen Ort oder in der herrlichen Umgegend noch Protestanten gäbe, antwortete er ganz bestimmt „nein", ob noch Traditionen an die evangelische Konfession sich vorfänden, bekam ich wieder die Antwort „nein". Da dieser Mann in Böhmen einige Zeit gelebt, fing er an, die Protestanten wegen ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit zu rühmen, indem er

das wundersame Wort aussprach: „sie sind noch besser als wir Christen.“ In seinen Augen sind also die evangelisch Gesinnten keine Christen mehr. Später vernahm ich von andrer Seite, daß allerdings noch vier Protestanten, sage vier Protestanten, in dem Bezirk von St. Johann wohnen.

Und doch war gerade diese Stadt einst der Hauptsitz der Protestanten, welche schließlich nach vielen Prüfungen und Drangsalen im Jahre 1731 vom Erzbischof von Salzburg aus ihrem Lande zur Auswanderung gezwungen wurden. Fünf Kilometer entfernt liegt das hübsche, reinliche Dorf Schwarzach. Hier versammelten sich zum letztenmale eine große Anzahl von Emigranten am 5. August 1731; sie werden auf 300 Bauern geschätzt. In einem Privathaus setzten sich die bisherigen Aeltesten um einen runden Tisch, auf welchem ein Salzfaß stand. Einer von diesen, ein würdiger Mann, forderte die Anwesenden auf, treu dem Bunde des evangelischen Bekenntnisses zu bleiben. Alsdann traten sie Mann für Mann an den Tisch; ein jeder legte den Schwörfinger der linken Hand ins Salz und nahm einige Körner in den Mund und leistete mit der Rechten den Schwur, seinem Heiland Jesu Christo und dem Glauben an ihn nach evangelischer Art bis in den Tod treu zu sein und zu bleiben. Die ganze Handlung fand nach der Bibelstelle 2. Chronika 13, 5 statt, nach welcher der König Abia dem Jerobeam und dem Volke Israel die Frage vorlegt: „Wisset ihr nicht, daß der Herr, der Gott Israels, hat das Königreich Israel David gegeben ewiglich, ihm und seinen Söhnen einen Salzbund.“ Nach diesem Vorgang knieten sie sämtlich nieder zum Gebet. Noch heute ist in einem Wirtshause ein Tisch zu sehen, auf dessen Oberfläche sechs Bauern und zwei Knaben abgebildet sind. Auf einem Buch stehen die lateinischen Worte: dilexerunt tenebras magis quam lucem Joh. 3, 19 (sie liebten die Finsternis mehr, denn das Licht). Im Halbkreis steht die Umschrift: „Das ist der nämliche Tisch, worauf die lutherischen Bauern Salz geschleckt haben.“ Diese Gestalten und diese Schrift sind wohl die einzigen Traditionen von dem protestantischen Wesen, welches sich im Salzburger Lande einst so fröhlich angepflanzt und verbreitet hatte; ja, die einzigen und recht trauriger Art.

In dem Lande Salzburg mit seinen vielen Klöstern, Kapellen und Kirchen, Wallfahrtsorten und Marienbildern treten dem protestantischen Reisenden gar dunkle Bilder von römischem Fanatismus und von römischer Intoleranz in die Erinnerung.

Schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurde das Evangelium im Salzburgischen öffentlich verbreitet; die Bibel fand eine gute Aufnahme in den Häusern; evangelische Gebetbücher wurden allenthalben gekauft; die Lieder Luthers waren bekannt und wurden von alt und jung gesungen. Aber schon vom Jahre 1530 an begannen bald mehr, bald minder die Verfolgungen von seiten der Regierung des Erzbischofs und seiner Priester. Die Protestanten sahen sich genötigt, am Tage verborgen zu bleiben; dagegen kamen sie des Nachts

in den Wäldern des Hochgebirges zusammen und hielten in feierlichster Weise ergreifenden Gottesdienst. Ueber die hohen Gebirgskämme stiegen sie, mit der Bibel in den Händen oder in Säcken, welche sie nach dem Gebrauch in der gemeinsamen Andacht behutsam an abgelegenen Orten unter die Erde wieder vergruben. Es waren hauptsächlich Bergleute, welche es wagten, wider das strenge Gebot der Priester sich in der Nacht zu versammeln; auch die Prediger erschienen in Bergmannsröcken. Wenn die Wachen, die man stundenweit ins Land vorschob, berichteten, daß keine Häscher und Spione in der Nähe waren, war man so kühn, Glaubenslieder wie das Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen“ anzustimmen.

Nach dem dreißigjährigen Krieg haben im Salzburger Lande hauptsächlich die Religionsverfolgungen begonnen, und der Name des Erzbischofs Maximilian Gangolf, der von 1668—1687 auf dem Bischofsstuhl saß, ist mit ihnen unauflöslich verbunden. Um die Protestanten vor den Katholiken zu entlarven, ließ er ihnen allerlei katholische Grußformeln vorlegen, auf welche sie eine katholische Antwort geben mußten. Geschah letzteres, so wurde ihnen auf Jahrhunderte, ja Jahrtausende völliger Ablaß in der Ewigkeit zugesichert. Dies war den braven, treugesinnten, evangelischen Salzburgern doch eine zu starke Zumutung. Als sie sich weigerten, sich auf solche Tücke einzulassen, beschloß der jesuitisch erzogene Erzbischof Gangolf, mit aller Rücksichtslosigkeit und unerbittlicher Strenge vorzugehen, um wo möglich den Protestantismus in seinem Kirchensprengel kurz und sicher auszurotten. Sein Haß richtete sich hauptsächlich auf einen schlichten Bergmann Joseph Schaitberger, der ihm wegen seiner erfolgreichen evangelischen Missionsarbeit auf dem Lande in den Dörfern ein Dorn im Auge war. Wie viele andre, so ließ er diesen mutigen, unerschrockenen Zeugen Christi, der mit seiner ganzeu Persönlichkeit, mit allen seinen Kräften Leibes und der Seele für die Sache seines Herrn und Heilandes eintrat, als Uebelthäter nach Salzburg schleppen, dort im Turme von Hohen-Salzburg einsperren, in Ketten legen und nur notdürftig mit Wasser und Brot am Leben erhalten.

Aber wie Paulus und Silas im Kerker zu Philippi, trotzdem man ihre Füße in den Stock gezwängt und sie sonst noch gemartert hatte, auch in der Trübsal dem Herrn treu blieben und ihm im Kerker noch Jubellieder sangen, so hat auch der edle, glaubensstarke Märtyrer Schaitberger seinen Glauben im Gefängnis nicht verleugnet. Die Gegner haben seinen Mund nicht verstummen machen können; er wurde wie der Apostel Paulus, ein Prediger an der Kette. Wir besitzen von ihm manches schöne, herzerquickende Glaubenslied:

„Jesu, mein Lieb' und Leben,
Ich hab' mich dir ergeben
Nunmehr mit Leib und Seel!
Sterb' ich in deinen Gnaden,
So kann mir ja nicht schaden
Kein Sünd', kein Teufel und kein Höll!“

Als alle Verfolgungen keinen sichtbaren Erfolg hatten, vielmehr den Glaubensmut der Protestanten erhöhten und ihre Liebe zu einander in gegenseitiger Hilfeleistung vermehrte, als wiederholt Tausende von Protestanten öffentlich Volksversammlungen unter freiem Himmel abhielten, in welchen man feierlich das Gelübde vor Gott und Menschen wiederholte, für den evangelischen Glauben leben und sterben zu wollen, da ging Erzbischof Gangolf dazu über, die raffiniertesten Mittel zur Quälerei für die Protestanten auszudenken und auszuführen. Wilde Soldaten mußten die evangelischen Häuser durchsuchen, ob wohl Bibeln oder andre Erbauungsschriften zu finden wären. Wurden diese entdeckt, dann führte man die Leute in die Gefängnisse, behielt sie dort lange Zeit und belästigte sie mit langweiligen Gerichtsverhandlungen, wie wenn sie die gemeinsten Verbrecher wären. Oder man legte ihnen harte Strafarbeiten auf, unter deren Last sie schwer zu seufzen hatten. Evangelische Beamte und Bergleute wurden entlassen und trotz aller Bitten nicht wieder angestellt. Als aber auch diese gewaltsamen Zuchtmittel bei den Bekennern evangelischen Glaubens nichts ausrichteten, da erließ der fanatische und wild erzürnte Erzbischof 1685 ein Edikt, nach welchem alle Protestanten, welche nicht zur römischen Kirche zurückkehren wollten, aus dem Lande zu vertreiben seien; doch sollten sie — man bedenke das Entsetzliche! — ihre Kinder im Salzburger Lande zurücklassen, damit dieselben durch die Priester mit Unterstützung der Jesuiten in der katholischen Lehre unterrichtet würden.

Und wirklich im eiskalten Dezember, als die ganze Gegend vor Schnee und Eis starrte und überall eine grimmige Kälte herrschte, da trieben rohe Soldaten die selbst in dieser Trübsal in ihrem Glauben und Bekennen nicht zaghaft gewordenen Protestanten zu fünfzig und fünfzig zusammen. Den Eltern wurden die Kinder weggeholt, selbst die zartesten Säuglinge von der Brust der sie nährenden Mütter gerissen. Die Eheleute durften nicht zusammen ausziehen; sie wurden unter Hohn und mit teuflischer Bosheit voneinander getrennt. Ach, da war ein Jammern und Weinen im Salzburger Lande! Hunger und Durst peinigten viele Emigranten, da sie bei ihrem Abzug nichts mitnehmen durften; große Gefahren hatten sie bei ihrem Wandern zu überstehen, weil die unsichern Wege voll Schnee lagen; Krankheiten brachen wegen der winterlichen Zeit vielfach unter ihnen aus. Die armen Salzburger Glaubensgenossen mußten dieselben Leiden erdulden, die einst der Apostel Paulus für seinen Herrn und Meister durchzumachen hatte; aber wie jener große Zeuge Gottes, haben auch sie sich in jener argen Zeit bewährt als die Diener Gottes: „in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten . . . . durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte nnd gute Gerüchte; als die Verführer und doch wahrhaftig, als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die

Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben nnd doch alles haben."

Und Gottes Hand, die wohl schwer auf ihnen lastete, um sie zu läutern und zu prüfen in der Trübsal, zog sich nicht von ihnen zurück. Sie konnten selbst wenn die Wasser des Elend sie umrauschten, daß hier eine Tiefe und dort eine Tiefe, ihren Herrn doch noch fröhlich bekennen; oft sangen sie ihre Kreuz- uvd Trostlieder, namentlich das Emigrantenlied des im Glauben immer heldenhaft sich beweisenden Schaitberger:

„I bin ein armer Exulant,
A so thu i mi schreiba,
Ma thuet mi aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiba.

Daß waß i wohl, Herr Jesu mein,
Es ist dir ach so ganga,
Jetzt will ich dein Nachfolger sein,
Herr, mach's nach deinem Verlanga."

Nach vielen Prüfungen gelangten die Emigranten über die österreichische Grenze ins deutsche Land und fanden dort in protestantischen Gegenden die liebevollste Aufnahme. Die Glaubensgenossen in Ulm, Augsburg, Frankfurt am Main und in Nürnberg boten ihnen Wohnsitze an; dort blieben sie und wurden Vollbürger dieser Städte und ihre Nachkommen wohnen daselbst noch in unsrer Zeit. Die Salzburger sind ein Segen für diese Gemeinden geworden.

Und doch, obwohl wir die bisher geschilderten Drangsale kaum für möglich halten, was bedeuten die von dem Erzbischof Gangolf in Scene gesetzten Verfolgungen der Protestanten in Salzburg, wenn wir sie vergleichen mit denen seines Nachfolgers des Erzbischofs Leopold, Anton Freiherr von Firmian, welcher 1717 seine Regierung antrat. Ihm lag die Reinheit und Gleichheit der katholischen Lehre in seinen Ländern sehr am Herzen. Um sie durchzuführen, wurde ihm ein Mann ein listiger Ratgeber, der in den Religionsverfolgungen eine höchst traurige Rolle gespielt hat, der erzbischöfliche Hofkanzler Räll. Dieser erkannte, daß nur Jesuiten imstande wären, den Protestantismus mit seinen Wurzeln auszurotten; daher bewog er seinen hohen Herrn und Gebieter, die Jünger von der Gesellschaft Jesu herbeizurufen. Ueberall im Lande wurden hohe Kanzeln gleich Gerüsten errichtet. Mit Dragonern und allerlei Schergen, die man in evangelischen Ortschaften einquartierte, wurden die Leute zusammengetrieben. Sie mußten sich um die hölzernen Kanzeln stellen, und dann betraten die Jesuiten dieselben und hielten ihre Bekehrungspredigten, das Seelenheil Roms anpreisend.

Aber auch dieses Verfahren hatte keinen Erfolg, vielmehr bewirkte es das Gegenteil von dem, was man erzielen wollte. Ganze Gemeinden wurden von dem Eifer Gottes ergriffen, wider jede Knechtung im

Glauben und im Gewissen zu protestieren und fröhlich ihre Anhänglichkeit an die evangelische Kirche zu bezeugen. An einem Tage erklärten sogar 20678 Protestanten, lieber auszuwandern, als sich unter die Jesuitenherrschaft zu beugen.

Doch solche Auftritte stachelten die Wut des Erzbischofs und seiner jesuitischen Ratgeber an. Herzzereißende Scenen traten wieder ein. Die Soldaten hatten die Erlaubnis, alle Unbilden gegen die wehrlosen Protestanten auszuüben; von Dorf zu Dorf zogen sie, schlugen die Leute, rissen ihnen wieder ihre Kinder und Kindlein ab, nahmen ihnen alle Habseligkeiten gewaltsam ab, welche sie auf ihrem traurigen Auszug mitnehmen wollten. Da erschien ein Retter in der Not, es war der protestantische König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Den beiden Boten, welche die Salzburger an diesen edlen Monarchen schickten, sagte er 1731 in Berlin: „Wenn gleich etliche Tausend der Salzburger Emigranten in meine Lande kommen wollten, will ich sie alle aufnehmen, ihnen aus Gnade und Liebe und Erbarmen Haus und Hof und Aecker und Wiesen geben und sie als meine eignen Unterthanen behandeln." Der König von Preußen hat sein Wort gehalten; er gab den Flüchtigen unter mannigfachen Zeichen seiner königlichen Gnade eine neue Heimat in seinem Lande Litthauen.

Als die evangelischen Christen ihr schönes Salzburger Land verlassen hatten, da war scheinbar Frieden daselbst eingetreten. Rom hatte gesiegt. Die bravsten, treuesten, charaktervollsten Leute waren des Landes verwiesen worden; ihre Kinder, die man in grausamer Härte zurückbehalten hatte, wurden von den Jesuiten erzogen, welche in verschmitzter Weise die Herzen der Aermsten katholisch machten, ja, sie mit der Zeit feindselig gegen die Eltern zu stimmen wußten. Ja, es war Frieden eingetreten, aber der rechte, schauerliche Kirchhofsfriede. Und doch sollte die Thränensaat des Evangeliums trotz aller über sie daher fahrenden Stürme und Wetter nicht ganz zertreten werden. Im stillen war hier und da noch ein kleines Pflänzlein evangelischen Lebens; im Dickicht der Wälder, auf abgelegenen Matten kamen einzelne Protestanten gleich ihren Vorfahren zusammen, um zum lebendigen Gott zu schreien, um ihr Herz vor ihm auszuschütten, um den heiligen Geist anzuflehen, sie in der Treue zum Heiland nach evangelischer Weise zu bewahren und zu bestärken. Ihre Gebete vereinigten sich mit dem Flehen der Ausgewanderten, daß die Gnade Gottes einmal einen Tag schicken möchte, an dem die Freiheit in Religionssachen verkündigt werde, daß die Ketten zerspringen möchten, welche die Sache des reinen Evangeliums zusammenhielten. Und sie haben nicht umsonst gebetet; der Herr hat das Schreien seiner Kinder erhört.

Am 13. Oktober 1781 erschien der große Entscheidungstag für die evangelischen Bekenner Oesterreichs. Der hochherzige Kaiser Joseph II. erließ sein berühmtes Toleranzedikt, welches den unkatholischen Bürgern gestattete, ihren Gottesdienst in eignen Gotteshäusern zu halten und nach ihrem Glaubensbekenntnis zu leben.

Ueberall im österreichischen Lande reckte die zertretene Saat des Protestantismus ihre zerschlagenen, dem Sterben nahen Halme empor. Es zeigte sich, daß weder List noch Gewalt den evangelischen Glauben hatte ausrotten können. Namentlich in armen, vom großen Verkehr entfernten Gebirgsgegenden hatte sich eine große Schar evangelischer Bekenner erhalten. In Oberkärnten allein meldeten sich zum allgemeinen Erstaunen der Priester zwölf Gemeinden mit 15000 Seelen an. Als zu Gosau im Salzkammergut sich das Gerücht verbreitete, es werde am Sonntag ein kaiserliches Edikt in der Kirche verkündigt werden, strömte alles zur Kirche mit gespannter Erwartung. Aber nichts wurde verlesen. Am Schlusse des Gottesdienstes erklärte nur der Priester, es sei noch ein kaiserlicher Befehl wegen der Ketzer zu verkündigen, das solle aber in der Schule geschehen. Die Leute eilten zur Schule und vernahmen unter Freudenthränen das kaiserliche Wort. Dann trat ein Beamter auf mit den Worten: „Sollte unter euch, was ich aber nicht glauben will, ein solcher Ketzer sein, der folge mir aufs Gericht und schreibe seinen Namen auf.“ Alle folgtem ihm. Doch keiner will den Anfang machen aus Furcht, es stecke eine jesuitische Hinterlist dahinter. Da trat ein altes Mütterchen hervor, welches wegen Verbreitung von Bibeln und andern Erbauungsschriften früher schon lange im Gefängnis gesessen hatte und sprach: „Ich habe schon viel um Gottes Wort gelitten, ich will's auch dieses Mal wagen, unterschreibt mich; ich bin evangelisch.“ Durch diesen Vorgang ermutigt folgten alle und beinahe ganz Gosau bekannte sich zur evangelischen Lehre. Wir können diesem wahrheitsgetreuen Berichte hinzufügen, daß die Gemeinde Gosau sich gerade in unsern Tagen eines steten Wachstums erfreut, und daß in ihr ein echt evangelisches Leben grünt und blüht. An andern Orten, z. B. in Wallern, verheimlichte man das Edikt, solange es möglich war, Aber endlich kam es zu Tage und nun bildeten sich überall evangelische Gemeinden. Diese kleinen Gemeinden, bestehend aus den Enkeln jener glaubenstreuen Väter aus der Zeit der Glaubensverfolgungen, beriefen nun Prediger und Lehrer. Aber bei ihrer großen Armut konnten sie den Männern, welche ihnen das Brot des Lebens reichen und ihre Kinder in der Heilslehre unterweisen wollten, nur wenig bieten. Die Prediger und Lehrer bleiben arme Leute, und bei ihrem Tode sind ihre Witwen und Waisen dem bittersten Mangel preisgegeben. Rasch erbauten sich die armen Gemeinden Bethäuser und Kirchen; doch durften diese Gebäude keinen Eingang von der Straße haben; auch war der Bau von Türmen und die Anbringung von Glocken nicht gestattet. Die meisten dieser Toleranzbethäuser waren ärmliche Gebäude, zerfielen bald und drohten dem Einsturz. Neue Kirchen, neue Pfarr- und Schulhäuser thaten not. Aber woher bei der großen Armut die Mittel aufbringen? Dazu kam noch der unglaubliche Zwang, daß die Protestanten den katholischen Priestern die Gebühren für Taufen, Trauungen und Beerdigungen zu zahlen hatten.

Ja, von andern Unterdrückungen der evangelischen Konfession trotz des wohlgemeinten Toleranzediktes des kaiserlichen Herrn wäre noch viel zu berichten. Die Priester konnten die Duldsamkeit des Kaisers nicht verstehen und handelten nach dem Grundsatz der russischen Beamten, die, wenn sie das Volk bedrücken, sagen: „Petersburg liegt weit von hier, und der russische Kaiser kann nicht überall sein!" Die österreichische Regierung konnte auch nicht den ihr überkommenen Sinn katholischer Toleranz sofort verleugnen. Die Ketzerverfolgungen nahmen ihren Fortgang, wenn auch nicht in so ausgedehntem Maße und mit solchen Mitteln der Gewalt und der Schrecken, wie in früheren Zeiten.

Da trat eine neue Aera für die kirchlichen Verhältnisse in ganz Oesterreich, somit auch für die salzburgischen Lande ein. Achtzig Jahre nach der Bekanntmachung des Toleranzediktes von seiten des duldsamen Kaisers Josephs II. brachte das Reichsgesetzblatt für das Kaisertum Oesterreich ein Patent des gegenwärtigen Kaisers Franz Joseph I. vom 8. April 1861. Im Sinne seines erhabenen Vorfahren auf österreichischem Throne bewies er sich als ein Freund der Glaubens- und Gewissensfreiheit und als ein Beschützer derjenigen Unterthanen, welche dem katholischen Glauben nicht angehören. Die Protestanten atmeten auf, Freudenfeste wurden gefeiert. Ja, man muß auch staunen, wenn man die hochherzigen Entschließungen des im edelsten Sinne des Wortes liberalen Kaisers und Königs liest und durchdenkt. Der erste Paragraph lautet kurz und bündig: Die Evangelischen des augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses sind berechtigt, ihre kirchlichen Angelegenheiten selbständig zu ordnen. § 2: Die volle Freiheit des evangelischen Glaubensbekenntnisses, sowie das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung ist ihnen für immerwährende Zeit von mir zugesichert . . . . Den Evangelischen ist der Bezug und der Gebrauch evangelisch religiöser und theologischer Bücher, insbesondere der heiligen Schrift oder der Bekenntnisschriften, unverwehrt.

O, welch ein Jubel entstand unter den bis dahin schüchtern gewesenen Protestanten in Oesterreich! Die Priester, mit ihren Bischöfen an der Spitze, wurden nicht müde, geheim und öffentlich gegen diese kaiserliche Toleranz Protest zu erheben. Eine solche Duldsamkeit hatte man in dem erzkatholischen Lande nicht für möglich gehalten. Aber die Folge dieses herrlichen, kaiserlichen Patents war die Erstarkung des Protestantismus im ganzen Lande; überall sammelten sich kleine Gemeinden; überall fing man an, Bethäuser, Schulhäuser, Konfirmandenhäuser und Krankenhäuser zu bauen. Und da trat der Gustav-Adolf-Verein fördernd und helfend ein. Er hat mit großer Rührigkeit sofort erkannt, daß von dem protestantischen Deutschland aus die Geldmittel den Gemeinden unter dem Kreuz dargereicht werden mußten, um ihr Kirchenwesen würdig auszustalten. Zur Freude aller evangelisch gesinnten Reisenden in jenen österreichischen Ländern erheben sich

in Gastein, Innsbruck, Meran und Salzburg evangelische Gotteshäuser, zu deren Erbauung gerade die Freunde der Gustav-Adolf-Stiftung Geldmittel gesammelt und eingesandt haben. In diesen genannten Städten sind also Centralstätten neuen evangelischen Lebens zu finden.

Gestatten Sie mir, liebe evangelische Freunde, nur noch einen Augenblick in der Stadt Salzburg zu verweilen. Wir müssen zunächst die äußere Lage zwischen dem Kapuziner- und Mönchsberg bewundern. Wir wählen einen hohen Aussichtspunkt, indem wir von dem benachbarten 4000 Fuß hohen Gaisberg, auf den uns eine steil ansteigende Zahnradbahn gebracht hat, die herrliche Lage der Stadt und ihrer reizenden Umgegend betrachten. Da liegen sie vor uns die gigantischen Riesenberge der deutsch-österreichischen Alpenkette, vor allen der sogenannte Dachstein, die Gasteiner Berge, der Watzmann, der Groß-Glockner, und wie sie alle heißen mögen. Wer kann dieses große Gebirgs-Panorama würdig schildern? Und unter uns liegt die Stadt Salzburg an beiden Seiten der grünen Salzach mit ihren fremdartigen, fast italienisch aussehenden Häusern, mit ihren vielen altertümlichen Türmen. Wir denken an das Urteil Alexander von Humboldts, wenn er über diese einzig daliegende Stadt rühmend spricht: „Die Gegenden von Salzburg und Konstantinopel halte ich für die schönsten der Erde."

Aber in diesem Eden Gottes liegt doch eine von Menschenhand erbaute Zwingburg, welche oft den Streitern Gottes ein finsterer Kerker gewesen ist; unser Auge fällt auf die auf einem schroffen Felsen liegende Feste Hohen-Salzburg. Hier residierten einst die harten Erzbischöfe, welche den armen Protestanten so heftig entgegentraten; hier wurden die Ränke ausgedacht und die Pläne entworfen, mit welcher Unbarmherzigkeit man die evangelischen Gemeinden unterdrücken wollte; von hier gingen die Haftbefehle gegen die wehrlosen Bekenner des evangelischen Glaubens aus. Hier hat auch der tapfere und glaubensstarke Schaitberger ein gutes Zeugnis für seinen Glauben abgelegt und in dem Prozesse, den man ihm machte, den erzbischöflichen Untersuchungsrichtern die mannhafte Erklärung gegeben: „Durch den westfälischen Frieden ist uns, als Anhängern der augsburgischen Konfession, entweder das Recht stillen Privatgottesdienstes eingeräumt, oder, wofern uns die Obrigkeit im Lande nicht dulden will, so soll sie uns drei Jahre Frist gönnen zur Auswanderung;" ja, hier haben viele Protestanten im wahrsten Sinne des Wortes geschmachtet, weil sie ihren Herrn und Heiland Jesum Christum nicht verleugnen wollten.

Aber gerade in der Stadt Salzburg hat der Gustav-Adolf-Verein zum Staunen der katholischen Priester und zur Freude der gesamten, evangelischen Kirche eine offenkundige Sühne herbeigeführt für alle jene Greuel eines finsteren Fanatismus, welche wir bisher betrachtet haben. Die evangelische Gemeinde zu Salzburg, anfangs

nur aus wenigen Protestanten bestehend, hat sich allmählich vergrößert. Unter der Mitwirkung des Gustav-Adolf-Vereins ist derselben, die nahe an 700 Seelen jetzt zählt, eine wunderschöne Kirche dicht an den Ufern der eilig dahinfließenden Salzach erbaut worden

Es war uns vergönnt, an einem Sonntag im Monat Juli dieses herrliche Gotteshaus, welches in echt romanischem Stil erbaut ist, zu besuchen. Wir trafen in demselben eine andächtige Gemeinde, welche es fast ganz füllte. Das Innere ist in künstlerischer Weise reich ausgestattet, ohne Ueberladung, mit schönen Dekorationen. Die Fenster sind buntfarbig; im Chor steht ein marmorner Altar und ein prächtiger Taufstein; die Kanzel ist kunstvoll geschnitzt. Wie ergriff uns an jener Gottesstätte der einfache Choralgesang; wie mußten wir die Gesichter der schlichten Landleute, die vom Lande gekommen, bemustern; gerade sie erinnern ja mehr an die Bekenner des evangelischen Glaubens im Salzburger Lande aus früherer, drangsalsvoller Zeit, als die vornehmen Leute, welche nach Salzburg eingewandert sind oder nur kurze Zeit als Vergnügungsreisende sich dort aufhalten. Der Geistliche, welcher die Kanzel betrat, schien uns wegen seines sächsischen Dialekts ein Fremder zu sein; doch später hörten wir, daß er der Gemeindepfarrer war, der schon seit 1863 dort in der Diaspora sein schweres Amt versehen hatte.

Und was predigte er? eine echt evangelische Predigt, aus der Tiefe des Wortes Gottes hergenommen, aus dem Herzen zum Herzen dringend, mit Wärme vorgetragen. Er sprach von der Seligkeit eines Christenmenschen: „Christus in uns und wir in Christo!“ Er setzte der lauschenden Gemeinde auseinander, wie wir im lebendigen Glauben eindringen müssen in die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, und wie Christus im Herzen des Gläubigen immer mehr Gestalt gewinnt. Also Summa: „Christus der einige Trost im Leben wie im Sterben.“ Vor seiner Herrlichkeit muß jeder Menschenruhm zurücktreten; er ist und bleibt allein und ausschließlich der ewige Hohepriester, der uns vor Gott vertritt. Wir gingen recht erquickt in unserm Innern aus dem Gotteshause, voll Lobes und Dankes, daß der Herr seiner Kirche nun auch einem um des Glaubens willen so vielfach und schwer geprüften Lande eine Stätte gewährt hat, wo das Evangelium von Jesu Christo ohne Menschensatzung auf Grund der heiligen Schrift bekannt wird.

Nach dem Gottesdienst besahen wir die reizend gelegene Stadt Salzburg und kamen auch an die in der Mitte derselben aufgebaute Domkirche. In ihrem Motiv ist sie eine vereinfachte Nachbildung der Peterskirche in Rom. Als wir vor ihrem Hauptportal standen, ging eine große Menge Volks durch dasselbe aus und ein. Auch wir folgten ihr; wir trafen es gut. Eben hatte ein hoher Prälat die Kanzel bestiegen, um welche sich die Menge der Zuschauer drängte. Es war ein schöner Mann, von großer Körpergestalt, mit leuchtenden Augen, mit angenehmen Gesten; sein Haar war schon weiß geworden. Er

entwickelte eine hinreißende Beredsamkeit. Seine ganze Erscheinung war imponierend, zumal da er im Prachtornat des römischen Kultus auftrat, geschmückt mit vielen buntfarbigen Bändern.

Und was redete denn dieser Kirchenfürst? Daß wir Menschen uns mit allen Engeln, mit den Cherubinen und Seraphinen anstrengen müssen, um dem Herrn der Welt für alles zu danken, das er täglich an uns thut. Aber selbst wenn alle Cherubinen und Seraphinen sich mit allen Menschen vereinigten, so würden sie doch nicht das rechte Lob finden, welches dem Allmächtigen gebühre. Gott ist zu groß; seine Wohlthaten unendlich. Damit dem göttlichen Wesen nun doch genügt werde, habe Gott selbst dieses Werk in die Hand genommen. Er selbst habe ein großartiges Dankopfer zwischen Erde und Himmel gestellt, das blutige Opfer Jesu Christi auf Golgatha. Doch dieses einmalige Opfer sei auch noch nicht genügend gewesen; Gottes Barmherzigkeit sei noch reicher geoffenbart worden. Er habe durch seinen Sohn die heilige Messe stiften lassen, die stete Wiederholung des Opfers Jesu Christi in unblutiger Weise. Christus, der Herr, habe sie zuerst celebriert, dann sie den Priestern der christkatholischen Kirche übertragen. Darum stehe der Priester in der Messe höher als alle Cherubim und Seraphim. Ja, Gott ist noch weiter in seinem Gnadenwillen gegangen. Mit dem Meßpriester genießt ein jeder die Wohlthaten der Messe, welcher in Gehorsam und Ergebung sich der katholischen Kirche unterwirft und sich mit dem Priester vereinigt. So ist sie denn die einzige Vermittlerin des Heils, der Priester vertritt die Seele allein vor Gott im Himmel.

Welch ein Gegensatz zwischen der evangelischen Predigt in dem einfachen Kirchlein mit den wenigen Zuhörern und der prunkenden Kanzelrede des hohen Prälaten in dem Dom mit seiner Volksmasse!

Aber wir sollten an jenem Sonntagmorgen in packender Weise erfahren und vernehmen, um welche Punkte es sich im Streit der Konfessionen handelt, ob das Herz im lebendigen Glauben sich dem ewigen Hohenpriester, der zur Rechten Gottes im Himmel sitzt, hingeben soll oder ob es sich beugen muß im Gehorsam vor dem menschlichen Meßpriester, ob wir gerecht werden allein durch den Glauben an den unsichtbaren Christus, der uns doch fühlbar nahe ist, oder durch Werke des Gesetzes vor einer äußeren, richterlich entscheidenden Kirche, ob der Herr, unser Heiland, uns von allen Sünden losspricht im heiligen Geist, oder der Priester kraft seiner päpstlichen Jurisdiktion im Beichtstuhl als ein Richter unsrer Sinne und Gedanken.

Möge mein Wort heute abend den Segen haben, daß wir alle in uns die Mahnung fühlen, treu auf dem reformatorischen Bekenntnis zu stehen, welches auf dem Fundamentalsatz ruht: „Christus und nichts als Christus!“, den Segen, daß wir gern Herz und Hand aufthun für alle unsre Glaubensgenossen in der Diaspora. Nie mögen vergessen werden die ernsten Worte, welche Prälat D. Zimmermann am 31. Oktober 1841 in seinem „Aufruf an die protestantische

Welt“ so herzergreifend aussprach: „So vielen eurer protestantischen Brüder mangelt der Trost, den euch die Diener am Worte spenden, so vielen die Erhebung, die aus seiner Verkündigung euch zuströmt, so vielen die Gelegenheit, ihre Kinder gleich nach der Geburt dem Heiland zu weihen oder, so oft sie sich darnach sehnen, das Sakrament des Altars zu empfangen; so viele Kranke und Sterbende eurer protestantischen Brüder genießen in ihrer letzten Stunde nicht die Erquickung, aus dem Munde ihrer Seelsorger das Wort von der Versöhnung zu vernehmen . . . Protestanten, könnt ihr dessen gedenken, ohne bereit zu sein, der Not zu steuern? Ja: Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!“

35.

Aus der Wiener Diaspora.

Von Dr. theol. et phil. **Paul v. Zimmermann**, Pfarrer, Superint.-Stellv., Docent an der theolog. Fakultät in Wien.

Psalm 118, 23: Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.

„Dieser Tempel war einst zum Dienste des allmächtigen Gottes, von den frommsten Beherrschern Oesterreichs eingeweiht; war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes. Aber es plünderte darin die Kirchenschätze, zerstreute in alle Welt die geheiligten Nonnen und warf aus ihren Grüften die Gebeine der Verstorbenen, jener Kirchenräuber, Verführer der Braut Christi und Schwächer reiner Jungfrauen, — des Martin Luther Anhänger und Nachfolger — Joseph II., ein Lothringer von Geburt, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, welche ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verräter heiliger Kirchengesetze. — Nach Gelde dürstend und von schändlicher Gewinnsucht entflammt, begünstigt und befördert er alle Ketzereien und ist selbst kein Mann von Religion! Nun hat er ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel gegeben, eben diesen Tempel zum Sammelplatz der Greuel, diebischer Weise verkauft und angewiesen.“

Das ist die etwas ausführliche und umständliche — älteste Aufschrift, die in Gestalt eines angehefteten Blattes sich eines Morgens im Jahre 1784 an der Thür des evangelischen Gotteshauses in der Dorotheengasse in Wien vorfand. Ein alter Originalabdruck dieses Pasquills befindet sich im Archiv unsrer Gemeinde mit folgender Ueberschrift versehen: „Pasquill gegen den Kaiser, so an der lutherischen Kirche

in Wien gestanden, welches Ihro Kaiserl. Maj. aber abdrucken lassen und das dafür eingekommene Geld der protestantischen Kirche geschenkt haben."

Unter solchen Stimmungen und Gegenströmungen entstand die erste geordnete evangelisch-lutherische Gemeinde Wiens im Jahre 1783. Und das alte, inzwischen mehrmals würdig erneute Gotteshaus steht da wie ein Denkmal wunderbarer Gotteswege. Diese alten Steine können erzählen vom Wandel der Zeiten! In der Sakristei steht noch das bunte Glasfenster mit der Urkunde der Stifterin: Elisabetha regina Franciae, archiducissa Austriae 1583. Diese Elisabeth war eine von jenen österreichischen Prinzessinnen, die das zweifelhafte Glück hatten, nach Frankreich zu heiraten; sie war die Tochter des edlen Kaisers Maximilian II., des wohlwollenden Freundes der Evangelischen und die Gattin des Scheusals unter den Fürsten, Karls IX., der vom Balkon des Louvre in Paris mit eigner Hand das Mordgewehr auf seine fliehenden wehrlosen evangelischen Unterthanen richtetete, des entsetzlichen Helden der Bartholomäusnacht, der Pariser Bluthochzeit. Die unglückliche Gattin kehrte nach dem frühen Tode des von ruhelosen Nächten und wilden Träumen hingerafften Königs ins Vaterhaus zurück und stiftete zur Sühne jener Blutthaten ihres Gatten nach Art jener Zeit ein Kloster — das Nonnenkloster zu St. Maria, Königin der Engel, das sogenannte „Königskloster". Sie wurde selbst vor dem Hochaltar dieser von ihr gestifteten Klosterkirche begraben. An derselben Stelle wurde seiner Zeit das Herz Ferdinands II. zur Ruhe gebracht, — das Herz, das in so glühendem Haß gegen jede evangelische Regung geschlagen! Auch Mathias ruhte einst hier. Und an derselben Stelle schallt nun evangelische Verkündigung seit 110 Jahren! Das sind Gottes Wege — und Wunder vor unsern Augen! — Als dieses von Joseph II. aufgehobene Kloster 1782 infolge kaiserlicher Genehmigung vom Wiener Magistrat den Evangelischen Wiens verkauft (— nicht geschenkt, wie man hier und da berichtete —) wurde, sind die Ueberreste der hier Begrabenen in die benachbarte Kapuzinergruft übertragen worden! — Zur Sühne für Protestantenmord erbaut — Protestantenmörder auf seinem Altar begraben — und nun eine Stätte evangelischer Verkündigung — das ist die Geschichte unsers ältesten Gotteshauses in Wien. Inzwischen haben wir ein größeres stattliches Gotteshaus in einem Vorstadtbezirke erbaut und stehen im Begriffe, an Stelle der Predigtstation in einem Vorort ein drittes Gotteshaus zu errichten. Ursprünglich umfaßte die Wiener Gemeinde das ganze Kronland Niederösterreich; nach und nach, namentlich in den letzten Jahrzehnten, haben sich von der alten Muttergemeinde vier selbständige Gemeinden und vier Filialgemeinden abgezweigt, wozu noch die durch einen Schloßprediger besonders pastorierte Schloßgemeinde des Fürsten Reuß auf Ernstbrunn kommt. Einige jener Gemeinden haben sogar selbst schon wieder Filialgemeinden mit freundlichen Gotteshäusern.

So dürfen wir sagen, das Evangelium beweist seine Lebenskraft auch hier in der großen Weltstadt, die man so gern nur als eine Stadt

des Genießens und der Weltlust betrachtet. Lange genug hat die Gemeinde noch unter den ungerechten, bedrückenden Gesetzen zu leiden gehabt. Die Bestimmung der Toleranzzeit, daß, wenn in einer gemischten Ehe der Vater katholisch war, alle Kinder katholisch werden mußten, wenn aber der Vater evangelisch war, nur die Söhne evangelisch sein durften, hat uns nach ungefährer Berechnung etwa 30000 Seelen genommen, die bei gleichem Rechte uns zugeführt worden wären! So stand der evangelische Vater immer vor der Wahl: entweder Kinder zweier Konfessionen zu haben — evangelische Söhne, katholische Mädchen — oder dem nie fehlenden Drucke nachzugeben und alle Kinder der alleinseligmachenden Kirche zu verschreiben. Leider hat es Schwächlinge genug gegeben, die das gethan haben, und so kommt es im Wiener Amtsleben oft genug vor, daß wir einen evangelischen Familienvater einzusegnen haben, dessen Bahre eine Schar von Kindern, Schwiegerkindern, Enkelkindern umsteht, unter denen auch nicht eins evangelisch ist! Und so erklärt sich die seltsame und unerfreuliche Thatsache, daß bis zum Jahre 1873 jedes Jahr die Zahl der Gestorbenen in unsrer Gemeinde die der Geborenen um ein Beträchtliches, oft um mehr als 100, überragte. Wenn die Gemeinde trotzdem numerisch gewachsen, so kommt dies daher, daß in den Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs Oesterreichs sehr viele Evangelische, namentlich aus Württemberg und Sachsen, hier eingewandert sind, so daß die Gemeinde durch diesen Zuzug jährlich sich ergänzt hat. Selbstverständlich hat es auch nicht an tapferen und entschiedenen Männern gefehlt, die ihr gutes Recht sich gewahrt haben auch in den Tagen des Konkordates — und selbst streng katholischen Schwiegermüttern gegenüber!

Erst mit den neuen interkonfessionellen Gesetzen, die auf dem Gedanken der vollen Gleichberechtigung der Konfessionen stehen, ist eine gesunde Entwicklung des Protestantismus möglich geworden. Die Wiener Gemeinde zeigt erst vom Jahre 1874 an ein regelmäßiges Uebertreffen der Zahl der Getauften über die Zahl der Begrabenen. Und zwar ist nun hier, auf dem Gebiete des Wachstums der Gemeinde, eine — soviel mir bekannt geworden, nirgends sonst erscheinende Thatsache zu berichten: Die Wiener Gemeinde Augsburgischer Konfession ist in den letzten zwanzig Jahren beinahe genau ebenso stark durch die Zahl der Uebertritte wie durch den Ueberschuß der Geburten gewachsen. Ein Beweis für die wachsenden Sympathien, die der evangelische Glaube findet! Auch dies ist uns vom Herrn geschehen! In den letzten sechs Jahren, 1888—93, sind — um ein klares festes Bild der Verhältnisse zu geben — in unsrer Gemeinde 6277 geboren worden, 5087 gestorben, also beträgt in diesem Zeitraum das Wachstum der Gemeinde durch Geburten 1190. In derselben Zeit sind zu uns übergetreten 1693, meist Katholiken, von uns ausgetreten, meist katholisch oder konfessionslos geworden 540, so daß der Ueberschuß hier 1153 — also, wie oben gesagt, beinahe ganz derselbe ist, wie bei den Geburten! Gewiß eine höchst interessante Thatsache. Die Gemeinde ist

somit in den letzten sechs Jahren um 2343 Seelen gewachsen, und ich habe im Laufe meiner zwanzigjährigen Thätigkeit nun bereits weit über 2000 Katholiken durch die von mir erst eingeführten, festlich gestalteten „Uebertrittsfeiern", die im Anschluß an den Hauptgottesdienst gehalten werden, in die evangelische Kirche aufgenommen. Ein zu diesem besondern Zwecke von mir verfaßtes Schriftchen: „Was wir der Reformation zu danken haben", ist bereits in vierter Auflage erschienen und in den Händen von vielen Katholiken. So regen wir uns hier mächtig und mutig, und scheuen vor dem Kampfe nicht zurück, der uns allerdings fast täglich aufgedrungen wird — und zwar gerade in den letzten Jahren wieder häufiger denn zuvor! Erst seit zwei bis drei Jahren fangen einzelne katholische Pfarrer Wiens wieder an — was lange nicht mehr geschehen war — das Aufgebot gemischter Paare kurzer Hand abzuweisen, sobald auf die katholische Trauung verzichtet wird, und es muß dann das magistratische Aufgebot, welches stets ohne Schwierigkeit vorgenommen wird, an die Stelle des verweigerten katholischen treten! Gerade dieses schroffe Verhalten der katholischen Geistlichen treibt uns manchen Katholiken zu, der für Belehrung zugänglich ist. An meinem Konfirmationsunterricht nimmt jedes Jahr eine größere Zahl Uebertretender teil; und die, denen die Zeit dazu mangelt, empfangen geeignete Schriften, nach deren Studium sie sich zu einer Besprechung wieder einfinden. — Die Mehrzahl der Ehen, die in unsrer Gemeinde geschlossen werden, sind Mischehen, im Jahre 1893 von 635 Paaren 381 gemischte. Von diesen 381 wurden 211, also weitaus die größte Hälfte evangelisch getraut, womit in nahezu allen Fällen auch evangelische Kindererziehung gegeben ist. Unter den 254 Paaren aber, wo bei Aufgebot und Trauung beide Teile als „evangelisch" eingetragen sind, finden sich etwa 70, die erst durch den kurz vorher vollzogenen Uebertritt des katholischen Teils zu unsrer Kirche zu einem „gleichen" Paare (wie der amtliche Ausdruck lautet) geworden sind. Man redet oft in geringschätzigem, ja verächtlichen Tone von dieser Art Uebertritten, und es ist unter allen Umständen zuzugeben, daß es allein richtig ist, wenn ein solcher Schritt lediglich aus inneren und nicht aus äußeren Gründen geschieht — aber schließen denn die äußeren Veranlassungen, die oft den Anstoß geben, die innere Bereitung etwa aus? Oder sollten wir es lieber sehen, wenn bei Gelegenheit der Eheschließung mit einem Katholiken unsre Glaubensgenossen von uns abfielen, statt daß eine größere Zahl evangelischer Verlobter uns den katholischen Teil zuführt? Die geistig stärkere Macht wird in solchen Fällen den Sieg davontragen! Und müssen wir nicht wünschen und uns freuen, daß unser evangelisches Bewußtsein sich so oft als diese stärkere Macht erweist? Und jedenfalls wird durch solchen Uebertritt eine rein evangelische Ehe begründet und die sonst offen bleibende Frage der Kindererziehung ist von Anfang an zu unsern Gunsten entschieden. Und wenn man weiß, welche Einflüsse und Einflüsterungen sich da im entscheidenden Moment oft geltend machen, um die Kinder einer Mischehe doch uns

abwendig zu machen, so wird man jene Uebertritte vor der Eheschließung und aus Anlaß derselben nicht von vornherein verurteilen dürfen. Uebrigens sind mir Beispiele bekannt, wo der übergetretene Katholik den von Kind auf Evangelischen durch Eifer, Treue und Opferwilligkeit für unsern Glauben beschämt! Und noch ist zu bedenken, daß es drüben nie an Versuchen fehlt, den evangelischen Teil eines Brautpaares hinüberzuziehen; und daß dieser Liebe Müh namentlich an den Außenstationen unsrer weit gespannten Gemeinde sehr oft nicht vergeblich war, beweisen die von dort eingehenden Austrittserklärungen zur Genüge. Hier also müssen wir — ohne jede Proselytenmacherei — aber auch ohne allzugroße Aengstlichkeit zu kämpfen und zu erobern suchen, wenn wir nicht Verluste erleiden wollen! — Man muß seine Kampfesweise stets nach der des Gegners richten; das lernt man hier!

Wir erfreuen uns der vollkommenen Freiheit — bis auf einzelne betrübliche Einschränkungen; und haben das gleiche Recht wie die katholische Kirche, nur daß die geistlichen Herren drüben das noch nicht gelten lassen wollen und dementsprechend handeln! Noch immer kostet die Erlangung eines katholischen Verkündscheins behufs Trauung in der evangelischen Kirche meist sehr viel Mühe und oft genug sogar die Empfangnahme von wenig erwünschten Abschiedsworten, als da sind: „Hätten Sie denn keinen andern Mann finden können, als diesen Protestanten?“ — „Sie werden kein Glück haben in so einer Ehe“ — und ähnliche ermutigende Weissagungen. Und auf dem im Geleit solcher Segenswünsche überreichten Verkündschein findet sich dann meistens (nicht von allen Pfarrern!) noch die Bemerkung, daß „gegen diese Ehe kein Hindernis außer dem der Religionsverschiedenheit entdeckt worden sei,“ eine Bemerkung, die ebenso ein Schlag ins Gesicht des Gesetzes wie der evangelischen Kirche ist! Das Gesetz kennt kein Ehehindernis mehr bei der Verbindung evangelischer und katholischer Staatsbürger; und dazu das Wort „Religionsverschiedenheit“ da, wo es sich doch nur um Unterschiede der Konfessionen innerhalb ein und derselben christlichen Religion handelt — was will es? Beleidigen will es den evangelischen Brautteil, kränken den katholischen, indem es sagt: in unsern (katholischen) Augen habt ihr Evangelische eine andre Religion, seid also keine Christen, sondern — je nach eurer Wahl: Juden, Muhammedaner, Heiden oder was sonst? — Dieser Anschauungsweise entspricht es, daß viele Katholiken auf die Frage des evangelischen Pfarrers bei der Verkündigung: „Sind Sie evangelisch?“ — die Antwort geben: „Nein, ich bin Christ!“ Sie sind eben unterrichtet, den Gegensatz so zu formulieren: Christ oder Protestant! — Es ist selbstverständlich, daß auf solche Rede stets die Gegenrede geboten wird: Sie irren sich, wir sind die alten Christen, wir sind evangelische Christen, Sie sind ein römisch-katholischer oder päpstlicher Christ! Es zeigt sich bald, daß nicht Bosheit, sondern Unwissenheit jene Antwort gab; was es aber auf Seite jener ist, die das einfache Volk unterrichten „Christ“ in Gegensatz zu „Protestant“ zu stellen

— ist eine offene Frage! Man kann auf diesem Gebiete geradezu Unglaubliches erleben! Kommt da jüngst ein einfacher Mann von seinem katholischen Pfarrer, und auf meine Frage, ob er gewillt sei, dem Wunsche seiner Braut nachzugeben und sich evangelisch trauen zu lassen, giebt er die klassische Antwort: „Jo, schon, ober Pfarrer meiniges hot gsogt: wann wir net katholisch traut san, nachher gilt's gor net, is bloß a „Konglomerat“ (sic!), i bitt schön, wos is denn dos?“ — Also die evangelische Trauung nichts gültig, die evangelisch geschlossene Ehe ein Konkubinat — trotz Staatsgesetz! — so wagt man immer noch zu reden! Nachdem ich den biederen Böhmen aufgeklärt über den Sinn jenes „Konglomerats“, meinte er: „Ober, dos is doch net schön“ —; ja, das meinen wir auch, daß das nicht schön ist, noch immer so zu reden. Was kann da helfen? Klage und Anklage, Oberkirchenrat und Staatsanwalt? O nein, nur evangelische Entschiedenheit, unerschütterliche Festigkeit im Bestehen auf seinem guten Rechte seitens der einzelnen Evangelischen! Nur sich nicht einschüchtern lassen, wie jene tapfere Sachsin kürzlich, die auf die seltsame Drohung des katholischen Pfarrers, wenn sie sich nicht katholisch trauen lassen und „Vertrag“ abschließen wolle, so könne er sie überhaupt gar nicht verkünden und sie käme „an die schwarze Tafel“ (!) — das soll heißen, an die Proklamationstafel des Magistrats, wo das Aufgebot stattfindet im Falle der Ablehnung des Pfarramtes — die etwas keckschnodderige, aber sehr schlagfertige Antwort gab: „Meinetwegen hängen Sie mich an eine grüne oder blaue Tafel, aber ich will evangelisch getraut sein und mein Bräutigam ist damit ganz einverstanden!“ — Weiter brauchen wir gar nichts, als solch tapfere Leute, die das Herz und den Mund auf dem rechten Flecke haben! Das Recht haben wir, also müssen wir es nützen und brauchen! Aber es ist ganz unglaublich, was es für furchtsame Menschen giebt, sogar solche, die sich vor jener „schwarzen Tafel“ fürchten, sind mir in meiner Praxis schon vorgekommen. Neuerdings wird die Tonart immer schärfer auf der Gegenseite, und wenn wir Flöte blasen, wo man uns anposaunt, so werden wir übertönt und außerdem noch ausgelacht, und das darf nicht sein! Wenn ein Brautpaar verschiedener Konfession zuerst zu uns kommt, was dringend zu empfehlen ist, so sind wir imstande, es mit den nötigen Schutz- und Trutzwaffen für den bevorstehenden Angriff im feindlichen Lager auszurüsten, und es wird diese Gelegenheit nie versäumt; wissen wir doch aus langjähriger Praxis, welche Waffengänge bei dem einen oder andern Herrn beliebt werden. So wird z. B. auf die zu erwartende Rede „da müssen Sie einen Vertrag behufs katholischer Kindererziehung unterzeichnen“ — die Antwort mit auf den Weg gegeben: „Das müssen wir durchaus nicht, das Gesetz giebt uns völlige Freiheit darin“ — und so hat der gut unterrichtete Evangelische auf jeden Pfeil einen Gegenpfeil in seinem Köcher bereit. Und da gab es nun in einem Bezirke einen besonders harten Herrn drüben, der als letztes Geschoß gegen solche, die sich durchaus evangelisch trauen lassen wollten, die

— man möchte schon sagen — Bombe losfahren ließ: „Was wollen Sie denn, in 50 Jahren giebt es überhaupt keine protestantische Kirche mehr!“ — Auch gegen diesen Schreckschuß pflegte ich die dorthin zu gehen Verpflichteten zu wappnen, indem ich ihnen einschärfte: auf diese Rede geben Sie die Antwort: „Hochwürden, die evangelische Kirche ist unsterblich; denn wenn sie überhaupt sterblich wäre, so wäre sie hier in Oestereich lange schon tot!“ Das versprach sich ein lieber, einfacher, entschieden evangelischer Mann gut zu merken, und so ging er getrost den Dingen entgegen, die auf dem katholischen Pfarramte seiner warten würden. Und als nun jener Herr dort zunächst mit dem leichten Geschütz vorrückte: „Sie werden sich natürlich hier trauen lassen und müssen mir den evangelischen Verkündschein bringen“ — fährt mein lieber evangelischer Bräutigam, offenbar ein Freund raschen und einfachen Verfahrens, sogleich mit seinem schwersten Reservegeschütz auf: „Hochwürden, die evangelische Kirche ist unsterblich.“ Der katholische Pfarrer, auf diese seltsame Erwiderung nicht gefaßt, fährt erschrocken auf, sieht die katholische Braut mitleidig an, klopft mit dem Finger an seine Stirn, als wollte er sagen: armes Kind, dein Bräutigam ist wohl nicht bei klaren Sinnen —, dann, offenbar in der Meinung, daß an diesem Paar die katholische Kirche wenig verliere, entläßt er sie mit der kurzen Weisung: „Meinetwegen macht, was Ihr wollt.“ Höchst vergnügt erschien das Paar wieder, erstattete diesen Bericht mit dem Zusatz: „Der Herr hat gar keine Schwierigkeit gemacht, wie wir das gesagt haben, was uns Hochwürden aufgetragen haben!“ — So führt Energie zum Ziel — auch bei einer sancta simplicitas!

Eine bisher noch durch keine Energie bewältigte Einschränkung unsers vollen gleichen Rechtes bleibt es, daß der Evangelische, sobald er sich mit einem Katholiken verheiratet hat, im Falle der Auflösung der Ehe an das katholische Ehegesetz gebunden ist, welches eine Wiederverehelichung nicht kennt; eine weitere Beschränkung, daß der katholische Priester — auch, nachdem er zur evangelischen Kirche übergetreten, also das Band mit der katholischen Kirche völlig gelöst hat, doch noch an das katholische Cölibatsgelübde gebunden erscheint, Beschränkungen, die oft genug überaus drückend empfunden werden und zu den schwersten sittlichen Konflikten führen. So ist das Wort vom „gleichen Recht“ noch immer kein völlig zutreffendes für uns, und mit Schmerzen warten wir des Tages, da unsre armen evangelischen Landgemeinden von der seufzend getragenen Doppelbelastung für die „öffentlichen“, thatsächlich katholischen Schulen und die „privaten“ evangelischen Schulen, die sie mit allen Kräften halten müssen, endlich sich werden befreit sehen! Was das kirchliche Leben der Wiener Gemeinde betrifft, so giebt es hier, wie allerwärts, Laue und Eifrige, Gleichgültige und Opferfreudige, solche, die aller Redensarten traurigste „es ist schon alles eins“ auch auf das Gebiet des Glaubens anwenden, und solche, die für ihren Glauben einstehen mit einer Kraft und Freudigkeit, die geradezu erhebend genannt werden muß. Wenn kirchlicher Sinn überhaupt in

Zahlen sich darstellen läßt, so können es vor allem die der Abendmahlsgäste sein, die hier in Betracht kommen, und da bietet sich uns ein lehrreiches, hochinteressantes Bild. In den Jahren des „wirtschaftlichen Aufschwungs“, den Jahren des allgemeinen Wohlergehens und Genießens sinkt die Zahl der Kommunikanten in der Wiener Gemeinde von 6477 im Jahre 1865 bis auf 4521 im Jahre 1871; dann hebt sich die Zahl wieder, namentlich in den letzten 20 Jahren, in regelmäßiger Jahressteigerung bis auf mehr als 10000 in den letzten Jahren. Das ist entschieden eine erfreuliche Thatsache — gemessen an den Großstadtziffern z. B. von Hamburg, Berlin, Leipzig, wo die Kommunikantenzahl nach dem Verhältnis eine weit ungünstigere ist; bei uns etwa 26 Prozent, in den genannten Städten 8—10 Prozent der Gesamtzahl der Evangelischen. Als erfreulich und stattlich müssen auch die Opfer bezeichnet werden, welche unsre Glaubensgenossen für Kirche, Schule, Gustav-Adolf-Verein, Waisen-, Diakonissen-, Frauen-, Ferienkolonie- und andre Vereine alljährlich aufbringen! Was würde man in den großen Städten Deutschlands sagen, wenn jemand für seinen Kirchenstuhl jedes Jahr 3, 4, 8 bis zu 25 Gulden zahlen sollte, außer den regelmäßigen Jahresbeiträgen für die Gemeinde und die einzelnen Liebeswerke! Und so hatte jener Berliner nicht so ganz unrecht, wenn er, als nun hier die verschiedenen Verpflichtungen an ihn herantraten, verwundert ausrief: „Aber das ist in Wien ein teures Vergnügen, Protestant zu sein“ — worauf ihm die Antwort zu teil wurde —: „Ein Vergnügen soll es nicht sein, sondern eine Ehre und eine heilige Sache der Ueberzeugung, und dafür kann man schon ein Opfer bringen, daran sind unsre Glaubensgenossen hier von Jugend auf gewöhnt, Ihnen kommt das nur noch fremd vor.“ — Und zu seiner Ehre sei es gesagt, er hat sich inzwischen sehr schön daran gewöhnt. —

Stets gehen in unsrer Gemeinde neben den regelmäßigen Sammlungen außerordentliche nebenher. So ward in den letzten 13 Jahren allein für die evangelische Diakonissensache die Summe von nahezu 150000 Gulden zusammengebracht, deren größere Hälfte wir für den Bau des Diakonissenhauses gespart, während die andre für Krankenpflege Verwendung fand. — Daß es dabei trotzdem viele Wohlhabende, ja Reiche giebt, die sich mit einer Bettlergabe abfinden zu können meinen, ist leider auch eine Thatsache. — Die evangelische Gemeinde erfreut sich des besten Ansehens in den Kreisen unsrer Mitbürger; und weit stärker, als es nach dem geringen Prozentsatz des Verhältnisses zur Gesamtbewohnerschaft zu erwarten wäre, finden wir Glaubensgenossen in hervorragenden Stellungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie, wie der Verwaltung und der öffentlichen Staatsämter. Und so ereignet es sich oft genug, daß wir bei Trauungs- oder Trauerfeierlichkeiten unser Gotteshaus von Angehörigen andrer Bekenntnisse aus den ersten Kreisen der Residenz gefüllt sehen, die jedesmal in Worten vollster Anerkennung davon reden,

wie würdig und ergreifend derartige Feierlichkeiten in der evangelischen Kirche vollzogen werden. Ja, es hat erfahrungsmäßig mancher Katholik schon durch eine evangelische Amtshandlung, der er aus ganz äußeren Gründen und Rücksichten „zufällig" beiwohnte, den ersten Anstoß zu seinem späteren Uebertritt empfangen! Das sind Gottes Wege! —

Zu denen, die sich anerkennend über die Art unsrer Gottesdienste ausgesprochen, gehört kein Geringerer, als unser erlauchter Kaiser und Herr. Bei der Trauerfeier für Kaiser Wilhelm hat zum erstenmal wohl seit den Tagen Maximilians II. ein Kaiser aus dem Hause Habsburgs einem vollen evangelischen Gottesdienste beigewohnt. Vor dem Altare sitzend, von wo die Gedächtnisrede gehalten wurde, verwandte der erlauchte Gast kein Auge von dem Redner, mit einer Spannung und Aufmerksamkeit folgend, wie sie ernster und größer nicht gedacht mag werden. Es war eine der größten Weihestunden meines Leben, diese Trauerfeier um den ersten evangelischen Kaiser der Weltgeschichte in Gegenwart des katholischen Kaisers aus dem Hause Habsburg! Und gleich nach der Feier sprach der kaiserliche Hörer dem deutschen Botschafter seine Anerkennung über die schöne Feier aus und am nächsten Morgen war ein kaiserlicher Bote da, der die Rede für Se. Maj. zu haben wünschte. — Auch solches ist vom Herrn geschehn und ein Wunder vor unsern Augen! — Und als vor zwei Jahren ein österreichischer General, ein Prinz aus dem Hause Sachsen-Weimar, in unsrer Kirche eingesegnet wurde, wohnte der Kaiser als oberster Kriegsherr der Einsegnung bei und betrat bei dieser Gelegenheit zum erstenmal unsre historische Stadtkirche. Jene erste Feier war in der weit geräumigeren Vorstadtkirche abgehalten worden. —

So schreitet die Wiener Gemeinde mutig vorwärts durch gute und böse Gerüchte — in Glauben und Liebesarbeit gerüstet! — Mitten hineingestellt in eine geradezu erdrückende Majorität — auf 100 Bewohner Wiens kommen 90 Katholiken, 7 Israeliten und 3 Evangelische — wobei die helvetischen Brüder schon mit eingerechnet erscheinen — verteilt auf einen Flächenraum, der nur um wenige Quadratmeilen kleiner ist als das Königreich Sachsen, haben wir genug zu kämpfen, zu ringen, zu arbeiten und zu geben, um uns zu behaupten, unsre Rechte zu wahren, die Versprengten zu sammeln und neuen Boden zu gewinnen! Die in Deutschland aufgerollte Streitfrage des Apostolikums steht bei uns, Gott sei Dank, nicht auf der Tagesordnung und wird hoffentlich auch nie darauf stehen; es wäre dies nur Wasser auf die katholische Mühle, und wir könnten unsern Feinden gar keine größere Freude machen als diese; denn dann würden sie mit einem Schein der Wahrheit rufen: Sehet, haben wir nicht recht, zu sagen, daß die Protestanten keine Christen sind, da sie das älteste Symbol der Christenheit wegwerfen wollen! Das Apostolikum steht bei uns in unangefochtenem Gebrauch bei Taufe und Konfirmation; bei letzterer lasse ich es von den Konfirmanden im Chore sprechen, was oft schon katholischen Vätern oder Müttern den Ausruf

freudigen Erstaunens entlockte — darüber, daß sie sich hier mit uns auf dem Boden gemeinsamen altapostolischen Bekennens fanden. Und diese Gemeinschaft, das Bindende, betonen wir, wo irgend Gelegenheit sich bietet — ohne das Trennende, wo es nötig ist, zu verschweigen. So leben wir mit den Andersgläubigen — soweit es möglich ist, in Frieden, und unsern Liebeswerken geht auch manche Gabe aus fremder Hand zu.

Drei Werke stehen gegenwärtig im Vordergrund des Interesses, der Währinger Kirchbau, der Umbau der Friedhofskapelle zu einer Stätte regelmäßigen Gottesdienstes und die Neubegründung des „Evangelischen Genesungsheims" in Kierling bei Wien durch den Verein für die evangelische Diakonissensache, dessen Weihe kürzlich stattgefunden, ein liebliches Heim mit schönem Garten, wo namentlich Lungenkranke und leidende arme Kinder Genesung oder doch Linderung finden sollen. —

„Leben ist Thätigkeit" — das muß auch für das evangelisch-christliche Leben — und zwar da mehr denn je seine volle Geltung haben! — Unter diesem Zeichen steht die größte Diasporagemeinde, die evangelisch-lutherische Gemeinde in Wien. —

36.

Blicke in das kirchliche Leben von Steiermark, Kärnthen und Krain.

Von D. **Karl Großmann**, Superintendent in Grimma.

Psalm 118, 17: Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen.

Ungefähr fünf Stunden unterhalb Linz an der Donau mündet in die rechte Seite dieses Stromes der unbedeutende und nicht durch einen größeren Ort an der Mündung ausgezeichnete Fluß Enns. Dem Verkehr kann er von seinem Ursprung in den Radstadter Tauern auf seinem Lauf nach Osten durch die langgestreckte Steiermark ebensowenig dienen, wie gegen seine Mündung hin, denn die vier Stunden langen Stromschnellen vom Kloster Admont an bis nach Hieflau (bekannt unter dem Namen „das Gesäuse") verbieten eine Beschiffung. Aber zur Grenzscheide zwischen zwei Provinzen hat er von jeher gedient, und sein Name ist mit dem ihrigen verbunden: Oesterreich ob der Enns und nied der Enns heißen sie, letzteres mit der Hauptstadt Wien, ersteres mit der Hauptstadt Linz. Die zunächst südlich anliegende Provinz Steiermark hat Graz zur Haupt- und Bruck an der Mur zur

zweitbedeutenden Stadt. Die wieder südlich von Steiermark sich gerade östlich hinstreckende, aber auch im Osten an Steiermark grenzende Provinz Kärnthen wird von der Drau durchströmt, welche im Pusterthal zwischen Toblach und Innichen entspringt und sich bei Essek in die Donau ergießt. Die ursprüngliche Hauptstadt St. Veit wurde etwa 1515 von Klagenfurt überholt, neben welcher Stadt die Stadt Villach am Fuß des hohen Berges Dobratsch hervorragt. Diese Provinz hat mehrere große und kleine Seen, von Millstadt an herunter bei Ossiach und dann bei Wörth zwischen Villach und Klagenfurt. Die gezackte Kette der Karawanken im Süden bildet für Unterkärnthen einen bedeutsamen landschaftlichen Zug. Auch die fünfte Provinz Krain gehört zum Donau-System, denn in ihr entspringt die Save im rechten Seitenfluß der Drau. Sie ist die stillste aller dieser Provinzen. Ihre Hauptstadt ist Laibach, neben welchem Cilli vortritt.

Diese fünf Provinzen zusammen bilden „Inneröſterreich".

Sie werden auch bis in die Zeit der Reformation „die fünf nordöstlichen Provinzen" genannt, weil sie bis zu dieser Zeit, von welcher an wir hier das Land betrachten, in der That das nordöstliche Ende der habsburgischen Stammlande bildeten. Tirol (nicht auch das damals noch souveräne Erzbistum Salzburg), Württemberg (nachher an Herzog Ulrich von Württemberg verloren) und Elsaß gehörten außerdem zu den Stammländern. Böhmen und Ungarn wurden erst 1527 durch Heirat erworben.

Ober- und Niederösterreich lassen wir hier beiseite, weil diese beiden Provinzen zwar im ganzen auch den Gang aller fünf nordöstlichen Provinzen gegangen sind, aber doch unter so wichtigen abweichenden Verwicklungen, daß in unsrer kurzen Darstellung die Uebersichtlichkeit leiden müßte, wenn wir auch sie mit umfassen wollten. Schon Steiermark, Kärnthen und Krain haben eine so verwickelte kirchliche Laufbahn hinter sich, daß wir es gelehrten Werken überlassen müssen, sie vollständig und irrtumlos darzustellen.

Roseggers Novellen haben uns von Land und Leuten der drei zuletzt genannten Provinzen anmutige und ergreifende Schilderungen gegeben. Den kernhaften und wie mit Händen zu greifenden Menschen dieser Novellen fühlt es auch derjenige Leser, welcher nicht auf Kenntnis der großen Ereignisse der letzten vier Jahrhunderte unter den Bevölkerungen dieser Provinzen ausgeht, an: das sind Leute von unserm Fleisch und Blut, das sind echte Deutsche. Die geringe Beimischung von Slovenen oder „Windischen" im Süden ändert nichts an der Hauptsache. Das sind Menschen von tiefem Gemüt, offnem Auge für die großen Thaten Gottes und offnem Herzen für Männer Gottes, oft treu bis an den Tod, tapfer und kühn, aber auch verführbar vom Geist der Uneinigkeit. Das haben sie gegenüber den Türken bewiesen, die zwei Jahrhunderte lang sengend und plündernd in ihr Land einfielen, aber auch gegenüber den Feinden des Evangeliums. Rosegger hat diese Menschen als Deutsche den Herzen der Deutschen nahe gebracht. Ihnen

waren die Klagen der Konzile zu Costnitz und Basel über die Irrlehren und die gottlosen Gebräuche und das viele gottlose Leben in der römischen Kirche, die Klagen der deutschen Reichstage über das päpstliche Aussaugen des deutschen Geldes mittels Dispensationen, Kirchengesetzen und mittels Besteuerung der Aemter und Stiftungen, die lauten Klagen der Dichter, wie Walther von der Vogelweide, Sebastian Brant u. a., die Spottreden der Humanisten und sonstigen Gelehrten über die Unwissenheit der römischen Geistlichen und Mönche, der Aufschrei der verfolgten Sekten gegen die Gottlosigkeit der Grundlagen des Römertums nicht eine Verkehrtheit, wie Janssens Trugbrille sie uns erblicken lassen möchte. Ihre Seele jubelte, als der Mann Gottes D. Martin Luther kam und nicht nur alles mit Recht schon bisher Getadelte auch tadelte und ohne Menschenfurcht angriff, sondern auch im Unterschied von allen Vorgängern den Grund des Uebels aufdeckte und den Quell öffnete, aus welchem jeder die Genesung hätte trinken können. Den Grund alles Uebels wies Luther darin nach, daß der römische Papst, welcher sich selbst einen Stellvertreter Christi nannte, seinem Herrn Christus nicht gestattete, durch seinen eignen wie seiner Apostel Mund zu den Gläubigen zu reden, vielmehr ihn ins Dunkel stellte und sich selbst nebst der menschlichen Jungfrau Maria und vielen kreierten Heiligen Gesetzgebung in der Kirche auch gegen Gottes Wort anmaßte. Die Heilquelle that Luther durch seine vom heiligen Geist gesalbte Bibelübersetzung auf, mittels deren er es jedem möglich machte, wenn er „ein rechter Israelit ohne Falsch“ war, zu verstehen, worin man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, wie es einst St. Petrus gegenüber dem Hohenpriester ausgesprochen hatte.

Es war eine Zeit herrlicher Erhebung; man fühlte, daß Gott diesen Mann Luther gesandt habe. Aus allen drei Provinzeu zogen die, die studieren wollten, nach Wittenberg und wollten nicht mehr auf den Universitäten Wien, Prag oder Ingolstadt lernen. Alles Volk kaufte die Schriften Luthers und seiner Freunde, und sang Luthers Lieder. Der kärnthische Markt Spital gründete zwei Stipendien bei der Universität Wittenberg. Der in sieben Berggerichten blühende Bergbau Kärnthens zog die berühmteu sächsischen Bergleute herbei und empfing in diesen zugleich in den Thälern und Höhen und in den Stollen unter der Erde begeisterte Zeugen für Luthers Schriften und Predigt in einer den gleichen Volksklassen verständlichen Sprache. Handwerker, Lehrer, Geistliche aus Sachsen, Württemberg und Braunschweig waren auf jedem Schloß nnd in jedem Dorf, in jeder Stadt willkommen geheißen. Die von der Universität Wittenberg Heimkehrenden wirkten als Pfarrer, Hauslehrer, Aerzte, Juristen ꝛc. überall für das Evangelium. Besonders war dies in der jetzt ständischen, früher landesfürstlichen Stadt Klagenfurt der Fall. 1514 war sie abgebrannt und hatte nicht die Kraft, sich aus eignen Mitteln aufzubauen. Da nahmen die „Landleute“ (so nannte man damals die Mitglieder der landständischen staatsrechtlichen Korporation, welche später auch bisweilen „Offiziere“

genannt wurden) die Sache in die Hand, entwarfen einen zweckmäßigen und schönen Grundplan für die ganze Stadt, bauten darin Häuser für ihre eignen ritterlichen Geschlechter, zogen aus andern Provinzen des deutschen Reichs evangelische Ansiedler herbei und machten die dadurch schnell aufblühende Stadt zur Hauptstadt des Landes, anstatt St. Veit, die es früher war, und zugleich zur Metropole der lutherischen kärnthischen Landeskirche.

Natürlich gab es auch solche, an denen sich das Wort des Evangelisten St. Johannes erfüllte: Die Finsternis haben das Licht nicht begriffen.

Unglücklicherweise gehörte gerade der Landesfürst zu diesen, der spanische Prinz Erzherzog Ferdinand, der Bruder des Kaisers Karl V.

Es ist eine nie zu erkennende Tiefe der Gedanken des Herrn, daß er in dieser Zeit, wo Deutschland an der Spitze der Mächte der Erde stand und durch gemeinsames Ergreifen des Lichtes der Welt nicht nur der ganzen Christenheit, sondern auch der ganzen Erde hätte zum Segen werden können, gerade zwei fürstlichen spanischen Brüdern die höchste Macht in Deutschland in die Hand gab. Und diese beiden mit allen ihren Gedanken im Romanismus wurzelnd, Feinde des Wortes Gottes und nicht von Deutschland überwunden!

Ferdinand, der jüngere der beiden Brüder, wäre gern in Spanien geblieben. Aber sein Bruder, Kaiser Karl V., welcher Spanien, die Niederlande und Italien liebte, Deutschland verachtete und in die fünf nordöstlichen Provinzen seiner Stammlande nur damals gekommen ist, als er vor Kurfürst Moritz von Sachsen nach Innsbruck und Villach floh, wies ihm 1521 die österreichischen Stammlande zur Regierung und zum Aufenthalt an. Und Ferdinand gehorchte mit militärischem Gehorsam und hat als Regent, später als römischer König und endlich als deutscher Kaiser stets pünktlich die Gedanken Karls ausgeführt, ein einziges Mal, nicht lange vor Karls Thronentsagung, hat er sich mit ihm entzweit, indem er vor Kurfürst Moritzens Marsch nach der Ehrenberger Klause mit diesem eine Unterredung pflog.

Ferdinand hatte kein Verständnis für seine Lande und liebte sie nicht, obgleich diese eine lange Zeit ihm mit besonderem Eifer ihre Liebe und Treue gerade als Erweisung ihres protestantischen Glaubens darzulegen bemüht waren und ihm 1530 mit lautem Jubel auf seine Mitteilung, daß er zum römischen Könige erwählt sei, antworteten. Er hielt alle solche Erweisungen für nicht aufrichtig, weil er die ihm anerzogene und an einem höhern göttlichen Prüfstein nicht geprüfte Form der Religion allein für Religion und für Bürgschaft wahrer Sittlichkeit ansah. So war es möglich, daß er auch die religiösen Fragen als solche betrachtete, bei denen es sich im Grunde um Steigerung der landesfürstlichen Macht gegen die Stände oder umgekehrt handelte. Wenn außerdem sein Wille von dem seines kaiserlichen Bruders abhing und seine Klugheit auf allerlei politische Ereignisse Rücksicht nahm, so wird seine bis ans Ende schwankende Haltung begreiflich.

Besonders der Umstand, daß unter den „Landleuten“ nur noch ganz wenig Römische waren und daß die Zahl der letzteren durch die allgemeine Begeisterung im Jahre 1530 über die in Augsburg dem Kaiser übergebene Konfession in nichts zerrann, befestigte in Ferdinand diese Anschauung, es handle sich in erster Linie um eine Machtfrage. Es ist nicht nötig, die Namen aller damals protestantischen Adligen zu nennen. Aber wir wollen wenigstens hervorheben, daß außer den Ungnad Freiherrn v. Sonneck auch die Khevenhüller, Welsen, Erasmus v. Dietrichstein, Herberstein, Johann v. Weißbriach, Otto v. Lichtenstein, Christoph v. Rambschissel zu Höllenburg, Christoph v. Auersperg, der Landesverweser in Kärnthen Balthasar v. Biberstein, Bergstein auf Rosegg, Hans und Friedrich v. Paradeiser, Jakob v. Weisenegg, Paul Christoph von Stockhausen, Christoph v. Eichelberg, Wilhelm v. Neuhaus, Friedrich und Wilhelm v. Erlau, Hannibal, Freiherr v. Egg, v. Hardegg, Hans v. Keutschach sich offen zum Evangelium bekannten. Beschwerlich war dem Fürsten das mächtige Aufblühen von Klagenfurt, der Stadt der Landstände, welche beinahe ausschließlich von Protestanten bewohnt war.

1525 predigte Wilhelm Tod, Guardian der Minoriten das Evangelium in Wolfsberg und begründete dadurch die lutherischen Gemeinden im Lavant-Thal. Von höhern Geistlichen bekannte sich nur der in jeder Hinsicht tadellose Domherr Primus Truber in Laibach zum Evangelium. Er wurde 1547 Pfarrer von Kempten in Schwaben, ging nachher nach Urach und wurde von den kärnthischen Ständen noch einmal in die Heimat gerufen. An römischen Geistlichen war Mangel. Die Klosterschule der Dominikaner zu Friesach bereitete zu wenige Geistliche vor, Ordensleute und ganz ungenügend vorbereitete Handwerker drängten sich zum geistlichen Amt, viele von ihnen lebten ungeistlich und der römische Klerus geriet in Mißachtung. Die geistlichen Oberen vermochten dem nicht abzuhelfen. Der Fürstbischof von Gurk, der Bischof von Graz, der Bischof von Laibach und Seckau hatten keine Leute oder wenigstens keine solchen, die predigen konnten gegenüber den ergreifenden Predigten der lutherischen Geistlichen („Prädikanten“); der geistliche Obere von Villach, der Patriarch von Aquileja, schulte sogar Geistliche, die der Landessprache nicht mächtig waren, während der ganz protestantisch gesinnte v. Hofmann als Vicedom des dasigen Grundherrn, des Bischofs von Bamberg, lutherische Geistliche hinrief. Allerorten wurden lutherische Geistliche von Patronen oder Gemeinden in die Pfarrämter berufen, in die Stadträte Protestanten gewählt, lutherische Lehrer angestellt. So erließ Ferdinand im Jahre 1527 am 21. August ein Dekret gegen das Luthertum, aber diesem folgte 1530 ein Dekret an die römischen Geistlichen, sie sollten sich eines sittlichen Lebens befleißigen. Hans v. Ungnad war der erste, welcher sich 1540 einen eignen lutherischen Pfarrer berief. Als 1542 auf dem Landtage zu Prag die Landstände Hans v. Ungnad, Graf v. Montfort, Balthasar Gleintzer, Servatius v. Teuffenbach, Christoph v. Rambschissel, Abel

v. Holleneck, nebst den Städten Wien, Graz, Linz, St. Veit, Stein, Rackersburg, Kronneuburg, Enns, Laibach um volle Religionsfreiheit gebeten und alles über die Fürstentümer gekommene Uebel, wie Feuersbrünste, Türkenkämpfe 2c., als eine Strafe für die Vorenthaltnng dieses Rechtes erklärt hatten, antwortete er ihnen in sehr sympathischen Worten und verwies sie auf die Entschließungen des freien allgemeinen Konzils, welches schon dem Regensburger Reichstage angekündigt und von allen Seiten vorbereitet sei. Nachdem aber in der Mühlberger Schlacht am Tage Georgii 1547 der Schmalkaldische Bund unter dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmütigen von Sachsen besiegt war und 1548 das Augsburger Interim halb und halb erzwungen worden war, wurde Ferdinands Ton gebieterischer. Dennoch erklärte er dem Kaiser Karl V., er sei überzeugt, daß die Protestanten in deutschen Landen nicht ausgerottet werden könnten, wie jener es damals noch annahm. Als aber Kurfürst Moritz von Sachsen 1552 den Passauer Vertrag durchgesetzt hatte und letzterem 1555 der Augsburger Religionsfriede gefolgt war, in welchen Ferdinand das reservatum ecclesiasticum hineinzubringen verstanden hatte und welcher jedem Landesherrn ein Reformationsrecht über sein Land nach seiner Konfession zusprach, zeigte sich sofort der neue Geist Ferdinands, welchen er später als Kaiser Ferdinand I. von 1558—1564 († 25. Juli) bethätigt hat und von dem er schon 1554 regiert war. Er hatte 1552 den Nymwegener Jesuiten de Hondt (Canisius) nach Wien kommen lassen, und 1554 am 20. Februar verlangt ein Edikt Ferdinands, daß überall nach dem Katechismus des Canisius gelehrt, auch von jedermann durch Beichtzettel bewiesen werde, er habe wenigstens einmal das heilige Abendmahl unter einer Gestalt empfangen, endlich, daß die Stände Stipendien bei der neugebildeten jesuitischen theologischen Anstalt gründen und Jünglinge zum Studium in diese Anstalt schicken sollten. Die Stände verweigerten das letztere entschieden und beklagten sich über den übrigen Inhalt des Edikts. Da erfolgte 1554 am 5. August ein sehr ungnädiges Reskript. Auf dieses gaben die Stände die männliche, ehrerbietige, aus ernstestem Glauben geflossene Antwort: „Die Standschaft hat den königlichen Auftrag, daß alle binnen vier Wochen beichten und unter einer Gestalt kommunizieren, und die Ungehorsamen zur Strafe angezeigt werden sollen, — nicht mit kleinem Entsetzen und erschrockenen, schmerzlichen Gemüte gehört; und sie muß deswegen folgendes erklären: Bei der Einsetzung des heiligen Sakramentes im letzten Abendmahl ist der Genuß des Fleisches und Blutes zugleich unwiderruflich gehalten und geboten worden. So ist es dann auch von den heiligen Aposteln, so von der ersten Kirche, und so durch die vierzehn Jahrhunderte gehalten, von den heiligen Konzilien befohlen, und die Zerteilung für einen Gottesdiebstahl angesehen worden. Die Neuerung und Zerreißung ist aber erst seit anderthalb hundert Jahren geschehen; und das Konzilium zu Konstanz hat die wahre und alte Lehre zerrissen und daher unrecht gethan. Seit zwanzig

Jahren nun empfangen auch wir nach ordentlicher Beichte das Sakrament im Fleische und Blute beider Gestalten, um der ersten wahren Einsetzung gemäß zu leben, und den Geboten Gottes nach, denen man mehr als den Menschen gehorchen muß; und weil dies auch länger schon im Reiche in Böheim, Lausitz, Schlesien, Mähren und Ungarn Gebrauch ist, und nicht, um von der Kirche abtrünnig zu werden, oder einer Sekte uns anzuschließen. Da wir also gewissenhaft und in bester Absicht nur Gottes Gebote und der Wahrheit der ersten Einsetzung nachgelebt haben und nachleben wollen, so hat uns der Vorwurf in der allgemeinen königlichen Anordnung, als seien wir verruchte und abtrünnige, abgöttische Leute, tief verletzt; und wir müssen jenes Generale überhaupt anklagen, daß damit wider Gott, und zum Verderben und Nachteile Ihrer Majestät und derselben getreuen, christlichen Ländern und Leuten gehandelt sei; denn wir müssen alle vor Gott am jüngsten Tage Rechenschaft geben. — Auf den Vorwurf, daß viele von uns gar nicht beichten und kommunizieren (?!) — antworten wir: daß uns nichts davon bekannt ist, und sind dabei Fälle da, so ist die Ursache, weil man nicht Priester finden kann, die unter beiden Gestalten die Kommunion austeilen, weil es ihnen kirchlich verboten ist. — Aber haben wir nicht schon in den Jahren 1542, 1549, 1552 und am Reichstage zu Augsburg 1548 unsre bitteren Klagen über Mangel an guten unterrichteten geistlichen Pfarrern, über die zunehmende Sittenlosigkeit bei Klerus und Volk aus dieser Vernachlässigung eingereicht, und auch bei dem salzburgischen Konzilium, so wie bei Ihrer Majestät um Abhilfe dringend gebeten? — An sehr vielen Orten ist gar kein Pfarrer, an vielen Orten sind Priester angestellt aus fremden Nationen und Sprachen; so entbehrt dann, die dumme und unwissende Seelsorge hinzugerechnet, das christliche Volk großenteils der Mitteilung des rechten, wahren, göttlichen Wortes; und so muß ein viehisch, glückloses Leben erwachsen; und so müssen über Sünd und Laster das Unglück allgemeiner Sterblichkeit (wo viel tausend Menschen ohne den Trost der Religion dahingegangen sind), und des Türkens — als Strafe Gottes erscheinen und unbesiegbar sein. — Wir bitten daher Eure Majestät, uns von den göttlichen Geboten oder von dem alten von der ganzen gläubigen Christenheit so lange festgehaltenen Gebrauch der Kommunion unter beiden Gestalten nicht zu drängen, deswegen nicht im geringsten zu strafen, und den Ordinarien aufzutragen, hierin mit nichts Verletzendem gegen uns vorzugehen — bis zur Definition eines allgemeinen National-Konziliums."

Ferdinand antwortete hierauf gar nicht. Wir hören nun den Angstschrei der erschreckten Gewissen der Stände in ihrer folgenden Eingabe an ihn vom 31. Januar 1556: „Schon auf der Versammlung in Prag im Jahre 1542 haben die Stände mit unterthänigstem Fußfall und innigem, seufzendem und flehendem Herzen unterthänigst ersucht, sie in den fünf nordöstlichen Ländern bei der reinen Lehre des heiligen Evangeliums und wahren Justifikation des Glaubens, auch des hoch-

würdigsten Sakramentes unter beiden Gestalten nach Einsetzung Christi zu empfangen, auch ohne Furcht der Strafe zu gebrauchen, gnädigst zuzulassen. Auch auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1548 ist diese Bitte erneuert worden, und als Ihre Majestät dawider die gedruckten Generalien vom 20. Februar 1554 haben ausgehen lassen, haben die Stände im nächstgehaltenen Landtage ihre Beschwerde dagegen vorgebracht und erst im Dezember 1555 wieder gebeten, sie der Religion wegen wider ihr Gewissen nicht zu beschweren. Se. Majestät aber haben uns keine entscheidende Antwort gegeben und dieselbe auf den kommenden Reichstag in Regensburg verschoben. Dies ist unserm Gewissen, die wir der ewigen Seligkeit ernstlich teilhaftig werden wollen, höchst beschwerlich; denn das heiligste, reine Wort Gottes, so uns durch seinen Sohn Jesus Christus, unsern einigen Seligmacher, geoffenbart ist, ist die rechte Richtschnur der Kirche, und wo gleich vor tausend mehr oder weniger Jahren zuwider desselben Gottes Wortes Anordnung Mißbräuche in die christliche Kirche, wie leider vor Augen, eingerissen, so ist doch kein Christ bei Verlierung seiner Seelen Heil, nachzufolgen und zu geloben oder seinen Glauben darein zu setzen schuldig, sondern allein bei dem rechten, wahren, einigen Weg, dem Wort Gottes und derselben Ehren zu bleiben. — Die Historien der biblischen Schrift beweisen nun selbst, daß die Juden deshalb in Gefangenschaft gekommen und Jerusalem zerstört worden sei, weil sie von Gott und dem rechten wahren Gottesdienst abfielen, und auf andern fremden und ungewiß von Menschen erdachten Gottesdienst ihre Seligkeit setzten und in der Ungläubigen viehische Dienstbarkeit gekommen sind. — Das Umsichgreifen der Türken ist nun eben die Ursache, weil wir so sündig überhaupt geworden und von der reinen, wahren Lehre Christi abgekommen sind. Es gilt nun, und die Stände wissen nach allen Beratungen kein andres Mittel dagegen, als abzustehen von dem öffentlichen und wissentlichen Greuel und in die christliche alte Kirche eingerissenen Aberglauben und Mißbräuchen dem Worte Gottes zuwider, und von dem klaren Worte und Befehle Gottes gar nicht weiters mehr zu weichen. Dies haben Eure Majestät aus dem von jedem Lande insonders abgegebenen Bekenntnisschreiben ersehen. — Wenn wir demnach das wenigste von dem klaren Befehle Gottes zur Rechten oder zur Linken weichen, werden wir auch Ruhm, Glück und Sieg gegen den Erbfeind, den Türken, erlangen, weil von Gott jeder Sieg ausgeht, und er der treueste Hauptmann sein wird, und weil eines jeden Christen, der die ewige Seligkeit zu erlangen verhofft, Gewissen fordert, daß wir Christum, den einigen Sohn Gottes vor den Menschen, auf daß er uns vor seinem himmlischen Vater auch bekenne, nicht verleugnen. — Wir bitten daher Eure Majestät mit gebogenen Knieen, unterthänigst gehorsamsten Flehen, Seufzen und Bitten um das bittere Leiden, Sterben und die Verdienste Jesu Christi und um des letzten Gerichtes, um unsrer Seelenheil und Seligkeit willen, die fünf nordöstlichen Länder, die doch mit keiner Abgötterei, Irrtum, Schwärmerei, Sekten und

Ketzerei, als der Wiedertäufer, Sakramentierer, Zwinglianer, Schwenkfeldischer oder dergleichen Lehren gottlob! nicht behaftet oder verwandt, bei der erkannten Wahrheit und jüngstem Friedenstand, so Euer Majestät mit den Ständen des Reiches, so der Augsburgischen Konfession verwandt, im jüngsten Reichstag zu Augsburg in Religionssachen eingegangen sind, auf der nordöstlichen Länder vielfältiges, demütiges Flehen und Bitten bis auf ein frei allgemeines Generalkonzilium gnädigst und väterlich zu beharren und zu beruhen zu vergönnen und diese Länder in demselben Friedstand der Religion halber, sowohl als das heilige Reich, die wir in einem Christo durch die Taufe eingeleibt, auch einen Glauben und Vater unser haben, allergnädigst kommen lassen, und davon, so viel die Religion und unser Seelenheil betrifft, nicht ausschließen. Wie dann auch die nordöstlichen Länder von solcher Erkenntnis göttlichen Wortes nicht weichen können, sondern mit Hilf und Gnade des Allmächtigen dabei verharren, und ihr Gewissen wider die erkannte Wahrheit nicht beschweren, sondern das liebe, alleinseligmachende Wort Gottes durch offene Kirchen klar und rein, ohne menschlichen Zusatz predigen, das hochwürdige Sakrament des Leibes und Blutes Christi nach seinem Befehle und Einsetzung männiglich, wer das begehrt, gereicht werde, wie solches die Apostel in der ersten Kirche und alle Märtyrer und Väter ob vierzehn Jahrhunderte gehalten, gebraucht und gelehrt haben, so wie andern Eurer Majestät Königreichen und Ländern gnädigst gelassen, und die dawider ausgegangenen Generalien wiederum einstellen, damit die nordöstlichen Länder der Sorge, darin sie bisher schweben, entladen sind. — Auch wollen Eure Majestät Verordnung thun, daß gegen die christlichen Pfarrer, Seelsorger oder Prädikanten, so der biblischen, prophetischen Lehre und der evangelischen Schriften gemäß predigen, und das hochwürdige Sakrament obstehender Maßen austeilen, auch gegen die Schulhalter hinfüro weiter nichts Beschwerliches vorgenommen, und dieselben außer Verhör und genügsamen christlichen Verantwortung durch ihre ordinari unparteiischen Richter und Obrigkeiten nicht in Gefängnis verstrickt oder verjagt werden, und sich die fünf nordöstlichen Länder Eurer Majestät als eines gnädigsten Herrn vertrösten. Dadurch werden Eure Majestät sich auch größere Anhänglichkeit und ergiebigere Hilfe von seiten der Reichsstände zu getrösten haben, und auch die nordöstlichen Stände werden sich zu allem, zum Wohle Eurer Majestät und Ihrer Söhne Nötigen stets bereit zeigen.“ Wien, letzten Jänner 1556.

Hierauf antwortete Ferdinand den Ständen unter dem 8. Februar 1556 zwar, er wolle sein gedrucktes Generale vom 20. Februar 1554 einstweilen ruhen lassen, im übrigen aber wies er ihre Bitten vollständig ab, indem er aus dem Augsburger Religionsfrieden das alleinige Recht eines Landesfürsten, seinen Unterthanen ihren Glauben vorzuschreiben, ableitete und die Erlaubnis für die Nichtgehorchenden, auszuwandern, als einen Beweis seiner Gerechtigkeit hervorhob, die Spendung des heiligen Abendmahls unter einer Gestalt für urchristlich

erklärte und alle weitere Entscheidung auf den nächsten Reichstag und das im Gang befindliche Tridentiner Konzil verwies. Hierauf antworteten die Stände noch an demselben Tage in erschütternden Worten wider die Auslegung des Religionsfriedens, als könne dieser sie zu einem Gehorsam gegen ihr Gewissen verpflichten oder als könne ihr Landesfürst mit seinem Gewissen für ihre Gewissen eintreten, protestierend und ihre Bitten wiederholend: „Daß Eure Majestät unsre Bitte wiederum nicht erhörten, haben wir mit Schmerzen und mit nicht kleiner Betrübnis vernommen; denn es handelt sich hier nicht um das Zeitliche, sondern um das Ewige. Sie werden aber darum zu bitten nicht aufhören, und sie wünschen, daß Seine Majestät sich doch selbst überzeugten, wie gar eifrig herzlich männiglich in allen weltlichen Stellen darnach seufzen thun. Sie bitten daher im Namen der nordöstlichen Länder nochmalen durch Gottes und seiner Erbarmung willen unterthänigst, das gestellte Ansuchen allein wegen der Ehre Gottes, seines heiligen Wortes und unsrer Seelen Heil zu erhören und zu genehmigen; da der Mensch, der die ewige Seligkeit zu haben verhofft, kein größeres und schmerzlicheres Leid und Betrübnis haben kann, denn so er in seinem Gewissen, sonderlich in Glaubenssachen, daran die Seligkeit steht, beschwert und wider dasselbe sein Gewissen und Gelübde, so er in der Taufe Gott dem Herrn gethan, demselben zuwiderhandeln, und sich einer andern Religion, so dem Worte Gottes entgegen, unterwerfen und zu gehorsamen verbunden sein solle. Denn dem Worte Gottes sollen alle menschlichen Gewohnheiten, Gesetze und Gebräuche weichen, seien sie wie langwierig oder wie alt sie wollen. Auch ist das Gewissen und der rechte, wahre christliche Glaube keiner Kreatur im Himmel noch auf Erden, sondern allein dem allmächtigen Gott unterworfen. — Wir haben diese unsre Bekenntnis und Erklärung schon in Prag am 13. Dezember 1541, dann in Augsburg, und in allen bisherigen Landtagen dargelegt. Daß die Kommunion unter einer Gestalt in der ersten Kirche schon gebräuchig und gehalten gewesen sei, könnte man gar triftig widerlegen. — Was Eure Majestät behaupten, daß (vermöge Reichsabschied) die Unterthanen der Religion und des Glaubens sein sollen, wie ihre Landesfürsten sind, und daß sie bei demselben zu bleiben bündig, und also auch die nordöstlichen Unterthanen dessen verpflichtet seien, — darauf antworten die Stände: Sie haben sich seit dem Jahre 1541 ihrer wahren christlichen Religion und Glaubens gegen Eure Majestät mehrmals bekannt und erklärt, und zwar in voller Eintracht. Daher müssen sie auch einträchtig entweder ihre Güter sämtlich verkaufen, oder durch Diener bis zum Verkauf innehaben lassen, und sie mit Weib und Kind die Länder räumen und sich anderorten hinbegeben müssen. Die Stände haben viele hundert Jahre her ihr Vaterland treu geliebt und mit Gut und Blut verteidiget. Welches die Folgen dann bei unaufhörlicher Türkengefahr und sonstigen Verhältnissen sein werden, müssen Eure Majestät selbst wohl einsehen. — Die Stände sind daher, außer der Inhibierung der Generalmandate vom 20. Februar

1554, mit keinem andern Antwortsartikel zufrieden. Sie bitten daher nochmals durch Gott des Allmächtigen, und seines einzigen Sohnes Jesu Christi, unsers einigen Erlösers und unsers Seelenheils willen, Eure Majestät wollen die Länder, weil sie nichts anders denn allein bei dem purlauteren reinen Wort Gottes, so uns sein geliebter Sohn Jesus Christus geoffenbaret hat, zu verharren und zu verbleiben gedenken, ihrem Gewissen zuwider dieselben nicht beschweren, noch betrüben, sondern bis auf ein Generalkonzilium zur christlichen und endlichen Religionsvergleichung bleiben lassen. — Das reine Wort Gottes ꝛc. sind nur ihre höchsten Punkte. Wenn Ihrer Majestät in diesen höchsten Punkten, die ihr aller Seelenheil betreffen, für Sich die Versprechung und Verantwortung vor dem gewaltigen Gerichtsstuhle Gottes zu thun zustände, und daß ihre Seelen derentwegen exempt sein möchten, so wollten die nordöstlichen Länder Eurer kaiserlichen Majestät in diesem gleich so willig und gern alles in allem andern ihren unterthänigsten Gehorsam begierlich leisten. Dieweil aber ein jeder sein Pürden selbst tragen und seines Glaubens und Thuns Gott Rechenschaft geben muß, und wie das göttliche Wort selbst meldet, daß vor Gott kein Respekt oder Ansehen der Person ist, so haben Eure Majestät wohl zu schließen, daß die unterthänigsten Länder ihres Seelenheils halber, und weil täglich und stündlich die Menschen mit Tod abscheiden, desto emsiger, und daß diese Sache nicht länger aufgezogen werde, anzuhalten und demütigst zu schreien und zu rufen auch nicht aufzuhören, große Ursache haben. Sie zweifeln auch gar nicht, Eure kaiserliche Majestät werde das, wo der Unterthanen so hoch-schmerzlich Obliegen, Flehen und Bitten, darin nichts andres, denn allein die Ehre Gottes und Seligkeit der Seelen so herzlich gebeten wird, nicht gewähren sollten, daß sie in diesen letzten gefährlichen Zeiten, da es alle Stunde Wachens und des gerechten Zornes Gottes wartend gilt, bei dem klaren, reinen Wort Gottes, dasselbe lauter und unverfälscht zu predigen, die Sakramente nach Inhalt derselben klaren Worte zu administrieren, auch die christlichen Präzeptores und Schulhalter die Jugend, nach dem Worte Gottes rein und recht ohne männigliche Verhinderung, zu instituieren und zu lehren. — Auch gedenken die unterthänigsten Standschaften bei solchen ihren angezogenen Bekenntnissen und christlichen Begehren gänzlich und christlich zu bestehen und zu verharren.“ Wien, 8. Februar 1556.

Ferdinand antwortete am 16. Februar, weil ihm das Licht aus Gottes Wort gänzlich fehlte, er könne nichts andres predigen lassen als was die römische Kirche lehre, weil diese allein den heiligen Geist habe, und es sei für das zeitliche und ewige Heil das geratenste, bei der Gewohnheit der römischen Kirche zu bleiben bis auf die Entscheidung des Tridentiner Konzils. Dann würden sie auch ihre Güter behalten.

Abermals an demselben Tag wiederholen die Stände gar flehentlich ihre Bitten, steigen aber doch von ihrer Höhe herab, indem sie von der Gewährung der Bitte die Bewilligung der Türkenhilfe ꝛc. abhängig machen.

Der Schriftenwechsel endete damit, daß Ferdinand erwiderte, er könne aus Rücksicht auf seinen kaiserlichen Bruder Karl V., auf den Papst und auf die andern römischen Stände das Gesuch der fünf nordöstlichen Länder nicht bewilligen.

Wir haben diese Verhandlungen ausführlicher mitgeteilt, weil die erhebenden Aussprachen der Stände es wert sind, als Zeugnisse der Reinheit und der Tiefe der Glaubensbewegung der Protestanten in den fünf nordöstlichen Provinzen unter dem heutigen Geschlechte bekannt und geehrt zu werden. Auf welcher Stufe stehen daneben die Verhandlungen des Tridentiner Konzils, über die wir die allerintimsten Mitteilungen besitzen! Der größere Teil der deutschen, französischen und spanischen Bischöfe und Prälaten macht Versuche innerlicher Erneuerung, allein die erdrückende Majorität der italienischen Prälaten, von den Jesuiten inspiriert, italisiert die von ihnen vertretene Kirche. Das nach Schluß des Konzils von Ferdinand für seine Lande und für niemand weiter 1564 bei Pius IV. verlangte Zugeständnis des Kelchs beim heiligen Abendmahl auch für die Laien (die gleichzeitig erbetene Aufhebung des Cölibats für die Geistlichen wurde ihm nicht zugestanden) konnte um so weniger ins Licht fallen, als Ferdinand bald nachher († 1564 am 25. Juli) mit Tod abging. Einer der persönlich vertrauten Diener Ferdinands, der kaiserliche Rat Hans Ungnad Freiherr v. Sonneck, oberster Feldhauptmann an den windisch-kroatischen Grenzen, Landeshauptmann in Steyr, Hauptmann und Vicedom in Cilli, beurteilte die wahren Gesinnungen seines Landesfürsten, der 1558 auch deutscher Kaiser unter dem Namen Ferdinand I. geworden war, so daß er seine Güter in Kärnthen ꝛc. mit dem Rücken ansah und sich nach der Stadt Urach zurückzog, welche ihm vom Herzog Christoph von Württemberg zum Wohnsitz angewiesen wurde. Dort wirkte er mit Primus Truber durch die Uebersetzung der Bibel, der Augustana, des kleinen Katechismus, der Apologie ꝛc. in das Windische und das Kroatische für die fortdauernde innere Erneuerung seines Volkes. Leider wurde er schon 1565 vom Herrn heimgerufen. Am Feste Trinitatis dieses Jahres hielt ihm der bekannte Probst, Kanzler und Superintendent Jakob Andreä eine besonders ehrenvolle Leichenrede über Matth. 16, 24—27.

Kaiser Ferdinand I. hatte bei seinem ersten Sohne, dem ihm in der Kaiserwürde folgenden Maximilian II., und seinem dritten Sohne, Erzherzog Karl, Vorkehrungen dagegen zu treffen gehabt, daß sie sich nicht offen zum Evangelium bekannten. Gleichwohl hatte er den letzteren zum Landesfürsten für die nordöstlichen Provinzen eingesetzt. Man war gespannt auf Karls Haltung in den religiösen Fragen. Er beschwor bei der Huldigung alle Freiheiten der Stände mit der protestantischen Schlußformel des Eides: „So wahr mir Gott helfe und Sein heiliges Evangelium.“ Er unterhandelte längere Zeit über eine Vermählung mit der englischen Königin Elisabeth, die endlich daran scheiterte, daß Elisabeth seinen Uebertritt zum Evangelium forderte.

Seine Gemahlin wurde nachher die streng römisch gesinnte Prinzessin Maria v. Baiern, welche besonders durch die Erziehung ihres ältesten Sohnes Ferdinand (später Regent der nordöstlichen Provinzen und seit 1619 als Ferdinand II. deutscher Kaiser) unermeßlichen Einfluß auf den Gang des kirchlichen Lebens geübt hat. Karls Regierung bietet das Schauspiel eines fortdauernden Schwankens, welches vielleicht mit hervorgerufen wurde durch endlose Geldverlegenheiten, welches aber jedenfalls seiner Autorität mehr schadete, weil viele seiner wichtigsten Beschlüsse nicht zur Ausführung kamen. 1571 und 1578 gewährt er auf den Landtagen zu Bruck allen Einwohnern Glaubensfreiheit, den Mitgliedern der Stände aber freie Religionsübung. Daneben nimmt er 1570 einen Jesuiten zum Beichtvater, gründet 1573 in Graz ein Jesuitenkollegium und errichtet 1586 am 14. April eine Universität in Graz, die er den Jesuiten übergiebt, nachdem er schon 1578 am 9. Februar die Sendungen von Jünglingen auf ausländische „sektische“ Anstalten verboten, die Rücknahme des römischen Kirchengutes angedroht und eine Anzahl „sektischer“ Bücher verbrannt hat. In dieser Zeit organisierte sich die Kirche Augsburgischer Konfession immer weiter im Lande. In Klagenfurt, das als Metropolitankirche des Herzogtums Kärnthen galt, stand der Superintendent Bernhardin Steiner an der Spitze der aus den dortigen Geistlichen sowie aus Mitgliedern der Stände und dem Rektor der Gelehrtenschule bestehenden obersten Kirchenbehörde; ebenso in Graz Superintendent D. Jeremias Hamburger, in Laibach Superintendent Christoph Spindler. Ueberall hörte das Funktionieren römischer Pfarrämter und das Ausüben römischer Ceremonien und Festlichkeiten auf. In Klagenfurt baute die Gemeinde eine große, schöne lutherische Kirche, nach der heiligen Dreieinigkeit genannt, welche 1591 am 28. April vom Superintendent Bernhardin Steiner geweiht wurde. Der Druck der von Primus Truber in das Windische übersetzten Bibel wurde, nachdem seit 1581 D. Hamburger, Steiner, Spindler, Georgius Dalmatius, Rektor Adam Behoritsch aus Graz, Hans Schweiger, Felician Truber, im Auftrag der Stände die Uebersetzung genau revidiert hatten, auf Kosten der Stände von Mai 1583 bis 1. Januar 1584 in Wittenberg bei Samuel Seelfisch in 1500 Exemplaren gedruckt. Sechs Exemplare wurden dem Kurfürsten August von Sachsen überreicht, welcher dafür „den Ständen Augsburgischer Konfession in Kärnthen und Krain“ seinen Dank abstattete, 300 Exemplare wurden unter die „Landleute“ verteilt.

Erzherzog Karl arbeitete zu gleicher Zeit an der Unterminierung alles Einflusses der Stände und des Bestandes des Evangeliums, indem er bald Glieder des Adels, die im Festhalten ihres Glaubens zu ermüden schienen, bald Bürger oder Bauern von ihrem Glauben abspenstig zu machen suchte. Seine Gehilfen dabei waren besonders die Bischöfe Conrad Glusitsch und Johann Tautscher aus Laibach, Martin Brenner aus Seckau, Georg Stobeus von Lavart, sowie Kanzler Dr. Wolfgang Schranz. Daß dabei Gewaltthaten von ihnen verübt

wurden, behauptet eine schon im Jahre 1582 von den Ständen beim Reichstag in Regensburg eingebrachte Beschwerde gegen den Erzherzog. Die Beicht- oder Beschwörungsformel, welche sie von den Verleugnern des Glaubens verlangten, wird in folgendem Wortlaut mitgeteilt: „Ich armer elender Sünder n. n. bekenne Euch ehrwürdiger Herr Priester anstatt Gottes vnd der lieben Jungfraw Maria vnd aller lieben Heiligen, das ich nun so lang und sovil Jar (als etwan seyn möchten) der verführerischen vnd verdämblichen gottlosen sectischen Lehr beygewohnet, vnd in solchen schrecklichen Irthumb gesteckt bin, auch in irem greulichen verdämblichen Sacrament nichts anders empfangen hab, als Beckenbrott, vnd aus dem Kelch nichts anders empfangen hab, als schlechten Wein aus dem Vaß. Solchen greulichen Irthumb vnd verdämblichen, verführischen Lehr entsag vnd versprich ich nimmer bey zu wohnen, so wahr mir Gott helff vnd alle Heiligen."

Sehr charakteristisch ist folgender Zug Karls. Der Untergang der spanischen Armada 1588 hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, aber noch mehr nahm er es sich zu Herzen, daß der Papst ihn durch den Nuntius bitter über seine Zugeständnisse an die protestantischen Landstände tadeln ließ. Da verfügte er in seinem Testament, an seine landesfürstlichen Zusagen in Glaubenssachen an die Landstände brauche sich sein Regierungsnachfolger nicht gebunden zu erachten. Er starb 1590 den 10. Juli.

Dieser Regierungsnachfolger war sein ältester Sohn Erzherzog Ferdinand, geboren 1578 am 9. Juli. Während seiner Minderjährigkeit regierte für ihn eine Regentschaft, an welcher seine Mutter und sein bigotter Oheim Erzherzog Ernst teilnahmen. Der zwölfjährige Knabe wurde auf das Jesuitengymnasium und die Jesuitenuniversität in Ingolstadt gebracht. Seine Erziehung leitete dort der Jesuit Johann Wagenring, seinem Hofstaate stand Balthasar v. Schrattenberg vor. Als siebzehnjähriger Jüngling wurde er 1595 am 3. Mai für mündig erklärt und trat die Regierung an. Jeder seiner Schritte vom ersten Anfang an zeigte Entschiedenheit, die Wahrheit mit Ungerechtigkeit aufzuhalten. War schon bei der Huldigung für den Regenten Erzherzog Ernst die römische Eidesschlußformel wieder angewendet worden: „so wahr mir Gott helfe und seine lieben Heiligen", so gebrauchte Ferdinand die Schlußformel: „so wahr mir Gott helfe und die übergebenedeite, sündlos empfangene Mutter Gottes, die Jungfrau Maria, alle lieben Heiligen." Im zwanzigsten Lebensjahre ging er nach Italien zum Papst und in den Wallfahrtsort Loretto, wo er das Gelübde gethan haben soll, er wolle lieber im Hemd davon gehen und alles lassen, als je in etwas willigen, was der Religion nachteilig wäre. Zwei Jahre später soll er in dem steirischen Wallfahrtsorte Mariazell das zweite Gelübde gethan haben, Gott möge ihn nicht sterben lassen, bevor er jedes Bekenntnis des Evangeliums in seinen Landen ausgerottet habe. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, durch das romantische Mürzthal vorgedrungen, in dieser großen Wallfahrtskirche jeden Quadratfuß Raum

von geschmückten neu gefirmten Mädchen, die auf Tragen Statuetten der Jungfrau Maria mit einem kleinen Knaben an ihrer Seite emporheben, Wallfahrterzüge in einem Dutzend verschiedener Nationaltrachten und Sprachen sich unaufhörlich durcheinander winden und in allen Tönen gleichzeitig kurze Ausrufe singen zu hören, aus denen nur ununterbrochen das Wort Maria heraustönt, vor dem eigentlichen Gnadenbilde der Maria mit ungezählten strahlenden Lichtern die Anbetenden murmelnd knieen zu sehen, um eine weiter hinten stehende Säule einen nie lückenhaft werdenden Kreis von auf den Knien vorwärts Rutschenden zu finden und sich zu denken, unter einer dieser verschiedenen Gruppen habe auch der das Licht des Lebens nicht kennende, um Gott eifernde Landesfürst sich einstmals befunden und nachher gewähnt, einem wider Gott Streitenden sei mit der rein äußerlichen Unterdrückung des Evangeliums, das eine Kraft Gottes bleibt, Gnade zu teil geworden. Getreu dem väterlichen Testament kümmert sich Ferdinand nicht darum, daß seine Stände 1596 von neuem Religionsfreiheit für die Landeseinwohner jeden Standes begehren und daß sie 1598 bei der Huldigung in Klagenfurt den Landesfürsten mit der größten Wachsamkeit nur für einen einzigen Gottesdienst in die lutherische Trinitatiskirche eintreten lassen. Er schließt aus seinem Hofstaate und seiner Dienerschaft, aus dem Kreise der oberen Beamten jede nicht römische Persönlichkeit aus, sucht aus den Reihen der Ständemitglieder auf den verschiedensten Wegen Lutheraner zu entfernen und sie durch Römische zu ersetzen, führt in allen landesfürstlichen Städten und Märkten sofort befehlsweise die seit 40 Jahren unterbliebene Fronleichnamsprozession wieder ein, läßt „Fragstücke auf diejenigen Personen, so güettlich oder peinlich zu examinieren", aufstellen, und beginnt 1599 rücksichtslose harte Verfolgung. Wir haben von dem Bannrichter Hans Kubitschitsch aus dem Jahr 1599 einen haarsträubenden Bericht über das Gefangensetzen und das Prangerstehen von Protestanten, deren einziges Vergehen ihr Glaube war, über die hohen Geldstrafen und das Verbrennen ihrer „sektischen" Bücher in Eisenerz, Außee, Schladming, Gröbming, Rottenmann, Leoben, Tessin, Neuhaus, wo zugleich Häuser von Ketzern verbrannt und verwüstet, die Besitzer selbst aber aus dem Lande vertrieben wurden. Leider schwächten sich die Evangelischen selbst durch Streitigkeiten über die Lehre des bekannten Matthias Flacius Illyricus von der Erbsünde. Infolge solcher Streitigkeiten wurde z. B. der St. Veiter lutherische Pfarrer M. Peristerius aus Regensburg seines Amtes entlassen, jedoch von seinem Gönner von Hofmann als Rektor der lateinischen Schule in Graz sofort wieder angestellt.

Ermuntert durch das widerstandslose Erreichen von Erfolg (nur in Wolfsberg wurde bewaffneter Widerstand versucht), wendet nun Ferdinand in der wie gesetzlich erscheinenden Form sogenannter Reformationskommissionen dieselben Maßregeln in verschiedenen Jahren immer ausgedehnter und härter an. An der Spitze einer solchen Kommission zur Aufspürung und Bekehrung von Lutheranern, die er „Ketzer"

schimpft, läßt er gewöhnlich einen römischen Bischof (mehrmals den Bischof Martin Brenner von Laibach und Seckau) nebst einzelnen Adligen und Juristen durch alle verdächtigen Orte seiner Lande ziehen und zwar jedesmal in Begleitung von einigen Hundert Kriegsleuten. In Steiermark fängt die Wirksamkeit dieser Reformationskommissionen an, in Kärnthen und Krain wird sie fortgesetzt, in Kärnthen mit planmäßiger Isolierung der beiden Städte Klagenfurt und Villach, an deren Bearbeitung die Kommissionen erst gehen, nachdem sie in allen Städten, Märkten und Dörfern ihr Werk des Quälens mit Examinieren, Amtsentsetzung, Prangerstehen, Demolieren von Gebäuden, Verbrennen „sektischer" Bücher, Austreibung der nach einer Frist von einigen Wochen ihren Glauben noch nicht Verleugnenden, welche ihre Güter verkaufen und dem Landesherrn den zehnten Pfennig des Erlöses abgeben mußten, durchgeführt hatten.

Als Schrecken erregendes Beispiel wurde schon 1599 die landesfürstliche Stadt St. Veit hingestellt, welcher bei 6000 Dukaten Strafe aufgegeben wurde, sofort die lutherischen Geistlichen zu verjagen, Kirche und Gottesacker herauszugeben und die „sektischen" Bücher zu verbrennen. Aehnliches berichtete 1599 am 22. Oktober die in Eisenerz thätig gewesene Reformationskommission, welche aus Johann Abbt zu Admont, fürstl. Rat Johann Brobst zu Rottenmann, fürstl. Rat Andree Freiherr von und zu Herberstorf, Alban v. Moßhaimb und Hans Friedrich v. Paar bestanden hatte. Besonders warnend sollte das Beispiel von Scharfenau in der Grafschaft Cila wirken. Ein schamloser, haarsträubender und jedes unbefangene Gefühl empörender Bericht schildert uns, wie man 1600 vom 12.—20. Januar die dortige große und schöne Kirche mit eisernen Widdern und mit Pulver unter dem Seufzen und Schluchzen der Lutheraner bearbeitet hat, bis ein Trümmerhaufen hergestellt war, und wie vom 21.—25. Januar die Inquisition der armen Bürger und Einwohner von Cila und Windischgrätz durchgeführt worden ist.

Unter allen „Reformationskommissionen" ragen hervor die von 1601, 1604, 1606 und der Einschüchterungsversuch von 1609. 1601 kam die Kommission aus Steiermark nach Kärnthen mit 300 Bogenschützen. Ihr erstes Beginnen war in Kremsbrück das Niederreißen des lutherischen Bethauses und Pfarrhauses, sowie das Niederwerfen der Mauern des lutherischen Gottesackers. Ebenso ging es durch die andern Gemeinden hindurch mit Vertreibung der Geistlichen, Auflegung von Geldstrafen, Verbrennung von Büchern und Landesverweisung der nicht Abtrünnigen. 1604 wurde in Klagenfurt den Lutheranern die schöne und große Trinitatiskirche genommen und den Jesuiten gegeben, welche sie am 28. November auf Peter und Paul umweihten, und sehr scharfe Edikte gegen künftiges Wiedereindringen des Evangeliums erlassen. 1606 erschien in Krain und in Kärnthen die aus Graf v. Ortenburg (ursprünglich Salamanka), Vicedom Hartmann Zingl, Angelius Custode und 300 Bogenschützen bestehende Reformationskommission und

erlangte die Ergebung von Gmünd, Sachsenburg, Millthal, Steinfeld, Oberdrauburg. Dagegen wurden hart bestraft Kremsbrück, Gailthal, Naving, Unterdrauthal, Treffen, Bleiberg. 1609 hatten sich im Auftrag der noch protestantischen Hälfte der Stände die Herren Hanns Freiherr v. Stadtl, Erasmus v. Dittrichstain, Landobrister Wolf Wilhelm Freiherr v. Herberstain, Landeshauptmann in Steyr N. v. Herberstain, Rittmeister Freiherr N. Rindtscheudt, der alte Herr v. Wilfersdorff, David v. Wanegg aus Kärnthen, Georg Stauber aus Kärnthen, Anthoni Pephanütsch aus Krain, Rudolph Freiherr v. Teuffenbach durch eine Gesandtschaft an die Stände von Oberösterreich und durch ein Schreiben an die Stände von Ungarn mit der Bitte gewendet, bei dem Erzherzog Ferdinand vermittelnd für die Wiederherstellung der durch die Reformationskommissionen gröblich verletzten Religionsfreiheit sich zu verwenden. Ferdinand verhörte sie 1610 . . . . persönlich auf der Hofburg zu Graz, nahm die Miene an, sie als Hochverräter peinlich bestrafen zu wollen, und erschreckte sie dadurch so sehr, daß sie ihre Schritte vollständig annullierten und daß dies der letzte derartige Versuch geblieben ist. 1609 hatte der lutherische Pfarrer Fagius den letzten Gottesdienst in Klagenfurt gehalten.

Ferdinand hatte nun freieres Feld für seine Gewaltthaten als vorher. 1627 wurde den Ständen verboten, Jünglinge aufzunehmen, welche in nicht römischen Anstalten gebildet seien. 1628 wanderten die letzten vier protestantischen Mitglieder der Stände aus, und dadurch verloren alle übrigen Protestanten ohne weiteres jeden Schutz für ihre Rechte. Es kam dazu, daß Ferdinand im Jahre 1619 zum deutschen Kaiser unter dem Namen Ferdinand II. gewählt wurde, wodurch Friedrich V. von der Pfalz mit seinen auf die Erwählung durch die böhmischen Protestanten begründeten Ansprüchen auf Böhmen zum Rebellen gestempelt wurde, und daß er letzteren auch mit den Waffen auf dem weißen Berge bei Prag 1620 am 8. November besiegte. Ferdinand II. stand im Zenith seiner Macht und schien das Ziel aller seiner Bestrebungen erreicht zu haben. In seinen nordöstlichen Provinzen, welche nach ihm nie wieder einen besonderen Regenten erhielten, war jede Spur des Evangeliums niedergetreten, in Böhmen 1621 im Juni viele Häupter der Protestanten hingerichtet und fast der ganze Rest aus dem Lande vertrieben, 1623 gegen den Widerspruch eines großen Teils der deutschen Reichsstände die ehemals pfälzische Kurwürde auf das römisch-katholische Baiern übertragen, 1629 das Restitutionsedikt durchgesetzt, 1635 Kursachsen durch den Prager Frieden aus der Reihe derer, die gegen den Kaiser kämpften, ausgeschieden. Aber die Siege Gustav Adolfs bei Breitenfeld und das Jahr darauf bei Lützen beseitigten die Schutzlosigkeit der Protestanten, und wenn auch der westfälische Friede nichts in Oesterreich besserte, so waren doch alle ermüdet, alle in Deutschland außer Brandenburg schienen erschlafft, auch die Verfolger.

Da weckte von äußern Ereignissen die gewaltthätige Vertreibung der Salzburger Protestanten 1729—1732 durch Erzbischof Firmian

das religiöse Gemeingefühl wieder auf. Der Zusammentritt des Corpus Evangelicorum von 1653 hatte das nicht vermocht. Es hat sich zwar sowohl 1752 als auch in andern Jahren bei der Kaiserin Maria Theresia wiederholt wegen Abstellung der harten Maßregeln, welche diese Kaiserin aus Erstaunen über das unvermutete, immer wieder erneuerte Aufflammen des für ganz ausgerottet angesehenen Evangeliums in den nordöstlichen Provinzen (z. B. 1734 Petition der Gemeinde Feffernitz) ergriffen hatte, verwendet und ihr auch gesagt, sie werde von ihren Räten falsch berichtet; aber das half alles nichts. Sie wendete immer wieder die von ihr gegen die heimlichen Protestanten erfundenen Mittel der gewaltsamen Assentierung der Männer zum Militär, der Transmigrierung von Familien nach Siebenbürgen und die Wegnahme von Kindern behufs ihrer römischen Erziehung in den Klöstern an. Für die innere Stärkung ihrer Konfessionsgenossen hatte sie im Jahre 1731 die Kanonisierung Nepomuks (13. Mai), Florians (November), Stephans (26. Dezember) und 1731 am 19. März die Ernennung des heiligen Joseph zum Landespatron für ihr ganzes Reich erlangt. Dennoch mußte ihr der Minister Doblhoff z. B. über Kärnthen 1750 berichten, es sei ganz vom Protestantismus durchseucht. Sie erlebte noch den Schmerz, daß Papst Clemens XIV., welcher ja nach der modernen vatikanischen Theorie auch infallibel gedacht werden muß, auf das Drängen römisch-katholischer Staatsregierungen 1773 am 21. Juli den Jesuitenorden für alle Zeiten aufhob und in seinem betreffenden Breve Dominus ac redemtor diesen Orden als sittlich und staatlich gefährlich bezeichnete. Ihr Sohn und Nachfolger Kaiser Joseph II. erließ 1781 am 13. Oktober sein berühmtes Toleranzedikt, worin den Protestanten seiner nicht ungarischen Lande die Religionsfreiheit gewährt wurde, obwohl mit manchen drückenden Bestimmungen, z. B., daß die „Bethäuser“ der „Akatholiken“ keinen Turm, noch Glocken, noch einen Eingang von der Straße aus haben dürften, Stolgebüren an die römisch-katholischen Geistlichen zahlen müßten u. s. w.

Dem Jubel der Protestanten aller österreichischen Länder über diesen ersten Akt der Gerechtigkeit ihres Kaisers kam nur die Ueberraschung der Römischen gleich, womit sie die im geheimen festgehaltene Treue so vieler Tausende am Evangelium erblickten. Die Thatsachen, welche davon zeugen, sind jetzt so allgemein bekannt, daß nicht weiter darüber geredet werden soll. Vor einem Jahrhundert war es noch nicht so. Da wurden diese Thatsachen erst allmählich und meist durch Privatpersonen, welche in Deutschland und in der Schweiz die heimlichen Protestanten in Oesterreich unterstützt hatten (wie z. B. der Kaufmann Tobias Kießling in Nürnberg), bekannt. Fromme Danksagungen von Millionen stiegen zum himmlischen Herrn der Kirche empor, ein heiliges Band der Gemeinschaft mit den neu entdeckten Glaubensgenossen erzeugend. Das allbekannte Gedicht des Ramsauer Pfarrers Hilpert „Lutherisch sind wir alle!“ (Sächsischer Gustav-Adolf-Bote 1891 Nr. 2.) redet für sich.

Wir wollen hier nur eine Uebersicht der sowohl damals als der seitdem in den drei Provinzen Steiermark, Kärnthen und Krain entstandenen evangelischen Gemeinden geben.

Seniorat	Muttergemeinde	Tochtergemeinde	Pfarrer	Seelenzahl
		Steiermark 1887.		
Wald	Wald 1796		Kotschy	1850
		Gaishorn 1810		348
		Grünbühl 1855		320
		Tauern 1796		190
		Bruck a. d. Mur 1858		92
	Schladming 1782		Lichtenstettiner	1795
	Gröbming 1852		Pultar	701
	Ramsau 1782		Hilpert	1200
		Kärnthen.		
Jenseits der Drau Sankt Ruprecht.	St. Ruprecht 1783		Schmidt	1327
		St. Josef 1783		397
		Einöde 1785		335
	Feld 1782		Tillian	1600
		Wiedweg 1783		300
	Fresach 1782		Rydel	1770
		Puch 1782		360
	Arriach 1782		Winkler	1343
	Gnesau 1783		Bauer	990
		Sirnitz 1783		120
	Weiern 1853		Schwarz	560
	Klagenfurt 1864		Bauer	700
		Eggen am Kraigberg 1783	Vikar Lukács	170
		Wolfsberg 1860		28
Diesseits der Drau und im Gmündthal. Watschig.	Watschig 1782		Rupilius	1400
	Trebesing 1782		Bünker	720
	Unterhaus 1783		NN.	646
	Zlan 1782		Stiller	1644
	Bleiberg 1783		Cholewa	812
		Agoritschach 1783		159
	Feffernitz 1783		Haupter	666
	Treßdorf 1782		Kuzmany	815
	Dornbach 1790		Wack	498
	Eisentratten 1784		Glawischnig	1090
	Weißbriach 1782		Stelzer	1250
		Weißensee 1782		450
		Krain.		
	Laibach 1850		Kniesner	456
		Cilli 1855		148

Diese Gemeinden gehören sämtlich zu der lutherischen Superintendentur Wien. Ihre Pfarrer haben meist kärglichen Gehalt, aber so große Anstrengungen in ihrer Amtsarbeit für die oft weit entfernt oder hoch in den Gebirgen wohnenden Gemeindeglieder, daß viele unsrer jungen Theologen vor einer so anstrengenden Seelsorge erschrecken und

vor den Entbehrungen, welche ihnen die standesgemäße Erziehung ihrer Kinder auferlegt, sich scheuen würden. Aber die Liebe ihrer Gemeinden ist ihnen ein unschätzbarer Ersatz dafür, und es ist uns kein Pfarrer bekannt, der nicht die von dem Herrn an die Haushalter über seine Geheimnisse gestellte Forderung erfüllte. Ein großer Nachteil ist den Gemeinden aus dem im übrigen trefflichen österreichischen Reichsvolksschulgesetz vom 14. Mai 1869 erwachsen. Das darin aufgestellte „Oeffentlichkeitsrecht“, welches der Schule, die es besitzt, höchst wesentliche Vorteile schafft, kann nur von wenigen unsrer Gemeinden erworben werden, weil ihre Geldkräfte nicht ausreichen, alle vom Gesetz als Bedingung seiner Erreichung gestellten Forderungen zu erfüllen. In Kärnthen z. B. haben jetzt nur drei evangelische Schulen dieses Recht, dessen sich vor dem Erlaß des Reichsgesetzes 21 Schulen erfreuten. Es wäre schön, wenn der Gustav-Adolf-Verein in jedem Jahr wenigstens einer evangelischen Schule mehr das Oeffentlichkeitsrecht verschaffen könnte.

Nur wenige der jetzt bestehenden Gemeinden mögen als Beispiele kurz näher besprochen werden.

Weißbriach in Kärnthen liegt am Abschlusse des Gitschthals, am Fuße des östlichen Ausläufers des Reißkofelstockes und des Kreuzberges 2300 Fuß über dem Meeresspiegel an beiden Seiten des Gößeringbaches. Die Gemeinde stand beim Erlaß des Toleranzpatentes plötzlich als eine ganz lutherische da, nachdem sie durch zwei Jahrhunderte allen landesfürstlichen Druck ertragen hatte und äußerlich wie eine ganz römische angesehen worden war. Sie hatte den evangelischen Glauben von Geschlecht zu Geschlecht durch die sorgfältig verborgen gehaltene Bibel, sowie Spangenbergs und Mollers Hauspostille, Schaitbergers Sendbriefe, Arndts Paradiesgärtlein, Habermanns Gebetbuch, Luthers kleinen Katechismus und die Augsburgische Konfession fortgepflanzt, während alle ihre Glieder römisch getauft, gefirmt, getraut, begraben wurden und an den römischen Gottesdiensten äußerlich teilnahmen. Damals entstand das Sprichwort über unaustilgbare Dinge: „Das hängt so fest wie der lutherische Glaube.“ Ließ der römische Klerus die Kinder der als Ketzer verdächtigen Eltern absichtlich nicht im Lesen unterrichten, so lernten die Kinder das voneinander und von ihren Eltern. Das Toleranzpatent war der Gemeinde nicht schon 1781, sondern erst im folgenden Jahre publiziert worden, und als nun die Gemeindevorstände dem Pfleger (Bezirksamtmann) zu Grünberg das Verzeichnis aller brachten, welche sich zur Augsburgischen Konfession bekannten, wurde solches Gesamtverzeichnis nicht angenommen. Es hieß, für Weißbriach werde keine besondre Wurst gebraten, jeder müsse seinen Namen einzeln anmelden. Kamen dann die Einzelnen, so hatte man keine Zeit für sie. Es wurde ihnen ein Examen vor dem römischen Geistlichen im Pflegerhause auferlegt, wobei sie schmähliche Schimpfreden über Luther und die lutherische Lehre anhören und sich immer neue Schwierigkeiten vormalen lassen mußten, bis endlich Land-

egger der Schmied in die Worte ausbrach: Luthern hat noch niemand in der Hölle gesehen, aber auch noch niemand den Papsten im Himmel. Weder Drohungen noch List, z. B. daß man den Frauen weis machen wollte, ihre einzeln examinierten Ehemänner hätten sich bereits wieder von der Augsburgischen Konfession losgesagt, machten die Leute irre. Als endlich der Pfleger sogar das Wort Wien vernahm, wohin die Leute einen Paß begehrten, um beim Kaiser Beschwerde zu führen, da ließ er von weiteren Scherereien ab, und die erschienenen sangen lutherische Lieder. Noch 1782 konstituierte sich die Gemeinde und als Filial schloß sich das Dorf Weißensee an und die Evangelischen in den etwa $1^1/_2$ Stunde weiter unten im Gitschthal liegenden Ortschaften St. Lorenzen, Jadersdorf und Lassendorf pfarrten sich dahin ein. In Haslachers Garten hielt 1782 am 29. September der aus Preßburg geholte erste Pfarrer Gottfried Gotthardt wieder den ersten öffentlichen lutherischen Gottesdienst. 1783 am 3. August wurde das eiligst aufgebaute steinerne Bethaus geweiht. 1882 war die Schadhaftigkeit dieses Bauwerks in Mauerwerk und Dachstuhl so groß und der Grund zur Errichtung eines Turmes so ungeeignet, daß man nach einem andern Bauplatz für eine dauerhafte und würdige Kirche suchte, da ja nun ein Verbot gegen Errichtung eines Kirchturms nicht mehr existiert. Einen schönen Bauplatz bot eine Kalkfelsenkuppe über dem Bethaus. Man mußte über 6 Meter von der Kuppe abtreiben, um einen ebenen Plan zu erhalten. Die Gemeindemitglieder arbeiteten unentgeltlich daran, oft sechzig zu gleicher Zeit. Ueberhaupt hat die Gemeinde durch Herstellung einer bequemen Auffahrt, sowie durch Lieferung vom besten Holze aus dem eignen Walde oder was sie sonst besessen, natürlich auch durch viele unentgeltliche Arbeit ihren außerordentlichen Eifer für den schönen Bau an der weit in die Gegend hinausschauenden Stelle in oft rührender Weise bewiesen. 1883 am 25. Mai legte Pfarrer Steltzer den Grundstein zu der neuen Kirche, und nun mehrte sich der Eifer der 800 Seelen starken Gemeinde, in welcher es keine Reichen giebt, sondern meist gering begüterte Grundbesitzer, deren kärglicher Ackerbau wenig lohnt, so sehr, daß nicht nur Gutsbesitzer außer ihren sonstigen Leistungen 60 fl. und mehr, sondern auch Knechte 5, 10, 20 fl. beitrugen. Der ganze Bau war unter solchen Umständen nur auf 30000 Mk. veranschlagt, und ist 1886 geweiht worden. Als 1741 der Bauer Joh. Petcher um seines Glaubens willen zur Enthauptung geführt wurde, sagte er: Nach meinem Tode wird das Evangelium in Kärnthen aufblühen wie der Kirschbaum im Frühjahr. Möge sich dieses Wort an der Gemeinde erfüllen, die nur wenige Stunden von der tirolischen und italienischen Grenze liegt. Die Kirche hat den Namen Jubiläumskirche erhalten, weil ihr Bau im Jubiläumsjahr des Toleranzpatents beschlossen, die Vorarbeiten hundert Jahre nach Erbauung des alten Bethauses begonnen, der Grundstein im Jahr des 400jährigen Jubiläums von D. Martin Luthers Geburt gelegt worden ist.

Ramsau in Steiermark liegt 1100 Meter über dem Meere am südlichen Fuß der Dachstein-Gruppe in einer ganz isolierten Hochebene, welche die „schladminger Ramsau“ genannt wird und sich $3^1/_2$ Stunde in die Länge, $1^1/_2$ Stunde in die Breite ausdehnt, gegen Westen vom Salzburgischen durch den Mandlingbach getrennt, gegen Süden und Osten unten im Thal durch die Enns abgetrennt. Hier wohnen 1200 lutherische Bauern, die unter den 200jährigen Drangsalen still an ihrem Glauben festgehalten und das Psalmwort bewährt haben: sie haben mich oft bedrängt, aber sie haben mich nicht übermocht. Ein genauer Kenner ihres Charakters beschreibt denselben so: Die Ramsauer sind Nachbarn vom Dachstein, fest, stark, unerschütterlich und treu. Haben sie etwas fest in den Kopf gefaßt, so schlägt man's mit einem Eisenschlägel nicht heraus, aber gegen Neues, Fremdes, Ungeprüftes sind sie schwer empfänglich. Das bohrt man mit einem Stahlbohrer ihnen nicht ein. Noch heute zeigt man in manchen Familien Bibeln und Erbauungsbücher, die in der Zeit der Verfolgung unter den Dielen im Haus oder im Stalle unter der stoßigsten Kuh vor den Augen der Späher verborgen worden waren, und die man nur in der Nacht zu einsamer oder gemeinsamer Erbauung im Hause oder in den Klüften des Dachsteins hervorholte. Dort heißt noch heute ein Felsenvorsprung der „Predigtstuhl“ darum, weil manchmal lutherische Geistliche, welche über Hallstadt herauf aus dem Reiche kamen, dort gepredigt haben sollen. Der glaubenseifrige Nürnberger Kaufmann und Evangelist Tobias Kießling hat auch hier, wie anderwärts in österreichischen Landen, die Brüder persönlich getröstet und gestärkt, und die erst am 24. April 1851 zur ewigen Ruhe des Volkes Gottes eingegangene alte Grabnerin, eine arme Bauerfrau aus der Ramsau, wußte noch von Kießlings tröstendem Zuspruch zu erzählen. Hatte sie doch noch im Alter das Schreiben und Lesen gelernt, nur damit sie an Kießling schreiben und von ihm Briefe erhalten könnte. Die Art der Vorgänge bei Publikation des Toleranzediktes gleicht der an andern Orten und ist in dem oben angeführten Gedicht Hilperts geschildert. Aber darin steht die Gemeinde vielleicht einzig in Oesterreich da, daß sie nie eine gemischte Ehe in sich geduldet hat und daß seit dem Toleranzpatent nur ein einziger römischer Grundbesitzer, neben dem in der Verfolgungszeit dem Thale octroyierten Dechanthaus, dort existiert, alle übrigen lutherisch sind. Das Dechanthaus ist das principiell festgehaltene Recht der in der Zeit des erzwungenen römischen Wesens stattgehabten Zugehörigkeit zu dem Pfarrvikariat zu St. Ruprecht am Kulm. Nur als Dienstboten sind Römische in der Gemeinde vorhanden. Nach dem Toleranzpatent hielt man den Gottesdienst zunächst in einer Scheune, 1783 baute man ein viel zu enges Bethaus und zwar dies unter einem Dache mit dem Pfarrhaus. Das kleine Glöckchen hing bald in einem Bretterschlot über dem Bethaus, bald über dem Schulhaus, bald mußte es auf gebieterisches Dringen der römischen Geistlichkeit sogar unter das Dach des Schulhauses gehängt werden. Als die

römische Kirche neben dem Dechanthause durch den Bonifaciusverein in sehr schmucker Gestalt aufgebaut wurde und römisches Pfarr- und Meßnershaus daneben ebenso, wurde der Gemeinde der längst erkannte unwürdige Zustand ihres Bethauses drückend. Nur die Pietät gegen das von den viel versuchten Vätern Ererbte wehrte den Gedanken eines Kirchenbaues ab. Dieser Pietät gab man gegenüber dem Ausspruche eines auswärtigen Glaubensgenossen, das Bethaus sehe eher wie ein Stall denn wie ein Gotteshaus aus, mit den Worten Ausdruck: Schadet nichts, wenn nur immer wie vor alters eine heilige Familie in dem Stall ist und die Bänke dicht besetzt sind und ein treuer Prediger auf der Kanzel steht. Man hielt den Kirchenbau im Anfang für eine Sache der Hoffart. Diese unberechtigte Anschauung verschwand zwar, als die benachbarten Gemeinden Schladming, Gröbming u. s. w. schöne Gotteshäuser erbaut hatten; aber den eigentlichen Ausschlag für einen Kirchenbau gab das entschiedene Dringen der obersten Schulbehörde auf den Neubau des Schulhauses. Wollte man das Bethaus bloß reparieren, so hätte das doch nie einen würdigen Kirchenbau ergeben und der Schulhausbau hätte noch daneben ausgeführt werden müssen; dagegen ließ sich das Bethaus in ein Schulhaus umbauen, welches allen Anforderungen entsprach, und dann konnte eine würdige Kirche mit voller Berücksichtigung des Bedürfnisses nach weiterem Raum erbaut werden. Vorzüglich der eifrige Freund des Gustav-Adolf-Vereins, der selige Baron v. Riese-Stallburg, befürwortete diesen Plan mit allen Kräften, und so faßte 1868 am 27. Dezember der Kirchenvorstand den entsprechenden Beschluß. Architekt Kieser in Nürnberg lieferte einen von allen gebilligten Bauplan in annähernd romanischen Formen mit hohem Turm, damit der Ton der Glocken die entferntesten Gemeindeglieder erreichte. Die Gemeinde Ramsau, die nur aus 140 Grundbesitzern mit mäßigem Besitz in schwierigem Klima besteht, hat von den Vätern drei köstliche Dinge geerbt: Glaubenstreue, Genügsamkeit, Dankbarkeit. Es sind nicht vereinzelte Beispiele, daß solche, die auf schwierigem Wege mit Krücken eine weite Entfernung bis zum Bethause zurückzulegen haben, früh um 3 oder 4 Uhr aufbrechen, um zum Beginn des Gottesdienstes einzutreffen. Selbst beim schwierigsten Winterwetter und hohem Schnee sind die Sitze in der Kirche dicht besetzt. 122 % der Bevölkerung suchen jährlich das heilige Abendmahl. Am Samstagabend sitzen die meisten Familien mit Kindern und Dienstboten zusammen, um aus der Bibel oder einem Andachtsbuche zu lesen und geistliche Lieder zu singen. Wirtshausbesuch und Tanz findet sich nur spärlich. Man bezeichnet gern passende Stellen der Gebäude oder auch Brunnen am Wege und dergleichen mit Bibelsprüchen oder biblischen Namen, so das ganze Hochthal mit Erinnerungen an Gottes Wort erfüllend. Prunk und Luxus finden sich auch bei den Wohlhabendsten nicht, und die vielen Sommerfrischler aus allen Gegenden, welche dieses großartige Hochthal aufsuchen, haben die Einfachheit der Sitten bis jetzt noch nicht zu erschüttern vermocht.

Mit dem allergrößten Eifer ist jeder bemüht, durch seine Arbeit und durch seine Geldbeiträge den Bau der Kirche zu unterstützen, welche über 30000 fl. kosten wird. Eine Magd, welche 17 fl. als Jahrlohn erhält, brachte 3 fl. zur Anschaffung der neuen Glocken dar, weil Gott es ihr so wohlgehen lasse. Knechte wendeten ihr Erspartes dazu an, sich Predigten von Ahlfeld, Harms, Hofacker, Gerok zu kaufen, und erblicken in diesen Büchern Schätze, ähnlich jener Witwe und zwei Kindern eines reichen Bauern in Attersee, welche sich in die hinterlassenen schönen Bücher nicht mit der übrigen Erbmasse teilen wollten, sondern sie als gemeinsames Gut in drei Gruppen teilten, von denen jede ein Jahr lang einem der drei Höfe verbleiben und dann zum nächsten weiterrücken sollte. Die Gemeinde bringt auch jährlich etwa 80 fl. zur Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen durch den Gustav-Adolf-Verein auf. Im Herbst 1894 soll, so Gott will, die neue Kirche geweiht werden.

Noch ein Wort über Kärnthen, dessen Schulnot schon berührt worden ist, und dessen sittliche Not zur Erschwerung der Schulnot beiträgt.

Nach Angabe der k. k. österreichischen statistischen Centralkommission wurden in Kärnthen geboren:

Jahr	ehelich	unehelich
1880	6004	5195
1881	6086	5295
1882	6248	5496
1883	6052	5152
1884	6393	5549
1885	6123	5481
Summa:	36906	32168

Man sieht Mägde jedes Jahr in einen andern Dienst ziehen mit einem Häuflein unehelicher Kinder, welche natürlich zur Arbeit mit herangezogen und in Unterricht und Erziehung ungenügend gepflegt werden. Dieser Not haben sich besonders zwei Personen in barmherziger Hingebung angenommen. Die eine ist die edle und hochherzige Frau Gräfin Latour auf Treffen bei Villach. Sie hat bei ihrem Schlosse eine treffliche Schule errichtet, deren Unterstützung durch die Glaubensgenossen der schönste Lohn für die Thatkraft des Glaubensmutes der edlen Gräfin sein würde. Die andre Persönlichkeit ist der lutherische Pfarrer Ernst Schwarz in Waiern bei Feldkirchen. Dieser auch von seinem Kaiser und von den Ständen des Herzogtums geehrte Mann begann im Jahre 1881 eine Rettungsanstalt für Knaben und Mädchen, weil ihn die verlassenen Kinder der bezeichneten Art von Herzen jammerten. Ohne Vermögen fing er im gläubigen Vertrauen auf den Herrn und in inbrünstigem Gebetsleben, welchem der Herr bisweilen wahrhaft wunderbare Erhörungen bescherte, das Werk an.

Jetzt steht in der Nähe der Kirche ein schönes Haus, gegen Süden über das Feldkirchener Thal bis zu den Karawanken schauend, und gewährt 80 Kindern zweckmäßige leibliche Pflege und beste evangelische Erziehung. Es ist dem Pfarrer vergönnt gewesen, brave und zuverlässige Hauseltern, sowie tüchtige Lehrer und Lehrerinnen zu gewinnen, so daß auch die kaiserliche Schulbehörde der Anstalt wiederholt ihre Anerkennung ausgesprochen hat. Aber 240 weitere Kinder bitten um Aufnahme und es sind bis jetzt keine Mittel da, ein weiteres Haus zu bauen, wenn auch die Einwohnerschaft der Umgebung, selbst nicht Evangelische, in herzlicher Anerkennung der selbstlosen und unermüdlichen Thätigkeit des Pfarrers zur Unterstützung gern bereit ist. Woher soll das Geld zu einem zweiten Hause kommen? Zudem hat die ärztliche Behörde die Absonderung erkrankter Kinder der Anstalt in einem eignen Gebäude angeordnet und es wird deshalb jetzt Geld zur Errichtung eines Krankenhauses gesammelt, das freilich nicht so groß werden soll wie das seines Bruders, des Pfarrers in Gallneukirchen bei Linz, das aber doch auch Raum für erwachsene evangelische Kranke enthalten muß. Die Erfahrung hat nämlich bewiesen, daß evangelische Kranke in römischen Hospitalen zwar leiblich immer vortrefflich gepflegt, aber in einzelnen Fällen geistig geradezu drangsaliert werden; es ist in einem römischen Hospital vorgekommen, daß eine evangelische Frau von der sie pflegenden Schwester wiederholt bedroht wurde, wenn sie nicht die Maria anbete, so würde sie verdammt. Zu diesem „Krankenheim" für 24 Personen wurde 1893 am 19. August der erste Spatenstich gethan und im Herbst 1894 soll es, so Gott will, eröffnet werden. Zur Gewährung evangelischer Häuslichkeit und Gewöhnung für lutherische Jünglinge, welche in Klagenfurt das Gymnasium oder die Realschule besuchen, hat Pfarrer Schwarz außerdem 1892 am 14. November die vor den Thoren Klagenfurts liegende, leerstehende Burg Zigguln auf neun Jahre ermietet und dort ein Alumnat errichtet, welches von einem klassisch gebildeten Hausvater geleitet wird und gegenwärtig 17 Zöglinge enthält.

Der Herr segne jede in seinem Namen geübte evangelische Arbeit! Das Evangelium von Christo allein ist eine Kraft Gottes, die da selig macht. Amen.

37.

Die Gründung der deutschen Gemeinde Augsburgischen Bekenntnisses in Lyon.

(Aus der Erinnerung aufgezeichnet nach den Mitteilungen des Gründers, des Pastors Meyer.)

Von **A. Trümpelmann,** Superintendenten von Magdeburg.

Mark. 4, 8: Etliches fiel auf ein gut Land und brachte Frucht, die da zunahm und wuchs.

Es war im Anfange der fünfziger Jahre. Ein junger Deutscher, Kandidat der Theologie und Erzieher eines jungen Engländers, mit dem er die Hauptstädte Europas bereisen sollte, geht langsam eine der Straßen entlang, welche auf dem linken Ufer der Rhone die Stadt Lyon (Lyon Brotteaux) durchziehen, und er mustert aufmerksam die Aushängeschilder an den Häusern. Er sucht einen Schuhmacher — kein Wunder, wenn man sich auf der Reise befindet —! und er sucht nur deshalb so lange, weil er sich vorgenommen hat, einen deutschen Schuhmacher zu finden und bei einem deutschen Schuhmacher vorzusprechen. — Da trägt ein Schild einen deutschen Namen, denn „Schilfahrt" ist deutsch ohne Frage. Der junge Kandidat tritt in den Laden, in dem der Meister sich befindet, und auf das „Grüß Gott" des Württembergers — unser Kandidat ist Württemberger von Geburt — tönt das „Grüß Gott" des Meisters zurück. Da legen sich die Hände zusammen und bald sind die Landsleute gute Freunde. Das Geschäft ist bald gemacht, und das Gespräch geht auf andre Dinge über. — Meister S. will aus der Heimat hören, der junge Kandidat von der deutschen Kolonie in der großen Stadt Lyon. — Lyon ist die zweitgrößeste Stadt Frankreichs und Haupthandelsstadt, Hauptsitz der Seidenweberei und des Seidenhandels. Bis in das Centrum der Stadt hinein, aber vor allem in den Vorstädten erdröhnt das Gerassel und Geklapper der Webstühle, denn nicht in weitgestreckten Fabrikgebäuden, sondern in den Häusern bei Meistern oder Meisterinnen wird dort die Weberei betrieben. — Hart stoßen und treffen sich die Gegensätze von reich und arm, nur ist an der Schärfe dieses Gegensatzes nicht gerade oder wenigstens nicht allein der oft dürftige Lohn schuld, sondern sehr oft auch die Genußsucht und Verschwendungssucht der Weber. — Lyon ist aber nicht bloß Haupthandelsstadt, sondern auch der Sitz des Erzbischofs-Primas von Frankreich und Hauptsitz der Propaganda, und so trifft sich ebenso hart, wie der Gegensatz von arm und reich der Gegensatz von Glauben und Unglauben, strengster kirchlicher Devotion und gottleugnenden Freigeistertums. —

Das in Gold strahlende wunderthätige Marienbild auf der Höhe des rechten Saoneufers, das die Stadt im Morgensonnenglanze überstrahlt, hindert die Stadtverordneten Lyons nicht, gegen die Religion und ihre Pflege in recht herben Worten zu protestieren. Oder regt es vielleicht dazu erst an? —

Die Stadt ist schön, in ihrer Lage eine der schönsten, die man sehen kann. Sie liegt in der Ebene auf dem linken Rhoneufer und zwischen den Flüssen Rhone und Saone, die sich unterhalb der Stadt vereinigen, lehnt sich aber auch malerisch an die auf dem rechten Ufer beider Flüsse gelagerten Berge und Hügel an, ja zieht sich an ihnen empor, so daß die Häuser, von der Fahrstraße aus gesehen von schwindelnder Höhe, doch recht sicher und fest dastehen, denn sie sitzen mit dem Rücken auf dem natürlichen Felsen. — Auch durch ihre geschichtlichen Erinnerungen tritt die Stadt Lyon in die vorderste Reihe der bedeutsamen Städte. Das alte römische Lugdunum, Hauptstadt von Gallia lugdunensis, drängt sich zwar in unsrer Stadt nicht in dem Grade hervor, als in andern Städten des südlichen Frankreichs die römische Urzeit durch stattliche Erinnerungsreste, Arenen, Theater und Prätorien 2c. sich bemerkbar macht, aber sie fehlen auch nicht ganz, diese Reste. Da stammen die Säulen, die das Gewölbe des Altarraumes einer Kirche tragen, von einem Altare des Kaisers Augustus; da zeigt man das Haus, in dem Calligula gewohnt hat, und da erheben sich, im Zerfall noch mächtig, die Bogen der Wasserleitung, welche die römischen Legionssoldaten einst gebaut haben. — Und wie die Spuren altheidnischer Zeit sich zeigen, so treten uns auch die Spuren der altchristlichen Zeit entgegen. — Lyon ist die Stätte einer der ersten und blutigsten Christenverfolgungen (177) und in der Krypta der Kirche des heiligen Irenäus, Bischofs von Lyon (202), sollen, irre ich nicht, die Gebeine der Märtyrer, namentlich des Pontikus und der Blandina ruhen. —

Diese uralte Stadt ist von jeher ein Ort der Anziehung für die Einwanderung gewesen, und diese Einwanderung steigerte sich, je mehr die Stadt hauptsächlich den Charakter einer ersten Handelsstadt gewann. — Und da der Strom der Einwanderer, wenn es sich um Fremde handelte, immer nur von einer Seite, von Osten her, kommen konnte, so waren es Schweizer und Deutsche, die vornehmlich diesen Strom bildeten. — Am stärksten flutete er seit dem Anfange unsers Jahrhunderts, wenn auch ein Sandsteindenkmal in einer Felsengrotte auf dem rechten Saoneufer, die Statue eines Mannes, der einen Beutel mit Geld in der Hand hält, durch die Inschrift le bon allemand auf deutsche Einwanderung schon in viel früherer Zeit zurückweist. Dieser bon allemand, „gute Deutsche", ist ein Wohlthäter der Stadt durch die reichen Stiftungen, die er für Krankenpflege gemacht hat, geworden. — In früherer Zeit waren die deutschen Einwanderer meist Katholiken und verschmolzen sehr bald mit ihren französischen Gemeinden; seit Anfang dieses Jahrhunderts aber ist nicht bloß ein starker Prozentsatz, sondern wohl der überwiegende Teil der deutschen und schweizerischen

Einwanderer evangelischen Bekenntnisses. Und so ließ sich denn der junge Württemberger Kandidat von seinem eben gewonnenen Freunde, dem Meister S., erzählen, daß man wohl annehmen könnte, daß tausend und mehr deutsche Evangelische in Lyon ihren Wohnsitz hätten, und er konnte der Behauptung des Meisters, daß es wohl der Mühe wert wäre, diese zu einer Gemeinde zu sammeln, nicht widersprechen. — „Wie lange bleiben Sie hier, Herr Kandidat?“, fragte plötzlich Meister S., und als er hörte, daß der Kandidat Herr seiner Zeit wäre, rief er aus: „Dann müssen Sie uns nächsten Sonntag predigen! ja, wir müssen wieder einmal einen deutschen Gottesdienst haben!“ Der Kandidat weiß zuerst nicht, was er darauf antworten soll, aber innerlich ist ihm der Gedanke doch nicht widerstrebend. Auf die Fragen: „Können wir einen Saal dazu haben?“ und „Kann es den Deutschen noch bekannt gemacht werden?“, hat Meister S. befriedigende Antwort. Er werde einen Saal mieten, und er werde es morgen unübersehbar in der Zeitung bekannt machen, denn es solle die Bekanntmachung in deutscher Sprache geschehen. — Er werde auch für angemessene Ausschmückung des Saales sorgen. — So ist alles Nötige vereinbart, und der junge Theologe rüstet sich auf seine Predigt. Er will seinen lieben Landsleuten etwas Gutes, recht Gutes bieten; er giebt sich große Mühe, und wer will's ihm verargen? — Da ist nun der Sonntag erschienen, und der junge Theologe holt Meister S. ab, um sich von ihm zum Versammlungsorte führen zu lassen. — Er erwartete, den etwa 200 Menschen fassenden Saal gedrückt gefüllt zu sehen, aber das war freilich eine große Täuschung. Niemand war dort, nicht einer. Er und Meister S. waren allein. Eine trostlos traurige Empfindung geht durchs Herz des Kandidaten und auch die Trostworte seines Begleiters: „Nur Geduld, sie kommen noch; die Wege sind so weit!“ können ihn nicht trösten. Es mischte sich in seinem Schmerze vieles: verletzte Eigenliebe mit der Trauer über die Gleichgültigkeit seiner Landsleute und über die Niederlage, welche die Reichsgottessache erlitt. — Da, ja da kommt noch einer, ein kleiner Schneidermeister, der Hausmann in einem der großen Häuser am Platze Belle Cour, und es kommt noch einer und noch einer; nach halbstündigem Warten sind zwanzig Männer erschienen. Nun fordert Meister S. den Kandidaten auf, mit dem Gottesdienste zu beginnen, erst ein Lied singen zu lassen, ein bekanntes z. B.: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ und dann zu predigen. Der junge Kandidat weist das ab und ruft verletzt: „Wie kann ich denn vor zwanzig predigen! Meine Predigt paßt auch gar nicht! Ich hatte mir den Saal gefüllt gedacht! Nein, nein, das geht nicht!“ — Meister S. aber, ein gereifter Christ, sieht dem jungen Theologen lang und tief ins Auge und sagt zu ihm: „Unser Herr Christus hatte oft noch weniger Hörer, und er hat ihnen doch gepredigt!“ — Da schämte sich der junge Kandidat, und er predigte und predigte mit Freudigkeit und mit einem Male kamen ihm seine Worte nicht mehr zu groß und zu erhaben und zu schön für die Zwanzig vor, sondern eben nur für

sie passend. — Als er geendet hatte, trat Meister S. an ihn heran und fragte ihn ernst: „Herr Kandidat, was muß jetzt und was soll geschehen?“ — „Ich verstehe Sie nicht,“ antwortete der Kandidat. „Nun,“ fragte Meister S. weiter „was künden uns die Zwanzig, die wir gekommen sind, an?“ „Oder die Hunderte, die zu Hause geblieben sind,“ ruft der Kandidat. „Auch diese,“ antwortete Meister S., „ja, was künden Sie uns? Wir müssen zur Bildung einer deutschen Gemeinde schreiten!“ „Ja, einer deutschen Gemeinde,“ so rufen die andern alle und umringen den Kandidaten, „und Sie sind der Mann! Gott hat Sie hierher geführt; Sie haben zwanzig Verbündete, das ist schon ein guter Anfang, und die Not sehen Sie auch. Die nicht gekommen sind, müssen Sie heranziehen!“ „Aber ich bin,“ so ruft der Kandidat fast ängstlich, „ja erst Kandidat, und ich bin jetzt als Reisebegleiter und Lehrer in Stellung; ich kann meine jetzige Verpflichtung gar nicht gleich lösen.“ „Aber sagten Sie mir nicht,“ entgegnete Meister S., „daß Ihre Reise und damit auch Ihre Verpflichtung sich dem Ende zuneigten?“ — „Ja, ja!“ rief der junge Kandidat, „aber was nützt das? Was soll ich denn hier machen? wer soll mich berufen? wovon soll ich leben? ich habe kein Vermögen. Und wenn ich jetzt das Opfer bringen wollte, meine Stelle aufzugeben, so würde ich mich ja hier doch nicht halten können!“ — „Nun, Herr Kandidat,“ ruft Meister S., „wer Sie beruft?, der liebe Gott! Und was Sie hier machen sollen? Dem lieben Gott und seinem Sohne, dem Herrn Christo, ihre deutschen Landsleute zu einer Gemeinde zusammenschließen! Und wovon Sie leben? Ich liefere Ihnen unentgeltlich das Schuhwerk!“ „Und ich die Kleider,“ ruft der Schneidermeister; „und ich biete Ihnen freie Wohnung an,“ ruft ein andrer, und jeder von den Zwanzig will etwas zum Unterhalte des zukünftigen Pfarrers beitragen und verspricht es. „Und,“ — so ruft Meister S. endlich wieder, „giebt es denn keinen Gustav-Adolf-Verein?“ — Da vermag der junge Theologe nicht mehr zu widerstehen. Er will seinen Zögling erst wieder in die Heimat zurückführen und dann zurückkehren. Und als er zurückkehrte, fand er die Thür schon weiter offen, als sie an jenem Sonntage gewesen war, und von England und Deutschland waren auf seine Bitten reichlich Gelder ihm zugeflossen, daß er guten Mutes beginnen durfte, ohne seinen — durchschnittlich nicht wohlhabenden Gemeindegliedern zu sehr zur Last fallen zu müssen. — Als ein Jahrzehnt vergangen war, zählte die Gemeinde etwa 1800 Seelen, hatte Bethaus und Schule und würde wohl heute schon ein hochragendes Kirchlein haben, wenn der Krieg von 1870—71 nicht hemmend, ja fast vernichtend in die Entwicklung der Gemeinde eingegriffen hätte.

In der ersten Zeit seiner Wirksamkeit stand Pfarrer Meyer, so nennen wir nunmehr den jungen Kandidaten in engster Beziehung zur sogen. chapelle évangelique, der église libre. Diese evangelisch-reformierte Gemeinde, als Freikirche neben der alten reformierten Nationalkirche bestehend, deren Glieder meist zum Evangelium bekehrte Katholiken sind,

stellte ihm einen ihrer Betsäle zur Verfügung, aber dieses Entgegenkommen, so dankbar er es anerkennen und annehmen mußte, machte sich doch bald geradezu als Hindernis einer gesunden und schnellen Entwicklung der Gemeinde fühlbar. — Es stellte sich als unbedingt notwendig heraus, den Deutschen einen eignen Betsal zu bauen. Aber es war leichter, ihn zu erwerben und einzurichten, als ihn in Gebrauch zu nehmen. Als der Sonntag gekommen war, an dem der Eröffnungsgottesdienst gehalten werden sollte, fand die Gemeinde die Eingangsthüre polizeilich geschlossen und versiegelt. Alle Bitten, doch zu öffnen, halfen nichts, und auch, als der Pfarrer zum Maire der Stadt und zum Präfekten sich begab, vermochte er nicht die Freigebung des Saales zu erzielen. Der Kardinal und Erzbischof-Primas habe, sagte der Präfekt, wegen der Nähe der Kirche des heiligen Bonaventura gegen die Abhaltung ketzerischer Gottesdienste in dem Saale Einspruch erhoben, und der Kaiser (Napoleon III.) wolle Frieden mit der Kirche. Es sei in der Sache nichts zu machen. Die Gemeinde mußte sich gedulden. Erst die Fürsprachen und Proteste des englischen Gesandten — es war zur Zeit des Krimkrieges — und des preußischen in Paris erwirkten die Freigebung des Saales zu gottesdienstlichem Gebrauche. Ein Mann, wie Pfarrer Meyer, ließ sich so leicht nicht werfen, und er wußte an den Höfen von London und Berlin einflußreiche Leute zu gewinnen, die es durchsetzten, daß dem Gesandten Weisung gegeben wurde, für das Interesse der Lyoner Deutschen einzutreten. — Zu dem äußeren Betsale hatte sich auch bereits eine feste innere Fügung und Gliederung der Gemeinde gefunden. Ein Presbyterium von fünf Herren stand an der Spitze, eine Schar von etwa 20 Diakonen mitten im Leben der Gemeinde. Diese Diakonen, junge unverheiratete Kaufleute und Handwerker, suchten die altansässigen oder neueingewanderten Deutschen und forderten sie zum Eintritt in die Gemeinde und zum Besuche des Gottesdienstes auf; sie waren es auch, die das geistliche Amt in der Armen- und Krankenpflege unterstützten und oft an der Seite des Vikars von Pfarrer Meyer die weiten Säle des Hôtel de Dieu durchwanderten, um ihre deutschen Brüder und Glaubensgenossen dort zu suchen und mit Gaben und Zuspruch zu erquicken. Immer mehr wurde die Gemeinde Halt und Mittelpunkt des gesamten deutschen Lebens in Lyon. Jahrelang hatten sich die Angesehensten und Reichsten unter den Deutschen zurückgehalten, Fabrikanten und Bankherren, und nur die mittleren Schichten, Angestellte in den kaufmännischen Bureaus und Handwerker, bildeten die Gemeinde; aber die immer kräftigere Entfaltung derselben übte auch auf jene ihre Wirkung aus, und sie kamen und verließen den „Tempel“, wo sie bisher in Verbindung mit den Gliedern der reformierten französischen Nationalkirche ihr gottesdienstliches Bedürfnis befriedigt hatten. Sie kamen. Bald einigten sich Lutheraner und Reformierte zu einer Kirche. Die Augustana war das Bekenntnis, Presbyter und Diakonen waren in Uebereinstimmung mit den Gesamtzahlen zu zwei Dritteilen Lutheraner, zu einem Dritteil

Reformierte, und beim heiligen Abendmahl verband sich die biblische Spendeformel: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird“ und „das ist der Kelch des neuen Testaments in meinem Blute, das für euch vergossen wird“, vereinigte sich mit der reformierten Form der Darreichung: Uebergabe des gebrochenen Brotes und des Kelches in die Hände des Genießenden. — Es war das evangelische Bekenntnis, gewiß — dies zuerst und zunächst, was alle verband, aber dann auch die deutsche Predigt und das deutsche Kirchenlied, so daß die deutsche Gemeinde Augsburgischen Bekenntnisses zu Lyon ebensosehr eine Pflegestätte der evangelischen Wahrheit, wie des deutschen Volkstums war, und rühmend müssen wir's hervorheben, daß alle Zeit vom ersten Tage ihres Bestehens bis zum Kriege, ja bis über den Krieg hinaus der Gustav-Adolf-Verein auch dieser Gemeinde seine hilfreiche Hand gereicht hat. — Daß bei diesem Aufbau der Gemeinde auch Einzelzüge hervorgetreten sind, die das höchste Interesse erregen würden, wenn uns der Raum noch geboten wäre, sie zu zeichnen, braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden; Einzelzüge des Kampfes mit der katholischen Kirche, der die Entfaltung der deutschen Ketzerkirche als ein Angriff galt, sowie Einzelzüge des Ringens mit widerstrebenden Deutschen selbst und ihrer Ueberwindung; Einzelzüge rührender Opferwilligkeit, sowie Einzelzüge herrlichsten Wiedererwachens schlafenden Glaubenslebens; Einzelzüge kraftvoller Thaten, wie ergebenen Duldens. Wahrlich, solch eine Sammlung und solch ein Aufbau evangelischen Gemeindelebens in der Fremde ist ein Werk, dessen nicht bloß wir uns zu freuen haben, dessen sich die Engel im Himmel freuen werden, denn die Gleichnisse vom verlornen Schaf und vom verlornen Groschen finden darin ihre Verwirklichung. Amen.

38.

Ein Streifzug durch das protestantische Italien.

Von Prof. D. **Leopold Witte** in Schul-Pforta.

Joh. 20, 19—23: Am Abend aber desselben Sabbaths, da die Jünger versammelt und die Thüren verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten ein und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er das sagte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen. Da sprach Jesus abermal zu ihnen: Friede sei mit euch! Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Und da er das sagte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmet hin den heiligen Geist; welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

Ich bitte die lieben Gustav-Adolf-Freunde, mich auf meiner letzten Reise nach Italien, dem Lande der deutschen Sehnsucht, im Geiste zu begleiten.

Es war ein wonniger, warmer, fast heißer Sonntag Quasimodogeniti. Am Abende zuvor, am 7. April, war ich vom Brenner mit seinen gewaltigen, noch ganz von tiefem Schnee bedeckten Felsenmassen in den blühenden Frühling Italiens hinab und bei dunkler Nacht noch in die stolze Etschfestung Verona hineingefahren, seit langer Zeit ein Hauptbollwerk des zähesten Papismus in Oberitalien. Am Sonntagmorgen standen auf den Straßen in einzelnen Gruppen mit ihren gebräunten Gesichtern und blitzenden, klugen Augen die schlanken Gestalten der Männer und Jünglinge, die sich anschickten zur Messe zu gehen; und in die Kirche wallten schwarz verschleierte Frauen mit den ersten Frühlingsblumen und dem Gebetbuche in der Hand. Meine wiederholten Fragen nach der protestantischen Kapelle, die ich bald an Vornehme, bald an Geringe richtete, wurden jedesmal mit verwundertem Achselzucken beantwortet. Endlich gab mir — ein Polizeidiener Bescheid; und nach langem Suchen stand ich in einer stillen, wenig belebten Straße vor einem schmucklosen Privathause, an welchem mir über einem goldnen Leuchter auf der geöffneten Bibel und unter sieben Sternen die Worte entgegenstrahlten: Lux lucet in tenebris, das Licht scheinet in der Finsternis. Es ist dies der uralte Wahlspruch der Waldenser, jener gesegneten Bibelchristen aus dem 12. Jahrhundert, welche in der Lehre der Reformatoren von der freien Gnade Gottes in Christo das alte Evangelium ihres eignen Bekenntnisses wiedererkannten, sich der protestantischen Kirche anschlossen, durch drei blutige Jahrhunderte hindurch trotz aller Verfolgungen den Glauben der Apostel bis auf die Neuzeit für Italien gerettet und nun seit über 40 Jahren im ganzen Lande furchtlos und treu verkündigt haben.

Allmählich sammelte sich eine kleine Schar von Männern und Frauen und hörte der Predigt des Waldensergeistlichen Lissolo andächtig zu, der über die Kraft der Auferstehung Christi zum geduldigen Tragen des Kreuzes redete. Nach dem Gottesdienste stellte ich mich dem Prediger vor und ließ mir in seinem Hause von der kleinen Gemeinde Veronas erzählen. Die Mitteilungen lauteten nicht gerade ermutigend. Wenn auch der evangelische Gottesdienst in Italien jetzt gesetzlich erlaubt ist, so hat doch die päpstliche Kirche, die in der italienischen Verfassung noch immer als die „Religion des Staates“ bezeichnet wird, Mittel genug in der Hand, um den Evangelischen das Leben sauer zu machen. Und in Verona, der Stadt eines fanatischen Erzbischofs und Kardinals, sind Beweise genug dafür gegeben worden. Ohne Spott und Hohn von seiten der bigotten Bevölkerung erfolgt kein Uebertritt zur protestantischen Kirche. Der Handwerker verliert seine Arbeit, der Kaufmann seine Kunden, der Beamte wohl gar seinen Posten, sobald es verlautet, er sei der römischen Kirche abtrünnig geworden. Und auf allen katholischen Kanzeln Veronas wie der meisten italienischen Städte wird der Glaube unsrer Kirche als Gottlosigkeit und Teufelslehre gebrandmarkt.

Voll wehmütiger Trauer über das Gehörte wandelte ich gegen Abend durch die Stadt nach dem weltberühmten Garten der Grafen

Giusti mit seinen herrlichen alten Cypressen und Lorbeerbäumen. Er zieht sich an der Berglehne hoch empor bis zur Stadtmauer und gewährt einen entzückenden Ueberblick über ganz Verona mit seinen zahllosen Türmen und Kirchendächern. Auf ein stilles, epheuumranktes Plätzchen auf der obersten Höhe mitten unter den Lorbeer- und Lebensbäumen und blühendem Flieder zog ich mich zurück und setzte mich auf einen behauenen Marmorblock, vielleicht ein Stück von einem alten heidnischen Tempel des schon zur Römerzeit mächtigen Verona.

Zu meinen Füßen lag im Abendsonnenglanze die summende und rauschende Stadt. Unablässig läutete es mit den Glocken der vielen Kirchen, bald hier, bald da. Hinter der Stadtmauer spielten lärmende und schreiende Kinderhaufen. Hier aber war's still. Nur ab und zu huschten goldgrüne Eidechsen verwundert an mir vorüber ins Gebüsch, und die Nachtigall zog ihre langen Töne im Dickicht des dunklen Laubes.

Trotz all der landschaftlichen Herrlichkeit, die sich vor mir ausbreitete, konnte ich den wehen Eindruck nicht wieder los werden, den ich von den Erzählungen des evangelischen Bruders empfangen hatte. Da nahm ich mein neues Testament hervor und schlug das Evangelium des Sonntags Quasimodogeneti auf, mit dem mein Bericht beginnt.

Wie paßte das hinein in meine Gedanken und Empfindungen! Auch damals, zu Jesu Zeit, nur eine Handvoll Jünger beisammen, noch hinter verschlossenen Thüren, aus Furcht vor den Juden. Aber Jesus tritt mitten hinein und ruft sein allmächtiges: Friede sei mit euch; zeigt seine Hände und die Wunde in der Seite, die uns den Frieden gegeben, Christi Frieden gelassen haben. Und die Wenigen sendet er aus und haucht sie an mit seinem Geist. Und die geistgetauften Jünger werden Apostel und bringen das Evangelium von der Vergebung der Sünden aller Kreatur, legen ein Volk nach dem andern dem Friedefürsten zu Füßen, daß sie ihm huldigen und vom eignen Werke ablassen, damit er sein Werk in ihnen treibe. Welch eine Verheißung lag darin auch für die kleine Schar derer, die nicht annehmen wollen das Zeichen der großen Zauberin Rom und mit dem Lichte des Wortes Gottes hineinleuchten in die Finsternis des natürlichen Herzens, das in der Religion Roms einen so mächtigen Rückhalt findet!

Aus Furcht vor den Juden versteckten sich die noch nicht pfingstlich angethanen Jünger. Fast kann man's ja auch ein neues Judentum nennen, was die römischen Christen in ihrer Kirche aufgerichtet haben. Ein auserwählter Priesterstand, der allein den Menschen mit Gott versöhnt. Ein tägliches Opfer für die Sünden des Volkes in der Messe, als hätte Christus nicht mit dem einen Opfer von Golgatha in Ewigkeit vollendet, die dadurch geheiligt werden. An der Spitze aller ein unfehlbarer Hoherpriester, der das göttliche Licht und Recht in der Brust tragen will, wie der Hohepriester Israels im Brustschild Aarons, nur ohne Auftrag und Verheißung. Eine weite, breite Masse

von „Laien“, welche die äußern Werke des katholischen Gottesdienstes mitmachen, unter ihnen vielleicht auch aufrichtige Pharisäer wie Saulus, die in heiligem Eifer für das Haus Gottes brennen und manchmal hindurchdringen zur Wahrheit des Evangeliums, wenn ihr Damaskus kommt; — in Italien aber doch viel, viel mehr gleichgültiger Sadducäer, die an nichts mehr glauben, weder Auferstehung, noch Engel, noch Geist, aber doch bitterböse werden, wenn Umkehr und Buße von ihnen gefordert wird. Den Protestanten gegenüber sind diese Leute viel zorniger und unduldsamer, als gegen die Glieder ihrer eignen Kirche. Denn Rom läßt sie in Frieden, wenn sie nur ihre Osterkommunion abmachen; die evangelische Predigt aber treibt unerbittlich das Eine, was not ist: umkehren und werden wie die Kinder und alle eigne Ehre versenken in die Gnade und Barmherzigkeit Gottes.

Auch Lissolos eigne Geschichte, wie er sie mir später erzählte, giebt für das Gesagte einen lebendigen Beweis. Der Mann stammt nicht von den Waldensern. Aus der Umgegend von Ivrea in der Provinz Turin ist er gebürtig. Von seinem Vater, einem Advokaten, und seiner Mutter, einer überaus eifrigen Katholikin, wurde er frühzeitig für den Priesterstand bestimmt. Im Institut für die katholischen Missionen zu Genua hört der junge Student im kirchengeschichtlichen Kolleg einst eine Aeußerung seines Professors, die ihn stutzig macht: „Leider ist die Kirche nicht im stande, den Protestanten gegenüber den vollgültigen Beweis zu liefern, daß Petrus jemals in Rom gewesen ist.“ Der junge Mann darf die von dem Katholiken Martini übersetzte und mit Anmerkungen versehene Bibel lesen. Da stoßen ihm wiederholt Stellen auf, welche mit den Lehren und Ueberlieferungen seiner Kirche in offenbarem Widerspruche stehen. In der Beichte werden ihm derartige Anstöße wohl als satanische Anfechtungen bezeichnet; aber es gelingt dem grübelnden Forscher nicht, über sie hinwegzukommen. Noch schwankender machen ihn zwei Bücher des katholischen Philosophen Gioberti, die er einmal auf der Eisenbahn gekauft hat und im Konvent unter seinem Kopfkissen versteckt hält: „Die Reform der katholischen Kirche“ und „Der moderne Jesuit“. Zur Entscheidung aber bringt seinen Bruch mit Rom ein junger Elsasser, Wenziger, der Sohn eines ehrwürdigen evangelischen Geistlichen aus Kolmar. Der junge Mensch hatte nach dem Tode seines Vaters ein sittenloses Leben geführt, war katholisch geworden und nach Genua geschickt, um dort, wie Lissolo, in die Mission gegen die Protestanten eingeführt zu werden. Begierig fragt ihn der Zweifelnde: „Was hat dich zum Uebertritte bewogen?“ „Nichts von Bedeutung,“ lautet die kühle Antwort. „Nicht der Glaube an die katholische Lehre?“ „Das ist alles Thorheit!“ Dennoch studieren die beiden miteinander eifrig das neue Testament, und der zum Katholicismus übergetretene Protestant bringt durch seine aus dem Heimatshause ihm noch anhangenden evangelischen Erinnerungen endlich unabsichtlich den katholisch Erzogenen zur Entscheidung. Die innern Kämpfe und Seelenqualen hatten Lissolo ernstlich erkranken lassen. Er bittet um

Urlaub zur Erholung und erhält ihn. Kaum genesen, eilt er nach Turin und sucht den ehrwürdigen Waldensergeistlichen Jean Pierre Meille auf. Im Zwiegespräche mit ihm über die Unterscheidungslehren findet er kein Licht. Am Abend aber, im schlichten Gemeindegottesdienst, fällt's ihm wie Schuppen von den Augen: Christus selbst ist der alleinige Mittler und braucht keinen Fürsprecher und nimmt jeden an, der kommt, zur Vergebung und zur Gerechtigkeit. Lissolo schreibt seinen Vorgesetzten in Genua den Scheidebrief und wird nach mehrwöchentlichem Unterricht ein Glied der evangelischen Kirche. In London zuerst von den Methodisten für die italienischen Matrosen auf der Themse beschäftigt, kehrte er später in seine Heimat zurück und wirkt seit 1875 im Dienste der Waldenser, zuerst zu Verona, gegenwärtig als einer der gesegnetsten Zeugen auf Sicilien in Catania.

Verona aber hat Lissolo nicht verlassen, ohne zuvor seiner Gemeinde eine schönere und würdigere Kultusstätte zu verschaffen, deren Erwerb durch die Waldenser bei den Ultramontanen der Stadt, ja des Landes eine Zeitlang schäumende Wellen der Entrüstung aufwarf.

In der Via Duomo, ganz nahe bei der stolzen katholischen Kathedrale, steht ein uraltes kleines Kirchlein, das in der Sagengeschichte Veronas eine gewisse Rolle spielt. Der Historiograph der Stadt, Ludovico Marcardo, erzählt die Legende folgendermaßen. Im Jahre 755 herrschte in Verona, zufolge einer mehrmonatlichen Dürre und Regenlosigkeit, eine erschreckliche Hungersnot. Dem damaligen Bischof Hanno und seiner frommen Schwester Maria ging das allgemeine Elend tief zu Herzen, und sie ließen nicht ab, Gott anzurufen, daß er Regen senden und dem Jammer ein Ende machen möchte. Endlich erhielten sie die Antwort, es würde regnen, sobald die Gebeine zweier Veroneser Märtyrer: Firmus und Rusticus wieder in die Stadt zurück gebracht wären. Hanno übertrug einer Anzahl von Bürgern die Nachforschungen, wohin die heiligen Gebeine gekommen wären. Und siehe, es gelang, ausfindig zu machen, daß die Stadt Capo d'Istria jenseits des Meeres den für Verona so bedeutungsvollen Schatz besäße. Allein Capo d'Istria weigerte sich, die Gebeine herauszugeben. Auf Diebstahl der Reliquien, den man sonst im Mittelalter mit frohem Mute tausendfach ohne Gewissensskrupel betrieb, wollten sich die Veroneser nicht einlassen. Da erklärte sich Capo d'Istria zum Verkaufe bereit — aber mit Gold aufgewogen wollte es die teuren Leiber haben. Die Schwester des Bischofs, Maria, stellte sich nun an die Spitze einer Sammlung von Gold und Kleinodien unter den Frauen der Stadt, und bald hatte man einen solchen Reichtum edlen Metalles beisammen, daß damit ein Schiff beladen und die Reise nach Capo d'Istria etschabwärts angetreten werden konnte. Maria selbst nahm an der wichtigen Fahrt teil. Als nun drüben das Geschäft begann, und die kostbaren Leichen verwogen wurden, fügte es Gott, wie die Legende treuherzig erzählt, daß die heiligen Knochen sich als federleicht erwiesen; eine Handvoll des mitgebrachten Goldes genügte, um ihr Gewicht zu erreichen. Voller Dankes

gegen die freundliche Fügung packten die Veroneser ihre Heiligen auf das Schiff und traten den Rückweg an. Aber die Bürger Capo d'Istrias erholten sich endlich von ihrem Schrecken über die Kargheit des gezahlten Preises, welche sie auf teuflischen Verrat zurückführten. Sie setzten dem Schiffe mit der leichtfertig verhandelten Beute nach, um sich an den Räubern zu rächen. Schon sah man die beiden Fahrzeuge in verhängnisvoller Nähe; da betete Maria inbrünstig, und alsbald legte sich ein dichter Nebel aufs Meer, der die Verfolger von ihrem Unternehmen zurückhielt. Ohne weitere Gefahr wurde die Vaterstadt erreicht. Die ganze Einwohnerschaft, an der Spitze Bischof Hanno und die Geistlichkeit, empfingen jubelnd und hymnensingend das glückliche Schiff. Und kaum berührten die heiligen Reliquien der Märtyrer den heimischen Boden, so öffneten sich die Schleusen des Himmels, und der erquickendste Regen ergoß sich stundenlang über das dürstende Land. Weil aber Maria durch die gesegnete Fahrt das Volk getröstet hatte, nannte man sie fortan Maria la Consolatrice, die Trösterin; und unter diesem Namen wurde sie später in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Sie lebte noch drei Jahre in Verona; am 1. August 758 rief sie Gott in sein himmlisches Reich, und ihr Bruder Hanno setzte ihre Leiche in der Kirche bei, die er im väterlichen Hause, da, wo Maria gewohnt hatte, aufbaute und die nun nach ihr Santa Maria Consolatrice hieß. — Die kleine Kirche war längst außer gottesdienstlichen Gebrauch gekommen. Ein Jude hatte sie gekauft und zu einem Warenmagazin gemacht. Diese Verwendung kränkte die Katholiken nicht im mindesten. Da aber gelang es Lissolo, für den bescheidenen Preis von 6000 Lire das kleine Gebäude im vornehmsten Teile der Stadt zu kaufen. Die Mietslokale für ihren Gottesdienst waren den Waldensern immer aufs neue gekündigt worden; nun hatten sie einen eignen Besitz. Kaum aber verlautete etwas von dem Kaufe in der Oeffentlichkeit, als ein Sturm der Entrüstung im ultramontanen Lager losbrach. Man setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um das Geschäft rückgängig zu machen; man bot dem Juden das Zwei- und Dreifache des von den Waldensern gezahlten Preises. Allein alles war vergeblich; Lissolo hatte sich wohl gesichert und alles gerichtlich gemacht. Am Epiphaniastage 1880 wurde die neu ausgebaute und schön geschmückte kleine Kirche Santa Maria Consolatrice durch feierlichen Gottesdienst ihrem neuen Gebrauche übergeben. Lissolo predigte über Eph. 2, 9: „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.“ Die Klerikalen aber rächten sich, indem sie mit Schmähartikeln in ihrer Presse gegen die Waldenser wüteten. „Das heilige Epiphaniasfest,“ hieß es in einem dieser Ergüsse, „ist in diesem Jahre entweiht worden durch die Eröffnung einer evangelischen Kirche, welche in der unmittelbaren Nachbarschaft der Kathedrale liegt. Unsre Stadt, die den Ehrennamen ‚die Gläubige‘ trägt, hat dem Irrtum, der Ketzerei, der

Lästerung ihre Thore geöffnet. Mit teuflischer Bosheit wählte man den Tag, an welchem Jesus sich den Weisen durch den Wunderstern offenbarte und sie einlud, in die Grotte von Bethlehem zu treten und den König der Juden und der Heiden anzubeten. Nun haben die Evangelischen die Kinder der heiligen Kirche zum Eintritt in eine Sekte eingeladen, die vom Weinstocke abgetrennt und von Gott und der Kirche verdammt ist." Dann wurde erzählt, daß die Frommen der Stadt an jenem unseligen 6. Januar eine feierliche Prozession zu den Gebeinen des heiligen Zeno angestellt hätten, um seinen Schutz gegen die höllische Sekte und die verheerende Pest des Protestantismus anzuflehen. Der heilige Zeno aber hatte nicht geholfen. Die klerikalen Blätter klagten empört: „Wie dürft ihr wagen, die ihr so nahe am Dom einen Lehrstuhl der Pest aufgerichtet habt, die Andächtigen, welche die heilige Maria del popolo anbeten wollen, auf ihrem Wege in euer Netz zu ziehen? Warum verhindert ihr durch eure Lieder und Gesänge, daß die Katholiken in den Dom gehen, und ziehet sie zu euch?"

Das sind einige Proben von dem Tone, in welchem die ultramontane Presse Italiens über die Evangelischen spricht.

Doch es wird Zeit, daß wir das immerhin unbedeutendere Vorwerk des Protestantismus in Italien, Verona, verlassen und uns zu den wichtigeren Centren der Bewegung hinwenden. Als solches kann keine norditalienische Stadt gelten. Wohl steht in Turin die erste evangelische Kirche, welche die Waldenser außerhalb ihrer Thäler schon vor mehr als 40 Jahren errichten durften. Wohl sind Turin und Genua, sowie die umliegenden Städte und Dörfer die ältesten Felder für die Evangelisationsarbeit der Waldenserkirche und der seit 1854 von ihr abgetrennten „Freien Kirche" gewesen, eines Desanctis, eines Mazzarella, eines Geymonat, eines Meille. Denn Piemont war ja das einzige Land Italiens, dessen Herrscherhaus trotz seines jahrhundertelang bewiesenen Ultramontanismus bei der Reaktion gegen die niedergeworfene Revolution die in der Verfassung beschworene Gewissens- und Religionsfreiheit bestehen ließ; eine unter den damaligen Fürsten Italiens so unerhörte Loyalität, daß sie dem Könige Victor Emanuel den Namen re galantuomo, König Ehrenmann, eintrug. Aber Mittelpunkte der protestantischen Kirche Italiens sind Turin und Genua ebenso wenig, wie Mailand und Venedig, trotzdem, daß auch in jener Stadt eine große, ehemals katholische Kirche, die lange als Theater benutzt worden, San Simone, von der chiesa libera erworben werden konnte, und in Venedig eine deutsche evangelische Gemeinde bis ins Reformationszeitalter hinauf bestanden hat. Sind doch alle diese deutschen Gemeinden Italiens, deren es außer in Venedig noch eine in Livorno, seit dem 17. Jahrhundert, und aus neuerer Zeit in Rom, Florenz, Neapel, Bergamo, Mailand, Genua, Messina und Bari zum Teil recht umfangreiche giebt, vor Menschenaugen wenigstens keineswegs ein Salz gewesen, das in der katholischen Umgebung irgendwie seine Wirksamkeit erwiesen hätte. — Als die eigentlichen Herde des italienischen

Protestantismus sind vielmehr Florenz und Rom zu bezeichnen, wohin wir nun unsre Schritte wenden wollen.

Florenz zunächst ist klassischer Märtyrerboden für die junge evangelische Kirche Italiens. Der Großherzog Leopold II. von Toskana hatte zwar auch in der am 17. Februar 1848 gegebenen Konstitution klar und deutlich im 2. Artikel verkündigt: daß alle Bürger, welchen Kultus sie auch ausüben, vor dem Gesetze gleich sein sollten. Und sofort schickte die oberste Kirchenbehörde der Waldenser, la Table Vaudoise, zwei ihrer tüchtigsten Geistlichen, Barthélemy Malan und Paul Geymonat, nach Florenz, welche in der deutsch-schweizerischen Kapelle im Verein mit dem an derselben angestellten Prediger Colomb auch den Italienern das Evangelium fleißig und nicht ohne Erfolg anboten. Aber die Reaktion war nirgends rücksichtsloser als in Toskana. Als Leopold II. nach kurzem Exil am 27. Juli 1849 mit österreichischen Truppen in Florenz wieder einzog, erklärte er, daß er fest entschlossen sei, den üppig aufgewucherten Protestantismus mit Stumpf und Stil auszurotten. Und so lange er wirken konnte, hat er bekanntlich Wort gehalten. Malan und Geymonat wurden ausgewiesen, letzterer mit Ketten an Händen und Füßen neben einem verhafteten Diebe wie ein Verbrecher an die piemontesische Grenze transportiert. Der Träger eines der ältesten und berühmtesten toskanischen Namen, Graf Guicciardini, der fleißig die evangelische Kirche besucht hatte, flüchtete ins Ausland; zahlreiche andre Florentiner wurden als Bibelleser zu Galeerenstrafe verurteilt. Am 16. November 1852 erschien eine Verordnung: „Die Todesstrafe ist im ganzen großherzoglichen Gebiete bis auf weiteres wieder hergestellt für die Verbrechen öffentlicher Gewaltthat gegen die Regierung und gegen die Religion.“ Die damals vielgenannten Eheleute Madiai erhielten langjährige Zuchthausstrafe, weil sie der Gottlosigkeit, der empietà, verdächtigt und überwiesen sein sollten, d. h. weil sie ihren evangelischen Glauben treu, aber nach keiner Seite hin beleidigend oder angreifend bekannt hatten. Erst die Drohungen Englands, den diplomatischen Verkehr mit Toskana abzubrechen, — ein eigenhändiger Brief König Friedrich Wilhelm IV. an den Großherzog, sowie eine Deputation der evangelischen Allianz aus Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz waren vergeblich gewesen — bewirkten endlich eine Milderung des Geschickes der schon in den Kerkern dahinsiechenden Madiai: sie wurden zur lebenslänglichen Verbannung verurteilt. Das geschah am 15. März 1853. Sechs Jahre später, am 27. April 1859, verließ der Großherzog von Toskana mit seiner ganzen Familie, unter dem Sturm der italienischen Einheitskämpfe auf Nimmerwiedersehen Stadt und Staat, und in demselben Jahre kehrten Francesco und Rosa Madiai nach Florenz zurück, wo der eine 1862 in Frieden starb, die andre aber noch 12 Jahre lang in der evangelischen Gemeinde als eine „allverehrte Mutter in Israel“ lebte und auch Rom, den Herd aller Feindschaft gegen den Protestantismus, für die verhaßte Predigt des evangelischen Glaubens gewaltsam eröffnet

sehen durfte. Sie starb am 28. März 1871 unter den Worten: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, ja auch die Seele und den Leib, — den vielgemarterten, alles!“

Daß nach der Vertreibung des Großherzogs im Gefolge der piemontesischen Herrschaft auch die Boten der evangelischen Heilsverkündigung nach Florenz zurückkehrten, versteht sich von selbst. Geymonat war einer der ersten, welcher die unter so schmerzlichen Umständen einst verlassene Arbeit wieder aufnahm. Im Jahre 1860 faßte die Waldenserkirche den kühnen und hochherzigen Entschluß, ihre alte theologische Fakultät, in welcher alle ihre Geistlichen die Vorbildung fürs Amt erhalten, aus Torre Pellice in den Thälern, nach Florenz, der neuen Residenz des geeinigten Italiens, zu verlegen. Professoren und Studenten siedelten nach der schönen Arnostadt über, während gleichzeitig die schon bestehenden kleinen Gemeinden in Livorno, Pisa, Siena, Lucca, auch drei Städte auf der Insel Elba, wohin Seeleute auf ihren Fahrten nach Genua die Bibel mitgebracht hatten, ständige Geistliche erhielten. In den Waldensern war der ganze alte Zeugengeist wieder aufgewacht, und mit rastlosem Eifer ergossen sich aus den Thälern alle entbehrlichen geistlichen Kräfte über die der religiösen Freiheit erkämpfte Halbinsel, auf welcher nur ein kleiner Rest des früheren Kirchenstaates und Venetien der piemontesischen Krone noch nicht unterworfen waren. Die Professoren an der theologischen Fakultät in Florenz könnten Zierden auch unsrer Hochschulen genannt werden. Geymonat, Revel, später Desanctis und Comba stehen auf der Höhe der Wissenschaft. Die jahrelang von ihnen herausgegebene wissenschaftliche Monatsschrift „Rivista Cristiana“ enthält eine Fülle von wertvollen Schätzen aus dem Reformationszeitalter, welches sie aus den reichen Bibliotheken Italiens hervorgezogen und durch korrekten Neudruck der Gegenwart wiederschenkten. Die Studenten bildeten einen Jünglingsverein und halfen in der Armen- und Krankenpflege. Während Revel und Desanctis bereits heimgegangen sind, steht der greise Geymonat und neben ihm der Verfasser einer vorzüglichen Reformationsgeschichte Italiens Emilio Comba noch immer in der alten regen Arbeit.

Comba lernte ich auf einer Reise 1877 in Florenz persönlich kennen. Er ist nicht nur ein Mann der Wissenschaft, sondern auch der beherzten That und des kühnen Wortes. Aus seinem eignen Munde erfuhr ich ein Erlebnis aus seiner früheren Thätigkeit, das für die Stellung der Protestanten in Italien überhaupt charakteristisch ist. Er war 1866 als jung verheirateter „Evangelist“ in Brescia angestellt, welches Oesterreich mit der Lombardei im Frieden von Villafranca vor sieben Jahren an Piemont abgetreten hatte. Während der Fastenzeit war in St. Nazaro von einem fanatischen Mönche Raffaele aus Faenza gegen die Protestanten gepredigt und die Ausrottung der verfluchten Sekte jedem rechtgläubigen Christen zur Pflicht gemacht worden. Drohende Inschriften an den Wohnhäusern und dem Betsaal der Evangelischen bezeugten, daß das Wort gewirkt hatte. Wenige Wochen vor

her, am 19. März 1866, waren die Greuelthaten von Barletta im Königreiche Neapel geschehen, jener berüchtigte Massenmord unter den Protestanten von seiten der durch einen Kapuzinermönch und einen Priester aufgehetzten Massen, bei dem 13 totgeschlagen oder ins Feuer geworfen, viele verwundet und ganze Häuser niedergebrannt worden waren. Am 12. April, so lautete die allgemeine Rede, sollten in Brescia die Ereignisse von Barletta sich wiederholen. Der Präfekt traf seine Maßregeln. Das 29. und 30. Regiment wurden in den Kasernen konsigniert, die Wachen verdoppelt, Comba vorgefordert und von dem besorgten Beamten beschworen, an diesem Abende keinen Gottesdienst zu halten. „Herr Präfekt," lautete die Antwort, „die Brescianer sollen sehen, was wahre Freiheit heißt; ich gehe, wohin mein Amt mich ruft." Am Abend wogt es auf den Straßen hin und her. Die Fleischer, mit ihren Hackebeilen in der Hand, rufen laut: „Wo ist der protestantische Lügenprediger, er soll uns kennen lernen!" Signor Comba, seine junge Frau am Arme, die ihn in der drohenden Gefahr nicht allein lassen will, geht langsam in der Straße nach dem Betsaal. Niemand vermutet in dem großen, breitschultrigen Manne im schwarzen Vollbart den evangelischen Geistlichen. Auf dem Fuße hinter ihm folgt, von ihm weder gekannt noch beachtet, mit mehreren Freunden ein italienischer Arzt, von welchem er am folgenden Morgen ein Billet erhält: „Mein Herr! Sie kennen mich nicht, ich aber habe Sie am gestrigen Abend kennen gelernt. Meine Freunde und ich, wir hatten uns verbunden, Sie zu schützen und die Schande eines Barlettaner Mordes von unsrer Stadt abzuwenden. Ihre Kühnheit und Unerschrockenheit ist eine Frucht Ihres Glaubens. Gestatten Sie mir, Ihnen meine aufrichtige Verehrung auszusprechen." Im Betsaale steht es Kopf an Kopf. Aber kaum sind die Thüren geschlossen, so wird von den Bersaglieren der Vorplatz geräumt, und der Gottesdienst beginnt. Comba hatte sich seinen Text gewählt; aber nach den aufregenden Scenen auf der Straße nimmt er das Wort des Herrn an Petrus: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen." Nach dem Schlusse der Feier wird von dem Präfekten, welcher selbst dem Gottesdienste beigewohnt hatte, die Vorsicht gebraucht, alle Besucher durch die Hinterthüre einzeln hinaustreten und still heimgehen zu lassen. Das blutige Vorhaben war vereitelt.

Wenige Tage darauf findet die Beerdigung eines Protestanten statt. Vor dem Trauerhause stehen Tausende mit drohender Miene. Kaum erscheint die Bahre, so fliegen schwere Steine gegen die Träger und den Toten. Comba tritt aus dem Hause, spricht den Trägern Mut zu, und es geht hinaus nach dem Kirchhof. Auch hier haben sich zahllose Scharen versammelt; aber keine Uniform, keine Polizei läßt sich sehen. Da tritt ein Mann in Civil an Comba heran; er erkennt ihn, es ist der Kommandeur der Gensdarmen. „Wir sind alle hier," flüstert dieser ihm zu, fürchten Sie sich nicht, und geben Sie's ihnen ordentlich!" (Date loro sulle spalle!) Da hebt Comba nach Schrift-

verlesung und Gebet an: „Ihr Männer von Brescia! Als ich ein Kind war, tönte der Name Brescia süß in meinem Ohre. Brescia stand an der Spitze im Kampfe um die Freiheit und wurde gepriesen überall, wo man Italiens Freiheit liebt. Es träumte mir damals nicht, daß ich in diesen Tagen selbst die schmerzliche Erfahrung machen würde, wie wenig Brescia die wahre Freiheit kennt. Oder ist das Liebe zur Freiheit, daß ihr noch die Toten verfolgt, weil sie nach ihrem Gewissen und dem Worte der Schrift Gott angebetet haben? Ist das Freiheit, daß ihr die Lebenden morden wollt, nur weil sie evangelisch sind und nicht mit euch in euern Kirchen ihre Gottesdienste feiern?" Da hört er's halblaut durch die Reihen gehen: dice bene, er hat recht; und der Sieg ist gewonnen, der Weg an die Herzen gebahnt. Und nun verkündet er einer lautlos horchenden Menge das Evangelium von der Erlösung derer, die Gebundene Jesu Christi sind.

Neben den Waldensern, welche in dem großen Florenz zwei evangelische Gemeinden pastorieren, im Palazzo Salviati und in Santa Elisabetta, dem ehemaligen Oratorium eines Nonnenklosters, arbeitet die von den Waldensern ausgegangene Freie Kirche, die sich seit dem Jahre 1890 die chiesa cristiana d'Italia nennt. Es gelang ihr im Jahre 1873 in der belebtesten Gegend der Stadt, in Via de'Benci, eine uralte katholische Kirche, San Jacopo tra' Fossi, zu erwerben, welche alle Bedürfnisse der Gemeinde ausgiebig befriedigt. Neben der schönen großen Kapelle im Erdgeschoß befindet sich der Buchladen mit Bibeln, Traktaten und größeren Schriften, sowie die Niederlage des Piccolo Messaggiere, des monatlich erscheinenden Organs der Freien Kirche Italiens. Sodann schließen sich in hohen, gesunden Räumen die Schulklassen für gegen 200 Kinder unter 5 Lehrern an, welche letzteren mit dem Evangelisten, dem Depotverwalter und andern Agenten in den 28 Zimmern des zweiten und dritten Stockwerks ihre Wohnung gefunden haben. Die Schulthätigkeit der Freien Kirche genießt in Florenz ein solches Ansehen, daß das Municipium einen jährlichen Zuschuß von 1000 Lire zahlt, und der Oberbürgermeister der Stadt wiederholt bei den öffentlichen Prüfungen erschienen ist; wie denn durchweg die protestantischen Schulen Italiens in großer Blüte stehen und eine bedeutungsvolle Aufgabe erfüllen. Ihre Leiter sind schon mehrere Male von den Staatsbehörden zu Kreisschulinspektoren ernannt und zur Revision auch der öffentlichen Schulen berufen worden.

Auch die Methodisten, wesleyanische und bischöfliche, sind von England und Amerika nach Italien gekommen und verrichten dort in vollem Frieden und in stiller Arbeit ein entschieden gesegnetes Werk. Die von ihrem Stifter John Wesley von Anfang an ihnen aufgeprägte Eigentümlichkeit, ihr großes Organisationstalent, das auch ihre erbittertsten Gegner ihnen nicht abstreiten können, bewährt sich ganz besonders in Italien. Die in der Weise der Brüdergemeinden abgegrenzten kleineren „Gesellschaften" in einer Parochie; die meist aus zwölf Personen zusammengesetzten „Klassen", welche unter einem „Klassen-

führer“ in wöchentlichen Versammlungen ihren Seelenzustand besprechen; die Zusammenfassung solcher Klassen zu einem „Bezirk“; die Verwendung von Laienpredigern am Orte neben den eigentlichen Geistlichen oder Reisepredigern, die alle Gesellschaften in bestimmter Reihenfolge besuchen müssen, und von denen einer als der „Superintendent“ des ganzen Bezirks die Oberleitung führt, das alles fand bei den Italienern, die auf religiösem Gebiete von der alten Kirche zu so völliger Inaktivität verurteilt sind, warmen Anklang. Unter Leitung der Methodisten steht das von Salvatore Ferretti, einem der frühesten Protestanten Italiens, gegründete und lange Jahre geleitete Waisenhaus zu Florenz. Ferretti, ein früherer Mönch, hatte noch im Klosterrock von dem schweizerischen Prediger Demole in Florenz ein neues Testament erhalten, das ihm die Wahrheit brachte. Er entfloh aus dem Kloster und ging erst nach der Schweiz, dann nach London. Dort sah er mit tiefem Schmerze die vielen verkommenen Italiener auf den Straßen, die mit Drehorgeln oder Murmeltieren umherzogen, und, wenn sie starben, ihre Familien im bittersten Elende zurückließen. Er mietete ein Haus und nahm arme italienische Waisenmädchen zu christlicher Erziehung darin auf. Nach zehn Jahren öffnete sich auch ihm wieder Toskana, und er entschloß sich, mit seiner ganzen Anstalt nach Florenz überzusiedeln. Dort weiteten sich ihm die Ziele; auch die Töchter verstorbener Evangelisten, sowie Mädchen aus ärmeren fremden Familien, die in Italien wohnen wollen, nahm er auf und bildete sie für den Bonnen- und Erzieherinnenberuf aus. Die Anstalt besteht noch jetzt nach seinem Tode in Segen und hat schon manchem armen Kinde eine Heimat geboten und einen Lebensberuf verschafft.

Ein andrer bekehrter Katholik, dessen Name in Italien mit hohen Ehren genannt wird, hat eine ähnliche Anstalt für Knaben, eine Art von Rettungshaus in Florenz gegründet, das seine Zöglinge auch über die Kinderzeit hinaus behält und für einen selbständigen Beruf ausbildet. Das ist der Dr. Giuseppe Comandi. Ein katholischer, aber gegen die Religion völlig gleichgültiger Advokat, hatte er eine protestantische Engländerin geheiratet, die nach wenigen Jahren mit dem einzigen ihnen geschenkten Kinde starb. Comandi war trost- und haltlos. Erst die englische Bibel der Verstorbenen, in welcher er zunächst nur im Gedanken an die teure Heimgegangene häufig las, öffnete ihm die Augen und das Herz. Er beschloß, von nun an sein Leben nur dem Dienste des Evangeliums zu weihen. Auf der theologischen Schule der Waldenser ließ er sich gründlicher unterrichten. Dann übernahm er fast ohne eigne Mittel aus den Händen eines gewissen Lepre ein gänzlich herunter gekommenes Asyl für verwahrloste Knaben. Von Grund aus wollte er es organisieren. Die Mittel dazu betete er sich zusammen, wie Aug. Herm. Francke in Halle oder wie Georg Müller in Bristol. Nicht ein einziges Mal hat er eine öffentliche Bitte um Gaben ausgesprochen, und doch ist das Nötige allezeit zur rechten Stunde dagewesen. Vor der Porta alla Croce kaufte er ein großes

Gartengrundstück mit dreistöckigem Gebäude. Schon im zweiten Jahre hatte er 48 Knaben darin. In einem besondern Hause errichtete er Werkstätten für Tischlerei, Holzschnitzerei, Sattlerei, Schneiderei und Schusterei. Er nahm geschickte Meister an, sowie einen Gärtner für den Unterricht im Gartenbau. Die Eltern zahlen ein monatliches Kostgeld von 14—28 Lire; Waisenkinder finden unentgeltliche Aufnahme. Bis zur Meisterprüfung bleiben die Jünglinge in der Anstalt; für verkaufte Arbeiten erhalten sie einen Anteil in ihre Sparkassen. Die Kost ist vorzüglich; fünfmal in der Woche giebt es Fleisch, nach der Sitte des Landes auch täglich Wein. Der Zudrang ist ungeheuer. In diesem „Asilo professionale evangelico" befindet sich auch eine Hauskapelle, und an jedem Sonntagnachmittag wird hier ein katechetischer Gottesdienst abgehalten, der den Raum bis auf den letzten Platz füllt. Väter, Mütter, Freunde und Kinder, meist den ärmeren Volksklassen angehörig, hängen an dem Munde der Redenden und hören von ihren Kindern, die sämtlich katholischen Umgebungen entstammen, die evangelischen Wahrheiten verkündigen. Eine nicht hoch genug anzuschlagende missionierende Wirkung geht von diesem im einfältigsten Kindesglauben unternommenen Werke aus.

Von Florenz eilen wir nun nach Rom, wie sich denken läßt, dem bedeutsamsten Mittelpunkte des italienischen Protestantismus. Bis 1870 gab es in der Residenz des Papstkönigs kein einziges kirchliches Gebäude für evangelischen Gottesdienst. Die Deutschen versammelten sich zu ihren Feiern in einem Zimmer des preußischen Gesandtschaftshotels, Palazzo Caffarelli, die Amerikaner in einer Scheune vor der Porta del popolo; England besaß und besitzt keine diplomatische Vertretung am päpstlichen Hofe. Das Jahr 1870 sollte nach den Plänen des Jesuitismus ein Jahr unerhörter Triumphe für die Kurie und für das ganze papale System werden. An demselben Tage, wo beim Scheine einer hin und her flackernden Kerze unter Donner und Blitz eines über Rom am vollen Mittag sich entladenden Gewitters der greise Pius IX. in der Peterskirche mit zitternder Stimme das Dogma von seiner eignen Unfehlbarkeit ablas, erklärte Frankreich dem protestantischen Preußenkönige den Krieg: das Schwert von Eisen sollte vollenden, was als Geistessieg über das widerstrebende Germanengewissen auf dem Konzil schon wirklich geworden war: die Unterdrückung aller antirömischen Gewalten durch die Vernichtung des Protestantismus als europäischer Großmacht. — Gott hat es anders gewollt. Die zwei frevelhaft leichtsinnigen Kriegserklärungen vom 18. Juli 1870 aus Rom und aus Paris schlugen in beiden Städten die Bresche, durch welche dort die Italiener am 20. September, hier die Deutschen am 1. März des folgenden Jahres einrückten. Und die Bresche an der Porta Pia in Rom war breit genug, daß in die Zwingburg des päpstlichen Absolutismus auch die Freiheit für den verhaßten Protestantismus ihren Einzug halten konnte.

Gleich als nach dem entscheidenden Siege bei Sedan die italienischen Truppen gegen Rom vorrückten, um den von Julius II. einst mit dem

Schwerte für das Papsttum eroberten Kirchenstaate ein Ende zu machen, sandte der Agent der Britischen Bibelgesellschaft in Italien, Mr. Bruce, sechs seiner Kolporteure mit heiligen Schriften zur Armee. Es waren zwei Waldenser, zwei Mitglieder der italienischen freien und zwei der methodistischen Kirche; vier kamen vom Norden, zwei vom Süden. In brüderlicher Eintracht hielten sie zusammen. Als nach dem kurzen blutigen Widerstande am Piusthor die päpstlichen Truppen gewichen waren und der Einzug der Italiener beginnen sollte, drängte sich ein seltsames Fuhrwerk an die Spitze der Kolonne: ein kleiner zweirädriger Karren, von einem mächtigen weißen Hunde gezogen, — der Inhalt des Kastens: die heilige Schrift! Gottes Wort der erste Streiter, dem der Lenker der Weltgeschichte in die alte vom Blute der Heiligen trunkene Roma den Zugang öffnete, damit das Evangelium des Friedens dort wieder eine Heimstätte fände! Im Anfange wußte die von den neuen Verhältnissen überraschte Polizei nicht gleich, wie sie dem Bibelverkaufe gegenüber sich verhalten sollte. Man gestattete ihn ein paar Tage lang. Dann kam ein plötzliches Verbot, wenn auch mit der ausdrücklichen Bemerkung, es handle sich nur um eine vorübergehende Vorsichtsmaßregel; sobald die Lage etwas mehr befestigt wäre, sollte dem Verkaufe der heiligen Schrift nichts mehr im Wege stehen. Da begaben sich die sechs Kolporteure — es war der erste Sonntag nach ihrem Einzuge in Rom — gemeinsam nach dem Kolosseum, dem stummen Zeugen so vieler Siege des christlichen Glaubensmutes. Auf einem der obern Gänge des alten theatrum Flavium, mit dem Blicke auf die Arena und über die Mauern hinweg nach dem stolzen, nun verwaisten Lateran und den leuchtenden Bergen jenseits der wüstegewordenen römischen Campagna setzten sie sich nieder, holten ihre italienischen neuen Testamente hervor und lasen nach einem inbrünstigen Dankgebete für die Fügungen Gottes in der letzten Woche die Reise des Apostels Paulus nach Rom und die Beschreibung seines dortigen Aufenthaltes in der Apostelgeschichte.

Nach und nach sammelten sich nun Evangelisten und Prediger in Rom. Der Präsident des Evangelisationskomitees der Waldenser, Dr. Matteo Prochet, war der erste zur Stelle. Lagomarsino aus Mailand von der Freien Kirche folgte ihm auf dem Fuße. Bald trat auch der gewaltige Exmönch Gavazzi in die Arbeit. Eine theologische Schule wie die zu Florenz für die Waldenser wurde in Rom für die freie Kirche gegründet. Auch Baptisten kamen, englische und amerikanische, zuletzt 1871 die Methodisten in ihren zwei Denominationen. 1872 gab es schon 7 Kultusstätten mit sonntäglichem evangelischen Gottesdienst in italienischer Sprache, 1877 waren es 13, jetzt sind es 15 in allen Gegenden der Stadt, zum Teil einfache Säle und Hallen, zum Teil schöne, glänzende auch von außen sinnvoll geschmückte kirchliche Gebäude. Zahlreiche Schulen wurden errichtet, von einem Amerikaner van Meter fast unter den Fenstern des Vatikan ein ganzes Haus zu diesem Behufe gemietet; in seiner eignen Wohnung nahe der spanischen Treppe eröffnete er auch eine Schule für Töchter aus den vornehmen Klassen, die 1877 51

Zöglinge zählte, darunter 23 über 18 Jahre alt, eine Herzogstochter, eine junge römische Marquise, zwei Gräfinnen, Nichten des Kardinalvikars; — nicht weniger als 516 Tagesschüler und 237 Sonntagsschüler standen auf den Listen van Meters, als ihn die Nachricht traf, sein amerikanisches Komitee müsse aus Mangel an Mitteln die römische Mission aufgeben. Der unermüdliche Amerikaner schrieb, reiste, redete, warb; endlich konnte er sein Werk als ein gesichertes andern italienischen Händen übergeben und kehrte dann in seine transatlantische Heimat zurück. Armenschulen, ein Rettungshaus, Stadtmissionare, Bibelfrauen, eine evangelische Buchhandlung und Druckerei, eine italienische Bibelgesellschaft, Vereine zum Besuch der in den städtischen Krankenhäusern liegenden evangelischen Kranken und dergl. — das alles erwuchs von selbst aus den Bedürfnissen der jungen Gemeinde und dem unermüdlichen Eifer lebendiger Christen, zu helfen.

Zwei eigentümliche Arbeitsfelder möchte ich dem Leser noch vorführen, welche für die Evangelisation in Rom charakteristisch sind. Einmal die evangelische Predigt und Seelsorge unter dem Militär. Sie knüpft sich an den Namen des Korporals Luigi Capellini, Ritter zweier italienischer Orden, die ihm König Humbert speciell für die treue Arbeit in der Armee verliehen hat. Capellini stammt aus Spezia. Seine fromme Mutter brachte nach dem frühen Tode des Vaters den achtjährigen Knaben in eine von Priestern geleitete Erziehungsanstalt. Die zahllosen äußerlichen Andachtsübungen sowie der geistlose Unterricht machten ihm die Religion zuwider. Als ein völliger Freigeist trat er mit 18 Jahren freiwillig in die italienische Armee und ward mit Leib und Seele Soldat. Da geschah es eines Abends, als er durch die Straßen seines Quartierortes Perugia schlenderte, daß er ein paar ausgerissene Druckblätter vor sich auf der Erde liegen sah. Er hob sie auf; es waren Stücke eines zerfetzten neuen Testaments. Beim Schein einer Laterne begann er darin zu lesen und wurde aufs tiefste von dem Inhalt des Gelesenen ergriffen. Die Ohnmacht des natürlichen Herzens und die Siegesgewißheit des bekehrten aus Röm. 7 u. 8 war es, was Capellini so erschütternd geschildert bekam. Der Augenblick entschied für sein Leben. Er verschaffte sich eine vollständige Bibel und wurde bald ein unermüdlicher Zeuge für die Schriftwahrheit unter seinen Kameraden, die ihn wohl erst verspotteten und verlachten, aber doch vor der Heiligkeit seines Ernstes und der Lauterkeit seiner Liebe Respekt bekamen und allmählich seinem Einflusse nachgaben. Als Capellini nach achtjähriger Dienstzeit die Armee verließ, beschloß er der evangelischen Heilsverkündigung unter dem Heere sein ganzes Leben zu weihen. Mit seinem bescheidenen elterlichen Vermögen machte er sich zuerst in Neapel ans Werk. Da er aber merkte, wie viel ihm zu einer regelmäßigen Evangelistenthätigkeit noch fehlte, trat er in ein theologisches Seminar, welches ein Engländer Mr. Piggott in Padua für italienische Jünglinge errichtet hatte. Dort blieb er einige Jahre und begab sich dann 1873 nach Rom, wohin ihm sein Lehrer Piggott bereits voran-

gegangen war. In Rom machte sich Capellini unerschrocken an die Soldaten der bunten, aus ganz Italien zusammengewürfelten Garnison, suchte sie in ihren Kasernen, auf der Engelsburg, in den Kaffee- und Bierhäusern auf, gab ihnen neue Testamente und evangelische Schriften, und konnte schon nach drei Monaten am Gründonnerstage 1873 in einem gemieteten Lokale vor 100 Zuhörern an 25 militärische Kommunikanten durch den englischen Geistlichen Mr. Piggott das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen lassen. Die Gemeinde, die sich fortwährend neubilden muß, steht in schönster Blüte. Capellini beschäftigt noch zwei Mitarbeiter; zur Zeit der großen Uebungen geht er regelmäßig aufs Manöverfeld und sucht sich seine Gemeindeglieder zu Feldgottesdiensten zusammen. Da es katholische Militärkapläne nicht giebt, so ist dies der einzige Gottesdienst, der gefeiert wird, und sammelt oft Hunderte von Hörern. Noch fehlt Capellini eine eigne Kirche in Rom. Ich habe einmal, vor acht Jahren, an sämtliche evangelische Militärgeistliche der deutschen Armee ein Cirkular versandt mit der Bitte, ihre evangelischen Soldaten, Offiziere und Gemeine, dafür zu erwärmen, daß sie ihren italienischen Glaubensgenossen zum Bau einer Militärkirche in Rom behilflich sein möchten. Noch nicht 700 Mk. waren das ganze Ergebnis der Sammlung; doch ist die Gabe von Capellini mit großem Danke angenommen worden. Vor wenigen Tagen erhielt ich wieder ein Schreiben von ihm mit der Bitte um Hilfe für dringendste Bedürfnisse seiner Gemeinde. Sollten aus dem Kreise meiner freundlichen Leser mir Gaben für diesen Zweck gesandt werden, so werde ich sie mit Freuden an den unermüdlichen Mann schicken, der nun wohl schon mehr als 2000 ehemalige Glieder seiner Gemeinde in allen Teilen Italiens zu seinen dankbaren Schülern zählt.

Noch ein andres Bild erlaube ich mir aus Rom vorzuführen. Es ist Freitag nachmittag. Wir stehen am Tiberufer in der Nähe des Vicolo della Renella, auf der rechten Seite der Stadt, d. h. in dem wegen seiner Unsicherheit und der heftigen Leidenschaften seiner Bewohner berüchtigten Trastevere. Die heiße Nachmittagssonne, es ist 2 Uhr, wo der Römer die Kühle seines Hauses gar nicht verläßt, sendet ihre brennenden Strahlen, und wir suchen, obwohl es noch nicht einmal die mörderische Julisonne ist, Schutz vor ihrer Glut. Der Richtung, in welcher auch andre neben uns sich bewegen, folgen wir; bald stehen wir vor einem langen, schmalen Hause, dessen Eingang nur durch einen blau und weiß gestreiften Vorhang gebildet wird. Wir schlagen ihn zurück und treten ein. Aber eine schwüle, drückende, übelriechende Luft dringt uns entgegen; wir möchten umkehren und uns lieber den sengenden Sonnenstrahlen aussetzen, als diese verpestete Atmosphäre einatmen. Aber schon naht sich uns ein anständig gekleideter Mann und führt uns höflich zu einem Stuhle, davon mehrere rechts und links vor einem erhöhten Katheder an der einen Langseite des Raumes stehen. Wir setzen uns nieder und schauen uns um.

Welch ein Anblick bietet sich dar! In langen Reihen vor uns stehen hinter- und nebeneinander schulbankartige Tische mit niedrigen Sitzen, und auf den Sitzen starren uns Gestalten an, wie wir sie vor den Kirchen und auf den Plätzen Roms zu Dutzenden gesehen haben, denen wir nicht gern allein in der Campagna oder in den Wäldern des Apennin begegnen möchten: lauter abgerissene, zerlumpte, widerlich anzuschauende Existenzen, mit blöden oder pfiffigen, mit lauernden oder stumpfgewordenen Gesichtern, Krüppel, Blinde, Lahme mit ihren Krücken zur Seite, Greise mit zottigem, weißem Bart, Elende, denen das Fieber seine ausdörrenden Züge aufs Antlitz gemalt hat; mehrere Hundert solcher Jammergestalten hocken vor uns auf ihren Bänken. Es ist, als hätte Rom seinen ganzen Auswurf hierher geschickt. Wir sind in einer Gemeinde von römischen Bettlern! Da tritt durch einen Vorhang ein Herr im Vollbart, mit schwarzem Rock und weißer Binde ein, geht leichtgrüßend an uns vorüber aufs Katheder, spricht schweigend für sich ein kurzes Gebet, und dann erhebt er sich und mit ihm der ganze Chor der Bettler; strophenweise sagt er ein italienisches Lied vor, ein Harmonium fällt ein, und die Bettlerschaft Roms singt mit zitternder oder volltönender Stimme das Lob des Herrn, der arm wurde, damit wir durch seine Armut reich würden. Ein einfaches Gebet, die Gemeinde setzt sich, der Prediger verliest Matth. 5, 3: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr," und redet dann in lebendigen Zügen von der Seligkeit derer, die weder durch Reichtum noch durch Armut sich abhalten lassen, das eigne geistliche Elend zu erkennen und den Frieden des Himmelreiches sich schenken zu lassen. Nach 12—15 Minuten schließt er mit Amen und beginnt nun durch unermüdliches Vorsprechen und Erklären diesen von aller Schulbildung ledigen Geistern eine Reihe von Kernsprüchen der Schrift einzuprägen, die ihnen durchs Leben helfen sollen. Ein Liedervers mit dem Segen bildet den Schluß der eigentümlichen Feier. Zuletzt kommt der praktische Teil, nämlich für alle, die noch arbeitsfähig sind, der Nachweis, wo sie in der folgenden Woche Beschäftigung finden sollen, um der Bettelei und dem Müßiggange womöglich dauernd entzogen zu werden. Wahrlich ein gesegnetes Werk, dem wir unsre Anerkennung nicht versagen können.

Und nun wollen wir nicht noch weitere Städte Italiens aufsuchen; wir könnten in Neapel, auf Sicilien, auch an der adriatischen Küste noch manche gesegnete Gemeinde begrüßen. Es kam mir aber weniger darauf an, bei unserm Streifzuge möglichst viele Ortschaften zu berühren, als an einigen Gestalten und Gemeindebildern die Art der italienischen Evangelisation anschaulich zu machen. Es genüge, wenn ich noch summarisch mitteile, daß zur Zeit an 302 Stellen Italiens regelmäßig Sonntags und in der Woche evangelische Predigt erschallt; daß 170 festgeordnete kleinere oder größere Gemeinden bestehen, über 300 Männer und Frauen in der Arbeit an Kirche und Schule sind und 6000—7000 Schüler und Schülerinnen die protestantischen Lehranstalten besuchen. Ich meine, daß in diesen Zahlen doch eine gewisse Gewähr

liegt, daß dies ganze Werk noch eine Zukunft hat. Wenn man, nicht ohne ein gewisses Recht, darüber klagt, daß so verschiedene Formen des Protestantismus, Waldenser, Freie Kirche, Baptisten, Darbysten, Methodisten, nebeneinander, zuweilen gegeneinander wirken, so wollen wir doch nicht verkennen, daß dadurch auch eine um so größere Zahl von Arbeitern zur Thätigkeit gerufen wird, die vielleicht sonst brach liegen würden. Je straffer die Uniformität in der alten Kirche war, um so willkommener ist den jungen Protestanten Italiens die neugewonnene größere Freiheit. Auch fehlt es nicht an Einigungsbestrebungen und -erweisen; man beschickt gegenseitig die Synoden, man feiert miteinander regelmäßig die Gebetswoche im Januar und andre gemeinsame Gottesdienste, man hilft sich in der Arbeit untereinander aus.

Was aber alle die verschiedenen Denominationen geistig zusammenhält, das ist das einmütige Bekenntnis zu den Grundthatsachen unsers Heils, wie die Reformatoren sie verkündigt haben. Mit Ausnahme der doch immer unbedeutenderen Lehrunterschiede bezüglich des Sakraments- und des kirchlichen Amtsbegriffs stehen die italienischen Protestanten einhellig und treu zum evangelischen Glauben, zur ewigen Gottheit Christi, zur alleinigen und entscheidenden Bedeutung der heiligen Schrift. Was im 16. Jahrhundert den italienischen Protestantismus zuletzt innerlich erlahmen und ersterben machte, die auf dem Boden des alten italienischen Humanismus erwachsenen socinianischen Ideen von dem ausschließlich menschlichen Ursprung und Werte Christi, davon wollen die heutigen evangelischen Gemeinden Italiens nirgends etwas wissen, und dadurch sind sie stark und den Angriffen ihrer Widersacher gewachsen. An Anerkennung im öffentlichen Leben Italiens fehlt es ihnen nicht, wenn auch der seit Jahrhunderten dort in erschrecklichem Maße heimische Indifferentismus den Sinn für alle religiöse Wahrheit zumal in der Männerwelt fast völlig erstickt hat. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme, spricht der Herr. Nichts ist für den Wahrheitssinn des Menschen verhängnisvoller, als das römische System priesterlicher Bevormundung, wie es in Italien fast unumschränkt bis in die Neuzeit geherrscht hat. Schüttelt ein reifer gewordenes Volk diese klerikalen Fesseln ab, dann wirft es damit auch die Religion selbst von sich und hat kein Verständnis mehr für den Unterschied von Christentum und römischem Kirchentum. Und unter diesem Verhängnisse arbeiten unsre Brüder überall auf romanischem Boden, wo die Kirche des Papstes unumschränkte Herrschaft ausgeübt hat. Dennoch fehlt es nicht an mannigfachen Zeugnissen, daß wohlwollende und ernster gerichtete Gemüter selbst in Italien die Wichtigkeit und erneuernde Kraft evangelischer Verkündigung zu schätzen wissen. Ich will statt vieler andrer Beweise mit den Bemerkungen schließen, mit welchem vor kurzem die verständig und besonnen redigierte Zeitung Libertà den Bericht über die Einweihung einer protestantischen Kirche begleitete:

„Niemand," sagt sie, „wird uns des Mangels an Ehrfurcht gegen die katholische Religion bezichtigen wollen. Aber wir glauben,

daß dieses protestantische Gotteshaus, welches von den Beiträgen der Gläubigen errichtet ist und keine Spur zeigt von eitlem Luxus und äußerem Pomp, in vieler Herzen den Gedanken an eine einfachere Religion als die katholische, an einen thatkräftigeren Glauben wachrufen wird, als den die große Mehrzahl der Katholiken hegt. Unbewußt, aber mit unzweifelhaftem Erfolg, wird diese evangelische Kirche den Wunsch, ja vielleicht die unabweisbare Notwendigkeit einer tiefgreifenden Erneuerung der alten hochgeehrten katholischen Kirche herbeiführen. Wir glauben nicht, daß die Massen auf die Länge dem Einflusse der protestantischen Ideen Widerstand leisten können."

Möchte das Blatt die Wahrheit gesagt haben und möchten wir durch warme und hilfbereite Teilnahme für das wichtige Werk der Evangelisation in Italien die Erfüllung dieser verheißungsvollen Worte herbeizuführen uns angelegen sein lassen. Das walte Gott! Amen.



[illegible]: a. [illegible]
b, [illegible] c, [illegible]
b, [illegible]

c, [illegible] ~~[illegible]~~

[illegible] : a, [illegible]
b, [illegible]
1, [illegible]
2, [illegible]
3, [illegible]
4. [illegible]

4c

